BERNARD CORNWELL



Stonehenge

Historischer Roman



Bernard Cornwell

Stonehenge

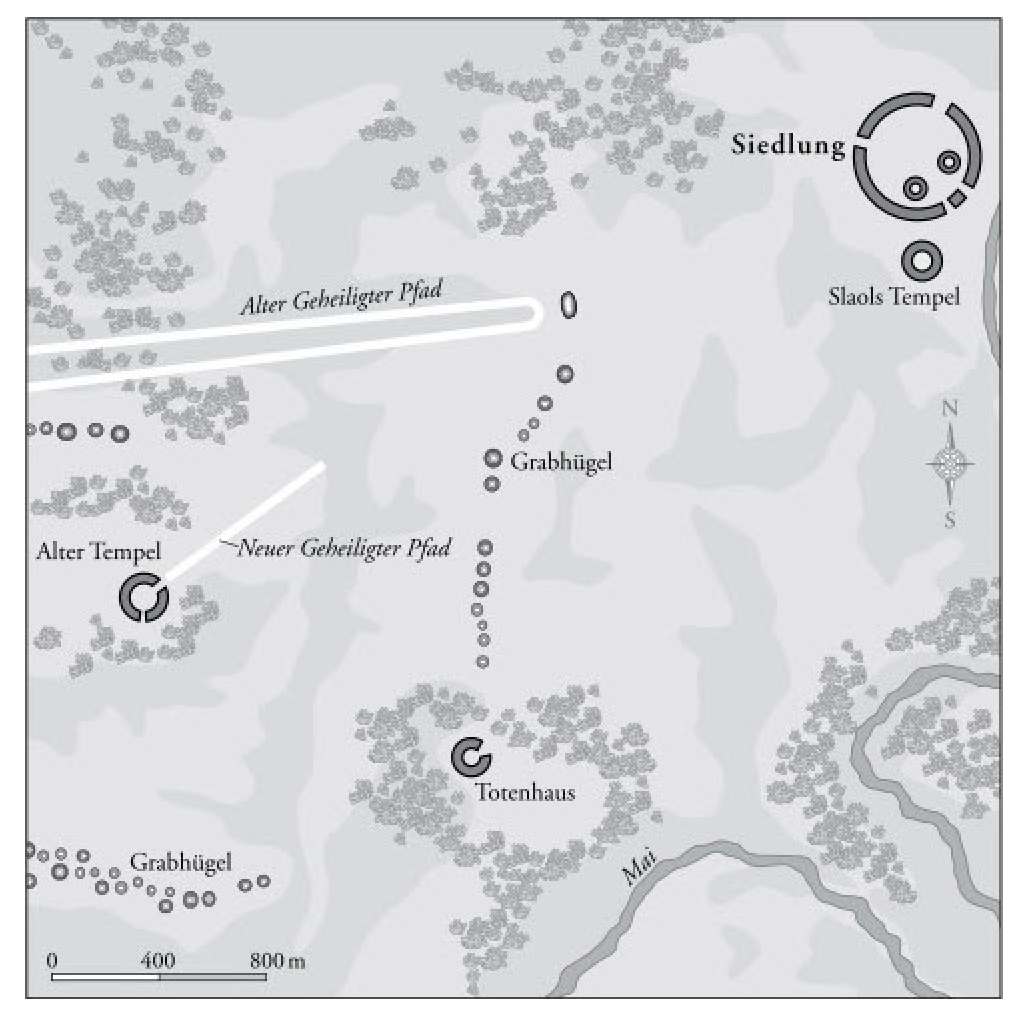


Aus dem Englischen von
Elke Bartels

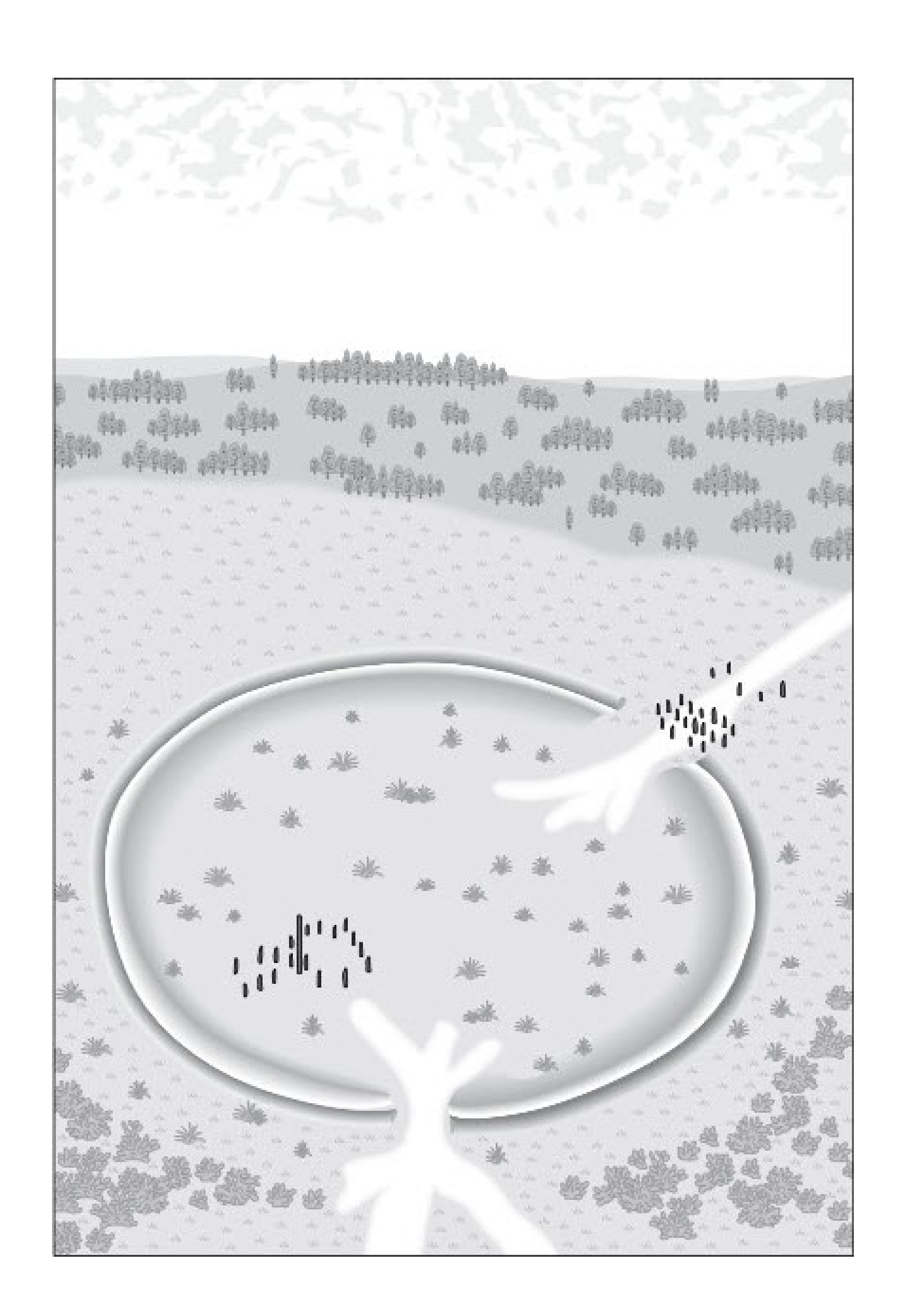
Die Originalausgabe erschien 1999 unter dem Titel
»Stonehenge«

»Die Druidenhaine gibt's nicht mehr — umso besser; Stonehenge dagegen steht noch — aber was, zum Teufel, war es?«

Lord Byron, *Don Juan*
Canto XI, Vers XXV



Karte der Siedlung und der Tempel von Ratharryn, ca. 2000 v. Chr.



Erster Teil



Der Himmelstempel

1. KAPITEL



Die Götter sprechen zu den Menschen durch Zeichen. Ein solches Zeichen kann ein Blatt sein, das im Sommer abfällt, der Schrei eines sterbenden Tieres oder die sich plötzlich kräuselnde Oberfläche eines stillen Gewässers. Auch könnte man dicht über den Boden dahinziehenden Rauch entdecken, einen Riss in der Wolkendecke oder die ungewöhnliche Flugbahn eines Vogels.

Aber an jenem Tag schickten die Götter ein Unwetter. Es war ein gewaltiges Unwetter, ein Sturm, an den die Menschen noch lange denken würden, obwohl sie das Jahr nicht nach diesem Naturereignis benannten. Stattdessen nannten sie es »das Jahr, in dem der Fremde kam«.

Denn an dem Tag des Unwetters traf ein Fremder in Ratharryn ein. Es war an demselben Sommertag, an dem Saban um ein Haar von seinem Halbbruder ermordet worden wäre.

An diesem Tag sprachen die Götter nicht. Sie schrien.

Wie alle Kinder trug auch Saban im Sommer keine Kleidung. Er war sechs Jahre jünger als sein Halbbruder Lengar, und da er noch nicht die Riten durchlaufen und seine Mannhaftigkeit unter Beweis gestellt hatte, war er nicht von Stammestätowierungen oder Kampfnarben gezeichnet. Aber bis zu seiner Zeit der Prüfung lag nur noch ein Jahr vor ihm, und ihr Vater hatte Lengar angewiesen, Saban in den Wald mitzunehmen und ihm zu zeigen, wo sich die Hirsche aufhielten, wo die wilden Keiler lauerten und wo die Wölfe ihren Bau hatten.

Lengar war empört darüber, dass ihm sein Vater diese lästige Aufgabe übertragen hatte; also hatte er seinen Bruder, statt ihn zu unterweisen, durch dorniges Gestrüpp und Dickichte geschleppt, sodass die sonnengebräunte Haut des Jungen aus zahlreichen Kratzwunden blutete. »Du wirst nie ein Mann werden«, höhnte Lengar.

Saban war so vernünftig zu schweigen.

Lengar gehörte seit fünf Jahren zu den Männern — er trug die blauen Narben des Stammes auf der Brust und auf den Armen, die Tätowierungen eines Jägers und Kriegers. Seine Waffe bildete ein Eibenholz-Langbogen, der mit Hornspitzen beschlagen, mit Sehnen bespannt und mit Schweinefett eingerieben war. Sein Gewand bestand aus einem Wolfsfell, das lange schwarze Haar baumelte ihm als mit einem Streifen Fuchsfell zusammengebundener Zopf auf dem Rücken. Er war groß, hatte ein schmales Gesicht und galt als einer der tüchtigsten Jäger des Stammes. Sein Name bedeutete »Wolfsauge«, denn seine Iris spielte leicht ins Gelbliche. Bei seiner Geburt erhielt er bereits einen Namen; aber wie so viele Stammesmitglieder wollte er ab dem Eintritt in das Mannesalter anders heißen.

Auch Saban war groß und hatte langes schwarzes Haar. Sein Name bedeutete »der Wohlgestaltete«, und viele im Stamm hielten ihn für durchaus passend; denn schon jetzt, mit seinen kindlichen zwölf Sommern, versprach Saban ein gut aussehender Bursche zu werden. Stark und

geschmeidig, arbeitete er unermüdlich und lächelte häufig. Was Lengar nur selten tat. »Er hat eine Wolke im Gesicht«, sagten die Frauen von ihm, allerdings lediglich hinter vorgehaltener Hand, denn Lengar würde wahrscheinlich der nächste Clanführer des Stammes werden. Lengar und Saban waren die Söhne von Hengall, dem derzeitigen Clanführer des Volkes von Ratharryn.

Den ganzen Tag über führte Lengar Saban durch den Wald. Sie trafen weder auf Damwild noch auf Wildschweine, Wölfe, Auerochsen oder Bären. Ziellos marschierten sie durch das Unterholz; am Nachmittag dann gelangten sie an den Rand des hoch gelegenen Geländes und sahen, dass eine Wand dicker schwarzer Wolken das gesamte Land im Westen überschattete. Blitze zuckten durch die Finsternis, schlugen in den fernen Wald ein und tauchten die Umgebung sekundenlang in grelles Licht. Lengar hockte sich auf den Boden, eine Hand an seinem polierten Bogen, und beobachtete das sich nähernde Gewitter. Er hätte sich schleunigst auf den Rückweg machen sollen; aber er wollte, dass Saban es mit der Angst zu tun bekam, und deshalb tat er so, als kümmerte ihn die Drohung des Sturmgottes nicht.

Während dieses heraufziehenden Unwetters nun erschien der Fremde auf der Bildfläche.

Er ritt ein kleines graubraunes Pferd, das über und über mit Schweiß bedeckt war. Sein Sattel bestand aus einer zusammengefalteten wollenen Decke, die Zügel waren aus Nesselfasern geflochten, die er kaum brauchte; denn er war verwundet und wirkte vollkommen erschöpft. Deshalb überließ er es seinem Pony, sich einen Weg den Pfad hinaufzubahnen, der sich die steile Böschung emporwand. Der Fremde hielt den Kopf gesenkt, und seine Fersen schleiften fast am Boden entlang. Unter einem wollenen, blau gefärbten Umhang trug er in der rechten Hand einen Bogen, während über seiner linken Schulter ein Lederköcher hing, gefüllt mit Pfeilen, an deren Schäften Federn von Seemöwen und Krähen steckten. Seine kurzen Barthaare

waren schwarz, die in seine Wangen eintätowierten Stammesabzeichen grau.

Lengar flüsterte Saban zu, sich ganz still zu verhalten, dann verfolgte er den Fremden Richtung Osten. Der große Bruder hatte einen Pfeil in seinen Bogen eingespannt; aber der Fremde drehte sich kein einziges Mal nach etwaigen Verfolgern um — daher war Lengar vorerst bereit, den Pfeil auf seiner Bogensehne ruhen zu lassen. Saban fragte sich, ob der Reiter überhaupt noch lebte, denn er hockte so reglos und in sich zusammengesunken auf dem Rücken seines Pferdes wie ein Toter.

Der Mann musste von jenseits der Grenze sein. Selbst Saban konnte das erkennen, da nur die Fremdländischen solche zotteligen Pferdchen ritten und graue Tätowierungen im Gesicht hatten. Das fremdländische Volk war der Feind, dennoch schoss Lengar immer noch nicht seinen Pfeil ab. Er folgte dem Reiter einfach nur, und Saban folgte Lengar, bis der Unbekannte schließlich an den Waldrand gelangte, wo Adlerfarn wuchs. Dort hielt der Mann sein Pferd an und hob den Kopf, um auf die sanft ansteigende Landschaft hinauszustarren, während Lengar und Saban ungesehen hinter ihm im Unterholz kauerten.

Der Fremde erblickte Farngestrüpp und jenseits davon, wo das Erdreich über der darunter liegenden Kreideschicht dünn war, Grasland. Den flachen Kamm des Graslandes sprenkelten Grabhügel. Schweine wühlten im Laub, während auf den Weiden weiße Rinder grasten. Hier schien noch immer die Sonne. Der Fremde verharrte eine ganze Weile dort und hielt nach Feinden Ausschau, die jedoch ausblieben. Weit in der Ferne dehnten sich mit Dornenhecken umgebene Weizenfelder nordwärts, über die jetzt die ersten finsteren Wolken, Vorreiter des Unwetters, ihre Schatten jagten; aber unmittelbar vor ihm war die Landschaft noch von Sonnenlicht überflutet. Vor ihm befand sich Leben, hinter ihm Dunkelheit, und plötzlich stürmte das

kleine Pferd unaufgefordert ins Gestrüpp. Der Reiter ließ sich von ihm tragen.

Das Tier erklomm die sanfte Anhöhe zu den Grabhügeln. Lengar und Saban warteten, bis der Fremde hinter der Horizontlinie verschwunden war, dann schlichen sie ihm nach; und als sie den Kamm des Walls erreichten, kauerten sie sich in die Vertiefung neben einem der Gräber, um festzustellen, dass der Reiter neben dem Alten Tempel angehalten hatte.

Donner grollte in der Ferne, und eine weitere heftige Windbö drückte das Gras nieder, wo das Vieh weidete. Der Fremde glitt zu Boden, durchquerte den mit Unkraut überwucherten Ringgraben des Alten Tempels und verschwand in den Haselnusssträuchern, die dicht innerhalb des geheiligten Kreises wuchsen. Saban nahm an, dass der Mann Zuflucht suchte.

Aber sein Bruder war hinter dem Fremden her, und Lengar neigte nicht dazu, Gnade walten zu lassen.

Das reiterlose Pferd, verängstigt durch den lauten Donner und die großen Rinder, trabte in westlicher Richtung auf den Wald zu. Lengar wartete, bis das Tier zwischen den Bäumen verschwunden war; dann kletterte er aus dem Versteck und rannte zu den Haselnusssträuchern.

Saban folgte ihm und zwar dorthin, wo er in seinen ganzen zwölf Lebensjahren noch niemals gewesen war. Zu dem Alten Tempel.

Früher einmal, vor so unendlich vielen Jahren, dass sich kein Lebender mehr an jene Zeiten erinnern konnte, war der Alte Tempel das größte Heiligtum des Herzlandes gewesen. In jenen Tagen, als die Menschen von weit her gekommen waren, um in den Steinkreisen des Tempels zu tanzen, war der hohe Wall aus kreidehaltiger Erde, der das Heiligtum umgab, so weiß gewesen, dass er im Mondschein leuchtete. Der schimmernde Ring maß einen Durchmesser von hundert Schritten; in den alten Zeiten war die geheiligte Fläche in

seinem Inneren von den Füßen der Tanzenden platt getrampelt worden, während sie das Totenhaus umkreisten, das aus drei Ringen von behauenen Eichenstämmen bestand. Die nackten, glatten Baumstämme waren mit Tierfett eingeölt sowie mit Efeuranken und Stechpalmenzweigen behängt gewesen.

Jetzt überwucherten den Wall dichtes Gras und Unkraut. Kleine Haselbüsche wuchsen in dem Ringgraben, und weitere Haselnusssträucher hatten sich auf der weiten Fläche im Inneren des Walls angesiedelt; aus der Ferne wirkte der Tempel wie ein Wäldchen von Sträuchern und Büschen. Vögel nisteten jetzt dort, wo einst Menschen getanzt hatten. Ein Eichenpfeiler des Totenhauses ragte noch immer über dem Gestrüpp auf; doch der Pfahl stand mittlerweile schief, sein einst glattes Holz war rissig, schwarz verfärbt und dicht mit allerlei Pilzen überwachsen.

Denn die Menschen hatten den Tempel aufgegeben — dennoch vergessen die Götter ihre Heiligtümer nicht. Manchmal, an stillen Tagen, wenn milchige Nebelschwaden über dem Weidegrund lagen oder der riesige Vollmond reglos über dem Kreidering stand, erzitterten die Haselnussblätter, so, als ob ein Windhauch durch das Laub strich. Die Tanzenden waren verschwunden, aber die göttlichen Kräfte konnte man immer noch spüren.

Und jetzt war ein Fremder in das Heiligtum eingedrungen.

Die Götter schrien vor Zorn.

Wolkenschatten verdunkelten die Weide, als Lengar und Saban auf den Alten Tempel zurannten. Saban fror, und er hatte Angst. Lengar fürchtete sich ebenfalls; aber die Fremdländischen waren berühmt für ihren Reichtum, und seine, Lengars, Gier überwog seine Furcht, den Tempel zu betreten.

Der Fremde war durch den Rundgraben gekrochen und den Wall hinaufgeklettert; deshalb eilte Lengar zu dem alten Eingang an der Südseite, wo ein schmaler, erhöhter Fußweg in das überwachsene Innere führte. Hinter dem Fußweg ließ

Lengar sich auf alle viere nieder und kroch durch die Haselnusssträucher. Widerstrebend tat Saban es ihm nach, weil er nicht allein auf der Weide zurückbleiben wollte, wenn sich der Zorn des Sturmgottes entlud.

Zu Lengars Überraschung war der Alte Tempel nicht vollkommen von Gestrüpp überwuchert; denn dort, wo einst das Totenhaus gestanden hatte, erstreckte sich eine gerodete Fläche. Irgendjemand aus dem Stamm musste noch immer den Alten Tempel besuchen, weil das Unkraut gejätet und das Gras mit einem Messer geschnitten worden war und ein einzelner Ochsenschädel in dem verfallenen Totenhaus lag, wo jetzt der Fremde saß, den Rücken gegen den letzten Tempelpfeiler gelehnt. Die Wangen des Mannes waren bleich, seine Augen geschlossen — aber seine Brust hob und senkte sich unter keuchenden, mühsamen Atemzügen. Er trug einen schmalen, langen Keil aus dunklem Stein an der Innenseite seines linken Handgelenks, mit Lederschnüren befestigt. Seine wollenen Beinlinge starrten vor Blut. Der Mann hatte seinen kurzen Bogen und den Köcher mit Pfeilen neben den Ochsenschädel fallen lassen und presste jetzt einen Lederbeutel gegen seinen verletzten Bauch. Drei Tage zuvor war er im Wald aus dem Hinterhalt überfallen worden. Er hatte seine Angreifer nicht gesehen, nur den plötzlichen stechenden Schmerz gespürt, als ein Speer ihn erwischte; dann hatte er seinem Pferd hastig die Fersen in die Flanken gedrückt und sich von ihm aus der Gefahrenzone tragen lassen.

»Ich werde Vater holen«, flüsterte Saban.

»Du wirst nichts dergleichen tun!«, zischte Lengar. Der Verwundete musste sie gehört haben, denn er riss die Augen auf, und sein Gesicht verzerrte sich zu einer gequälten Grimasse, als er sich vorbeugte, um nach seinem Bogen zu greifen. Aber der Schmerz beeinträchtigte den Fremden in seiner Beweglichkeit, und Lengar war sehr viel schneller als er. Er ließ seinen Langbogen fallen, sprang aus seinem Versteck und rannte hinüber zu dem Totenhaus, um mit

einer Hand den Bogen des Fremden an sich zu raffen und mit der anderen dessen Köcher. In seiner Hast kippte er die Pfeile aus, sodass nur noch einer in dem Lederköcher zurückblieb.

Von Westen her ertönte gedämpftes Grollen. Saban erschauerte, voller Angst, dass das Geräusch anschwellen würde, um die Luft mit dem Zorn des Sturmgottes zu erfüllen — aber der Donner verhallte wieder, und danach herrschte tödliche Stille am Himmel.

»Sannas«, sagte der Fremde, dann fügte er ein paar Worte in einer Sprache hinzu, die weder Lengar noch Saban sprachen.

»Sannas?«, fragte Lengar.

»Sannas«, wiederholte der Mann mit Nachdruck. Sannas war die mächtige Zauberin von Cathallo, überall kannte man sie — Saban nahm an, der Fremde wollte von ihr geheilt werden.

Lengar lächelte. »Sannas gehört nicht zu unserem Volk«, erklärte er. »Sannas lebt nördlich von hier.«

Der Fremde verstand Lengars Worte nicht. »Erek«, sagte er, und Saban, der die Szene noch immer vom Gestrüpp aus beobachtete, fragte sich, ob das der Name des Mannes war oder vielleicht der Name seines Gottes. »Erek«, wiederholte der Verwundete matt; doch Lengar, der den einen Pfeil aus dem Köcher des Fremden herausgenommen und in den kurzen Bogen eingespannt hatte, begriff gar nichts. Der Bogen bestand aus schmalen Holzstücken und Geweihsprossen, zusammengeleimt und mit Sehnen bespannt, und Lengars Volk hatte eine solche Waffe nie benutzt. Sie bevorzugten den aus dem Holz der Eibe geschnitzten Langbogen, und der junge Krieger betrachtete die seltsame Waffe voller Neugier. Er zog die Sehne zurück, um ihre Kraft zu prüfen. »Erek!«, schrie der Fremde laut.

»Du bist ein Fremdländischer«, sagte Lengar, »und hast hier nichts zu suchen.« Er zog die Sehne abermals zurück, überrascht von der Spannung in der kurzen Waffe.

»Hol eine Heilerin her. Hol mir Sannas«, bat der Fremde in seiner eigenen Sprache.

»Wenn Sannas hier wäre«, erwiderte Lengar, der nichts außer diesem Namen verstand, »würde ich zuerst sie töten.« Verächtlich spuckte er aus. »Das ist genau das, was ich von Sannas halte. Sie ist eine verschrumpelte alte Hexe, eine Schale böser, giftiger Krötenscheiße, die Menschengestalt angenommen hat!« Er spuckte abermals auf den Boden.

Der Fremde beugte sich vor, hob mühsam die Pfeile auf, die aus seinem Köcher gefallen waren, und fasste sie zu einem Bündel zusammen, das er wie ein Messer in der Hand hielt - als ob er sich damit verteidigen wollte. »Bring mir eine Heilerin«, wiederholte er in seiner Sprache. Donner grollte im Westen, und die Haselnussblätter erzitterten, als eine kalte Windbö über die Hügel fegte, ein weiterer Vorbote des heraufziehenden Unwetters. Erneut blickte der Fremde flehend zu Lengar auf und fand doch keinerlei Mitleid in seinen Augen. Er sah dort einzig Mordlust. »Nein«, krächzte er rau, »nein, bitte nicht!«

Lengar spannte den Bogen. Er stand nur fünf Schritte von dem Fremden entfernt, und der kleine Pfeil traf sein Ziel mit tödlicher Wucht, ließ den Mann ruckartig auf die Seite fallen. Der Pfeil grub sich so tief in das Fleisch, dass nur noch eine Handbreit des schwarz und weiß befiederten Schafts aus der linken Brustseite des Getroffenen herausragte. Saban dachte, der Arme müsse tot sein, weil er eine ganze Weile vollkommen reglos dalag; aber dann glitt das Bündel Pfeile aus seiner Hand, als er sich langsam, sehr langsam in eine sitzende Position hochstemmte. »Bitte«, röchelte er.

»Lengar!« Hastig kroch Saban aus seinem Versteck und kam herbeigerannt. »Lass mich Vater holen!«

»Sei still!« Lengar hatte einen seiner eigenen, schwarzen Pfeile aus dem Köcher genommen und ihn in den kurzen Bogen eingespannt. Er ging auf Saban zu, zielte und grinste breit über den Ausdruck panischer Angst auf dem Gesicht seines Halbbruders.

Der Fremde richtete ebenfalls den Blick auf Saban und sah einen großen, schönen Jungen mit zerzaustem schwarzen Haar und intelligenten, erschrockenen Augen. »Sannas«, flehte er Saban an, »bring mich zu Sannas.«

»Sannas lebt nicht hier«, erwiderte Saban, der nur den Namen der Zauberin verstand.

»Wir leben hier«, verkündete Lengar und ziele erneut auf den Fremden, »aber du bist ein Fremdländischer, und ihr stehlt unser Vieh, macht unsere Frauen zu Sklavinnen und betrügt unsere Händler.« Damit schoss er den zweiten Pfeil ab, und genau wie der erste bohrte er sich mit voller Wucht in die Brust des Fremden, diesmal jedoch in die Rippen seiner rechten Körperseite. Wieder schlug es den Mann zur Seite, und abermals zwang er sich mit äußerster Kraftanstrengung hoch, als ob sein Geist sich weigerte, seinen gequälten Körper zu verlassen.

»Ich kann dir Macht verschaffen«, äußerte er stoßweise, während ein Rinnsal schaumigen, hellroten Blutes aus seinem Mund quoll und in seinen kurzen Bart sickerte. »Macht«, flüsterte er.

Aber Lengar verstand die Sprache des Mannes nicht. Er hatte zwei Pfeile auf ihn abgeschossen, und noch immer weigerte sich der Fremde zu sterben; deshalb hob Lengar seinen Langbogen vom Boden auf, spannte einen Pfeil ein und wandte sich erneut zu seinem Opfer um. Er zog die straff gespannte Sehne zurück und zielte sorgfältig.

Der Fremde schüttelte den Kopf; doch er kannte jetzt sein Schicksal und starrte Lengar unverwandt in die Augen, um ihm zu zeigen, dass er keine Angst vor dem Ende hatte. Er verfluchte seinen Mörder, obwohl er bezweifelte, dass die Götter ihn erhören würden - denn er war ein Dieb und ein Flüchtiger.

Lengar ließ die Bogensehne zurückschnellen, der schwarz befiederte Pfeil traf den Fremden mitten ins Herz. Er musste eigentlich tot sein - dennoch bäumte er sich ein letztes Mal auf, als wollte er die Pfeilspitze aus Feuerstein abwehren;

dann fiel er hintüber, erzitterte einige Herzschläge lang und blieb zuletzt verkrümmt liegen.

Eilends spuckte Lengar in seine rechte Hand und verrieb die Spucke auf der Innenseite seines linken Handgelenks, wo die Bogensehne des Fremden seine Haut gepeitscht und einen brennenden Schmerz hinterlassen hatte; und Saban, der seinen Halbbruder beobachtete, begriff plötzlich, warum der Fremde den schmalen Steinkeil an der Innenseite seines Unterarms trug. Lengar tanzte ein paar Schritte, um seinen Sieg zu feiern, aber gab das rasch auf. Tatsächlich zweifelte er, ob der Mann wirklich tot war; denn er näherte sich dem reglosen Körper sehr vorsichtig und stieß ihn mit dem mit Horn verstärkten Ende seines Bogens an, bevor er hastig zurücksprang, für den Fall, dass der Leichnam plötzlich wieder zum Leben erwachen und sich auf ihn stürzen würde; doch der Fremde rührte sich nicht mehr.

Wieder bewegte sich Lengar vorsichtig auf den Toten zu, riss den Beutel aus dessen leblosen Händen und wich erneut ein paar Schritte zurück. Einen Moment lang starrte er in das aschfahle Gesicht des Leichnams, dann, endlich überzeugt, dass der Geist des Mannes wirklich aus seinem Körper entflohen war, zerrte er hastig an der Lederschnur, die den Beutel verschloss. Er spähte in das Innere, verharrte einen Augenblick abwartend, dann schrie er laut auf vor Freude. Macht! Er hatte Macht bekommen!

Saban, erschrocken über den Aufschrei seines Bruders, wich zurück, dann kam er neugierig wieder näher, als Lengar den Inhalt des Beutels in das Gras neben dem ausgeblichenen Ochsenschädel schüttete. Für Saban sah es so aus, als ob ein Strahl von Sonnenlicht aus dem Lederbeutel glitt.

Im Gras lagen Dutzende von goldenen Rauten, jede ungefähr so groß wie der Daumennagel eines Mannes, und vier größere rautenförmige Schmuckplatten, so groß wie eine Männerhand. Sowohl die großen als auch die kleinen Gegenstände wiesen winzige Bohrlöcher an den schmaleren

Enden auf, sodass sie auf eine Sehne gefädelt oder an ein Kleidungsstück genäht werden konnten; alle bestanden aus dünn gewalzten Goldplatten, in die gerade Linien eingeritzt waren; aber Lengar konnte mit dem Muster nichts anfangen. Ärgerlich riss er Saban eine der kleinen Rauten aus der Hand, die dieser aufzuheben gewagt hatte; dann klaubte er alle Stücke, groß und klein, zusammen und schichtete sie auf einen Haufen. »Weißt du, was das hier ist?«, fragte er seinen jüngeren Bruder und wies auf den Stapel. »Gold«, riet Saban.

»Macht«, erklärte Lengar. Er warf einen Blick auf den Toten. »Weißt du, was man mit Gold machen kann?«

»Es tragen?«, schlug Saban vor.

»Dummkopf! Man kauft Männer damit.« Lengar lehnte sich auf die Fersen zurück. Die Wolkenschatten wurden immer dunkler, und der zunehmende Wind zerrte an den Haselnusssträuchern. »Mit Gold kauft man Speerwerfer«, triumphierte er. »Man kauft Bogenschützen und Krieger! Man kauft Macht!«

Saban schnappte sich eine der kleinen Rauten, dann wich er rasch zur Seite aus, als Lengar sie ihm wegzunehmen versuchte. Der Junge lief über die gerodete Fläche, und da es schien, als würde Lengar ihn nicht jagen, ging er in die Hocke und betrachtete das Stückchen Gold stirnrunzelnd. Es schien ein merkwürdiges Ding zu sein, um Macht damit zu erkaufen. Saban konnte sich vorstellen, dass Männer bereit waren, für Nahrung oder für Töpfe zu arbeiten, für Feuerstein oder für Sklaven oder auch für Bronze, die man zu Messern, Äxten, Schwertern und Speerspitzen hämmerte - aber für dieses helle Metall? Es war nicht hart genug, um zu schneiden, sondern *war* einfach nur da — und dennoch erkannte Saban selbst an diesem bewölkten Tag, wie wundervoll das Metall glänzte. Es glänzte so herrlich, als ob ein Stück der Sonne in seinem Inneren eingeschlossen wäre, und plötzlich schauderte es ihn. Nicht weil er nackt war und

fror, nicht, weil er noch nie zuvor Gold berührt hatte — sondern weil er noch nie ein Stückchen der allmächtigen Sonne in der Hand gehalten hatte. »Wir müssen es zu Vater bringen«, sagte er ehrfürchtig.

»Damit der alte Idiot seinen Schatz damit aufstocken kann?«, meinte Lengar verächtlich. Er ging zu dem Toten zurück und schlug den Umhang über den Pfeilschäften zurück — um zu entdecken, dass die Beinlinge des Fremden an einem Gürtel befestigt waren, dessen Schnalle aus einem dicken Klumpen schweren Goldes bestand, während er noch mehr von den kleinen Rauten an einer Sehne um den Hals trug.

Lengar warf einen verstohlenen Blick auf seinen jüngeren Bruder, leckte sich über die Lippen; dann hob er einen der Pfeile auf, die dem Fremden aus der Hand geglitten waren. Er hielt immer noch seinen Langbogen griffbereit und spannte jetzt den schwarz und weiß befiederten Pfeil in die Sehne ein. Einen Moment starrte er in das Dickicht der Haselnusssträucher, wich ganz bewusst dem Blick seines Halbbruders aus ... doch Saban begriff jäh, was Lengar im Sinn hatte. Wenn Saban entwischte, um ihrem Vater von diesem Schatz zu erzählen, dann würde Lengar das kostbare Gold verlieren oder würde zumindest erbittert darum kämpfen müssen; aber wenn Saban tot aufgefunden werden würde, mit dem schwarz und weiß befiederten Pfeil eines fremdländischen Bogenschützen zwischen den Rippen, dann würde niemand argwöhnen, dass Lengar ihn getötet hatte — es würde auch niemand auf die Idee kommen, dass Lengar einen großen Schatz für seine eigenen Zwecke gestohlen hatte. Das Donnergrollen im Westen wurde deutlich lauter, und der kalte Wind drückte die Wipfel der Bäume flach. Lengar zog die Bogensehne zurück, obwohl er noch immer nicht zu Saban hinschaute. »Sieh dir das hier an!«, schrie Saban auf einmal und hielt die kleine Raute hoch. »Sieh doch nur!«

Lengar lockerte den Druck der Bogensehne ein wenig, als er auf die Raute starrte, und in dem Moment flitzte der Junge davon wie ein Hase, der plötzlich aus dem Gras schießt. Er stürmte durch die Haselnusssträucher und floh quer über den breiten Weg, der zu dem Sonneneingang des Alten Tempels führte. Dort ragten noch mehr verfaulte Holzpfeiler aus dem Boden, genau wie derjenige beim Totenhaus. Er schlug einen Zickzackkurs ein, um den morschen Stümpfen auszuweichen, und gerade als er sich einen Weg zwischen ihnen hindurchbahnte, sirrte Lengars Pfeil dicht an seinem Ohr vorbei.

Ein ohrenbetäubendes Krachen zerriss den Himmel in Fetzen, als der erste Regen herniedertrommelte. Ein greller Blitzstrahl traf den gegenüberliegenden Hang. Saban hetzte weiter, während er sich zwischen den Pfeilern hindurchwand, und er wagte es nicht, sich umzuschauen, ob Lengar ihn verfolgte. Der Regen prasselte stärker und immer stärker vom Himmel, erfüllte die Luft mit seinem bösartigen Tosen, bildete jedoch eine Art schützenden Schirm um den Jungen, als dieser in nordöstlicher Richtung auf die Siedlung zurannte. Er schrie gellend um Hilfe, in der Hoffnung, dass vielleicht noch einer der Hirten auf dem Weidegrund wäre; aber er entdeckte niemanden, bis er die Grabhügel am Rand des Hügels hinter sich gelassen hatte und den schlammigen Pfad zwischen den kleinen Weizenfeldern entlangstürmte, die von dem peitschenden Regen arg in Mitleidenschaft gezogen wurden.

Galeth, Sabans Onkel, und fünf andere Männer waren gerade in die Siedlung zurückgekehrt, als sie die Schreie des Jungen vernahmen. Sie marschierten wieder den Hügel hinauf, und da jagte Saban durch den strömenden Regen herbei, um Hilfe suchend nach dem Hirschledergewand seines Onkels zu greifen. »Was hast du denn, Junge?«, fragte Galeth überrascht.

Saban klammerte sich wie ein Ertrinkender an seinen Onkel. »Er hat versucht, mich zu töten!«, keuchte er. »Er hat

versucht, mich zu töten!«

»Wer?«, drang Galeth in ihn. Er war der jüngste Bruder von Sabans Vater, groß, bärtig und berühmt für seine Kraftakte. Galeth, so hieß es, hatte einst einen ganzen Tempelstützpfeiler hochgestemmt, und nicht etwa einen der kleinen, sondern einen mächtigen Baumstamm, der hoch über den anderen Pfosten aufragte. Wie seine Gefährten, so trug auch Galeth eine Axt mit einer schweren Bronzeklinge, denn sie hatten soeben Bäume gefällt. »Wer hat dich zu töten versucht?«, beharrte er.

»Er!«, schrie Saban und zeigte den Hügel hinauf, wo Lengar erschienen war, seinen Langbogen hochgereckt, in den er einen neuen Pfeil eingespannt hatte.

Lengar blieb stehen. Er sagte nichts, blickte nur auf die Gruppe von Männern, die jetzt seinen Halbbruder schützten. Schweigend nahm er den Pfeil von der Sehne.

Galeth starrte seinen älteren Neffen finster an. »Du hast versucht, deinen eigenen Bruder zu töten?«

Heiser lachte Lengar auf. »Ich doch nicht! Es war ein Fremdländischer, nicht ich.« Langsam kam er den Hügel herunter. Sein schwarzes Haar war klatschnass vom Regen und klebte glatt an seinem Kopf, was ihm ein Furcht einflößendes Aussehen verlieh.

»Ein Fremdländischer?«, fragte Galeth und spuckte schnell auf den Boden, um Unheil abzuwehren. Es gab viele in Ratharryn, die an Stelle von Lengar lieber Galeth als nächsten Clanführer hätten; aber die Rivalität zwischen Onkel und Neffe verblasste neben der Gefahr eines Überfalls durch das feindliche Volk. »Da oben auf der Weide sind Fremdländische?«, fragte Galeth alarmiert.

»Nur der eine«, gab Lengar lässig Auskunft. Er schob den Pfeil des Fremden in seinen Köcher. »Nur der eine«, wiederholte er, »und der ist jetzt tot.«

»Dann kann dir jetzt ja nichts mehr geschehen, Junge«, sagte Galeth zu Saban. »Du bist jetzt sicher.«

»Er hat versucht, mich zu töten«, wiederholte Saban beharrlich, »wegen des Goldes!« Er hielt die kleine Raute als Beweis hoch.

»Gold, wie?«, fragte Galeth, als er dem Jungen das winzige Stück aus der Hand nahm. »Ist es das, was du da hast? Gold? Wir sollten es besser deinem Vater bringen.«

Lengar warf Saban einen hasserfüllten Blick zu, aber jetzt war es zu spät. Saban hatte den Schatz gesehen sowie den Mordanschlag überlebt, und deshalb würde ihr Vater von dem Gold erfahren. Grimmig spuckte Lengar auf den Boden, dann machte er kehrt und floh wieder den Hügel hinauf. Er verschwand im Regen, riskierte den Zorn des Sturmgottes, um den Rest des Goldes für sich zu retten.

Das war der Tag des Unwetters, an dem der Fremde Zuflucht in dem Alten Tempel suchte, der Tag, an dem Lengar Saban zu töten versuchte, und der Tag, an dem sich die Welt von Ratharryn grundlegend änderte.

In jener Nacht wütete der Sturmgott auf der Erde. Sintflutartige Regenfälle drückten das Getreide platt und verwandelten die Hügelpfade in reißende Bäche. Sie überfluteten die Marschgebiete nördlich von Ratharryn;

der Fluss Mai trat über seine Ufer, schwemmte umgestürzte Bäume aus dem steilen Tal, das sich durch das höher gelegene Gelände wand, bis es die große Schleife erreichte, wo Ratharryn erbaut war. Das Wasser in den Gräben von Ratharryn trat über die Ufer, der Sturm rüttelte an den Reetdächern der Hütten und heulte um die Holzpfeiler der Tempelkreise.

Keiner wusste, wann die ersten Menschen in das Gebiet am Fluss gekommen waren oder wie sie entdeckt hatten, dass Arryn der Gott des Tales war. Dennoch musste sich Arryn diesen Menschen offenbart haben, denn sie benannten ihr neues Zuhause nach ihm und bebauten die Hügel um sein Tal herum mit Tempeln. Es waren schlichte Weihestätten, nichts weiter als Lichtungen im Wald, wo man einen Kreis

aus Baumstämmen hatte stehen lassen; und jahrelang - niemand wusste, wie viele Jahre lang - pflegten die Stammesmitglieder den Waldpfaden zu jenen Baumkreisen zu folgen, wo sie die Götter um Schutz anflehten. Im Laufe der Zeit rodete Arryns Volk den größten Teil der Wälder, fällte Eichen und Ulmen, Eschen und Haselnussbäume, baute Roggen oder Weizen auf den kleinen Feldern an. Sie fingen Fische in dem Fluss, der Arryns Gemahlin Mai geweiht war; sie hüteten Rinder auf den Weiden und Schweine in den Waldungen; die jungen Männer des Stammes jagten Wildschweine und Damwild, Auerochsen, Bären und Wölfe in den Urwäldern, die jetzt hinter den Tempeln zurückgedrängt lagen.

Die ersten Tempel zerfielen, neue wurden erbaut, und mit der Zeit wurden auch die neuen wieder alt und morsch; dennoch blieben es weiterhin Ringe aus Baumstämmen, obwohl die äußeren Ringe nun aus glatten, behauenen Holzpfählen bestanden, die innerhalb eines Walles und eines Rundgrabens errichtet wurden, welche einen größeren Kreis um den Ring aus Stämmen bildeten. Immer handelte es sich um Kreise, denn das Leben war ein in sich geschlossener Kreis, und der Himmel war ein Kreis, und der Rand der Welt war ein Kreis, und vor allem die Sonne - auch der Mond wuchs zu einem Kreis an, und das war der Grund, warum die Tempel bei Cathallo und Drewenna, bei Maden und Ratharryn, ja sogar in fast allen über das Land verstreuten Siedlungen kreisförmig angelegt wurden.

Cathallo und Ratharryn galten als die Zwillingsstämme des Herzlandes. Sie waren durch Blutsverwandtschaft miteinander verbunden und so eifersüchtig wie zwei Ehefrauen. Ein Vorteil für den einen Stamm stellte einen Affront für den anderen dar, und in jener Nacht brütete Hengall, Clanführer des Volkes in Ratharryn, über dem Gold der Fremdländischen. Er hatte darauf gewartet, dass Lengar ihm den Schatz bringen würde und obwohl Lengar tatsächlich mit einem Lederbeutel nach Ratharryn

zurückkehrte, betrat er nicht die Hütte seines Vaters. Als Hengall einen Sklaven zu seinem Sohn schickte, mit dem Befehl, ihm unverzüglich die Schätze zu übergeben, hatte Lengar ihm erklärt, dass er zu erschöpft sei, um zu gehorchen. Deshalb fragte Hengall jetzt den Hohepriester des Stammes um Rat.

»Er will dich herausfordern«, verkündete Hirac.

»Söhne sollen ihre Väter herausfordern«, erwiderte Hengall. Der Clanführer war ein großer, stämmiger Mann mit einem narbenbedeckten Gesicht. Seine Haut war wie die der meisten Leute dunkel vor eingedrungenem Ruß und Schmutz, Schweiß und Rauch. Unter der Schmutzschicht wiesen seine Arme zahllose blaue Male auf, die bezeugten, wie viele Feinde er im Kampf getötet hatte. Sein Name bedeutete schlicht »Der Krieger«, obwohl Hengall den Frieden weitaus mehr liebte als Krieg.

Der sehr viel ältere Hirac war mager, sein weißer Bart ziemlich schütter, seine Gelenke schmerzten. Hengall mochte zwar der Anführer des Stammes sein, aber Hirac sprach mit den Göttern, und deshalb hörte jeder auf seinen Rat. »Lengar wird dich bekämpfen«, warnte Hirac den Clanführer.

»Das wird er nicht.«

»Er könnte es aber tun, er ist jung und stark«, erwiderte Hirac. Der Priester war nackt, seine Haut bedeckte eine getrocknete Schicht aus Kreide und Wasser, in die eine seiner Ehefrauen mit den Fingerspitzen spiralförmige Muster eingezeichnet hatte. Um den Hals trug er eine Lederschnur mit einem aufgefädelten Eichhörnchenschädel, während sich um seine Taille ein Gürtel aus Nussschalen und Bärenzähnen schlang. Sein Haar und der Bart waren dick mit rötlichem Schlamm eingeschmiert, der in der starken Hitze von Hengalls Feuer allmählich trocknete und rissig wurde.

»Und ich bin alt und stark«, knurrte Hengall, »wenn er mich bekämpft, werde ich ihn töten.«

»Wenn du ihn tötest«, zischte Hirac, »dann wirst du nur noch zwei Söhne haben.«

»Nur noch einen«, fauchte Hengall, und er sah den Hohepriester finster an, weil er es gar nicht leiden konnte, daran erinnert zu werden, wie wenig Söhne er gezeugt hatte. Kital, Clanführer des Stammes bei Cathallo, besaß acht Söhne; Ossaya, der der Clanführer von Maden gewesen war, bevor Kital den Ort erobert hatte, hatte sechs gezeugt; und Melak, Clanführer der Leute von Drewenna, sogar elf. Deshalb schämte Hengall sich, dass er nur drei Söhne gezeugt hatte, und als noch größere Schande empfand er die Tatsache, dass einer dieser Söhne ein Krüppel war. Natürlich hatte er auch Töchter gezeugt, und einige von ihnen waren am Leben geblieben, aber Töchter konnte man nicht mit Söhnen vergleichen. Und seinen zweiten Sohn, den verkrüppelten Jungen, den stammelnden Schwachsinnigen namens Camaban, wollte er nicht als sein eigen Fleisch und Blut gelten lassen. Lengar erkannte er an und Saban ebenfalls, aber nicht den mittleren.

»Außerdem wird Lengar mich nicht zum Kampf herausfordern«, fuhr Hengall fort. »Das wird er nicht wagen.«

»Er ist kein Feigling«, warnte der Priester.

Hengall lächelte. »Nein, das ist er nicht; aber er kämpft nur dann, wenn er weiß, dass er siegt. Das ist der Grund, warum er ein guter Clanführer sein wird, wenn er überlebt.«

Der Priester hockte neben dem Mittelpfosten der Hütte. Zwischen seinen Knien lag ein Haufen dünner Knochen: die Rippen eines Kindes, das im vergangenen Winter gestorben war. Er stocherte mit einem langen, kreidebeschmierten Finger in den Knochen herum und schob sie zu willkürlichen Mustern zusammen, die er mit schief geneigtem Kopf betrachtete. »Sannas wird das Gold haben wollen«, murmelte er nach einer Weile; dann legte er eine Pause ein, um diese Feststellung wirken zu lassen. Genau wie jeder andere Sterbliche, so hatte auch Hengall einen

Heidenrespekt vor der Zauberin von Cathallo; aber er schien den Gedanken mit einem Achselzucken abzutun. »Und Kital hat viele Speerwerfer«, fügte Hirac als weitere Warnung hinzu.

Hengall stieß den Priester an und brachte ihn aus dem Gleichgewicht. »Die Speere lass nur meine Sorge sein, Hirac. Sag mir lieber, was das Gold zu bedeuten hat. Warum ist es hierher gekommen? Wer hat es geschickt? Was soll ich damit machen?«

Der Priester sah sich in der großen Hütte um. Auf einer Seite hing ein Ledervorhang, um die Sklavinnen abzuschirmen, die Hengalls neue Ehefrau bedienten. Hirac wusste, dass bereits ein großer Schatz in der Hütte verborgen war, unter dem Fußboden vergraben oder unter einem Stapel von Fellen versteckt. Hengall hatte schon immer gehortet, niemals verschwendet. »Wenn du das Gold behältst«, orakelte Hirac, »dann werden andere es dir wegzunehmen trachten. Dies ist kein gewöhnliches Gold.«

»Wir wissen doch gar nicht, ob es das Gold von Sarmennyn ist«, wandte Hengall ein, wenn auch ohne große Überzeugung.

»Doch, das ist es«, beharrte Hirac und wies auf die eine kleine Raute, die Saban mitgebracht hatte und die jetzt zwischen ihnen auf dem festgestampften Lehmboden schimmerte. Sarmennyn war ein fremdes Land, viele Meilen weiter westlich, und seit den vergangenen beiden Monaten machten zahlreiche Gerüchte die Runde, dass die Bewohner von Sarmennyn einen großen Schatz verloren hätten. »Saban hat den Schatz gesehen«, fuhr Hirac fort, »und es ist das fremdländische Gold, und die Fremdländischen beten Slaol an, obwohl sie ihn anders nennen ...« Er hielt inne, während er sich an den Namen zu erinnern versuchte, aber er wollte ihm nicht einfallen. Slaol war der Gott der Sonne, ein mächtiger Gott, der jedoch in Lahanna, der Göttin des Mondes, eine ebenbürtige Rivalin hatte; und die beiden, einstmals Liebende, hatten sich inzwischen entfremdet. Das

war die Rivalität, die Ratharryn beherrschte und die jede Entscheidung quälend machte; denn eine Geste an den einen Gott verärgerte den anderen, und Hiracs Aufgabe bestand darin, alle rivalisierenden Götter — nicht nur die Sonne und den Mond, sondern auch den Wind und die Erde, den Fluss und die Bäume, die wilden Tiere und das Gras und das Farnkraut und den Regen, alle die unzähligen Götter und Geister und unsichtbaren Mächte - zufrieden zu stellen.

Der Priester hob die kleine goldene Raute vom Boden auf. »Slaol hat uns das Gold geschickt«, begann er von neuem, »und Gold ist Slaols Metall - aber die Raute ist Lahannas Symbol.«

Hengall zischte: »Willst du damit sagen, dass das Gold Lahanna gehört?«

Hirac blieb eine ganze Weile stumm. Der Clanführer wartete. Es war die Aufgabe des Hohepriesters, die Bedeutung seltsamer Ereignisse zu ermitteln . obwohl Hengall sein Bestes tun würde, um diese Auslegung zum Vorteil des Stammes zu beeinflussen. »Slaol hätte das Gold in Sarmennyn lassen können«, sagte Hirac schließlich. »Aber das hat er nicht getan. Also sind es die Leute dort, die den Verlust erleiden. Dass das Gold hierher gekommen ist, ist kein schlechtes Omen.«

»Gut«, grunzte Hengall.

»Andererseits«, gab Hirac zu bedenken, »sagt uns die Form des Goldes, dass es einst Lahanna gehört hat, und ich glaube, sie wollte es sich zurückholen. Hat Saban nicht gesagt, der Fremde hätte nach Sannas gefragt?«

»Doch, das hat er.«

»Und Sannas verehrt Lahanna mehr als alle anderen Götter«, fasste der Priester zusammen, »also muss Slaol uns das Gold geschickt haben, um zu verhindern, dass es in ihre Hände gelangt. Aber Lahanna wird eifersüchtig sein und von uns eine Gegengabe wollen.«

»Ein Opfer?«, fragte Hengall argwöhnisch.

Der Priester nickte, und Hengall zog ein finsteres Gesicht, während er bei sich überschlug, wie viele Rinder der Priester in Lahannas Tempel würde schlachten wollen; aber Hirac schwebte keine solche Plünderung des Stammesvermögens vor. Das Gold war wichtig, sein Auftauchen außergewöhnlich, und der Dank dafür musste entsprechend großzügig ausfallen. »Die Göttin wird eine Seele wünschen«, teilte der Hohepriester ihm mit.

Hengalls Miene hellte sich wieder auf, als ihm klar wurde, dass sein Vieh sicher war. »Du kannst ja diesen Trottel Camaban nehmen«, bot der Clanführer seinen verstoßenen zweiten Sohn an. »Mach ihn nützlich, schlag ihm den Schädel ein!«

Hirac lehnte sich auf die Fersen zurück, die Augen halb geschlossen. »Er ist von Lahanna gezeichnet«, erwiderte er ruhig. Camaban kam mit einem halbmondförmigen Muttermal auf dem Bauch zur Welt, und der Halbmond war, genau wie die Raute, eine dem Mond geweihte Form. »Lahanna könnte zornig werden, wenn wir ihn töten.«

»Vielleicht würde sie sich über seine Gesellschaft freuen?«, schlug Hengall listig vor. »Vielleicht ist das der Grund, warum sie ihn gezeichnet hat? Damit er zu ihr geschickt wird?«

»Das könnte durchaus zutreffen«, räumte Hirac ein, und der Gedanke ermutigte ihn, eine Entscheidung zu treffen. »Wir werden das Gold behalten«, erklärte er, »und Lahanna mit der Seele von Camaban versöhnlich stimmen.«

»Gut«, willigte Hengall ein. Er wandte sich zu dem Ledervorhang um und rief einen Namen. Ein Sklavenmädchen kam demütig herbeigeschlichen und trat in den Lichtschein des Feuers. »Wenn ich morgen mit Lengar zu kämpfen habe«, sagte der Clanführer zu dem Hohepriester, »dann sollte ich jetzt besser einen weiteren Sohn zeugen.« Er winkte das Mädchen zu dem Stapel von Fellen, der ihm als Lagerstatt diente.

Der Hohepriester sammelte die Kinderknochen wieder ein, dann eilte er durch den ständig zunehmenden Regen, der die Kreide von seiner Haut wusch, zu seiner eigenen Hütte zurück.

Der Sturm tobte weiter. Blitze zuckten auf die Erde herab, machten die Welt kohlrabenschwarz und kreideweiß. Die Götter brüllten vor Zorn, und die Menschen konnten sich nur ducken.

2. KAPITEL



Saban fürchtete sich davor, schlafen zu gehen; nicht deshalb, weil der Sturmgott auf die Erde einhämmerte, sondern weil er dachte, Lengar könnte in der Nacht zu ihm kommen, um Rache zu nehmen. Aber sein älterer Bruder ließ ihn in Ruhe, und im Morgengrauen kroch Saban aus der Hütte seiner Mutter in einen kalten und feuchten Wind hinaus. Die letzten Reste des Sturms wirbelten die frühmorgendlichen Nebelschwaden innerhalb des hohen Erdwalls auf, der die Siedlung umgab, während die Sonne ihr Antlitz hinter Wolken verbarg und nur gelegentlich als matte Scheibe in dem dunstigen Grau zu erkennen war. Ein reetgedecktes Dach, durchtränkt von Regen, war in der Nacht zusammengebrochen, und die Stammesmitglieder wunderten sich darüber, dass die Familie nicht von dem einstürzenden Dach erschlagen worden war. Ein Strom von Frauen und Sklavinnen wanderte über den südlichen Uferdamm, um Wasser aus dem angeschwollenen Fluss zu schöpfen, während Kinder die gefüllten Nachttöpfe zu den Sammelgruben der Lohgerber brachten, die ebenfalls

überflutet waren; aber alle kehrten in großer Eile wieder zurück, eifrig darauf bedacht, nicht die Konfrontation zwischen Lengar und seinem Vater zu verpassen. Selbst die Leute, die jenseits des großen Schutzwalls in den Hütten auf dem höher gelegenen Gelände lebten, hatten die Neuigkeit gehört und fanden plötzlich einen Grund, um sich an diesem Morgen nach Ratharryn zu begeben. Lengar hatte das fremdländische Gold gefunden, Hengall wollte es haben, und einer der beiden musste die Oberhand gewinnen.

Hengall erschien als Erster. Er kam aus seiner Hütte, in einen langen Umhang aus Bärenfell gehüllt, und schlenderte machtbewusst durch die Siedlung. Er begrüßte Saban, indem er ihm das Haar verwuschelte, dann sprach er mit den Priestern über das Problem, einen der großen Pfeiler des Tempels von Lahanna zu ersetzen, und danach saß er auf einem Hocker vor seiner Hütte und hörte sich die besorgten Schilderungen der Schäden an, die das nächtliche Unwetter auf den Weizenfeldern angerichtet hatte. »Wir können jederzeit Getreide kaufen«, verkündete Hengall mit lauter Stimme, sodass ihn möglichst viele Stammesmitglieder hören konnten. »Es gibt zwar diejenigen, die sagen, dass das Vermögen, das in meiner Hütte versteckt ist, für Waffen ausgegeben werden sollte — aber es würde uns besser dienen, wenn wir Getreide dafür kaufen. Und wir haben Schweine zu essen, Regen tötet auch nicht die Fische im Fluss. Wir werden also nicht verhungern.« Er öffnete seinen Umhang, klatschte sich auf seinen dicken nackten Bauch. »Und ich werde dieses Jahr nicht zusammenschrumpfen.« Die Leute lachten.

Gleich darauf traf Galeth mit einem halben Dutzend Männern ein und hockte sich neben die Hütte seines Bruders. Alle waren mit Speeren bewaffnet, und Hengall erkannte, dass sie gekommen waren, ihn zu unterstützen; aber er erwähnte den bevorstehenden Kampf mit keinem Wort. Stattdessen fragte er Galeth, ob er eine genügend

große Eiche gefunden habe, um den vermoderten Pfeiler in Lahannas Tempel zu ersetzen.

»Wir haben eine gefunden«, bestätigte Galeth, »aber sie nicht gefällt .«

»Ihr habt sie nicht gefällt?«

»Es war schon spät am Tag, und wir hatten unsere Äxte nicht geschliffen.«

Hengall grinste. »Dennoch ist deine Frau schwanger, wie ich hörte?«

Galeth lächelte schüchtern. Seine erste Ehefrau war vor einem Jahr gestorben und hatte ihn mit einem Sohn zurückgelassen, der ein Jahr jünger als Saban war; gerade hatte er sich eine neue Frau genommen. »Richtig, das ist sie«, gestand er.

»Dann ist ja wenigstens eine deiner Klingen scharf«, bemerkte Hengall und rief damit noch mehr Gelächter hervor.

Das Gelächter erstarb jedoch abrupt, denn Lengar wählte genau diesen Moment, um aus seiner Hütte zu treten, und in dem grauen, wolkenverhangenen Morgen leuchtete er wie die Sonne selbst. Ralla, seine Mutter und Hengalls älteste Ehefrau, musste die ganze sturmgepeitschte Nacht hindurch aufgeblieben sein, um die kleinen Goldrauten auf Sehnen aufzufädeln, sodass ihr Sohn sie als Halsketten tragen konnte; anschließend hatte sie die vier großen goldenen Rauten auf sein Hirschlederhemd genäht, über dem er den Gürtel des Fremden mit der massiven Goldschnalle trug. Ein Dutzend junger Krieger, allesamt Lengars engste Jagdgefährten, folgte ihm, und hinter dieser mit Speeren bewaffneten Truppe hatte sich eine Gruppe schlammbeschmierter Kinder eingefunden, die aufgeregt mit Stöcken herumfuchtelten, in Nachahmung des Jagdspeeres in Lengars Hand.

Zuerst beachtete Lengar seinen Vater überhaupt nicht. Stattdessen marschierte er hoch erhobenen Hauptes zwischen den Hütten vorwärts, an den beiden Tempeln

vorbei, die innerhalb des Schutzwalls standen, dann hinauf zu den Hütten der Töpfer und den Gerbergruben im Norden der Einfriedung. Seine Gefolgsleute schlugen klirrend ihre Speere aneinander, und hinter ihm sammelten sich mehr und mehr Menschen, sodass er sein Gefolge erregter Anhänger schließlich auf einem verschlungenen Pfad durch die Siedlung führte, der sich zwischen den regendurchweichten Reetdächern der niedrigen Rundhütten dahinwand. Erst nachdem er zweimal durch die Siedlung gezogen war, kehrte er zu der von seinem Vater bestimmten Stelle zurück.

Hengall erhob sich von seinem Hocker, als sein Sohn näher kam. Er hatte Lengar seinen Triumphzug auskosten lassen; jetzt stand er auf und schüttelte den Bärenfellumhang von den Schultern, warf ihn mit der Fellseite nach unten in den Schlamm zu seinen Füßen. Er wischte sich die Feuchtigkeit des Sprühregens mit den Enden seines langen Bartes aus den Augen, dann wartete er barbrüstig, damit alle Bewohner von Ratharryn sehen konnten, wie dicht sich die blauen Symbole getöteter Feinde auf seiner Haut drängten. Schweigend stand er da, während der Wind sein struppiges schwarzes Haar zauste.

Lengar blieb seinem Vater gegenüber stehen. Er war so groß wie Hengall, aber nicht so stämmig und muskulös. In einem Kampf würde er sich wahrscheinlich als der Schnellere und Behändere erweisen, während Hengall der Stärkere sein könnte; dennoch zeigte Hengall keine Furcht vor dieser Begegnung. Stattdessen gähnte er nur, dann nickte er seinem ältesten Sohn zu. »Du hast das Gold des Fremden gebracht«, sagte er. »Das ist gut.« Er wies auf den Umhang aus Bärenfell, der zwischen ihnen auf dem Boden lag. »Leg alles dorthin, Sohn!«

Lengar versteifte sich. Die meisten der anwesenden Stammesmitglieder glaubten, er würde kämpfen, denn seine Augen ließen seine ausgeprägte Vorliebe für Gewalttätigkeit erkennen, die an Wahnsinn grenzte; aber der Blick seines

Vaters war ruhig und unverwandt, und Lengar zog es vor, zu diskutieren, statt mit seinem Speer zuzustoßen. »Wenn ein Mann ein Geweih in den Wäldern findet«, verlangte er zu wissen, »muss er es dann seinem Vater übergeben?« Er sprach laut genug, dass die Menschenmenge ihn hören konnte. Die Leute hatten sich zwischen den nahe gelegenen Hütten versammelt und Platz für den Kampf freigelassen - eine ganze Reihe von ihnen bekundete jetzt Zustimmung für Lengars Vergleich durch laute Rufe. »Oder wenn ich den Honig der wilden Bienen finde«, fragte Lengar, ermutigt durch ihre Unterstützung, »muss ich die Stiche ertragen und den Honig dann meinem Vater aushändigen?«

»Ja«, erwiderte Hengall, dann gähnte er erneut. »In den Umhang damit, Junge!«

»Ein Krieger kommt in unser Land«, rief Lengar, »ein feindlicher Fremdländischer, und er hat Gold bei sich. Ich töte den Fremden und nehme sein Gold. Gehört es dann nicht mir?« Ein paar Leute in der Menge riefen, dass das Gold tatsächlich ihm gehöre; aber es waren nicht mehr ganz so viele wie zuvor. Hengalls große, massige Gestalt und seine Miene von unerschütterlicher Gelassenheit schüchterten sie durchaus ein.

Der Clanführer kramte in einem Beutel, der an seinem Gürtel hing, und zog die kleine goldene Raute hervor, die Saban aus dem Alten Tempel mitgebracht hatte. Er ließ das Stückchen Gold auf den Umhang fallen. »Und jetzt leg den Rest dazu«, befahl er.

»Das Gold gehört mir!«, widersprach Lengar beharrlich, und diesmal traten nur Ralla, seine Mutter, und Jegar, einer seiner engsten Freunde, für ihn ein. Jegar war ein kleiner, drahtiger Mann, genauso alt wie Lengar, aber schon jetzt einer der größten Krieger des Stammes. Im Kampf tötete er mit einer Inbrunst, die Lengars Lust am Töten in nichts nachstand; auch jetzt brannte er auf einen Kampf, aber keiner von Lengars anderen Jagdgefährten hatte sonderliche Lust, sich mit Hengall anzulegen. Trotzdem verließen sie sich

darauf, dass Lengar die Auseinandersetzung gewinnen würde, und es schien, als wollte er das mit Gewalt erreichen, denn plötzlich hob er seinen Speer; doch statt mit der Klinge zuzustoßen, hielt er ihn hoch über seinem Kopf, um seinen Worten noch mehr Nachdruck zu verleihen. »Ich habe das Gold gefunden! Ich habe für das Gold getötet! Das Gold ist zu mir gekommen! Und soll es jetzt etwa in der Hütte meines Vaters versteckt werden? Soll es dort Staub ansammeln?« Diese kleine Rede rief verständnisvolles Gemurmel hervor, denn viele in Ratharryn ärgerten sich über die Art, wie Hengall Schätze hortete. In Drewenna oder Cathallo belohnte der Clanführer seine Krieger mit Bronze, er schmückte seine Frauen mit glänzendem Metall, und er baute große Tempel — aber Hengall lagerte die Reichtümer von Ratharryn in seiner Hütte.

»Was würdest du denn mit dem Gold anfangen?«, warf Galeth ein. Er stand jetzt aufrecht da und hatte seinen langen Zopf gelöst; sein Haar hing wie eine schwarze, zottelige Mähne um sein Gesicht, was ihm das Aussehen eines Kriegers verlieh, der im Begriff war, sich in die Schlacht zu stürzen. Seine Speerklinge war auf Lengar gerichtet. »Sag uns, Neffe«, fragte er mit weithin schallender Stimme, »was wirst du mit dem Gold tun?«

Jegar hob seinen Speer, um Galeth' Herausforderung zu begegnen, aber Lengar drückte die Speerspitze seines Freundes auf den Boden. »Mit diesem Gold hier«, rief er und klopfte auf die goldenen Rauten auf seiner Brust, »sollten wir Krieger und Speerkämpfer und Bogenschützen anheuern, um Cathallo ein für alle Mal ein Ende zu bereiten!« Jetzt erhoben sich die Stimmen, die ihn schon zuvor unterstützt hatten, erneut beipflichtend, denn es gab viele in Ratharryn, die Cathallos wachsende Macht fürchteten. Erst im vergangenen Sommer hatten die Krieger von Cathallo die Siedlung Maden erobert, die zwischen Ratharryn und Cathallo lag; nun verging kaum eine Woche, ohne dass Cathallos Krieger auch in Hengalls Gebiet

einfielen und das Land nach Rindern oder Schweinen abkämmten; viele im Stamm nahmen es Hengall übel, dass er anscheinend nichts plante, um den räuberischen Überfällen einen Riegel vorzuschieben.

»Es gab einmal eine Zeit, als Cathallo uns Tribut zollte!«, schrie Lengar jetzt, ermutigt durch die Unterstützung der Menge. »Als ihre Frauen kamen, um vor unseren Tempeln zu tanzen! Jetzt ducken wir uns ängstlich, wann immer sich ein Krieger von Cathallo blicken lässt! Wir kriechen vor diesem widerlichen Miststück Sannas! Und das Gold und die Bronze und der Bernstein, die uns befreien könnten, wo sind die? Und wo wird dieses Gold hier verschwinden, wenn ich es hergebe? Dort!« Mit diesem letzten Wort wandte er sich um und zeigte mit seinem Speer anklagend auf seinen Vater. »Und was wird Hengall mit dem Gold tun?«, fragte Lengar. »Er wird es in der Erde vergraben! Gold für die Maulwürfe! Kostbares Metall für die Würmer! Schätze für die Engerlinge! Wir scharren im Boden nach Feuerstein, und dabei haben wir die ganze Zeit über Gold!«

Traurig schüttelte Hengall den Kopf. Die Menge, die Lengars letzte Worte mit lautem Beifall quittiert hatte, verstummte und wartete auf den Kampfbeginn. Lengars Männer mussten geglaubt haben, dass der Augenblick nahe war, denn sie nahmen all ihren Mut zusammen und schlossen mit erhobenen Waffen hinter ihrem Anführer auf. Jegar tanzte erregt hin und her, die Zähne gefletscht, seine Speerspitze auf Hengalls Bauch gerichtet. Galeth trat näher an Hengall heran, bereit, seinen Bruder zu verteidigen, aber Hengall winkte ihn fort; dann wandte er sich um, beugte sich vor und zog seinen Streitkolben aus seinem Versteck unter dem tief herabgezogenen Reetdach seiner Hütte. Der Streitkolben war eine Keule aus Eiche, so dick wie der Unterarm eines Kriegers, und endete in einem unförmigen Klumpen aus grauem Stein, der einem erwachsenen Mann so mühelos den Schädel zertrümmern konnte, als wäre er ein Zaunkönigei. Hengall wog die schwere Keule in der

Hand, dann wies er mit einer Kopfbewegung auf den Umhang aus Bärenfell. »Den ganzen Schatz, Junge«, wiederholte er, wobei er seinen Sohn absichtlich beleidigte, »sämtliches Gold auf den Umhang!«

Lengar starrte ihn an. Der Speer hatte eine größere Reichweite als die Keule; aber wenn er mit seinem ersten Stoß sein Ziel verfehlte, dann würde ihn die Keule des Vaters vernichten. Deshalb zögerte Lengar, aber Jegar drängte an ihm vorbei, bereit, den Clanführer anzugreifen. Hengall zeigte mit seinem Streitkolben auf Jegar. »Ich habe deinen Vater getötet, Junge«, schnauzte er, »als er mich zum Kampf um die Clanführerswürde herausforderte — ich habe ihm die Knochen zerschmettert und sein Fleisch an die Schweine verfüttert. Aber ich habe seinen Kieferknochen aufbewahrt. Hirac!«

Der Hohepriester, dessen Haut von Schmutz und Kreide gesprenkelt war, tauchte am Rand der Menge auf.

»Du weißt, wo der Kieferknochen versteckt ist?«, verlangte Hengall zu wissen. »Ja«, erwiderte Hirac.

»Dann beleg sein Blut mit einem Fluch«, ordnete Hengall an, während er Jegar finster anstarrte, »wenn dieser Wurm hier nicht zurückweicht. Lass seine Lenden zu Stein erstarren. Füll seinen Bauch mit schwarzen Würmern!«

Den Bruchteil einer Sekunde zögerte Jegar. Er fürchtete zwar nicht Hengalls Streitkolben, aber er fürchtete sich vor Hiracs Fluch, deshalb wich er jetzt einen Schritt zurück. Hengall fixierte erneut seinen Sohn. »In den Umhang damit, Sohn«, wiederholte er energisch, »und beeil dich gefälligst! Ich will endlich mein Frühstück haben!«

Lengars Widerstand brach in sich zusammen. Einen Moment lang schien es so, als wollte er sich mit einem Satz auf seinen Vater stürzen, als zöge er den Tod der Schande vor; doch dann sanken seine Schultern mutlos herab, und er ließ mit einer verzweifelten Geste den Speer fallen, löste die goldenen Ketten um seinen Hals und schnitt die Fäden durch, die die großen Goldrauten an seinem Hemd fest

hielten. Er legte sämtliche Schätze auf den Umhang aus Bärenfell, dann hakte er den Gürtel mit der massiven Goldschnalle auf und warf ihn von sich. »Ich habe das Gold gefunden«, protestierte er lahm, als er fertig war.

»Du und Saban habt es gefunden«, erklärte Hengall, »aber ihr habt es in dem Alten Tempel gefunden, nicht in den Wäldern, und das bedeutet, dass die Götter das Gold uns allen gesandt haben! Und warum?« Der Clanführer erhob die Stimme, sodass sämtliche Anwesenden ihn hören konnten. »Die Götter haben ihre Absicht nicht enthüllt ... deshalb müssen wir warten, um die Antwort zu erfahren. Aber es ist Slaols Gold, und er hat es uns gesandt, wofür er einen Grund gehabt haben muss.«

Er hob den Bärenfellumhang mit der Fußspitze an und schleifte ihn mitsamt Inhalt zum Eingang seiner Hütte, wo prompt zwei Frauenhände herauslangten, um den glitzernden Haufen ins Innere der Hütte zu befördern. Durch die Menge ging ein gedämpftes Murren, denn sie wussten, dass es lange Zeit dauern würde, bis sie dieses Gold jemals wieder sehen würden. Hengall ignorierte die Proteste. »Es gibt hier einige«, rief er, »die verlangen, dass ich unsere Krieger in eine Schlacht gegen die Leute von Cathallo führe, und es gibt Leute in Cathallo, die wollen, dass ihre jungen Männer uns angreifen! Dennoch wollen nicht alle Bewohner von Cathallo einen Krieg mit uns. Sie wissen, dass viele ihrer Söhne dabei umkommen würden und dass sie, selbst wenn sie den Krieg gewännen, durch den Kampf geschwächt würden. Genau deshalb wird es keinen Krieg geben«, schloss er abrupt. Das war eine erstaunlich lange Rede für Hengall gewesen, und eine seltene außerdem, denn er hatte seine Gedankengänge enthüllt. Verrate jemandem, was du denkst, hatte er einmal gesagt, und du gibst deine Seele preis; aber er verriet wohl kaum ein Geheimnis, wenn er seinen Abscheu vor Krieg kundtat. Hengall, der Krieger, hasste Krieg. Der Sinn des Lebens, pflegte er gerne zu sagen, besteht darin, Samenkörner zu pflanzen, nicht Speerspitzen.

Es machte ihm nichts aus, Kriegerverbände gegen die Fremdländischen anzuführen, denn sie waren Fremde und Diebe; aber er verabscheute es, gegen benachbarte Stämme zu kämpfen, weil sie Verwandte waren und weil sie die Sprache von Ratharryn sprachen und die Götter von Ratharryn anbeteten. Er blickte Lengar an. »Wo ist der tote Fremdländische?«, fragte er.

»Im Alten Tempel«, murmelte Lengar widerstrebend.

»Nimm einen Priester mit«, wies Hengall Galeth an, »und seht zu, dass ihr die Leiche loswerdet.« Damit verschwand er in seiner Hütte und ließ Lengar besiegt und gedemütigt stehen.

Die letzten Nebelschwaden lösten sich auf, als die Sonne durch die dünne Wolkenschicht brach. Die moosüberwachsenen Reetdächer dampften leicht. Fürs Erste hatte sich die Aufregung in Ratharryn gelegt, obwohl es noch immer die Folgen des Unwetters gab, die den Leuten zu schaffen machte. Der Fluss strömte oberhalb seiner Ufer dahin, der große Graben, der innerhalb des kreisförmigen Schutzwalls lag, war überflutet, und die Weizen- und Roggenfelder hatte der Schlamm zugedeckt. Aber Hengall war immer noch der Clanführer.

Der gewaltige Erdwall galt als das besondere Kennzeichen von Ratharryn. Die Leute staunten noch immer darüber, dass ihre Vorfahren einen solchen Schutzwall errichtet hatten; denn er war fünfmal so hoch wie ein Mann und bildete einen Ring um die Hütten, in denen annähernd hundert Familien lebten. Den Wall hatten sie mit Hilfe von Geweihsprossen und Knochenschaufeln aus Erdreich und Kreide aufgehäuft; der obere Rand war mit den Schädeln von Ochsen, Wölfen und feindlichen Speerkämpfern besetzt, um die bösen Geister des dunklen Waldes fern zu halten. Jede Siedlung, selbst die schäbigen Hütten auf dem höher gelegenen Land, umgab sich mit Schädeln, um die Geister abzuwehren; aber Ratharryn pflanzte seine Schädel auf den

großen Erdwall, der auch dazu diente, die Feinde des Stammes abzuhalten und ihnen Furcht einzuflößen.

Die Familien lebten alle im südlichen Bereich der Einfriedung, während sich im Norden die Hütten der Töpfer und Zimmerleute befanden, die Werkstatt des einzigen Schmieds des Stammes und die Gruben der Lohgerber. Im Inneren des Schutzwalls war noch genügend Platz, um die Viehherden und Schweine unterzubringen, falls ein feindlicher Angriff drohte. Zu diesen Zeiten pflegten die Stammesmitglieder zu den beiden Tempeln zu strömen, die im Inneren des Erdwalls aufragten. Beide Heiligtümer bestanden aus ringförmig angeordneten Holzpfählen. Der größere Tempel hatte fünf Ringe und war Lahanna geweiht, der Göttin des Mondes, während in dem kleineren mit nur drei Ringen Arryn, der Gott des Tals angebetet wurde und Mai, seine Ehefrau, die Göttin des Flusses. Die höchsten Pfähle jener Tempel waren dreimal so hoch wie Galeth, der größte Mann des Stammes; aber sie wirkten unscheinbar im Vergleich zu dem dritten Tempel, der südlich des kreisförmigen Schutzwalls lag. Dieser dritte Tempel hatte sechs Ringe aus Holzpfählen, und bei zweien der Ringe überspannten die Pfeiler hölzerne Oberschwellen - dieser Tempel war Slaol, dem Sonnengott, geweiht. Der Sonnentempel befand sich außerhalb der Siedlung; denn Slaol und Lahanna waren Rivalen, und ihre Tempel mussten ein Stück voneinander entfernt stehen, damit der eine Gott nicht sehen konnte, wenn dem anderen ein Opfer dargebracht wurde.

Slaol, Lahanna, Arryn und Mai stellten die Hauptgötter von Ratharryn dar; aber die Leute wussten, dass es noch tausend andere Götter im Tal gab und ebenso viele in den Hügeln und noch zahllose weitere jenseits der Hügel und Myriaden von Göttern in den Winden. Kein Stamm konnte für jeden dieser Götter einen Tempel erbauen oder auch nur wissen, wer sie alle waren; und neben dieser Vielzahl von Göttern trieben außerdem noch die Geister der Toten ihr Wesen, die

Geister von Tieren und Bächen und Bäumen, Geister des Feuers, Geister der Luft und die Geister von allem, was da kreuchte und fleuchte, atmete und tötete oder wuchs. Wenn man in der Abendstille auf einem Hügel stand und aufmerksam horchte, konnte man manchmal das Gemurmel der Geister hören; das vermochte einen in den Wahnsinn zu treiben, wenn man nicht ständig in den Tempeln betete.

Dann gab es noch ein viertes Heiligtum, den Alten Tempel, der auf dem südlichen Hügel stand und dessen Überreste jetzt mit Haselnusssträuchern überwachsen und fast unter Unkraut erstickt waren. Dieser Tempel gehörte Slaol; aber vor vielen Jahren - niemand konnte sich mehr daran erinnern, wann - hatte der Stamm für Slaol den neuen Tempel in unmittelbarer Nähe der Siedlung gebaut, und das alte Heiligtum lag verlassen da. Es war im Laufe der Zeit einfach vermodert; dennoch mussten dort noch immer göttliche Kräfte am Werk sein, weil es dieser Ort war, wo das Gold der Fremdländischen auftauchte. Jetzt, an dem Morgen nach dem heftigen Unwetter, nahm Galeth drei Männer zu dem Alten Tempel mit, um den Leichnam des Fremden zu suchen und zu begraben. Die vier Männer wurden von Neel begleitet, dem jüngsten Priester von Ratharryn, der dabei war, um sie vor dem Geist des toten Fremden zu beschützen.

Die Gruppe hielt auf der Kuppe des Hügels an und schlug dann einen Bogen zu den Grabhügeln, die zwischen dem Alten Tempel und der Siedlung lagen. Neel heulte wie ein Hund, um die Geister der Ahnen auf sich aufmerksam zu machen; dann erklärte er diesen Geistern, welcher Auftrag die Männer auf das höher gelegene Gelände führte. Während Neel den Toten in monotonem Sprechgesang seine Botschaft mitteilte, starrte Galeth auf den geheiligten Pfad, der so schnurgerade wie die Flugbahn eines Pfeils nach Westen verlief. Die Vorfahren hatten diesen Fußweg erhöht angelegt; aber genau wie der Alte Tempel war auch dieser Pfad jetzt mit Unkraut überwuchert. Nicht einmal die

Priester konnten sagen, warum die langen, geraden Gräben und Wälle zu beiden Seiten des Weges aus dem Erdreich aufgeschüttet worden waren. Hirac nahm an, die Anlage sollte einst Rannos, den Gott des Donners, besänftigen; aber er wusste es nicht wirklich, und es kümmerte ihn auch nicht. Als Galeth sich jetzt auf seinen Speer stützte und darauf wartete, dass Neel ein Omen entdeckte, wollte ihm seine Welt auf einmal unsicher erscheinen. Sie war im Zerfall begriffen, genauso wie der uralte geheiligte Pfad und der Alte Tempel zerfielen. So wie auch Ratharryn unter dem zersetzenden Einfluss von schlechten Ernten und hartnäckigen Krankheiten dahinsiechte. Die Luft war von einem Überdruss erfüllt, als ob die Götter es leid geworden wären, endlos um die grüne Welt zu kreisen; und dieser spürbare Überdruss ängstigte Galeth zutiefst.

»Wir können gehen«, erklärte Neel schließlich, obwohl keiner der Männer in seiner Begleitung gesehen hatte, welches Zeichen der junge Priester in der Landschaft erspäht hatte. Vielleicht war es ein Nebelfetzen, der einen Baumast streifte, oder der Sturzflug eines Habichts beziehungsweise die plötzliche Bewegung eines Hasen in dem hohen Gras; aber Neel war zuversichtlich, dass die Geister der Ahnen ihre Genehmigung erteilt hatten. Also marschierte der kleine Trupp weiter durch eine schmale Bodensenke und dann die nächste Böschung hinauf zu dem Alten Tempel.

Neel ging voraus, als sie sich einen Weg zwischen den verfaulten Holzpfeilern hindurch und durch das Dickicht von Haselnusssträuchern bahnten. Der junge Priester, dessen Hirschledergewand von den nassen Blättern durchweicht war, blieb überrascht stehen, als er das alte Totenhaus erreichte. Er runzelte die Stirn und zischte, dann berührte er seine Lenden, um Unheil abzuwehren. Es war nicht der leblose Körper des Fremden, der ihn zu dieser Vorsichtsmaßnahme veranlasste, sondern vielmehr die Tatsache, dass man die Mitte des Heiligtums sorgfältig von

Unkraut und Gestrüpp befreit hatte. Es sah so aus, als ob hier jemand heimlich seine Andacht verrichtete, obwohl die Anwesenheit des Ochsenschädels darauf hindeutete, dass derjenige, der an diesen vergessenen Ort kam - wer immer das auch sein mochte -, zu Slaol betete, denn der Ochse war Slaols Geschöpf, so wie der Dachs und die Fledermaus und die Eule Lahanna gehörten.

Galeth berührte ebenfalls seine Lenden, aber er wollte damit den Geist des toten Fremden abwehren, der auf dem Rücken lag, noch immer mit den drei Pfeilen im Leib, deren Schäfte aus seinem Brustkorb ragten. Neel ließ sich auf alle viere nieder und bellte wie ein Hund, um den Geist des Toten weit von dem kalten Körper wegzuscheuchen. Er bellte und heulte eine ganze Weile, dann richtete er sich plötzlich wieder auf, rieb sich die Hände und erklärte, dass die Leiche jetzt ungefährlich sei. »Zieht ihn aus«, befahl Galeth seinen Männern, »und hebt in dem Graben eine Grube für ihn aus.« Der Tote würde ohne jede Bestattungszeremonie beerdigt werden, da er nicht aus Ratharryn war. Er war bloß ein Fremdländischer. Niemand würde für ihn tanzen, und niemand würde für ihn singen, denn seine Ahnen waren nicht die Ahnen der Ratharryn.

Trotz seiner enormen Kräfte hatte Galeth große Mühe, die Pfeile aus der Brust des Mannes zu entfernen, denn das starre Fleisch des Fremden hatte sich um die hölzernen Schäfte zusammengezogen; aber schließlich lösten sie sich doch, obwohl ihre Spitzen aus Feuerstein in dem Leichnam stecken blieben, wie sie es auch sollten. Alle Stämme befestigten ihre Pfeilspitzen relativ locker an den Schäften, damit ein angeschossenes Tier oder ein Feind die mit Widerhaken versehene Spitze nicht herausziehen konnten - die stattdessen in der Wunde verbleiben würde, um sie zum Eitern zu bringen. Galeth warf die drei Pfeilschäfte fort, dann zog er dem Toten die Kleider aus und ließ ihm nur den flachen Steinkeil, der mit Lederschnüren an seinem Handgelenk befestigt war. Neel befürchtete, dass der Stein,

der wundervoll poliert war, ein magisches Amulett war, das einen bösen Geist aus den Albträumen der Fremdländischen auf Ratharryn herabbeschwören könnte. Zwar erklärte Galeth beharrlich, dass der Steinkeil lediglich dem Zweck gedient habe, das Handgelenk des Fremden vor dem Peitschenhieb seiner Bogensehne zu schützen, doch der junge Priester wollte sich nicht davon überzeugen lassen. Er berührte abermals seine Lenden, um das Böse abzuwehren, dann spuckte er auf den Stein. »Begrabt ihn!«

Galeth' Männer benutzten Geweihstöcke und Schaufeln aus den Schulterblättern von Ochsen, um den Graben neben dem Sonneneingang des Tempels zu vertiefen, dann zerrte Galeth den nackten Leichnam durch das Haselnussgestrüpp und warf ihn in die flache Grube. Die übrigen Pfeile des Fremden wurden zerbrochen und neben ihn in das Loch geworfen, dann wurde das Erdreich wieder über die Leiche gehäuft und flach getrampelt. Neel urinierte auf das Grab, murmelte einen Fluch auf den Geist des Toten und kehrte zu dem Tempel zurück.

»Sind wir noch nicht fertig?«, fragte Galeth.

Der junge Priester hob eine Hand, um ihnen zu bedeuten, dass sie schweigen sollten. Er schlich in gebückter Haltung durch das Haselnussdickicht und blieb alle paar Schritte stehen, um angestrengt zu horchen - ganz so, als ob er sich an irgendein großes Tier anschlich. Galeth ließ ihn gehen, weil er annahm, Neel wollte sich nur vergewissern, dass der Geist des Fremden nicht an dem Tempel festhielt; doch dann waren plötzlich hastige Schritte zu hören, gefolgt von einem lauten Aufschrei und einem jämmerlichen Geheul irgendwo inmitten der Haselnusssträucher, und Galeth stürmte in die Mitte des Tempels, um zu entdecken, dass Neel ein wild zappelndes Wesen am Ohr festhielt. Der Gefangene des Priesters war ein schmutziger Junge mit wirrem schwarzem Haar, das verfilzt und zottelig in ein schmutziges Gesicht hing, derart mit Dreck verkrustet, dass er ebenso sehr Tier wie Mensch sein konnte. Der Junge, fast bis auf das Skelett

abgemagert, trat heftig gegen Neels Beine und quiekte wie ein Schwein, während Neel wild auf ihn eindrosch, um ihn zum Schweigen zu bringen. »Lass ihn los«, befahl Galeth.

»Hirac will ihn haben«, sagte Neel, als es ihm schließlich gelang, dem Jungen einen schmerzhaften Schlag ins Gesicht zu versetzen. »Und ich will wissen, warum er sich hier versteckt hat! Ich habe ihn gerochen. Abscheuliche, stinkende Bestie!« Er spuckte den Jungen an, dann verpasste er ihm abermals eine schallende Ohrfeige. »Ich wusste doch, dass sich hier jemand zu schaffen gemacht hat«, fuhr Neel triumphierend fort und wies mit seiner freien Hand auf die sorgfältig gerodete Fläche, in deren Mitte der Ochsenschädel thronte, »und es ist dieser dreckige kleine Schuft!« Sein letztes Wort verwandelte sich in einen gequälten Aufschrei, als er plötzlich das Ohr des Jungen losließ und sich schmerzgepeinigt vornüber krümmte. Galeth bekam mit, dass der Junge blitzschnell unter Neels mit Knochen gesäumtes Hemd gegriffen hatte, um ihn in sein Geschlechtsteil zu kneifen, und sich dann wie ein Fuchsjunges, das von einem Jagdhund gepackt und unerwartet wieder freigelassen worden war, auf alle viere fallen ließ, um hastig in die Sträucher zu kriechen.

»Holt ihn zurück!«, schrie Neel. Er hielt beide Hände gegen seine Leistengegend gepresst und schaukelte vor und zurück, um den qualvollen Schmerz zu lindern. »Lass ihn in Ruhe«, winkte Galeth ab. »Hirac will ihn haben!«, widersprach Neel beharrlich. »Dann soll Hirac ihn selbst holen!«, gab Galeth ärgerlich zurück. »Und jetzt geh. Geh!« Er schob den sich windenden Priester aus der Mitte des Tempels fort, dann kauerte er sich neben die Haselnussbüsche, wo sich das seltsame Geschöpf verkrochen hatte. »Camaban?«, rief Galeth in die Blätter. »Camaban?« Es kam keine Antwort. »Ich werde dir nicht wehtun.«

»Alle tun mmmir weh«, ließ sich Camaban tief aus dem Inneren des Dickichts vernehmen.

»Ich nicht«, erwiderte Galeth. »Du weißt, dass ich dir nichts tue.«

Eine kurze Weile herrschte Stille, dann war ein Rascheln zu hören, und Camaban tauchte zögernd aus dem Haselnussgestrüpp auf. Sein Gesicht war lang und dünn, mit einem vorspringenden Unterkiefer und großen grünen Augen, in denen ein misstrauischer Ausdruck lauerte. »Komm und sprich mit mir«, forderte Galeth ihn auf, während er in die Mitte der Lichtung zurückwich. »Ich werde dir nicht wehtun. So was mache ich einfach nicht.«

Camaban kroch auf Händen und Knien vorwärts. Er konnte stehen, konnte sogar laufen, aber er hinkte auf groteske Weise, weil er mit einem Klumpfuß geboren worden war, weshalb er den Namen Camaban erhalten hatte. Der Name bedeutete »hinkendes Kind«, obwohl ihn die meisten Kinder des Stammes Schwein nannten oder sogar noch Schlimmeres. Er war Hengalls zweiter Sohn, aber Hengall hatte ihn verstoßen und aus den Mauern von Ratharryn verbannt, sodass das Kind ein erbärmliches Dasein fristen und zwischen den Hütten der Leute, die jenseits des großen Erdwalls lebten, nach Essbarem suchen musste. Sein Vater hatte den zehnjährigen Camaban ausgestoßen, und das war inzwischen vier Sommer her - viele wunderten sich, dass er überhaupt noch lebte. Die meisten Krüppel starben ziemlich jung, oder sie wurden den Göttern geopfert, aber Camaban hatte es geschafft. Wenn er kein Krüppel und Ausgestoßener gewesen wäre, hätte er inzwischen die schweren Prüfungen abgelegt, die alle Jünglinge beim Eintritt in das Mannesalter absolvieren mussten; der Stamm wollte ihn jedoch nicht als Mann aufnehmen, deshalb war Camaban immer noch ein Kind, eine klumpfüßige Missgeburt.

Hengall hätte es vorgezogen, den Jungen gleich bei seiner Geburt zu töten, denn ein verkrüppelter Sohn war ein unheilvolles Omen, schlimmer noch als eine Tochter; aber Camaban war mit dem roten Muttermal auf dem Bauch zur Welt gekommen, mit einem Halbmond, und Hirac hatte

erklärt, das Baby sei von Lahanna gezeichnet. Das Kind wird vielleicht trotz seines verkrüppelten Fußes laufen können, hatte der Hohepriester prophezeit, also warte es ab. Camabans Mutter hatte ebenfalls um sein Leben gefleht. Sie war damals Hengalls älteste Ehefrau gewesen und jahrelang unfruchtbar, man nahm an, sie würde niemals ein Kind gebären. Sie hatte zu Lahanna gebetet, wie es alle kinderlosen Frauen taten, und eine Pilgerreise nach Cathallo unternommen, wo Sannas, die berühmte Zauberin, ihr Kräuter zu essen gegeben und sie gezwungen hatte, eine ganze Nacht lang in dem blutigen Fell eines kürzlich getöteten Wolfes eingewickelt liegen zu bleiben. Neun Monate später kam Camaban zur Welt, wurde jedoch verkrüppelt geboren. Seine Mutter hatte inständig darum gebeten, das Baby am Leben zu lassen - aber es war das Mondzeichen auf Camabans Bauch, das Hengall schließlich dazu bewog, den Jungen zu verschonen.

Camabans Mutter hatte nie ein weiteres Kind bekommen, aber sie hatte ihren Wolfssohn geliebt, und als sie starb, heulte Camaban wie ein verwaister Welpe. Hengall hatte seinen Sohn mit Schlägen zum Schweigen gebracht und dann voller Abscheu den Krüppel aus Ratharryn hinausgejagt.

»Hast du Hunger?«, fragte Galeth den Jungen jetzt. »Ich weiß, dass du sprechen kannst«, sagte er, nachdem er vergeblich auf eine Antwort gewartet hatte. »Du hast ja gerade eben erst gesprochen! Hast du Hunger?«

»Ich habe immer Hunger«, antwortete Camaban, während er argwöhnisch unter seiner Mähne verfilzten Haares hervorspähte.

»Lidda bekommt den Auftrag, dir Essen zu bringen«, versprach Galeth. »Aber wo soll sie es lassen?«

»A-a-am Fluss«, stotterte Camaban, »da, wo Hiracs Sohn gestorben ist.« Alle kannten jenen gottverlassenen Ort stromabwärts von der Siedlung. Das Kind des Hohepriesters war dort ertrunken, und jetzt wuchs ein Schlehenbusch, von

dem Hirac behauptete, dass er der Geist seines toten Sohnes sei, zwischen den Erlen und Weiden.

»Nicht hier?«, fragte Galeth.

»Dieser Ort hier ist geheim!«, erklärte Camaban geduckt, dann zeigte er zum Himmel hinauf. »D-d-da, sieh doch!«, rief er aufgeregt. Galeth blickte in die angegebene Richtung und sah nichts. »Der P-P-Pfeiler!«, stammelte Camaban. »Der P-P-Pfeiler!«

Galeth blickte verständnislos drein. »Der Pfeiler?«, fragte er; dann fiel ihm ein, dass in dem Alten Tempel noch ein Pfeiler des Totenhauses stehen geblieben war. Er war ein vertrautes Wahrzeichen gewesen, wie er da so schief aus dem Dickicht von Haselnusssträuchern emporragte - doch jetzt sah er nur einen zerbrochenen Stumpf. Die untere Hälfte war nach wie vor im Erdboden verankert, aber die obere Hälfte lag verkohlt und zersplittert im Gestrüpp. »Er ist von einem Blitz getroffen worden«, überlegte Galeth. »Slaol«, flüsterte Camaban.

»Nicht Slaol«, verbesserte Galeth, »sondern Rannos.« Rannos war der Gott der Blitze.

»Slaol!«, widersprach Camaban wütend. »Slaol!«

»Na schön, in Ordnung, Slaol«, meinte Galeth gutmütig. Er blickte auf den schmutzigen Jungen mit dem verfilzten Haar hinunter, dessen Gesicht vor Erregung verzerrt war. »Und was weißt du von Slaol?«, fragte er.

»Er spricht mmmit mir«, erklärte Camaban.

Galeth berührte seine Lenden, um das Missfallen des Gottes abzuwenden. »Er spricht mit dir?«

»Manchmal die ganze Nacht«, gab Camaban Auskunft. »Und er war wütend, weil L-L-Lengar zurückgekommen ist und d-d-den Schatz gestohlen hat. Es ist nämlich Slaols Schatz, verstehst du?« Diese letzten Worte hauchte er nur.

»Woher weißt du denn, dass Lengar den Schatz gestohlen hat?«, wollte Camaban wissen.

»W-W-Weil ich ihn beobachtet habe! Ich war hier. Er h-h-hat versucht, Saban zu töten, und er hat mich nicht gesehen.

Ich war hier drinnen.« Camaban drehte sich um, um wieder in den Haselnusssträuchern unterzutauchen. Galeth folgte ihm, während er einen schmalen Trampelpfad entlangkroch, der durch das hohe Gras und Gestrüpp zu der Stelle führte, wo Camaban biegsame Zweige zu einer Schutzhütte zusammengeflochten hatte. »Hier wohne ich«, sagte Camaban und starrte seinen Onkel trotzig an. »Ich bin der H-H-Hüter des Tempels!«

Galeth hätte angesichts der erbärmlichen Prahlerei des Jungen vor Mitleid weinen mögen. Camabans Bett bestand aus einem Haufen regendurchnässter Farne, daneben lag seine kümmerliche Habe: ein Fuchsschädel, ein zerbrochener Topf und ein Rabenflügel. Seine einzige Kleidung bestand aus einem zerschlissenen Schafsfell, das wie eine ganze Gerbergrube stank. »Dann weiß also niemand, dass du hier lebst?«, fragte Galeth.

»Nur du«, sagte der Junge nun vertrauensvoll. »Ich hab selbst Saban nichts d-d-davon gesagt. Er bringt mir manchmal Essen, a-a-aber ich lass ihn die Sachen immer am Fluss ablegen.«

»Saban bringt dir Essen?«, fragte Galeth, überrascht und erfreut. »Und du sagst, Slaol spricht hier zu dir?«

»Jeden T-T-Tag«, stotterte Camaban. Galeth lächelte über diesen Unsinn; aber Camaban sah es nicht, denn er hatte sich wieder abgewandt und noch tiefer in das Laub hineingegriffen, um einen kurzen Bogen aus seinem Versteck zu holen. Es war ein fremdländischer Bogen, der Bogen des Fremden mit den straff gespannten Sehnen, die um das mit Horn verstärkte Rundholz gewickelt waren. »L-L-Lengar hat ihn gestern Abend benutzt«, erklärte Camaban. »Der M-M-Mann lag sowieso im Sterben.« Er hielt inne und blickte seinen Onkel besorgt an. »Warum will H-H-Hirac mich holen?«, fragte er.

Galeth zögerte. Er wollte Camaban nicht sagen, dass er geopfert werden sollte, obwohl es keinen anderen Grund für Hiracs Forderung geben konnte.

»Er will mich tttöten«, sagte Camaban ruhig. »Nicht wahr?«

Widerstrebend nickte Galeth. Am liebsten hätte er seinem ausgestoßenen Neffen empfohlen wegzulaufen, nach Westen oder Süden in die Wälder zu fliehen - aber was würde ihm ein solcher Rat schon nützen? Der Junge würde ohnehin sterben, von wilden Tieren zerrissen oder von Sklavenhändlern eingefangen, und es wäre besser für ihn, gleich zu Lahanna zu gelangen. »Du wirst zu der Göttin gehen, Camaban«, tröstete Galeth. »Du wirst ein Stern am Himmel werden und auf uns herabblicken.«

»Wann?«, fragte Camaban, scheinbar unbeeindruckt von dem Versprechen seines Onkels. »Morgen, glaube ich.«

Der Junge schenkte Galeth ein spitzbübisches Grinsen. »Du k-k-kannst Hirac sagen, dass ich mmmorgen früh in Ratharryn sein werde.« Er wandte sich ab, um den kostbaren Bogen wieder in sein Versteck zu schieben. Dort waren noch andere Dinge verborgen: der leere Köcher des Fremden, eine Schlangenhaut, die Knochen eines ermordeten Kindes, weitere Knochen, in die Zeichen eingeritzt waren, und, am kostbarsten von allem, zwei der kleinen goldenen Rauten, die Camaban sich geschnappt hatte, während Lengar Saban verfolgte. Jetzt hob er diese beiden Rauten auf und hielt sie fest in seiner Faust, zeigte sie Galeth aber nicht. »Du glaubst, ich bin ein Dummkopf«, sagte er. »Das glaubst du doch, nicht?«

»Nein«, beteuerte Galeth.

»Aber das bbbin ich«, sagte Camaban. Er war Slaols Narr, und er träumte seltsame Träume.

Aber niemand nahm Notiz davon, weil er verkrüppelt war. Und deshalb würden sie ihn töten.

Am nächsten Morgen wies Neel zwei Männer an, ein flaches Grab in Lahannas Tempel auszuheben, gleich außerhalb des äußeren Pfahlkreises. Es war ein günstiger Tag für ein Opfer, daran bestand keinerlei Zweifel; denn die Wolken, die von dem Unwetter zurückgeblieben waren, lösten sich mehr und

mehr auf, und Lahanna zeigte ihr blasses Gesicht an Slaols Himmel.

Ein paar dunklere Wolken zogen auf, als sich die Stammesmitglieder um die fünf Ringe des Tempels versammelten, und einige befürchteten, dass Hirac die Opferung verschieben würde; aber die Wolken bereiteten ihm wohl keine Sorgen, denn kurz darauf kamen die Tänzerinnen aus der Hütte des Hohepriesters. Die Frauen hielten dicht belaubte Eschenzweige in den Händen, mit denen sie den Boden fegten, während sie vor den sieben Priestern herumhüpften, deren nackte Körper mit einer dicken Schicht aus Wasser und Kreide bemalt waren, dekoriert mit spiralförmigen Fingermustern. Hirac trug ein mit Lederschnüren befestigtes Geweih auf dem Kopf, und die spitzen Hörner schwankten gefährlich hin und her, als er hinter den Frauen hertanzte. Um seine Hüften lag ein Gürtel aus Knochen, weitere Knochen baumelten von seinem schlammverkrusteten Haar herab, und an seinem Hals hing ein glänzender Talisman aus Bernstein. Neel, der jüngste Priester, spielte auf einer Flöte, die aus dem Unterschenkelknochen eines Schwans bestand, und ihre Töne überschlugen sich in einer schrillen Melodie, während er tanzte. Gilan, nach Hirac der nächstälteste der Priester, führte Camaban an der Hand. Der Junge durfte für diesen einen Tag nach Ratharryn zurückkehren, und während er sich innerhalb des Schutzwalls aufhielt, hatten die Frauen Blumen in sein schwarzes Haar geflochten, das mit Knochenkämmen entwirrt worden war, sodass es jetzt glatt bis auf seine magere Taille herabfiel. Er war ebenfalls nackt, und seine geschrubbte Haut sah unnatürlich sauber und makellos aus. Auf seinem flachen Bauch zeichnete sich das rote Mal von Lahanna ab. Wie Hengalls andere beiden Söhne war auch er groß, obwohl sich sein ganzer Körper jedes Mal in einer grotesk anmutenden Drehung zur Seite neigte, wenn er mit dem linken, verkrüppelten Fuß auftrat. Hengall und die Stammesältesten folgten den Priestern.

Vier Männer begannen, auf hölzerne Trommeln zu schlagen, als sich die Prozession näherte, und die Stammesmitglieder, die sich um den Tempel herum versammelt hatten, begannen zu tanzen. Zuerst wiegten sie sich nur hin und her, aber als die Trommler einen schnelleren Rhythmus anstimmten, sprangen sie um den Kreis der Holzpfähle. Sie hielten nur kurz inne, um den Priestern und den Ältesten Platz zu machen; aber sobald die Prozession durch sie hindurchgeschritten war, schloss sich der Kreis der Tanzenden wieder.

Nur die Priester und das Opfer durften durch die Öffnung in dem flachen Rundwall treten, der den Tempel umgab. Hirac war der Erste, und er ging zu dem frisch ausgehobenen Grab, wo er den verblassten Mond anheulte, um die Aufmerksamkeit der Göttin zu erregen, während Gilan Camaban zu der gegenüberliegenden Seite des Kreises führte und die übrigen Priester die Tempelkreise umtanzten. Einer von ihnen hielt einen Stock mit einem Totenschädel hoch, damit die Geister der Ahnen sehen konnten, welch wichtige Sache an diesem Tag in Ratharryn vor sich ging; ein anderer trug den massigen Schenkelknochen eines Auerochsen. Ein Ende dieses Knochens bestand aus einer knorrigen, mit knotenartigen Auswüchsen bedeckten Masse, die mit rotem Ocker bemalt war. Es handelte sich um den Kindstöter des Stammes, und der zuschauende Nachwuchs, der mit den Eltern zum Rhythmus der Trommeln tanzte, beäugte den wuchtigen Totschläger misstrauisch.

Hengall stand im Tempeleingang. Er war der Einzige, der sich nicht bewegte. Zu seinen Füßen lagen Geschenke für die Göttin: eine Steinkeule, ein Bronzebarren und ein fremdländischer Krug mit seinem typischen, in den feuchten Ton eingedrückten Bandmuster. Die Priester, die nicht auf den Feldern arbeiteten und keine Ziegen oder Rinder züchteten, würden diese Geschenke behalten und gegen Nahrung eintauschen.

Die Stammesmitglieder tanzten, bis ihre Beine müde waren, bis sie sich fast in einem Trancezustand befanden, erzeugt durch das hypnotische Dröhnen der Trommeln und ihren eigenen monotonen Gesang. Sie riefen wieder und wieder Lahannas Namen, während die Kehrerinnen, die alle Geister vertrieben hatten, die die Zeremonie zu stören versuchen könnten, ihre Eschenzweige fallen ließen und ein eintöniges Lied anstimmten, um die Mondgöttin anzurufen. *Schau uns zu,* sangen sie, *sieh, was wir dir bringen, schau uns zu,* und in ihren Stimmen schwang Glückseligkeit mit, denn das Geschenk würde der Göttin Freude bereiten.

Hirac tanzte mit geschlossenen Augen. Schweiß rann in Strömen über seinen Körper, zog schmale Streifen durch die Kreidemuster auf seiner Haut, und es schien, als würde er in seiner Ekstase in das frisch ausgehobene Grab stürzen; aber plötzlich hielt er vollkommen reglos inne, öffnete die Augen wieder und heulte abermals den Mond an, der noch immer als eine bleiche Scheibe zwischen den weißen Wolken erkennbar war.

Stille senkte sich über den Tempel. Die Tänzer verlangsamten ihre Schritte und blieben dann stehen; das Lied an Lahanna verhallte, kein Trommelschlag ertönte mehr, und Neel ließ die Schwanenknochenflöte verstummen.

Erneut heulte Hirac auf, dann streckte er die rechte Hand aus und ergriff den Kindstöter. Der Priester mit der Schädelstange trat dicht hinter den Hohepriester, damit die Ahnen sehen konnten, was geschah.

Gilan schubste Camaban vorwärts. Niemand erwartete, dass der Junge bereitwillig gehen würde, aber zur Überraschung der Menge hinkte der nackte Junge anstandslos und ohne zu zögern auf das offene Grab zu - der Stamm stieß einen kollektiven Seufzer der Erleichterung aus. Es war in jedem Fall besser, wenn das Opfer willig war, selbst wenn diese Willigkeit auf Dummheit beruhte.

Camaban blieb neben seinem Grab stehen, und zwar genau an der Stelle, wo er stehen sollte, und Hirac lächelte gezwungen, um jegliche Ängste zu beschwichtigen, die der Junge haben könnte. Blinzelnd blickte Camaban zu dem Priester auf, schwieg jedoch. Er hatte den ganzen Tag kein einziges Wort gesprochen, nicht einmal, als die Frauen mit ihren langzinkigen Kämmen an den Kletten in seinem Haar gezerrt und ihm wehgetan hatten. Er lächelte gelassen.

»Wer spricht für den Jungen?«, verlangte Hirac zu wissen.

»Ich«, knurrte Hengall vom Tempeleingang.

»Wie ist sein Name?«

»Camaban«, antwortete Hengall.

Hirac legte eine Pause ein, verärgert darüber, dass die Regeln des Rituals nicht eingehalten wurden. »Wie ist sein Name?«, rief er abermals, diesmal lauter.

»Camaban«, sagte Hengall und fügte dann nach einem Moment hinzu: »Sohn von Hengall, Sohn von Lock.«

Eine Wolke verhüllte die Sonne und warf einen Schatten auf den Tempel. Einige Stammesmitglieder berührten ihre Lenden, um Unheil abzuwehren; aber andere bemerkten, dass Lahanna noch immer am Himmel sichtbar war.

»Wer hat das Leben von Camaban, Sohn von Hengall, Sohn von Lock?«, verlangte Hirac zu wissen.

»Ich«, sagte Hengall und öffnete einen Lederbeutel, der an seinem Gürtel hing, um einen kleinen Kreideball herauszunehmen. Er gab ihn Neel, der ihn zu Hirac brachte.

Der Ball, nicht größer als ein Augapfel, war das Symbol des Lebens, das bei der Geburt eines Kindes gefertigt und später, wenn das Kind das Erwachsenenalter erreicht hatte, wieder zerstört wurde; bis dahin besaß der Ball die Seele des Kindes. Starb das Kind, konnte der Ball zu Staub zermahlen und der Staub mit Wasser oder Milch vermischt und dann getrunken werden, sodass der Geist des Kindes in einen anderen Körper überging. Falls das Kind verschwand, von bösen Geistern geraubt oder von einem fremdländischen Jägerverband, der auf der Suche nach Sklaven war, konnte

der Ball neben einem Tempelpfeiler vergraben werden, damit die Götter dem vermissten Kind Schutz gewährten.

Hirac nahm den Ball, rieb ihn an seinen Lenden und hob ihn dann hoch in die Luft in Richtung des Mondes. »Lahanna!«, schrie er. »Wir bringen dir ein Geschenk! Wir schenken dir Camaban, Sohn von Hengall, Sohn von Lock!« Er warf den Ball in das Gras hinter dem Grab. Camaban lächelte abermals, und einen Moment lang sah es so aus, als wollte er vorwärtsstürzen und den Ball aufheben; aber Gilan ermahnte ihn flüsternd, sich ruhig zu verhalten, und der Junge gehorchte.

Hirac trat über das Grab hinweg. »Camaban«, rief er, »Sohn von Hengall, Sohn von Lock, ich übergebe dich Lahanna! Dein Fleisch wird ihr Fleisch sein, dein Blut ihr Blut und dein Geist ihr Geist. Camaban, Sohn von Hengall, Sohn von Lock, ich verstoße dich aus dem Stamm und überlasse dich der Göttin. Ich vernichte dich!« Mit diesen Worten hob er den Kindstöter hoch über seinen Kopf.

»Nein!«, ertönte plötzlich eine furchterfüllte Stimme, und der ganze Stamm fuhr erstaunt herum zu Saban, der da geschrien hatte. Der Junge schien selbst entgeistert zu sein, denn er schlug sich hastig die Hand vor den Mund, aber sein Kummer um den Halbbruder war aufrichtig. »Nein«, wisperte er hinter vorgehaltener Hand. »Bitte nicht!«

Hengalls Miene verfinsterte sich, aber Galeth legte Saban tröstend einen Arm um die Schultern. »Es muss geschehen«, flüsterte er seinem Neffen zu.

»Er ist mein Bruder«, protestierte Saban.

»Es muss sein!«, beharrte Galeth.

»Ruhe!«, knurrte Hengall, und Lengar, der mürrisch und verdrossen gewesen war, seit er am vergangenen Morgen die Demütigung erlitten hatte, lächelte schadenfroh, als er sah, dass sein jüngerer Bruder nun ebenfalls bei ihrem Vater in Ungnade gefallen war.

»Camaban«, rief Hirac, »Sohn von Hengall, Sohn von Lock, ich übergebe dich Lahanna!« Erzürnt über Sabans

Unterbrechung, ließ er nun die gewaltige Knochenkeule niedersausen, sodass ihr ockerrotes Ende den Kreideball in unzählige Stücke zerschmetterte. Er zerstampfte die Bruchstücke zu Staub, und die zuschauende Menge wehklagte, als Camabans Geist auf diese Weise ausgelöscht wurde. Lengar grinste, während Hengall keinerlei Gefühlsregung erkennen ließ. Galeth zuckte zusammen, und Saban schluchzte, aber sie mussten sich fügen. Dies war eine Angelegenheit der Götter und Priester.

»Wie lautet der Name des Jungen?«, verlangte Hirac zu wissen.

»Er hat keinen Namen«, antwortete Gilan. »Wer ist sein Vater?«, fragte Hirac. »Er hat keinen Vater«, sagte Gilan. »Zu welchem Stamm gehört er?«

»Er hat keinen Stamm«, intonierte Gilan. »Er existiert nicht.«

Hirac starrte in Camabans grüne Augen. Er sah keinen Jungen mehr, denn der Junge war bereits tot, sein Lebensgeist zerschmettert und zu weißem Staub zertreten. »Knie nieder«, befahl er.

Der Junge kniete sich gehorsam hin. Einigen im Stamm erschien es etwas seltsam, dass ein so großer Junge mit dem Auerochsenknochen erschlagen werden sollte; aber im Gegensatz zu Saban bedauerten nur wenige in Ratharryn Camabans Tod. Krüppel brachten Unglück, deshalb löschte man Krüppel besser aus, zu welchem Zweck Hirac jetzt den Kindstöter erneut hochhob, sich einmal kurz vor Lahanna verneigte und seinen Blick dann auf Camaban heftete. Der Hohepriester spannte seine Muskeln an, um dem Jungen den tödlichen Schlag zu versetzen, aber dazu sollte es nicht kommen. Hirac stand wie erstarrt da, und auf seinen Zügen erschien plötzlich ein Ausdruck des Entsetzens - dieses Entsetzen verstärkte sich noch, weil sich in diesem Moment ein Riss in den Wolken auftat, die Slaol bedeckten, und ein Strahl von Sonnenlicht schräg in den Tempel fiel. Ein Rabe

setzte sich auf einen der höchsten Tempelpfeiler und krächzte laut.

Der Kindstöter in Hiracs Händen zitterte, aber er war unfähig, mit der schweren Waffe zuzuschlagen.

»Töte ihn«, flüsterte Gilan beschwörend, »töte ihn!« Aber Gilan stand hinter Hirac, und er konnte nicht das sehen, was Hirac sah. Gebannt starrte Hirac auf Camaban, der die Zunge herausgestreckt hatte, und auf dieser Zunge lagen zwei Rauten aus Gold. Fremdländisches Gold. Slaols Gold.

Der Rabe schrie abermals, und Hirac blickte zu dem Vogel auf, während er sich fragte, was seine Anwesenheit zu bedeuten hatte.

Camaban ließ die beiden kleinen Goldrauten wieder in seiner Backentasche verschwinden, befeuchtete einen Finger und tauchte ihn in die zu Staub zertretene Kreide seiner Seele. »Slaol wird zornig sein, wenn du mich tötest«, sagte er zu Hirac, ohne dabei zu stottern, dann leckte er die Kreide von seiner Fingerspitze. Er sammelte mehr von dem Staub, scharrte seinen zerschmetterten Geist zu einem Häufchen zusammen und aß ihn.

»Töte ihn!«, schrie Neel.

»Töte ihn!«, brüllte Hengall.

»Töte ihn!«, rief Lengar.

»Töte ihn!«, hetzte die Menge.

Aber Hirac konnte sich nicht rühren. Camaban verzehrte noch mehr Kreidestaub, dann blickte er zu dem Priester auf. »Slaol befiehlt dir, mich zu verschonen«, sagte er sehr ruhig, noch immer ohne jedes Stammeln.

Hirac wich einen Schritt zurück, trat dabei fast in das Grab und ließ den Kindstöter fallen. »Die Göttin«, verkündete er mit rauer Stimme, »hat das Opfer zurückgewiesen!«

Die Menge brach in lautes Wehklagen aus. Saban, die Augen voller Tränen, lachte glücklich. Und der verkrüppelte Junge war frei.

3. KAPITEL



In Ratharryn herrschte nach der missglückten Opferung große Furcht - denn es gab nur wenige Omen, die noch unheilvoller waren als ein Gott, der ein Geschenk zurückwies. Hirac wollte nicht sagen, warum er sich geweigert hatte, den Jungen zu töten, nur dass die Götter ihm ein Zeichen geschickt hätten; dann verzog er sich in seine Hütte. Seine Ehefrauen erklärten, er litte an einem Fieber, und zwei Tage später wehklagten ebendiese Ehefrauen laut in der Dunkelheit, weil der Hohepriester tot war. Sie gaben Camaban die Schuld daran, behaupteten, der Krüppel hätte Hirac verflucht; aber Gilan, der jetzt der älteste Priester von Ratharryn war, erklärte, dass es absurd und unsinnig gewesen sei, ein Kind töten zu wollen, das mit Lahannas Symbol gezeichnet war. Hirac habe ganz allein sich selbst die Schuld daran zuzuschreiben, sagte Gilan, weil Hirac die Botschaft der Götter erbärmlich falsch gedeutet habe. Das Gold war in den Alten Tempel gelangt, und ganz zweifellos wollte Slaol, dass der Tempel neu aufgebaut wurde. Hengall hörte Gilan an, der ein heiterer, tüchtiger Mann war, aber wegen seiner Bewunderung für Cathallo häufig auf Misstrauen stieß. »In Cathallo«, drängte Gilan Hengall, »haben sie einen riesengroßen Tempel für alle Götter, und er leistet ihnen gute Dienste. Wir sollten auch so einen errichten.«

»Tempel kosten ein Vermögen«, erwiderte Hengall düster.

»Wenn du die Götter ignorierst«, gab Gilan zurück, »werden dir selbst alles Gold, alle Bronze und aller Bernstein der Welt nichts nützen.«

Gilan wollte der nächste Hohepriester sein, aber sein Alter allein würde ihm diese Ehre nicht einbringen. Dafür war ein Zeichen der Götter erforderlich, und alle Priester suchten nach solchen Zeichen, bevor sie gemeinsam einen der ihren als Hiracs Nachfolger wählten. Dennoch schienen sämtliche Zeichen schlecht zu stehen, denn in den Tagen, die auf die gescheiterte Opferung folgten, wurden die Krieger von Cathallo sogar noch dreister bei ihren Raubzügen durch Hengalls Territorium. Tag für Tag hörte Hengall von gestohlenen Rindern und Schweinen; Lengar drängte darauf, die Kriegstrommel zu schlagen und einen Verband von Speerkämpfern nach Norden zu schicken, um den Plünderern das Handwerk zu legen. Aber Hengall scheute noch immer vor einem Krieg zurück. Statt Speerkämpfer auszuschicken, sandte er Gilan in den Norden, um mit den Herrschern von Cathallo zu sprechen; jeder wusste, dass das in Wirklichkeit bedeutete, mit Sannas zu verhandeln, der Furcht einflößenden Zauberin. Cathallo mochte zwar einen Clanführer haben sowie große Heerführer — aber tatsächlich herrschte Sannas dort, und viele in Hengalls Stamm befürchteten, dass sie Ratharryn mit einem Fluch belegt hatte. Warum sonst war die Opferzeremonie fehlgeschlagen?

Und die Omen wurden noch schlimmer. Ein Kind ertrank im Fluss, ein Otter riss ein Dutzend Fischreusen entzwei, in Arryns und Mais Tempel wurde eine giftige Schlange gesichtet, und Hengalls neue Ehefrau hatte eine Fehlgeburt. Graue Regenbänder zogen von Westen herüber. Gilan kehrte aus Cathallo zurück, erstattete Hengall Bericht, dann wanderte er abermals in den Norden; der Stamm rätselte darüber, welche Nachrichten der Priester mitgebracht hatte und welche Antworten er der Herrscherin von Cathallo übermitteln sollte; aber der Clanführer sagte nichts, und die Leute von Ratharryn gingen weiter ihren Tätigkeiten nach. Es galt Gefäße zu töpfern, Feuerstein zu schlagen, Häute und Felle zu gerben, Schweine zu hüten, Kühe zu melken und Wasser zu holen; Gebäude mussten repariert,

Fischreusen aus Weidenruten geflochten und Einbäume aus den riesigen Waldbäumen geschlagen werden. Eine Gruppe von Händlern traf von der Südküste ein, ihre Ochsen beladen mit Schalentieren, Salz und feinen Steinäxten; Hengall nahm sich die Abgaben, die ihm die Männer schuldeten, bevor er sie gen Norden nach Cathallo weiterziehen ließ. Der Clanführer begrub eine der Äxte in Slaols Tempel und eine zweite in Lahannas, aber die Geschenke änderten nichts an der Lage der Dinge — denn am nächsten Tag kamen Wölfe auf die höher gelegene Weide und rissen eine Färse, drei Schafe und ein Dutzend Schweine.

Nur Lengar schien von den schrecklichen Omen nicht betroffen zu sein. Er hatte zwar die Demütigung erlitten, das Gold an seinen Vater aushändigen zu müssen, aber er rettete seinen Ruf durch sein überragendes Können als Jäger. Tag für Tag brachten er und seine Jagdgefährten ausgeweidete Tiere, Häute und Stoßzähne von ihren Streifzügen mit. Lengar hängte die Stoßzähne zu beiden Seiten seiner Hüttentür auf, zum Beweis dafür, dass die Götter ihm wohlgesonnen waren. Hengall hatte die letzten Reste seiner Autorität aufgeboten und seinem Sohn streng befohlen, sich von den nördlichen Wäldern fern zu halten, um auf diese Weise jede Konfrontation mit den Speerkämpfern von Cathallo zu vermeiden; aber eines Tages stieß Lengar im südlichen Teil des Landes auf ein paar Fremdländische, und er kehrte mit sechs erbeuteten Köpfen des Feindes zurück, die er auf Stöcke spießte und am Rand des Schutzwalls aufstellte. Krähen taten sich an den grau tätowierten Köpfen gütlich, und beim Anblick der Trophäen auf ihrem Wall waren mehr und mehr Stammesmitglieder davon überzeugt, dass Lengar die Gunst der Götter genoss und dass Hengall zum Scheitern verurteilt war.

Aber dann kamen die fremdländischen Unterhändler. Sie trafen genau zu dem Zeitpunkt ein, als Hengall Gericht hielt - eine Angelegenheit, die jeden Monat bei Neumond

stattfand, wenn sich der Clanführer, der Hohepriester und die Stammesältesten in Arryns und Mais Tempel versammelten, um sich erbitterte Streitereien über Diebstahl, Drohungen, Mord, Untreue und gebrochene Versprechen anzuhören. Sie konnten einen Mann zum Tode verurteilen, obwohl das nur sehr selten geschah, weil sie es vorzogen, einen Schuldigen die Strafe abarbeiten zu lassen. An diesem Morgen runzelte Hengall missbilligend die Stirn, während er sich eine Beschwerde darüber anhörte, dass der Grenzstein eines Feldes versetzt worden war. Die Auseinandersetzung verlief hitzig, wurde jedoch abrupt abgebrochen, als Jegar, Lengars Freund, plötzlich ankündigte, dass sich fremdländische Reiter von Westen her näherten.

Die Fremdländischen bliesen auf einem Widderhorn, um zu verkünden, dass sie in friedlicher Absicht reisten; Hengall befahl Lengar, eine Gruppe von Kriegern mitzunehmen, um die Fremden zu begrüßen, sie aber nicht näher an Ratharryn heranzulassen als bis zu Slaols Tempel. Hengall wollte Zeit gewinnen, um sich vorher mit den Priestern und den Stammesältesten abzustimmen, und die Priester wollten ihre Prunkgewänder anlegen. Außerdem musste eine Mahlzeit zubereitet werden, denn obwohl die Fremdländischen als Feinde galten, kamen diese Besucher in friedlicher Absicht und würden daher verköstigt werden müssen.

Die jüngeren Priester bereiteten einen Treffpunkt am Flussufer vor, gleich außerhalb der Siedlung. Sie pflanzten die Stange mit dem Totenschädel in die Erde, dann spritzten sie Wasser auf den Boden, um einen Kreis zu markieren, in dessen Mitte die Besucher sitzen konnten; und um diesen Kreis herum platzierten sie Ochsenschädel, Kreideäxte und Stechpalmenzweige, um jegliche Böswilligkeit, die die Fremdländischen mitgebracht haben könnten, in Schach zu halten. Die Bewohner von Ratharryn versammelten sich aufgeregt außerhalb des Kreises; denn keiner konnte sich erinnern, dass schon jemals zuvor ein solches Treffen

stattgefunden hatte. Fremdländische Händler waren relativ häufig anzutreffende Besucher, und es gab viele fremdländische Sklaven in der Siedlung; aber noch nie zuvor waren fremdländische Gesandte eingetroffen, und ihre Ankunft verhieß eine spannende Geschichte, die in den langen Nächten wieder und wieder erzählt und ausgeschmückt werden konnte.

Schließlich war Hengall bereit. Die besten Krieger des Stammes wurden ausgeschickt, um die Fremden zu dem Treffpunkt zu geleiten, während Gilan, der gerade von seiner letzten Reise nach Cathallo zurückgekehrt war, Talismane flocht, um zu verhindern, dass die Magie der Fremden Schaden anrichtete. Die Fremdländischen hatten ihren eigenen Zauberer mitgebracht, einen lahmen Mann, dessen Haar mit rotem Lehm versteift war. Er begrüßte Gilan laut brüllend, und Gilan brüllte zurück; dann schob sich der lahme Zauberer eine Hirschrippe zwischen seine nackten Beine, hielt sie einen Herzschlag lang mit beiden Schenkeln umklammert und warf sie dann fort, um zu zeigen, dass er seine magischen Kräfte ablegte.

Der fremdländische Zauberer lag flach auf dem Boden des Treffpunktes und tat danach nichts weiter, als in den Himmel zu starren, während sich die anderen acht Fremden in einer Reihe auf den Erdboden hockten, um Hengall und seinen Stammesältesten gegenüberzusitzen. Die Fremdländischen hatten auch ihren eigenen Übersetzer mitgebracht, einen Händler, den viele Bewohner von Ratharryn kannten und fürchteten. Er hieß Haragg und war ein Koloss: ein riesiger Mann mit brutalen Gesichtszügen, der in Begleitung seines taubstummen Sohnes reiste, der sogar noch größer und furchteinflößender war. Bei dieser diplomatischen Mission fehlte der Sohn jedoch, und Haragg, der gewöhnlich mit feinen Steinäxten und schweren Bronzeklingen in Ratharryn eintraf, hatte diesmal nichts als Worte mitgebracht — obwohl seine Gefährten alle prall gefüllte Lederbeutel

trugen, die von Hengalls Leuten mit erwartungsvollen Blicken gemustert wurden.

Die Sonne hatte ihren höchsten Stand erreicht, als die Verhandlungen begannen. Die Fremden erklärten als Erstes, dass sie aus Sarmennyn kamen, einem Ort, der so weit im Westen lag, wie ein Mann gehen konnte, bevor er auf das wilde Meer und ein Land traf, das, wie sie sagten, aus hartem Fels, hohen Hügeln und magerem Erdboden bestand. Sarmennyn, so fuhren sie fort, war weit entfernt, sehr weit entfernt, was bedeutete, dass sie eine lange Reise auf sich genommen hatten, um mit dem großen Hengall zu sprechen, Clanführer von Ratharryn — obwohl diese Schmeichelei ebenso wirkungslos an Hengall abprallte wie Morgennebel von einem Tempelpfeiler. Trotz der Wärme des Tages hatte sich der Clanführer seinen schweren schwarzen Bärenpelz um die Schultern gelegt und trug seinen großen Streitkolben.

Der Anführer der Fremden, ein großer, magerer Mann mit einem narbenbedeckten Gesicht und einem blinden Auge, erklärte, dass ein Angehöriger ihres eigenen Volkes, ein junger und törichter Mann, ein paar lumpige Schätze gestohlen hatte, die dem Stamm gehörten. Der Dieb war daraufhin geflohen. Jetzt hatten die Fremden gehört, dass er in Hengalls Gebiet geschlichen und dort umgekommen war, genau was er als Dieb verdient hatte. So klein und unbedeutend die Schätze auch waren, die Fremden legten trotzdem Wert darauf, sie zurückzubekommen, und waren bereit, dafür zu bezahlen.

Hengall hörte sich Haraggs lange Übersetzung an, dann erwiderte er, dass er geschlafen habe und nicht verstünde, warum die Fremdländischen ihn geweckt hätten, wenn sie doch nichts weiter wollten, als ein paar wertlose Kleinigkeiten tauschen. Da die Fremden ihn nun aber sowieso schon in seinem Schlaf gestört hätten, so fügte er hinzu, und da sie Respekt zeigten, sei er bereit, einen Teil seiner kostbaren Zeit zu verschwenden, um zu sehen,

welches Angebot sie zu unterbreiten hätten. Hengall traute Haragg nicht, für ihn zu dolmetschen, deshalb wurde seine Rede von Valan übersetzt, einem fremdländischen Sklaven, der vor vielen Jahren gefangen genommen worden war. Valan hatte Hengall lange Zeit gedient und war jetzt eher der Freund des Clanführers als sein Sklave, und er durfte sogar eine eigene Hütte bewohnen, eigenes Vieh halten und eine Ehefrau haben.

Der Einäugige entschuldigte sich dafür, dass sie den großen Hengall geweckt hätten, und sagte, er hätte die Verhandlungen selbstverständlich auch gerne mit einem von Hengalls Untergebenen geführt; aber da der Clanführer so liebenswürdig gewesen sei, sich ihre Bitte anzuhören, würde er vielleicht auch die Freundlichkeit besitzen, zu bestätigen, dass sich die vermissten Schätze tatsächlich in seinem Gewahrsam befänden.

»Normalerweise werfen wir wertlosen Plunder weg«, erwiderte Hengall, »aber vielleicht haben wir ihn ja diesmal aufbewahrt.« Er wies auf den Schutzwall, wo eine Gruppe kleiner Kinder, gelangweilt vom Gerede, zwischen den Wildpflanzen spielte, die direkt unterhalb der aufgespießten Köpfe der Fremdländischen wuchsen, die Lengar im Wald erbeutet hatte. Diese Köpfe stammten nicht von den Fremdländischen aus Sarmennyn, sondern von einem anderen Volk, das näher bei Ratharryn lebte - aber ihr Anblick beunruhigte die Besucher trotzdem nicht wenig. »Kinder mögen glänzende Dinge«, fuhr Hengall fort, während er mit einer Kopfbewegung auf die aufgespießten Trophäen wies, »deshalb haben wir eure Schätze vielleicht aufgehoben, um die Kleinen zu belustigen. Aber ihr sagt, ihr habt andere Dinge zum Tausch dafür mitgebracht?«

Die Fremden breiteten ihre Geschenke aus. Es waren ein paar prächtige Otter- und Seehundfelle, ein Korb mit Muscheln, drei Bronzebarren, eine Kupferstange, einige spitze, seltsam anmutende Zähne, die, wie sie behaupteten, von Meeresungeheuern stammten, ein Stück von einem

glänzenden Schildkrötenpanzer, und, das Beste von allem, mehrere Bernsteinklumpen, die ebenso selten und kostbar wie Gold waren. Hengall musste bemerkt haben, dass die Lederbeutel der Fremden immer noch halb voll waren, denn er streckte sich, gähnte abermals betont gelangweilt, zupfte an seinem struppigen Bart und sagte schließlich, dass er, wenn er nur schon einmal wach sei, auch ebenso gut zu der Göttin Mai gehen könne, um mit ihr über seine Absicht zu sprechen, ein paar Fische aus ihrem Fluss zu fangen. »Wir haben dort gestern einen großen Hecht gesehen, stimmt's?«, rief er Galeth zu.

»Einen riesigen Hecht.«

»Ich esse gerne Hecht«, bemerkte Hengall.

Hastig holten die Fremden weitere Bronzebarren aus ihren Beuteln, und die Leute von Ratharryn zeigten ihr Erstaunen über den Wert der Geschenke. Und die Fremden packten ständig weiter aus: ein paar wunderschön geschnitzte Knochennadeln, ein Dutzend Knochenkämme, ein wirres Knäuel von Fischhaken, drei Bronzemesser von außergewöhnlicher Feinheit und schließlich eine Steinaxt mit einer sorgfältig behauenen Klinge, die eine bläuliche Färbung besaß, durchsetzt von winzigen glitzernden Sprenkeln. Hengall lechzte regelrecht nach dieser Axt, aber er zwang sich, unbeeindruckt zu klingen, als er sich laut fragte, warum die Fremdländischen sich überhaupt die Mühe gemacht hatten, solch armselige Gaben einen so weiten Weg zu schleppen.

Der Anführer der Fremden fügte eine letzte Kostbarkeit zu den Angeboten hinzu: einen Goldbarren. Der Barren hatte die Länge einer Speerspitze und war so schwer, dass man ihn nur mit zwei Händen tragen konnte - die zuschauende Menschenmenge keuchte hörbar auf. Allein dieser glänzende Klumpen enthielt mehr Gold als sämtliche Rauten zusammengenommen. Die Fremdländischen waren bekannt dafür, dass sie sich nur sehr widerwillig von ihrem Gold trennten, dennoch boten sie Hengall jetzt ein großes Stück

davon an; das war ein Fehler, denn es stand in krassem Widerspruch zu ihrer Behauptung, dass es sich bei den gestohlenen Schätzen lediglich um wertlose Kleinigkeiten handele. Hengall, der noch immer Desinteresse heuchelte, setzte den Fremden so lange zu, bis sie schließlich widerstrebend zugaben, dass die vermissten Schätze überhaupt nicht unbedeutend waren, sondern heilige Objekte, die jedes Jahr die Sonnenbraut schmückten. Die Schätze waren, wie der grimmig dreinblickende Haragg gestand, Geschenke ihres Meeresgottes an Erek' persönlich gewesen, und die Leute von Sarmennyn befürchteten, dass der Verlust dieser Kostbarkeiten Unglück bringen würde. Die Fremden bettelten jetzt förmlich. Sie wollten ihre Schätze zurückhaben und waren bereit, teuer dafür zu bezahlen, weil sie schreckliche Angst vor Ereks Zorn hatten.

»Erek ist ihr Name für Slaol«, erklärte Valan Hengall.

Hengall, erfreut darüber, dass er den Fremden dieses Geständnis abgerungen hatte, erhob sich von seinem Platz. »Wir werden über die Angelegenheit nachdenken«, verkündete er.

Aus der Siedlung wurde Essen herbeigebracht. Es gab kaltes Schweinefleisch, Fladenbrot, geräucherten Fisch und Schüsseln mit Sternmiere und Löwenzahnblättern. Die Fremden kauten argwöhnisch, weil sie Angst hatten, vergiftet zu werden, fürchteten sich aber gleichzeitig davor, Anstoß zu erregen, indem sie das Essen zurückwiesen. Nur ihr Priester nahm nichts von den angebotenen Speisen, sondern lag schweigend da und starrte in den Himmel. Gilan und die übrigen Priester von Ratharryn hockten dicht beieinander und unterhielten sich hitzig im Flüsterton, während Lengar und seine Freunde eine weitere kleine Gruppe auf der gegenüberliegenden Seite des Kreises bildeten. Die Bewohner der Siedlung rückten näher, um die dargebotenen Geschenke zu inspizieren, obwohl keiner von ihnen in den von Talismanen umsäumten Kreis hineintrat — denn die Priester von Ratharryn hatten die Geschenke noch

nicht von fremdländischer Magie gereinigt. Hengall hielt Rat mit den Ältesten und wandte sich gelegentlich fragend an die Priester, obwohl er dabei hauptsächlich mit Gilan sprach. Der Priester hatte nun schon zweimal Cathallo einen Besuch abgestattet, und er redete beschwörend auf Hengall ein, der ihm zuhörte, nickte und schließlich von dem überzeugt schien, wozu auch immer Gilan ihn drängte.

Die Sonne stand schon ein ganzes Stück tiefer am Horizont, als Hengall schließlich wieder seinen Platz einnahm; aber es war Sitte, dass jeder Mann im Stamm seine Ansicht äußerte, bevor der Clanführer seinen Beschluss verkündete. Es meldeten sich auch tatsächlich einige zu Wort, und die meisten rieten, die Bezahlung der Fremdländischen anzunehmen. »Das Gold gehört nicht uns«, sagte Galeth, »sondern wurde einem Gott gestohlen. Wie kann es uns da Glück bringen? Gib den Leuten ihre Schätze zurück.« Stimmen murmelten beipflichtend, dann schlug Lengar mit seinem Speerschaft auf den Boden, und das Raunen erstarb, als Hengalls Sohn aufstand, um sich an die Menge zu wenden.

»Galeth hat Recht!«, begann Lengar und sorgte damit für große Überraschung unter denjenigen, die glaubten, dass die beiden Männer niemals einer Meinung sein könnten. »Die Fremdländischen sollten ihre Schätze zurückbekommen. Aber wir sollten einen höheren Preis dafür verlangen als diesen Ramsch aus ihren Hütten.« Er zeigte auf die Tauschwaren, die die Fremden vor sich aufgehäuft hatten. »Wenn die Fremdländischen ihre Schätze zurückhaben wollen, dann sollen sie mit all ihren Speeren und all ihren Bögen aus ihrem fernen Land kommen und uns ein Jähr lang zu Diensten stehen.«

Haragg, der Dolmetscher der Fremdländischen, übersetzte im Flüsterton für seine Gefährten, die besorgt dreinblickten, aber Hengall schüttelte den Kopf. »Und wie sollen wir diese Horde von bewaffneten Fremden ernähren?«, fragte er seinen Sohn.

»Sie werden sich von dem Getreide und dem Vieh ernähren, das sie mit ihren Waffen erbeuten.«

»Und welches Getreide und welches Vieh soll das sein?«, verlangte Hengall zu wissen.

»Das, was im Norden von uns wächst und grast«, antwortete Lengar trotzig, und viele Stammesmitglieder bekundeten ihre Zustimmung. Der Stamm von Sarmennyn war berühmt für seine Krieger. Es handelte sich um magere, hungrige Männer aus einem kargen, unfruchtbaren Land, und sie nahmen sich mit ihren Speeren, was ihr Boden nicht hervorbringen konnte. Derart gefürchtete Gesellen würden sicherlich kurzen Prozess mit Cathallo machen, und noch mehr von Hengalls Leuten erhoben ihre Stimmen zu Gunsten Lengars.

Hengall hob seine riesige Keule, um die Menge zum Schweigen zu bringen. »Die Krieger von Sarmennyn«, zischte er, »ist noch nie derart weit in das Herzland vorgedrungen. Und dennoch würdet ihr sie jetzt dazu ermutigen? Und wenn sie tatsächlich mit ihren Speeren und ihren Bögen und ihren Streitäxten kommen, wie werden wir sie dann wieder los? Was sollte sie daran hindern, sich gegen uns zu wenden und uns anzugreifen?«

»Wir werden ihnen zahlenmäßig überlegen sein!«, erklärte Lengar selbstsicher.

Hengall sah ihn verächtlich an. »Du weißt, wie viele Speerkämpfer sie aufbieten können?«, hakte er nach, während er auf die Fremden wies.

»Ich weiß, dass wir mit ihrer Hilfe unsere Feinde vernichten können«, gab Lengar zurück.

Hengall erhob sich, um zu zeigen, dass Lengars Redezeit vorbei war. Lengar blieb noch einige Sekunden stehen, dann hockte er sich grollend nieder. Nun verkündete Hengall, um auch von den hinteren Reihen gehört zu werden, lautstark: »Cathallo ist nicht unser Feind! Cathallo ist mächtig, ja, aber das sind wir auch!

Wir beide sind wie zwei Hunde. Wir können uns bekämpfen und uns gegenseitig verstümmeln — aber die Wunden, die wir einander zufügen würden, wären so schwer, dass wahrscheinlich keiner von uns beiden überlebt. Wenn wir jedoch gemeinsam jagen, werden wir beide Vorteile davon haben.« Der Stamm starrte ihn in stummer Überraschung an. Sie hatten eine Entscheidung wegen der Goldrauten erwartet, und stattdessen sprach der Clanführer von dem Problem mit Cathallo.

»Gemeinsam!«, wiederholte Hengall. »Gemeinsam werden Cathallo und Ratharryn so stark sein wie jedes Land auf dieser Erde! Deshalb werden wir uns verbünden und einen engen Stammeszusammenhalt schaffen.« Diese Nachricht entlockte der Menge ein weiteres Aufkeuchen. »Am Vorabend des Mittsommerfests werden wir nach Cathallo ziehen und mit dem Volk dort tanzen.« Seine Leute dachten darüber nach, dann schwoll langsam ein Gemurmel der Zustimmung in der Menge an. Nur einen Moment zuvor hatten die Stammesmitglieder noch begeistert Lengars Idee von einer Eroberung Cathallos unterstützt, jetzt verführte sie Hengalls Friedensvision. »Gilan hat mit ihrem Clanführer gesprochen, und er möchte auch, dass wir nicht ein Stamm sein werden«, erklärte er, »sondern zwei Stämme, vereint wie ein Mann und eine Frau in der Ehe.«

»Und welcher der beiden Stämme ist der Mann?«, wagte Lengar zu rufen.

Hengall ignorierte seinen Einwurf. »Es wird keinen Krieg geben«, verkündete er nüchtern, dann blickte er zu den Fremden hinüber. »Und auch keinen Tausch!«, fuhr er an sie gewandt fort. »Die Schätze waren ein Geschenk an euren Gott, aber ihr habt sie verloren, und sie wurden zu uns gebracht. Sie sind in unseren Alten Tempel gelangt, was mir sagt, dass sie dafür bestimmt sind, hier zu bleiben. Wenn wir das Gold zurückgeben, beleidigen wir die Götter, die uns die Schätze zur Aufbewahrung gesandt haben. Denn sie wollen, dass der Tempel in Stand gesetzt wird, und genauso soll es

geschehen! Er wird wieder aufgebaut werden!« Gilan, der Hengall zu dieser Vorgehensweise gedrängt hatte, sah erfreut aus.

Der einäugige Fremde protestierte, drohte damit, Krieg nach Ratharryn zu bringen.

»Krieg?« Hengall schwang seine mächtige Keule. »Krieg!«, brüllte er. »Ich werde dafür sorgen, dass ihr euren Krieg bekommt, wenn ihr in Ratharryn eindringt! Ich werde auf eure Seelen pissen, eure Kinder versklaven, Spielzeug aus euren Frauen machen und eure Knochen zu Pulver zermahlen. Das ist Krieg, wie wir ihn kennen!« Er spuckte in Richtung der Abordnung. »Nehmt eure Habe und geht«, befahl er dann.

Der Priester der Fremdländischen heulte gen Himmel, und ihr Anführer versuchte es mit einem letzten Appell, aber bei Hengall waren die Würfel gefallen. Er hatte den Tausch abgelehnt, und den Fremdländischen blieb keine andere Wahl, als ihre Geschenke wieder einzusammeln und ihre Pferde zu besteigen.

Aber an diesem Abend, als die Sonne tief im Westen stand und es so aussah, als hätte sie sich in den Bäumen am Horizont verfangen wie ein Fisch, der in einer Reuse aus geflochtenen Weidenruten feststeckte, verließen Lengar und ein Dutzend seiner engsten Anhänger Ratharryn. Sie waren mit Bögen und Speeren bewaffnet, führten ihre Hunde an langen Leinen aus geflochtenen Lederschnüren und behaupteten, sie wollten in ihre Jagdgründe zurückkehren. Es fiel jedoch auf, dass Lengar auch eine fremdländische Sklavin mitnahm, und das schockierte den Stamm, denn Frauen hatten bei Jagdausflügen nichts zu suchen. Und in der Nacht stahl sich ein weiteres halbes Dutzend Mädchen aus Ratharryn fort, bis der entsetzte Stamm am nächsten Morgen erkannte, dass Lengar überhaupt nicht auf die Jagd gegangen, sondern geflohen war, mit seinen Anhängern samt Liebsten im Schlepptau. Hengalls Zorn quoll über wie der Fluss, der von Gewitterregen überflutet war. Er tobte und

wetterte gegen das böse Schicksal, das ihn mit einem solchen ältesten Sohn gestraft hatte; dann schickte er Krieger aus, die Lengars Spur folgen sollten, obwohl niemand damit rechnete, dass sie die Flüchtigen noch einholen würden, da diese schon einen zu großen Vorsprung hatten. Inzwischen erfuhr Hengall, dass Jegar, der als Lengars engster Freund galt, noch immer in Ratharryn war, und der Clanführer beorderte Jegar zu seiner Hüttentür und befahl ihm, sich niederzuwerfen.

Jegar lag flach auf dem Boden, während Hengall seinen wuchtigen Streitkolben drohend über dem Kopf des jungen Mannes schwang. »Wo ist mein Sohn hingegangen?«, polterte er los.

»Nach Sarmennyn«, antwortete Jegar. »Zu den Fremdländischen.«

»Du hast gewusst, dass sie dieses Vorhaben planten?«, drang Hengall in ihn, während sein Zorn abermals anschwoll, »und hast es mir nicht gemeldet?«

»Dein Sohn hat mir gedroht, mein Leben mit einem Fluch zu belegen, wenn ich ihn verrate«, verteidigte sich Jegar.

Hengall ließ seine Keule weiterhin über dem Kopf des jungen Mannes kreisen. »Und warum bist du nicht mit ihm gegangen? Bist du nicht sein engster Freund und Vertrauter?«

»Ich bin nicht mitgegangen«, erklärte Jegar unterwürfig, »weil du mein Clanführer bist und dies mein Zuhause ist und weil ich nicht in einem fernen Land am Meer leben möchte.«

Hengall zögerte. Er hätte die Keule am liebsten niedersausen lassen und die Erde mit Blut bespritzt; aber er war ein gerechter Mann, also beherrschte er seinen Zorn und ließ die Waffe sinken. Jegar hatte seine Fragen offen beantwortet, und obwohl Hengall keine Sympathie für den jungen Mann hegte, half er ihm dennoch auf die Füße, umarmte ihn und schenkte ihm ein kleines Bronzemesser als Belohnung für seine Treue.

Aber Lengar hatte ihn verraten und war zu den Fremdländischen gegangen. Deshalb brannte Hengall die Hütte seines Sohnes nieder und zertrümmerte alle seine Töpfe. Er tötete Lengars Mutter, die seine, Hengalls, erste Ehefrau war, und befahl Gilan, den Kindstöter zu holen und einen Jungen zu erschlagen, der allgemein als Lengars Sohn galt. Die Mutter des Jungen schrie entsetzt, bat verzweifelt um Gnade, aber der schwere Auerochsenknochen sauste herab, und der Junge starb. »Er hat nie gelebt«, entschied Hengall über Lengar. »Er ist nicht mehr!«

Der nächste Tag war der Vortag des Sommersonnenwendfests, und der Stamm würde nach Cathallo wandern. Um Frieden zu schließen. Und um Sannas gegenüberzutreten.

Im Morgengrauen des Tages, an dem der Stamm nach Norden zu marschieren gedachte, brachte Hengall Saban ein Hirschledergewand, eine Halskette aus Wildschweinhauern sowie ein Messer mit einer Feuersteinklinge und einem hölzernen Heft, das er im Gürtel tragen sollte. »Du bist mein Sohn«, eröffnete Hengall ihm, »mein einziger. Deshalb musst du wie ein Clanführerssohn aussehen. Binde dein Haar zusammen. Steh aufrecht!« Flüchtig nickte er Sabans Mutter zu, seiner dritten Ehefrau, die er seit langem nicht mehr in seine Hütte gerufen hatte; dann ging er hinaus, um nach der weißen Opferkuh zu sehen, die nach Cathallo getrieben werden sollte.

Selbst Camaban nahm an dem Unternehmen teil. Hengall hatte den Jungen nicht dabeihaben wollen, aber Gilan hatte beharrlich erklärt, dass Sannas Camaban mit eigenen Augen sehen wollte. Also hatte Galeth den Krüppel aus seinem Unterschlupf in der Nähe des Alten Tempels geholt, und jetzt hinkte Camaban ein paar Schritte hinter Saban, Galeth und Galeth' schwangerer Frau Lidda her. Sie wanderten in nördlicher Richtung an den Hügeln oberhalb des Flusstales entlang und brauchten den ganzen Vormittag, um die Grenze dieses hoch gelegenen Gebietes zu erreichen, was

bedeutete, dass sie jetzt die Hälfte des Weges nach Cathallo hinter sich hatten. Für die Mehrzahl der Leute, die auf der Anhöhe standen und auf die Wälder und Marschen vor ihnen blickten, war das die längste Strecke, die sie sich jemals von ihrer heimischen Siedlung entfernt hatten.

Der Pfad fiel jetzt steil in dichte Wälder ab, gesprenkelt mit kleinen Feldern. Dies war das Gebiet von Maden, ein Landstrich mit fruchtbarer Erde, hohen Bäumen und weitläufigen Mooren.

Die Männer von Hengalls Stamm scharten sich dicht um ihre Frauen, als sie den Wald betraten; den kleinen Jungen drückten sie an Stöcken festgebundene Strohbündel in die Hand, und das Stroh wurde mit Hilfe der glühenden Kohlen in Brand gesteckt, die die Frauen in durchlöcherten Tongefäßen transportierten. Dann rannten die Jungen in alle Richtungen davon, während sie ihre brennenden Strohfackeln schwenkten und laut schrien, um die bösen Geister zu vertreiben, die sonst über die Frauen herfallen und sie schwängern könnten.

Die Priester sangen, die Frauen hielten Talismane umklammert, und die Männer schlugen mit ihren Speerschäften gegen die Bäume. Als der Stamm ein Gewirr kleiner Bäche in der Nähe von Maden durchquerte, waren sogar noch mehr Lieder vonnöten, um die Geister in Schach zu halten.

Hengall marschierte an der Spitze seines Volkes, aber er wartete am Ufer eines der breiteren Bäche, bis Saban ihn eingeholt hatte. »Wir müssen uns unterhalten«, erklärte er seinem Sohn, dann warf er einen Blick auf Camaban, der nur wenige Schritte hinter ihnen herhinkte. Der Junge hatte ein anderes zerschlissenes Schafsfell gefunden, um seine alte Tunika zu ersetzen; außerdem trug er einen grob zusammengestückelten Lederbeutel, in dem seine wenigen Habseligkeiten, seine Knochen, die Schlangenhaut und ein paar Amulette, verstaut waren. Er stank erbärmlich, und sein Haar war wieder verfilzt und schmutzig. Camaban hob den

Kopf, erschauerte vor seinem Vater und spuckte auf den Pfad.

Hengall wandte sich angewidert ab und marschierte mit Saban voraus. Nach einer Weile fragte er seinen Jüngsten, ob er bemerkt habe, wie gut der Weizen von Maden stand. »Offenbar hat das Unwetter diese Felder verschont«, sagte Hengall neidisch; dann fügte er hinzu, dass er in den Wäldern am Fluss ein paar schöne fette Schweine gesehen hatte.

Schweine und Weizen, sagte er, seien alles, was ein Volk zum Leben brauche, und dafür danke er den Göttern. »Vielleicht auch nur Schweine«, meinte er versonnen. »Vielleicht ist das alles, was wir als Nahrung benötigen. Schweine und Fisch. Der Weizen ist nur eine Last. Er will sich nicht selbst aussäen, das macht es so schwierig.« Hengall trug einen Lederbeutel, der bei jedem Schritt klirrte, und Saban nahm an, dass er einige der Schätze des Stammes enthielt. Die Leute, die ein ganzes Stück weiter vor ihnen gingen, hatten zu singen begonnen, und der Gesang wurde zunehmend lauter, als andere Stammesmitglieder die Melodie aufgriffen. Das Lied pflanzte sich durch die Kolonne zu den hinter ihnen Wandernden fort, aber weder Hengall noch Saban stimmten ein. »In ein paar Jahren«, sagte Hengall abrupt, »wirst du alt genug sein, um Clanführer zu werden.«

»Wenn die Priester und die Leute einverstanden sind«, meinte Saban vorsichtig.

»Die Priester braucht man nur zu bestechen«, vertraute der Alte dem Jungen an, »und die Leute tun, was man ihnen sagt.« Eine Taube erhob sich flügelschlagend aus dem Gebüsch, und Hengall blickte auf, um die Richtung des Vogels zu verfolgen, in der Hoffnung auf ein gutes Omen. Und tatsächlich flog die Taube in Richtung Sonne.

»Sannas wird dich sehen wollen«, sagte Hengall bedeutungsvoll. »Knie vor ihr nieder und beuge den Kopf! Ich weiß, sie ist nur eine Frau, aber behandle sie wie einen

Clanführer!« Er runzelte die Stirn. »Sie ist eine harte Frau, hart und grausam - aber sie hat große Macht und besitzt besondere Kräfte. Die Götter lieben sie ... oder fürchten sie.« Verwundert schüttelte er seinen zotteligen Kopf. »Sie war schon alt, als ich noch ein kleiner Junge war!«

Saban beschlich Furcht bei der Aussicht, Sannas zu begegnen. »Warum wird sie mich sehen wollen?«

»Weil du ein Mädchen aus Cathallo heiraten sollst«, teilte Hengall ihm klipp und klar mit, »und Sannas wird sie auswählen. In Cathallo wird keine Entscheidung ohne Sannas getroffen. Sie nennen Kital zwar ihren Clanführer, aber er kriecht vor der alten Frau im Staub. Das tun sie alle!«

Saban schwieg. Er wusste, er konnte weder ein Mädchen aus Cathallo noch irgendein anderes heiraten, bis er die Prüfungen bestanden hatte, die ihn zum Mann machen würden - aber die Idee gefiel ihm.

»Du sollst dir also eine Braut aus Cathallo nehmen«, wiederholte Hengall, »zum Zeichen dafür, dass zwischen unseren beiden Stämmen Frieden herrscht. Verstehst du das?«

»Ja, Vater.«

»Aber Cathallo weiß nicht, dass ich jetzt nur noch einen einzigen Sohn habe«, sagte Hengall, »und sie werden nicht allzu erfreut darüber sein, dass du noch ein Junge bist. Darum musst du Sannas beeindrucken.«

»Ja, Vater«, Saban nickte abermals. Er begriff, dass Kital und Sannas erwarteten, Lengar würde nach Cathallo kommen und sich eine Braut suchen; aber Lengar war verschwunden, und deshalb musste er, Saban, die Stelle seines Bruders einnehmen.

»Und du wirst eines Tages Clanführer sein«, äußerte Hengall nochmals mit Nachdruck, »was bedeutet, dass du unserem Volk ein guter Führer sein musst. Clanführer zu sein heißt nicht, dass du tun kannst, was du willst. Aber das begreifen die Leute nicht. Sie wollen Helden, und Helden

neigen zu Unvorsichtigkeit und Tollkühnheit, mit dem Ergebnis, dass ihr Volk zu Grunde geht. Die besten Clanführere wissen das. Sie wissen, dass sie Nacht nicht in Tag verwandeln können. Ich kann nur das tun, was möglich ist, mehr nicht. Ich kann die Biberdämme einreißen, um zu verhindern, dass die Fischreusen austrocknen - aber ich kann nicht dem Fluss befehlen, das für mich zu erledigen.«

»Ich verstehe«, murmelte Saban.

»Und wir wollen keinen Krieg anfangen«, sagte Hengall energisch. »Ich mache mir keine Sorgen darüber, dass wir verlieren, sondern dass wir durch einen Krieg stark geschwächt werden - ganz gleich, ob wir nun siegen oder verlieren. Verstehst du das auch?« Was Saban erneut bejahte.

»Nicht, dass ich vorhätte, jetzt schon zu sterben!«, fuhr Hengall fort. »Ich muss fast fünfunddreißig Sommer alt sein. Fünfunddreißig Sommer, stell dir das nur mal vor! Aber ich habe noch viele gute Jahre vor mir! Mein Vater hat mehr als fünfzig Sommer gelebt.«

»Du wirst hoffentlich auch so alt werden«, sagte Saban unbeholfen.

»Aber du musst dich auf dein Amt vorbereiten«, wechselte Hengall das Thema. »Leg deine Prüfungen ab, geh auf die Jagd, erbeute ein paar fremdländische Köpfe. Zeig dem Stamm, dass die Götter dir wohlgesonnen sind.« Er nickte kurz, dann wandte er sich ohne ein weiteres Wort ab und winkte seinen Freund Valan zu sich.

Saban wartete, bis Galeth ihn eingeholt hatte. »Was wollte er denn von dir?«, fragte Galeth.

»Mir sagen, dass ich ein Mädchen aus Cathallo heiraten soll«, erklärte Saban.

Galeth lächelte. »Das solltest du wirklich tun.« Er wusste, die Entscheidung bedeutete, dass Saban dazu ausersehen war, der nächste Clanführer zu werden, aber das machte Galeth nicht das Geringste aus. Der große, stämmige Mann war am glücklichsten, wenn er mit Holz arbeitete, und er

hatte kein sonderliches Bedürfnis, der Nachfolger seines älteren Bruders zu werden. Er versetzte seinem Neffen einen freundschaftlichen Klaps auf die Schulter. »Ich hoffe nur, das Mädchen ist hübsch.«

»Natürlich wird sie das sein«, meinte Saban hoffnungsvoll, obwohl er plötzlich befürchtete, dass sie hässlich sein könnte.

Der Stamm wanderte durch die letzte der Marschwiesen, dann stiegen sie in die Hügel hinauf, die mit Bäumen bestanden waren, obwohl die Wälder allmählich lichter wurden und die Herrlichkeiten von Cathallo enthüllten. Sie kamen an einem uralten Tempel vorbei, seine Holzpfosten vermodert, seine Ringe ebenso dicht mit Haselnussgestrüpp überwuchert wie der Alte Tempel von Ratharryn, und erblickten dann Gräber auf den Hügelhängen vor ihnen. Diese Hügel waren so niedrig wie die Bodenerhebungen um Ratharryn herum, aber steiler, und unter ihnen befand sich der berühmte heilige Grabhügel. In Ratharryn gab es nichts, was sich auch nur annähernd damit hätte messen können, und obwohl einige der Reisenden des Stammes von anderen heiligen Grabhügeln berichtet hatten, waren sich alle darüber einig, dass keiner davon die Größe von Cathallo erreichte. Er war riesig, ein Hügel, der sich zwischen anderen erhob, nur dass dieser Höhenrücken von Menschenhand stammte. Er ragte aus einem Tal auf, um den Himmel zu berühren, und war über und über leuchtend weiß, denn man hatte ihn aus unzähligen Kreideschichten aufgehäuft. Der Grabhügel war höher, weitaus höher als der Schutzwall von Ratharryn; tatsächlich sogar so hoch wie die umliegenden Bodenerhebungen.

»Warum haben sie ihn erbaut?«, fragte Lidda Galeth.

»Er ist das Abbild von Lahanna«, gab Galeth mit von Ehrfurcht erfüllter Stimme Auskunft und erklärte, dass die Mondgöttin ihr von Menschen erschaffenes Ebenbild auf der Erde sehen könnte, wenn sie vom Himmel herunterblickte, und deshalb wusste, dass die Bewohner von Cathallo sie

verehrten. Als Lidda diese Erklärung hörte, berührte sie andächtig ihre Stirn, denn wie die meisten Frauen verehrte auch sie Lahanna mehr als alle anderen Götter und Geister; aber Camaban, der noch immer dicht hinter ihnen herhinkte, lachte plötzlich laut. »Was gibt es denn so Lustiges?«, wollte Galeth wissen.

»Sie haben gigantische Maulwurfshügel in C-C-Cathallo«, spottete Camaban.

Ängstlich berührte Lidda ihre Leistengegend, um Unheil abzuwehren. Die Nähe des Krüppels war ihr unangenehm, weil sie um das Kind in ihrem Leib fürchtete, und sie wünschte, Camaban würde ein Stück zurückfallen; aber er hatte sich schon den ganzen Tag störrisch an ihre Fersen geheftet und trottete noch immer hinter ihr drein, als sie durch einen schmalen Fluss wateten und dann eine Anhöhe östlich des großen Grabhügels erklommen. Auf der Hügelkuppe ragte ein Tempel empor, dessen Anblick für viele von Hengalls Leuten ein Trost war, denn er war sehr viel kleiner als alle Tempel in Ratharryn, obwohl er statt aus Holzpfeilern aus aufrecht stehenden Steinblöcken bestand. Die niedrigen Steine waren nur grob behauen, kaum mehr als Steinstümpfe, und einige Stammesmitglieder fanden sie hässlich, verglichen mit einem sorgfältig glatt geschmirgelten Baumstamm. Vor dem Tempel wartete eine Gruppe cathallischer Priester, und sie waren diejenigen, denen das erste der zahlreichen Geschenke aus Ratharryn übergeben wurde; die weiße Färse, die die ganze lange Reise über mit einem Stachelstock angespornt worden war und jetzt durch die Furt in dem Tempelgraben getrieben wurde. Die Priester von Cathallo inspizierten das Tier misstrauisch. Es war vielleicht nicht die weißeste Jungkuh in Ratharryn, aber sie war trotzdem ein wertvolles Tier mit einem fast makellosen Fell; unter Hengalls Leuten erhob sich ärgerliches Murren, als die Priester an dem Wert des Geschenkes zu zweifeln schienen. Endlich, nachdem sie das Tier ausgiebig betastet und berochen hatten, erklärten sie

die Kuh widerwillig als annehmbar und zerrten sie in die Mitte des kleinen Tempels, wo ein junger Priester, nackt bis auf ein mit Lederbändern befestigtes Hirschgeweih auf dem Kopf, mit dem Schlachtbeil wartete. Die arme Färse, die zu ahnen schien, was sie erwartete, sträubte sich verzweifelt und versuchte, den Männern zu entwischen, die sie festhielten; deshalb schnitten die Priester ihr die Beinsehnen durch, und das bewegungsunfähige Tier schrie jammervoll, als das große Beil herabsauste.

Hengalls Leute sangen Lahannas Klagelied, als sie im Gänsemarsch durch das nasse Blut der Färse schritten und den Priestern einen Pfad entlang folgten, der von paarweise angeordneten Steinblöcken flankiert war. Der Tempel mochte sie vielleicht nicht beeindruckt haben, aber die von Steinen gesäumte Avenue verfehlte nicht ihre Wirkung; denn diese Steine waren sehr viel größer als die Tempelblöcke, und sie erstreckten sich weit über das offene Land. Die von Felsblöcken begrenzte Straße wand sich von dem Tempel aus in ein Tal und beschrieb einen Bogen, bevor sie den riesigen Kreidegrabhügel erreichte, und strebte dann nach Norden auf die Kuppe eines breiten, waldlosen Hügels zu. Es waren so viele Steine, die den heiligen Pfad flankierten, dass man sie unmöglich zählen konnte, und alle so groß oder sogar noch größer wie ein Mann. Einige säulenförmige stellten Slaol dar, und jeder dieser hohen Steinpfeiler war mit seinem Nachbarn durch einen gewaltigen rautenförmigen Deckstein verbunden, um Lahanna zu ehren. Die Wunder von Cathallo existierten tatsächlich, und Hengalls Leute verfielen in Schweigen, als sie den Priestern nach Norden folgten. Sie tanzten die Anhöhe hinauf, etwas unbeholfen und schwerfällig, weil sie müde waren - aber pflichtbewusst - als sie sich mit schleifenden Schritten von einer Seite der Prachtstraße zur anderen bewegten und sich im Zickzack einen Weg dort hinauf bahnten, wo sich einige Bewohner von Cathallo versammelt hatten, um die Besucher zu empfangen. Eine

Gruppe von Kriegern, ihre Körper eingeölt und ihr Haar geflochten, stützte sich auf ihre Speere, um die Frauen vorbeiziehen zu sehen, obwohl der Anblick von Camaban die jungen Männer veranlasste, sich hastig die Augen zuzuhalten und auf den Boden zu spucken, für den Fall, dass sein Klumpfuß ihnen Unglück bringen sollte.

Saban, der noch nie zuvor in Cathallo gewesen war, hatte angenommen, dass die massiven, mit Decksteinen verbundenen Steinsäulen einen Pfad säumten, der von der Siedlung von Cathallo zu dem kleinen Steintempel führte, wo die Färse geopfert worden war; doch als er die Kuppe des breiten Hügels erreichte, erkannte er plötzlich, dass der Tempel alles andere als das Ende des heiligen Pfades darstellte, sondern lediglich seinen Anfang, und dass die wahren Wunder von Cathallo noch vor ihnen lagen.

Die Siedlung befand sich im Westen, und das war nicht der Ort, wohin der Pfad verlief. Stattdessen führte er in gerader Linie auf einen hohen ringförmigen Kreidewall zu, der aus dem tiefer gelegenen Gelände aufragte. In der Kolonne von Reisenden sprach sich die Nachricht herum, dass der weiße Wall das Heiligtum von Cathallo umgab, und Hengalls Leute verstummten, als sie den riesigen Wall bestaunten, der mindestens so hoch und so breit aussah wie der Schutzring rund um Ratharryn. Der obere Rand seiner Mauer war mit Schädeln von Tieren und Menschen gekrönt, während aus dem Inneren der hohen Umzäunung das Dröhnen schwerer Holztrommeln drang.

Der Pfad führte nicht direkt zu dem gewaltigen Tempel, sondern beschrieb stattdessen eine zweifache Kurve, und zwar unmittelbar außerhalb des Eingangs zu dem Heiligtum, sodass sich die Wunder innerhalb des hohen ringförmigen Kreidewalls den Näherkommenden erst im allerletzten Moment enthüllen würden. Saban schlurfte im Tanzschritt um die doppelte Biegung, und dort - plötzlich jenseits des gewaltigen Schutzwalls sichtbar - lag das Heiligtum von Cathallo. Sabans erster Eindruck waren Steine - Steine,

Steine und noch mehr Steine; denn der große Platz innerhalb der hoch aufragenden Kreidemauer schien mit unzähligen wuchtigen, hohen, grauen Steinpfeilern angefüllt, und einige waren kürzlich mit Wasser benetzt worden, sodass ihre raue Oberfläche glitzernde Lichtstrahlen aussandte. Um die riesigen Steine zog sich ein Ringgraben, der innerhalb des Kreideschutzwalls ausgehoben worden war, und dieser Graben war so tief wie der Wall hoch; außerdem umschlossen der Graben und der ringförmige Wall ein Gelände fast so groß wie ganz Ratharryn - dabei war Ratharryn eine Stammessiedlung mit Winterweiden für das Vieh, während es sich hier nur um eine Tempelanlage handelte.

Einige der Frauen aus Ratharryn zögerten, bevor sie den Tempel betraten, da in den Heiligtümern von Hengalls Stamm Frauen nicht geduldet wurden, außer wenn sie heirateten; aber die Frauen von Cathallo schoben sie vorwärts. In Cathallo, so schien es, durften sowohl Männer als auch Frauen den heiligen Kreis betreten, und so tanzten sämtliche Angehörigen von Hengalls Stamm über den Graben hinein in das Heiligtum aus Steinen.

Es gab einen riesigen Kreis aus Felsblöcken, der sich dicht am Rand des Grabens entlangzog, und jeder dieser Blöcke hatte die Größe der Schober, die in Ratharryn aus dem Sommerheu aufgehäuft wurden. Dutzende dieser wuchtigen, aufrechten Steinblöcke erhoben sich da, zu viele, um sie zu zählen, und innerhalb ihres großen Kreises ragten zwei weitere Kreise aus Steinsäulen auf, jeder einzelne von der Größe von Slaols Tempel in Ratharryn, und zwischen diesen beiden inneren Ringen standen noch mehr Steine. Einer dieser Steine war ein Ringstein, ein Felsblock mit einem großen Loch, welchen man auf einen anderen gehievt hatte, in dessen Nähe ein Totenhaus stand, erbaut aus drei massiven Steinplatten. Sprachlos riss Saban die Augen auf. Er verstand einfach nicht, wie ein Mensch solch wuchtige Steine heben konnte; er musste an einen Ort gekommen

sein, wo Götter Wunder wirkten! Nur Camaban, der jedes Mal zusammenzuckte, wenn er mit seinem Klumpfuß auftrat, schien unbeeindruckt.

Die Leute von Cathallo drängten sich auf der inneren Böschung des riesigen Schutzwalls, und sie stießen einen lauten Willkommensruf aus, als die Besucher in den geheiligten Kreis tanzten. Der Ruf hallte von den Wänden der hohen Einfriedung wider, und dann begannen die Gastgeber zu singen.

Kital, Clanführer von Cathallo, wartete bereits, um Hengalls Stamm zu begrüßen. Kital wollte Eindruck schinden, und das gelang ihm auch sehr gut, denn er trug einen knöchellangen Umhang aus Hirschleder, der mit Kreide und Harn gebleicht und dann dicht an dicht mit Bronzeringen benäht worden war, die die Sonne reflektierten, sodass der Umhang nur so blitzte, als Kital auf Hengall zutrat. Der Clanführer von Cathallo war groß, mit einem langen, schmalen, glatt rasierten Gesicht und hellem Haar, das ein Bronzereif zusammenhielt, in den er ein Dutzend langer Schwanenfedern gesteckt hatte. Kital war gleich alt wie Hengall, aber sein Gesicht erfüllte eine Lebhaftigkeit, die über sein Alter hinwegtäuschte, und er ging mit leichtfüßigen, geschmeidigen Schritten. Er breitete die Arme in einer Willkommensgeste aus; dabei hob sich der Saum seines Umhangs und enthüllte ein langes Bronzeschwert, das von einem Ledergürtel herabhing. »Hengall von Ratharryn«, rief er mit lauter Stimme. »Willkommen in Cathallo!«

Neben Kital sah Hengall regelrecht schäbig aus. Er war zwar größer und breiter als der Clanführer von Cathallo, aber sein bärtiges Gesicht wirkte grob im Vergleich zu Kitalis klar geschnittenen Zügen; seine Kleider waren überdies schmutzig und zerlumpt, weil Hengall noch nie zu den Männern gehört hatte, die sich Gedanken über Umhänge oder Gewänder machten. Er achtete darauf, dass sein Speer stets geschärft war, und er kämmte sich die Läuse aus dem

Bart - damit hatte er seiner Ansicht nach die Pflicht eines Mannes in Bezug auf Reinlichkeit und äußere Erscheinung voll und ganz erfüllt. Die beiden Clanführere umarmten einander, und die zuschauenden Stämme murmelten beifällig, denn jede öffentliche Umarmung zwischen mächtigen Männern deutete auf Frieden hin. Die Clanführere hielten einander einen Herzschlag lang umschlungen, dann wich Kital zurück, nahm Hengall bei der Hand und führte ihn zu der Stelle, wo Sannas neben einem der großen Steine wartete, die das Totenhaus bildeten.

Die Zauberin trug einen weiten Umhang aus Dachsfellen, und ein wollener Schal hüllte ihr langes weißes Haar wie eine Kapuze ein. Saban starrte sie an, und einen schrecklichen Moment lang erwiderte sie seinen Blick direkt und unverwandt; der Junge zuckte zusammen, weil ihm die Augen, die aus den Schatten der Kapuze hervorstarrten, böswillig, schlau und Furcht einflößend erschienen. Sie war alt, das wusste Saban, älter noch, als jemals irgendein Mann oder eine Frau vor ihr geworden war.

Kital und Hengall knieten nieder, um mit Sannas zu sprechen. Die Trommler, die auf große ausgehöhlte Baumstämme schlugen, trommelten ohne Unterlass, und eine Gruppe von Mädchen, alle nackt bis zur Taille und mit Hundsrosen, Mädesüß und Mohnblüten im Haar, tanzten dazu, während sie sich hin und her wiegten, sich mit schleifenden Schritten zur Seite bewegten, sich im Kreis drehten und vor und zurück tanzten, um die Fremden willkommen zu heißen, die in ihren großen geheiligten Tempel gekommen waren. Die meisten der Besucher gafften die Mädchen mit offenem Mund an, aber Galeth blickte auf die Steinsäulen und empfand eine immense Traurigkeit. Kein Wunder, dass Cathallo so stark war! Kein anderer Stamm konnte mit einem Tempel wie diesem hier aufwarten; deshalb konnte auch kein anderer Stamm darauf hoffen, die Gunst der Götter zu erringen so wie diese Leute. Ratharryn,

dachte Galeth bedrückt, ist nichts im Vergleich zu dem hier; seine Tempel waren lachhaft, seine Ambitionen kümmerlich.

Saban beobachtete die Zauberin, und offensichtlich war Sannas ganz und gar nicht erfreut über die Nachricht, die Hengall brachte, denn sie wandte sich mit einer schroffen Geste von ihm ab. Hengall blickte Kital an, der nur die Achseln zuckte, doch dann fuhr Sannas erneut zu ihm herum und fauchte etwas, bevor sie sich zu einer Hütte begab, die in der Nähe des inneren Steinkreises stand. Hengall erhob sich und kehrte zu Saban zurück. »Du sollst in Sannas' Hütte gehen. Und vergiss nicht, was ich dir gesagt habe!«

Saban, der sich nur zu deutlich bewusst war, dass er von beiden Stämmen beobachtet wurde, eilte zu der Hütte, die zwischen den beiden kleineren Steinkreisen stand und die einzige Behausung innerhalb des Tempels war. Es handelte sich um eine Rundhütte, ein bisschen größer als die meisten Behausungen, mit einem hohen, spitz zulaufenden Dach, aber einer so niedrigen Wand, dass Saban sich auf alle viere niederlassen musste, um durch den Eingang zu kriechen. Im Inneren war es ziemlich dunkel, weil durch die Tür oder durch das Rauchabzugsloch oben im Dach kaum Licht fiel, das durch einen dicken Pfosten gestützt wurde. Dieser Pfosten war ein entrindeter Baumstamm, aus dem jedoch noch die kurzen Strünke seiner vielen Äste ragten, und von den Stümpfen hingen Netze herab, gefüllt mit menschlichen Schädeln. Lautes Gekicher erschreckte Saban, und er blickte sich nervös in der Hütte um, wo ein Dutzend Gesichter aus dem Halbdunkel hervorspähte. »Kümmere dich nicht um sie«, wies Sannas ihn mit rauer, gedämpfter Stimme an. »Komm her!«

Die Zauberin hatte auf einem Stapel von Fellen neben dem Stützpfeiler Platz genommen, und Saban kniete pflichtschuldigst vor ihr nieder. Ein kleines Feuer schwelte in der Nähe des Pfostens und verbreitete in der dunklen Hütte einen beißenden, durchdringend riechenden Rauch, der

Saban die Augen tränen ließ, als er respektvoll den Kopf beugte.

»Sieh mich an!«, fauchte Sannas.

Er blickte zu ihr auf. Sie musste so alt sein, dass keiner wusste, wie alt sie wirklich war, nicht einmal sie selbst - so uralt, dass sie schon zu den Alten gehörte, als die nächstälteste Person in Cathallo gerade erst geboren wurde. Einige behaupteten, dass Sannas niemals sterben könnte, dass die Götter ihr ein Leben ohne Tod geschickt hätten, und der von heiliger Scheu erfüllte Saban war überzeugt, dass das stimmte; denn er hatte noch nie zuvor ein Gesicht gesehen, das so schrumpelig war, so ungeheuer faltig und grausam. Sie hatte ihre Kapuze abgenommen, ihr offenes Haar war schlohweiß und strähnig, hing über ein Gesicht, das einem Totenschädel glich, allerdings einem Totenschädel mit Warzen. Die Augen in dem Schädel funkelten jettschwarz, und sie hatte nur noch einen Zahn, einen gelben Schneidezahn in der Mitte ihres Oberkiefers. Ihre Hände ragten wie gekrümmte Klauen aus den Säumen ihres Dachsfellumhangs hervor. An ihrem dürren Hals schimmerte Bernstein; für Saban sah es aus, als ob eine Gemme an einem ausgetrockneten Leichnam festgesteckt worden wäre.

Während Sannas ihn anstarrte, blickte Saban, dessen Augen sich allmählich an das rauchige Dunkel gewöhnten, sich beklommen in der Hütte um und bemerkte, dass ihn ein Dutzend Mädchen unverhohlen musterte. An dem Stützpfosten, der das Dach trug, waren Fledermausflügel befestigt, dazwischen hingen die Netze mit den Schädeln und weitere Netze, in denen sich runde Tongefäße befanden. Hoch oben an dem Pfosten ragte ein Hirschgeweih in den Raum, während vom Dach der Hütte Federbüschel und Bündel mit Kräutern herabbaumelten, alle von dicken Spinnweben umgeben. In einem Weidenkorb neben dem Feuer lagen die kunterbunt durcheinander geworfenen Knochen kleiner Vögel. Dies ist keine Hütte, in der jemand wohnt, dachte Saban, sondern eher ein Lagerhaus für die

rituellen Schätze von Cathallo, die Art von Ort, wo sicher der Kindstöter des Stammes aufbewahrt wurde.

»Also, berichte«, sagte Sannas mit einer Stimme, so scharf wie eine Messerschneide, »verrate mir, Saban, Sohn von Hengall, Sohn von Lock, Abkömmling einer fremdländischen Schlampe, die bei einem Raubzug gefangen genommen wurde, verrate mir, warum die Götter mit Missfallen auf Ratharryn herabblicken.«

Saban gab keine Antwort. Er fürchtete sich zu sehr.

»Ich hasse blöde Jungen«, knurrte Sannas. »Sprich, du Dummkopf, oder ich werde deine Zunge in einen Wurm verwandeln, und du wirst jeden einzelnen Tag deines erbärmlichen Lebens an seinem Schleim saugen.«

Saban zwang sich zu antworten. »Die Götter ...«, begann er, dann wurde ihm bewusst, dass er flüsterte, deshalb erhob er die Stimme, fest entschlossen, seinen Stamm zu verteidigen. »Die Götter haben uns Gold gesandt, Herrin, wie können sie da mit Missfallen auf uns herabblicken?«

»Sie haben euch Slaols Gold gesandt«, erwiderte Sannas erbittert, »und was ist seitdem passiert? Lahanna hat eine Opfergabe zurückgewiesen, und dein älterer Bruder hat sich zu den Fremdländischen davongeschlichen. Wenn die Götter Ratharryn einen Topf aus Gold schicken würden, dann wüsstet ihr nichts Besseres damit anzufangen als hineinzupinkeln!« Die Mädchen kicherten. Saban schwieg, und Sannas funkelte ihn böse an. »Bist du ein Mann?«, verlangte sie zu wissen.

»Noch nicht, Herrin.«

»Dennoch trägst du eine Männergewand. Ist jetzt Winter?«

»Nein, Herrin.«

»Dann zieh sie aus«, befahl sie. »Na los, mach voran!«

Hastig hakte Saban seinen Gürtel auf und zog sich das Hemd über den Kopf, was prompt erneutes lautes Gekicher in der Hütte hervorrief. Sannas musterte Saban von oben bis unten, dann verzog sie verächtlich den Mund. »Ist das etwa das Beste, was Ratharryn zu bieten hat? Seht ihn euch bloß

an, Mädchen! Sein Glied sieht aus wie etwas, was aus einem Schneckenhaus hervorgequollen ist!«

Saban errötete vor Verlegenheit, froh, dass es so dunkel in der Hütte war. Sannas betrachtete ihn missmutig, dann griff sie in einen Beutel und zog ein in Blätter gewickeltes Päckchen heraus. Sie schälte die Blätter ab, um eine Honigwabe zu enthüllen, von der sie ein Stückchen abbrach und sich in den Mund schob. »Dieser Dummkopf Hirac«, meinte sie nun, »hat versucht, deinen Bruder Camaban zu opfern?«

»Ja, Lady.«

»Aber dein Bruder lebt. Wieso?« Saban runzelte die Stirn. »Er wurde von Lahanna gezeichnet, Herrin.«

»Warum wollte Hirac ihn dann überhaupt opfern?«

»Das weiß ich nicht, Herrin.«

»Du weißt nicht sonderlich viel, oder? Jämmerlicher Wicht, der du bist! Und jetzt ist Lengar geflohen, weshalb du seinen Platz einnehmen sollst.« Sie starrte ihn finster an, dann spuckte sie ein Stückchen Wachs ins Feuer. »Aber Lengar hat uns nie leiden können, stimmt's?«, fuhr sie fort. »Lengar wollte Krieg gegen uns führen! Warum mochte Lengar uns nicht?«

»Er konnte niemanden leiden«, erklärte Saban.

Diesen Kommentar belohnte sie mit einem schiefen Lächeln. »Er hat befürchtet, wir würden ihm das Land wegnehmen, über das er als der nächste Clanführer eures Stammes herrschen wollte, richtig? Er hat befürchtet, wir würden Klein Ratharryn schlucken.« Sie zeigte mit einem Finger in das Halbdunkel am Rand der Hütte. »Lengar sollte sie heiraten. Derrewyn, Tochter von Morthor, der der Hohepriester von Cathallo ist.«

Saban blickte in die Richtung, in die Sannas wies, und der Atem stockte ihm in der Kehle, denn er sah ein schlankes Mädchen mit langem schwarzen Haar und einem hübschen, bangen Gesicht. Sie wirkte nicht älter als Saban, hatte große Augen und schien vor Nervosität zu zittern - als ob sie sich

in dieser mit stinkendem Rauch gefüllten Hütte ebenso unbehaglich fühlte wie Saban. Sannas beobachtete Sabans Reaktion und lachte. »Sie gefällt dir, wie? Aber warum solltest du sie an Stelle deines Bruders heiraten?«

»Damit zwischen unseren beiden Stämmen Frieden herrscht, Herrin«, erklärte Saban.

»Frieden!«, höhnte der Totenschädel. »Frieden! Warum sollten wir euren erbärmlichen Frieden mit dem Körper meiner Urenkelin erkaufen?«

»Ihr erkauft keinen Frieden, Herrin«, wagte Saban zu erwidern, »denn mein Stamm ist nicht käuflich.«

»Dein Stamm, pah!« Sannas lehnte sich zurück und lachte meckernd, dann beugte sie sich plötzlich mit einer ruckartigen Bewegung vor und griff mit ihrer Klaue nach Sabans Geschlechtsteil. Sie drückte sein Fleisch, sodass er vor Schmerz den Atem anhielt. »Dein Stamm, Junge«, zischte sie, »ist nichts wert. Überhaupt nichts!« Sie drückte noch fester zu, beobachtete seine Augen, um zu sehen, ob ihm die Tränen kamen. »Willst du der nächste Clanführer nach deinem Vater sein?«

»Wenn die Götter es wünschen, Herrin.«

»Sie haben sich schon seltsamere Dinge gewünscht«, erwiderte Sannas und ließ ihn endlich wieder los. Sie wiegte sich vor und zurück, während Speichel aus ihrem zahnlosen Mund rann. Aufmerksam taxierte sie Saban, schätzte ihn ein und kam zu dem Schluss, dass er wahrscheinlich ein anständiger Junge war. Er hatte Mut, was ihr gefiel, und außerdem sah er unbestreitbar gut aus, was bedeutete, dass die Götter ihm gewogen waren; aber es beleidigte ihr Volk, einen Jungen für eine Vermählung präsentiert zu bekommen. Dennoch würde eine enge Verbindung zwischen Cathallo und Ratharryn durchaus ihre Vorteile zeitigen, deshalb entschied Sannas, die Beleidigung zu schlucken. »Du willst also Derrewyn heiraten, um den Frieden zu bewahren?«, bohrte sie nach.

»Ja, Herrin!«

»Dann bist du ein Schwachkopf«, sagte Sannas verächtlich, »weil es dir nicht gegeben ist, über Krieg und Frieden zu bestimmen, Junge - und sie liegen ganz sicher nicht zwischen Derrewyns Beinen. Krieg und Frieden liegen bei den Göttern, und was die Götter wollen, wird geschehen; wenn sie beschließen, Cathallo in Ratharryn herrschen zu lassen, dann könntest du jedes einzelne Mädchen in dieser Siedlung in dein stinkendes Bett nehmen, und es würde doch nicht das Geringste an den Dingen ändern.« Sie

schloss die Augen, schaukelte abermals vor und zurück, und ein Rinnsal aus Honig und Speichel tropfte von ihrem Kinn herab, wo weiße Haare aus dunklen Warzen sprossen. Es wurde Zeit, entschied sie, diesem Jungen aus Ratharryn Angst einzujagen, und zwar eine so große, dass er es niemals wagen würde, auch nur in Gedanken ihre Wünsche zu durchkreuzen. »Ich bin Lahanna«, stellte sie sich mit einem heiseren Flüstern vor, »und wenn du meine Pläne vereitelst, werde ich deinen kümmerlichen Stamm verschlingen. Ich werde ihn durch die Galle in meinem Bauch spülen und ihn in eine Latrine ausscheiden!« Sie lachte meckernd, und das Gelächter verwandelte sich in einen Hustenanfall, der sie keuchend nach Luft ringen ließ. Als der Husten nachließ, stöhnte sie, dann öffnete sie ihre schwarzen Augen. »Geh«, knurrte sie abweisend. »Schick deinen Bruder Camaban zu mir, aber du geh! Geh, während ich über deine Zukunft entscheide!«

Saban kroch wieder hinaus in den Sonnenschein, wo er sich hastig anzog.

Die Tänzerinnen bewegten sich noch immer geschmeidig vor und zurück, die Trommler blieben unentwegt am Werk, und Saban schauderte. Aus dem Inneren der Hütte hinter ihm ertönte Gelächter, und Saban schämte sich. Sein Stamm war so klein, sein Volk so schwach, und Cathallo so stark und mächtig!

Die Götter, argwöhnte er, hatten sich gegen Ratharryn gewandt. Warum sonst war Lengar geflohen? Warum war er, Saban, gezwungen, vor einer alten Hexe in Cathallo zu kriechen? Saban glaubte an Sannas' Drohungen; er glaubte, dass sein Stamm in Gefahr war, geschluckt zu werden, und wusste nicht, wie er ihn retten sollte.

Sein Vater hatte ihn vor Helden gewarnt, aber Saban war überzeugt, dass Ratharryn jetzt einen Helden brauchte. In seiner Jugend war Hengall ein Held gewesen, doch jetzt war er vorsichtig geworden; Galeth besaß keinen Ehrgeiz; und Saban war noch kein Mann - er wusste nicht einmal, ob er

die schweren Prüfungen überhaupt bestehen würde. Dennoch würde er ein Held sein, wenn er es irgend vermochte, denn ohne einen Helden erwartete sein Volk nichts als Leid und Schmerz. Es würde ganz einfach geschluckt werden.

4. KAPITEL



In dieser Nacht entzündeten die Leute von Cathallo die Sommersonnenwendfeuer, die hoch aufloderten und dunkle Rauchschwaden über das Land schickten. Die Flammen sollten böse Geister aus den Feldern vertreiben, und weitere Feuer brannten im Inneren von Cathallos großem Tempel, wo zwölf Männer, gekleidet in Rinderfelle, die Steinsäulen rituell umrundeten. Die Felle gaben schauerliche Kostüme ab, denn es hingen noch die Köpfe und Hufe der Tiere daran. Die monströsen gehörnten Gestalten sprangen zwischen den Flammen umher, während die Männer unter den Fellen mit lautem Gebrüll den bösen Geistern den Kampf ansagten, die dem Stamm und seinen Herden Krankheiten bringen konnten. Die Tier-Menschen bewachten die Reichtümer von Cathallo, und unter den jungen Kriegern gab es jedes Jahr einen heftigen Wettstreit um die Ehre, in den Stierfellen tanzen zu dürfen; denn wenn die Nacht hereinbrach und die prasselnden, Funken sprühenden Flammen zu den Sternen hinaufzüngelten, wurde ein Dutzend nackter Mädchen in den Feuerkreis gestoßen, wo sie von den brüllenden Männern verfolgt wurden. Die Menschenmenge, die um den Ring aus Feuern getanzt hatte, hielt inne, um zu beobachten, wie die Mädchen in vorgetäuschter Angst hin

und her flitzten und ihren gehörnten Verfolgern zu entkommen versuchten; diese konnten unter ihren schweren, hinderlichen Fellen nur wenig sehen und bewegten sich ziemlich plump und unbeholfen. Dennoch wurden die Mädchen eines nach dem anderen eingefangen, auf den Boden geworfen und dort von den Ungeheuern umschlungen, während die Zuschauer jubelnd Beifall klatschten.

Beide Stämme tanzten um die Feuer herum, als der Stiertanz vorbei war. Die Krieger veranstalteten einen Wettbewerb, um zu sehen, wer durch die höchsten und breitesten Feuer springen konnte, und mehr als einer von ihnen stürzte dabei in die Flammen, musste schreiend aus der Glut gezerrt werden. Die alten Leute und die Kinder hüpften über die kleinsten Feuer, zuletzt wurde das neu geborene Vieh des Stammes durch die glühenden Kohlen getrieben. Einige Leute bewiesen ihren Mut, indem sie barfuß über die Glut liefen, allerdings erst, nachdem die Priester eine Zauberformel gesprochen hatten, um zu verhindern, dass sie sich die Füße verbrannten. Sannas, die das Ganze vom Eingang ihrer Hütte her beobachtete, schnaubte verächtlich über das Ritual. »Es hat nicht das Geringste mit irgendwelchen Zauberformeln zu tun«, brummte sie griesgrämig. »Solange ihre Füße trocken sind, tut es nicht weh; aber wehe, jemand hat feuchte Füße! Dann kann man ihn Bocksprünge wie ein Lämmchen vollführen sehen.« Sie kauerte vor ihrer Hütte, und Camaban hockte neben ihr. »Du kannst auch über die Flammen springen, Kind«, schlug sie vor.

»Ich k-k-kann nicht springen«, brachte Camaban heraus, während er vor lauter Anstrengung, nicht zu stottern, das Gesicht verzog. Er streckte sein linkes Bein aus, sodass der Widerschein des Feuers über die unförmige Masse seines Fußes flackerte. »Und wenn ich es versuchte«, ergänzte er und blickte auf seinen Fuß, »würden sie mich nur auslachen.«

Sannas hielt einen menschlichen Oberschenkelknochen in der Hand. Er hatte ihrem zweiten Ehemann gehört, einem Mann, der versucht hatte, sie gefügig zu machen. Sie beugte sich vor und klopfte mit dem Knochen leicht gegen Camabans grotesk anmutende Gliedmaße. »Ich kann das reparieren«, behauptete sie; dann wartete sie auf Camabans Antwort und war enttäuscht, als er nichts sagte. »Aber nur, wenn ich will«, fügte sie grausam hinzu, »und es kann gut sein, dass ich nicht will.« Sie zog ihren Umhang um ihren mageren Körper. »Einst hatte ich eine verkrüppelte Tochter«, fuhr sie fort. »Ein ganz seltsames kleines Ding war sie. Eine bucklige Zwergin. Ihr Körper war völlig verdreht.« Sie seufzte bei der Erinnerung. »Mein Ehemann erwartete von mir, dass ich sie heilen würde.«

»Und? Hast du das getan?«

»Ich habe sie Lahanna geopfert. Sie ist in dem Graben dort beerdigt.« Sie zeigte mit dem Knochen auf den Südeingang des Heiligtums.

»Warum würde Lahanna einen K-K-Krüppel haben wollen?«, erkundigte Camaban sich.

»Um sich über ihn lustig zu machen, natürlich«, höhnte Sannas.

Camaban lächelte über diese Antwort. Er war bei Tageslicht zu Sannas' Hütte gegangen, und die Mädchen hatten beim Anblick seines verkrüppelten Fußes entsetzt aufgekeucht, hatten sich beim Gestank seines schmutzigen Schaffells vor Ekel geschüttelt und dann über sein Gestammel und sein verfilztes, schmutziges Haar gespottet - aber Sannas hatte sich nicht an ihren Spötteleien beteiligt. Sie hatte das Mondzeichen auf Camabans Bauch untersucht und dann ruckzuck alle Mädchen aus ihrer Hütte gescheucht. Nachdem sie draußen waren, hatte sie Camaban eine ganze Weile schweigend angestarrt. »Warum haben sie dich nicht getötet?«, hatte sie schließlich gefragt.

»W-w-weil die G-G-Götter auf mich aufpassen.«

Sie hatte ihm mit dem Schenkelknochen auf den Kopf geschlagen. »Wenn du in meiner Gegenwart stotterst, Kind«, drohte sie, »werde ich dich in eine Kröte verwandeln.«

Camaban hatte in die harten schwarzen Augen in dem Totenschädel geblickt, dann hatte er sich ganz ruhig und gelassen vorgebeugt und der Zauberin die in Blätter eingewickelte Honigwabe weggenommen.

»Gib sie zurück!«, hatte Sannas befohlen.

»Wenn ich eine K-K-Kröte sein soll«, hatte Camaban erwidert, »dann will ich wenigstens eine honigsüße Kröte sein.« Über diese Antwort hatte Sannas gelacht und dabei weit den Mund geöffnet, sodass ihr verfaulter Zahnstummel sichtbar wurde. Sie hatte ihm befohlen, sein stinkendes Schaffellhemd hinauszuwerfen, und ihm dafür ein Wams aus Otterfell gegeben; danach hatte sie darauf bestanden, dass er sich die Kletten und den Schmutz aus seinen Haaren kämmte. »Du bist ein gut aussehender Junge«, räumte sie unwirsch ein, und das stimmte durchaus: denn sein Gesicht war schmal und hübsch, seine Nase lang und gerade und seine dunkelgrünen Augen voller Kraft. Sie hatte ihn eingehend befragt. Wie lebte er? Wie beschaffte er sich Nahrung? Wo hatte er von den Göttern erfahren? Und Camaban hatte ihr ruhig geantwortet, ohne auch nur eine Spur von Furcht vor ihr zu zeigen, und Sannas war zu dem Schluss gekommen, dass sie den Jungen mochte. Er war wild, eigensinnig, unerschrocken und vor allem klug. Sannas lebte in einer Welt von Dummköpfen, aber dieser Bursche hier - obwohl noch ein halbes Kind - war endlich einmal jemand mit Verstand. Und so hatten sich die alte Frau und der verkrüppelte Junge miteinander unterhalten, während die Sonne unterging, die Feuer angezündet wurden und die Stier-Tänzer die kreischenden Mädchen zu den schattigen Grasflächen zwischen den Steinblöcken jagten.

Jetzt saßen sie da und schauten zu, wie die Tänzer um die Feuer herumwirbelten. Irgendwo in der Dunkelheit

wimmerte ein Mädchen. »Erzähl mir von Saban«, forderte Sannas ihn auf.

Camaban zuckte die Achseln. »Ehrlich, hart arbeitend«, sagte er in einem Ton, der keine der beiden Eigenschaften wie eine Tugend klingen ließ, »ähnlich wie sein Vater.«

»Wird er Clanführer werden?«

»Mit der Zeit, vielleicht«, erwiderte Camaban gleichgültig.

»Und wird er den Frieden bewahren?«

»Woher soll ich das wissen?«, fuhr Camaban patzig auf.

»Was denkst du dann?«

»Was spielt es für eine Rolle, was ich denke?«, fragte er. »Alle wissen, dass ich ein Schwachkopf bin.«

»Und bist du das wirklich?«

»Es ist das, w-w-was ich ihnen weiszumachen versuche. Ich w-w-will, dass sie mich für einen Schwachkopf halten«, erklärte Camaban. »Auf diese Weise lassen sie mich in Ruhe.«

Sannas nickte beipflichtend. Die beiden saßen eine Weile schweigend da, beobachteten, wie der Widerschein der Flammen die Steinpfeiler des Tempels rötlich färbte. Funken wirbelten in den Himmel, schossen zu den kalten weißen Sternen hinauf. Plötzlich ertönte ein Schrei aus der Dunkelheit, wo zwei junge Männer, der eine aus Ratharryn und der andere aus Cathallo, sich zu prügeln begonnen hatten. Ihre Freunde trennten die beiden Streithähne, aber während dieser Kampf endete, brachen bereits andere Kämpfe aus. Die Leute von Cathallo waren sehr großzügig mit ihrem gegorenen Honig gewesen, der speziell für das Mittsommerfest angesetzt worden war. »Als meine Großmutter noch ein Mädchen war«, sagte Sannas, »gab es noch keinen Met. Die Fremdländischen haben uns gezeigt, wie man ihn gären lässt, und sie machen immer noch den besten.« Sie grübelte eine Weile darüber nach, dann zuckte sie die Achseln. »Aber meine Zaubertränke können sie nicht brauen. Ich kann dir einen Trank geben, der dir Flügel

verleiht, und Essen, das dir wundervolle Träume beschert.« Ihre Augen unter der Kapuze ihres Schals glitzerten.

»Ich möchte von dir lernen«, bat Camaban.

»Mädchen unterrichte ich, keine Jungen«, fertigte die alte Frau ihn barsch ab.

»Aber ich habe keine Seele«, erläuterte Camaban. »Sie wurde von dem K-K-Kindstöter zerstört. Ich bin weder Junge noch Mann, nur ein Nichts.«

»Wenn du ein Nichts bist, was kannst du dann lernen?«

»Alles, was du mich l-l-lehren willst.« Camaban wandte sich um, um die Zauberin anzusehen. »Ich w-w-werde dich auch dafür bezahlen«, fügte er hinzu.

Sannas lachte meckernd, und ihr Atem rasselte in ihrer Kehle, während sie vor und zurück schaukelte. »Und was«, fragte sie, als sie sich erholt hatte, »kann ein verkrüppelter Ausgestoßener aus Klein Ratharryn mir zahlen?«

»Das hier.« Camaban öffnete die Finger seiner rechten Hand, um eine einzelne Goldraute zu enthüllen. »Das ist ein Teil des fremdländischen Goldes«, erklärte er, »die B-B-Braut von Slaols Schatz.« Sannas griff nach der Raute, aber Camaban schloss seine Finger hastig wieder zur Faust.

»Gib sie mir, Kind!«, zischte die alte Frau.

»Wenn du versprichst, dass du mich unterrichtest«, erwiderte Camaban, »werde ich sie dir geben.«

Sannas schloss die Augen. »Wenn du sie mir nicht gibst, du verkrüppeltes Scheusal«, sang sie mit einer Stimme, die drei Generationen ihres Stammes in Angst und Schrecken versetzt hatte, »werde ich deinen Körper den Würmern überlassen und deine Seele in den endlosen Wald verbannen. Ich werde dein Blut gerinnen lassen und deine Knochen zu einer Paste zermahlen. Ich werde die Vögel herbeirufen, damit sie dir die Augen auspicken, die giftigen Schlangen werden an deinen Eingeweiden saugen, und die Hunde werden dein Fleisch fressen. Du wirst mich um Gnade anflehen, aber ich werde dich nur auslachen und deinen Schädel als Pinkeltopf benutzen.« Jäh hielt sie inne, denn

Camaban hatte sich wortlos vom Boden erhoben und hinkte davon. »Wo gehst du hin?«, bellte sie.

»Ich habe gehört«, erklärte Camaban, »dass es in Drewenna einen Zauberer gibt. Er kann mich unterrichten.«

Sie funkelte ihn böse an, ihre Augen glitzernd in dem leichenähnlichen Gesicht, aber Camaban blieb ganz ruhig und gelassen, und Sannas schüttelte sich vor Zorn. »Mach noch einen einzigen Schritt, Krüppel«, zischte sie, »und ich werde dafür sorgen, dass deine verdrehten Knochen neben dieser Zwergin in dem Graben dort verscharrt werden!«

Camaban hielt die goldene Raute hoch. »Mit d-d-diesem Stück Gold hier bezahle ich dich, wenn du mich unterrichtest«, wiederholte er, dann holte er seine zweite Raute hervor. »Und mit diesem Gold w-w-werde ich dich bezahlen, damit du meinen Fuß heilst.«

»Komm her!«, befahl Sannas. Camaban rührte sich nicht, sondern hielt nur die Goldstückchen hoch, die im Feuerschein glitzerten. Sannas starrte auf die Rauten, wohl wissend, welchen Schaden sie mit solch mächtigen Talismanen anrichten konnte. Sie hoffte, am nächsten Morgen noch mehr von diesem Gold zu ergattern, aber schon jedes winzige Stück war äußerst kostbar für sie, und deshalb beherrschte sie ihren Zorn. »Gut, ich werde dich unterrichten«, stellte sie in Aussicht.

»Danke«, sagte Camaban, dann kniete er vor ihr nieder und legte ehrfürchtig die beiden Goldrauten in ihre ausgestreckte Hand.

Sannas spuckte auf die Kostbarkeiten, dann schlurfte sie in die undurchdringliche Finsternis ihrer Hütte zurück, wo das Feuer nur noch ein Häufchen verkohlter Holzscheite war. »Du kannst hier in der Hütte schlafen«, ließ sie sich aus der Dunkelheit vernehmen, »oder draußen. Das ist mir egal.«

Camaban gab keine Antwort, sondern starrte nur auf die hohen Tempelsäulen. Die Schatten der Paare lagen jetzt reglos da, aber der Schein der langsam verlöschenden Flammen flackerte, und ihm war so, als leuchtete der

Steinkreis in der raucherfüllten Nacht. Es war, als ob die Steine lebten und die Menschen tot wären, und das ließ ihn an den Alten Tempel denken, zwar weit entfernt, dennoch sein Zuhause; er beugte sich vor, presste seine Stirn auf den Erdboden und schwor den Göttern - welche Götter auch immer ihn hörten —, dass er den Alten Tempel zum Leben erwecken würde. Er würde ihn zum Singen bringen, er würde ihn zum Tanzen bringen, er würde ihn mit Leben erfüllen.

Hengall war recht zufrieden mit den Ergebnissen seiner Verhandlungen mit Kital. Der Frieden zwischen den beiden Stämmen war gesichert, und dieser Frieden würde durch die Eheschließung von Saban und Derrewyn besiegelt werden. »Nicht, dass sie das Mädchen wäre, das ich für dich ausgesucht hätte«, sagte er mürrisch zu seinem Sohn, als sie in südlicher Richtung nach Ratharryn wanderten. »Sie ist viel zu dünn.«

»Zu dünn?«, fragte Saban verwundert. Er hatte Derrewyn ausgesprochen schön gefunden.

»Mit Frauen verhält es sich nicht anders als mit Kühen«, erklärte Hengall. »Die besten haben ein breites Hinterteil. Es hat keinen Zweck, ein dünnes Ding zu heiraten, sie sterben doch nur im Kindbett. Aber Sannas hat nun mal entschieden, dass du Derrewyn heiraten sollst, und die Heirat wird unseren Frieden besiegeln, basta!«

Hengall hatte sich nicht nur mit der Eheschließung einverstanden erklärt, sondern er hatte auch acht große Felsblöcke gekauft, mit denen Gilan den Alten Tempel wieder aufbauen konnte. Der Preis für die Steine war eine der großen Goldrauten gewesen und neun von den kleinen, was Hengall für billig hielt. Es war richtig, dachte er, einen kleinen Teil des Goldes von Sarmennyn für die Felsblöcke auszugeben; denn jetzt wusste er genau, dass die Ankunft der Schätze die Botschaft von Slaol gewesen war, den Alten Tempel wieder herzurichten, und Gilan hatte ihn davon überzeugt, dass Ratharryn einen Steintempel benötigte.

In Ratharryn gab es kein Gestein. Es gab zwar Kiesel im Fluss und ein paar größere Felsbrocken, aus denen man Hämmer oder Äxte herausschlagen konnte; aber solch riesigen Quader wie diejenigen, die die Säulen und Decksteine des Tempels von Cathallo bildeten, waren in der Siedlung nicht zu finden. Rings um Ratharryn gab es viele Kreidebrüche, Gras und Bäume, während das Gebiet von Cathallo reich an den großen Findlingen war, die so dicht auf den Hügeln verstreut lagen, dass sie aus der Ferne wie eine Herde gigantischer Schafe aussahen. Sannas behauptete, die Steine seien von Slaol dorthin geschleudert worden, in dem vergeblichen Versuch, die Leute von Cathallo daran zu hindern, den heiligen Hügel für Lahanna aufzuschütten; andere wiederum glaubten, dass Gewat, der Gott der Wolken, die grauen Findlinge auf die Hügel geworfen hätte, weil er sein Abbild auf dem grünen Antlitz der Erde wünschte; nun, wie auch immer die Steine nach Cathallo gelangt sein mochten, sie waren die Einzigen, die es in der weiteren Umgebung von Ratharryn gab.

Saban gefiel die Vorstellung, etwas Neues und Beeindruckendes in Ratharryn zu erbauen. Ein paar von Hengalls Stammesangehörigen murrten, dass Tempel aus Holzpfeilern dem Stamm bisher immer gute Dienste geleistet hätten; aber die Händler, jene Männer, die mit Fellen, Feuerstein und Tongeschirr auszogen, um sie gegen Äxte, Schalentiere und Salz einzutauschen, wiesen darauf hin, dass es auch in Drewenna einen großen Steintempel gab und dass fast alle Tempel im fernen Westen ebenfalls aus Steinblöcken bestanden; deshalb ließ die Aussicht auf einen eigenen Steintempel die meisten von Hengalls Leuten wieder Hoffnung schöpfen. Ein Tempel aus Steinen könnte dem Stamm Glück bringen, und dieser Glaube genügte, um die Priester davon zu überzeugen, dass Gilan der neue Hohepriester sein sollte. Sie berichteten Hengall von ihrer Entscheidung, und der Clanführer, der vier der Priester mit Bronzebarren, fremdländischen Sklavenmädchen und

Bernsteinklumpen bestochen hatte, damit sie genau diese Wahl treffen würden, akzeptierte die Entscheidung feierlich als von den Göttern kommend.

So wurde Gilan der neue Hohepriester, und als Erstes forderte er den Stamm auf, den Alten Tempel von dem Unkraut und dem Haselnussgestrüpp zu befreien, damit das Heiligtum gesäubert und vorbereitet war, wenn im neuen Jahr die Steine aus Cathallo eintrafen.

Die Männer machten sich an die Arbeit, während die Frauen außerhalb des Walls blieben und im Kreis um die Tempelanlage tanzten. Sie sangen währenddessen, und ihr Lied war die Hochzeitsmelodie von Slaol. Nur Frauen sangen jemals dieses wunderschöne Lied und auch nur zu ganz besonders feierlichen Anlässen. Es gab Unterbrechungen, mit langen Pausen zwischen den einzelnen Teilen, und während dieser Pausen pflegten die Tänzerinnen vollkommen reglos dazustehen, bevor sie - scheinbar ohne dass ihnen jemand sagte, wann - die Tanzschritte und die Melodie plötzlich wieder aufnahmen. Ihre Stimmen überlagerten einander in vollkommener Harmonie; obwohl sie das Lied niemals gemeinsam übten, klang es immer unvergesslich schön, und ihre Schritte endeten und begannen stets in perfekter Übereinstimmung. Mütter brachten ihren Töchtern Verse des Liedes bei, und einige lernten einen Teil, manche einen anderen - dann kamen sie zusammen, und alles fügte sich zu einem harmonischen Ganzen. Viele der Frauen weinten beim Tanzen, denn das Lied war ein Klagegesang. Am Tag vor der Eheschließung von Slaol und Lahanna hatte sich der Sonnengott mit seiner Braut gestritten und sie verlassen; aber die Frauen lebten in der Hoffnung, dass Slaol schließlich nachgeben und wieder zu seiner Liebsten zurückkehren würde.

Gilan beaufsichtigte die Arbeit, wobei er manchmal innehielt, um dem Lied der Frauen zuzuhören, und zwischendurch den Männern half, das Gestrüpp und das Unkraut auszugraben. Ein paar der Haselnusssträucher

hatten sich zu regelrechten Bäumen ausgewachsen, und ihre Wurzeln mussten erst mit Geweihstöcken gelockert werden, bevor sie sich aus der Erde ziehen ließen. Die Bäume konnten nicht einfach abgehackt werden, weil die Stümpfe neu austreiben würden; deshalb musste man die größeren Bäume mitsamt ihren Wurzeln aus dem Boden reißen und die Wurzellöcher mit kreidehaltigem Steinschutt aus dem Tempelgraben füllen. Der Ochsenschädel, den Camaban in der Mitte des Tempels aufgestellt hatte, wurde im Graben versenkt, seine Hütte aus geflochtenen Zweigen entfernt; man grub das Unkraut aus, schnitt das Gras mit Feuersteinmessern und verbrannte das Grünzeug. Der Rauch von den Feuern störte die Tänzerinnen, sodass sie sich vom Tempel fortbewegten, während die Männer den Graben und den inneren Wall weiterhin säuberten, bis der ringförmige Schutzwall um das Heiligtum wieder in seinem ursprünglichen Kreideweiß schimmerte.

Die alten morschen Holzpfeiler, die so dicht im Sonneneingang und um das Totenhaus herum gestanden hatten, wurden ins Feuer geworfen. Einige der Tempelpfeiler waren riesig gewesen und ihre Überreste tief im Boden verankert; deshalb hackten sie diese in Bodenhöhe ab und ließen ihre störrischen Stümpfe zum Vermodern zurück. Nachdem alles Unkraut und Gestrüpp, alle Bäume und Holzpfeiler beseitigt waren, tanzten die Männer zu dem mitreißenden Rhythmus des Liedes der Frauen um den großen kreisförmigen Platz. Der Tempel war wieder freigelegt, sauber. Er bestand jetzt aus einem niedrigen grasbewachsenen Wall, einem Graben sowie einem hohen Wall — das alles umschloss einen leeres Rund.

In der Abenddämmerung kehrte der Stamm nach Ratharryn zurück. Galeth war einer der Letzten, die sich auf den Rückweg machten, und auf der Kuppe des Hügels oberhalb der Siedlung blieb er stehen, um sich umzudrehen und noch einmal einen Blick auf ihr Werk zu werfen. Das dichte Gewirr von Haselnusssträuchern, das die Horizontlinie im Süden

unterbrochen hatte, war verschwunden, sodass sich dort jetzt nur noch die Grabhügel der Ahnen wölbten; und vor diesen Grabhügeln lag der Tempelkreis, der sich weiß von der dunklen Hügelflanke abhob und in dem dämmrigen Licht zu leuchten schien. Der Wall warf lange Schatten, und Galeth bemerkte zum allerersten Mal, dass der ringförmige Kreidewall auf einer schrägen Ebene stand, sodass er sich leicht in die Richtung neigte, wo am Tag der Sommersonnenwende die Sonne aufging.

»Es sieht wunderschön aus«, sagte Lidda, Galeth' Ehefrau.

»Ja, das ist wahr«, pflichtete er ihr bei. Natürlich würde der praktische, bärenstarke und tüchtige Galeth die Steine aufstellen müssen, und er versuchte sich vorzustellen, wie die acht großen Felsblöcke in dem gesäuberten Rund aus Kreide und Gras aussähen. »Slaol wird erfreut sein«, sagte er.

In jener Nacht ertönte Donnergrollen, aber es gab keinen Regen. Nur Donner, weit in der Ferne; und in der Dunkelheit starben zwei Kinder des Stammes. Beide waren krank gewesen, obwohl niemand damit gerechnet hatte, dass es so schlimm um sie stand.

Am Morgen ging die Sonne auf, um den frisch gesäuberten Kreidewall zum Leuchten zu bringen, und die Götter, so glaubten die Leute, lächelten wieder auf Ratharryn herab.

Derrewyn war noch keine Frau; aber es war sowohl in Ratharryn als auch in Cathallo Brauch, dass verlobte Mädchen bei der Familie ihres zukünftigen Ehemannes leben sollten. Deshalb kam Derrewyn nach Ratharryn, um in der Hütte von Hengalls ältester noch lebender Ehefrau zu wohnen.

Ihre Ankunft versetzte den Stamm in Unruhe. Es mochte zwar noch ein Jahr dauern, bevor sie zur Frau wurde, doch ihre Schönheit war früh erblüht, und die jungen Krieger starrten sie mit unverhohlener Sehnsucht und Begierde an, denn Derrewyn aus Cathallo war ein Mädchen, das

Männerfantasien beflügelte. Ihr schwarzes Haar hing bis über die Taille herab, und ihre langen schlanken Beine waren von der Sonne gebräunt. Um die Fesseln und den Hals trug sie fein gearbeitete Ketten aus reinweißen Meeresmuscheln, alle Muscheln von gleicher Form und Größe. Ihre Augen waren dunkel, ihr Gesicht schmal mit hohen, perfekt gemeißelten Wangenknochen, ihr Verstand so scharf wie eine Feuersteinklinge. Die jungen Krieger von Hengalls Stamm bemerkten sie, beobachteten sie und kamen zu dem Schluss, dass sie zu gut für Saban sei, dieses unerfahrene Kind. Hengall, dem die begehrlichen Blicke der jungen Männer nicht entgingen, befahl Gilan, das Mädchen mit einem schützenden Zauber zu umgeben. Deshalb stellte der Hohepriester einen menschlichen Schädel auf das Dach von Derrewyns Hütte und daneben einen Phallus aus ungebranntem Lehm, und jeder Mann, der die Talismane sah, verstand ihre Drohung. Berühre Derrewyn ohne Erlaubnis, sagten der Schädel und das Glied, so wirst du sterben; von diesem Zeitpunkt an starrten die Männer sie nur an, aber mehr wagten sie nicht.

Saban starrte und schmachtete ebenfalls, und einigen Stammesmitgliedern fiel auf, wie Derrewyn Sabans Blicke erwiderte, denn er versprach ein gut aussehender Mann zu werden.

Er war noch im Wachstum begriffen, hatte aber jetzt schon die Größe seines Vaters erreicht und besaß Lengars schnelle Auffassungsgabe und flinke Hände. Er schoss treffsicher mit seinem Eibenholzbogen und galt als einer der schnellsten Läufer des Stammes - dennoch war er bescheiden, von ruhigem, besonnenem Wesen und allgemein beliebt. Alles deutete darauf hin, dass er zu einem fähigen Mann heranwachsen würde; aber wenn er die schweren Prüfungen nicht bestand, würde er niemals als Erwachsener betrachtet werden. Daher beschäftigte er sich in den Monaten nach seiner ersten Begegnung mit Derrewyn eifrig damit, die Geheimnisse des Waldes und die Lebensweise der Tiere zu

erforschen. Er beobachtete die Hirsche beim Kampf und in der Brunftzeit, fand die Stellen, wo die Otter ihre Höhlen hatten, und lernte, wie man wütenden Bienen ihren Honig stiehlt. Er durfte noch nicht in den Wäldern schlafen, weil er noch ein Kind war, aber zu Beginn des Winters erlegte er seinen ersten Wolf, indem er ihn mit einem einzigen Pfeil niederstreckte und das Leben des Tieres dann mit dem Hieb seiner Steinaxt beendete. Galeth' Ehefrau, Lidda, durchbohrte die Wolfskrallen mit einer Nadel, fädelte sie auf eine Sehne auf und gab sie Saban als Halskette.

Saban mochte zwar der Sohn des Clanführers sein, doch man erwartete von ihm, dass er so hart wie jeder andere arbeitete. »Ein Mann, der nichts tut«, pflegte Hengall zu sagen, »braucht auch nichts zu essen.« Galeth war der beste Holzarbeiter des Stammes, und Saban ging seit sieben Jahren bei seinem Onkel in die Lehre, um dessen Handwerk zu erlernen. Er hatte alle Namen der Baumgötter gelernt und wie man sie besänftigte, bevor man eine Axt an den Stamm legte; außerdem hatte er gelernt, Eiche und Esche zu Tragbalken, Pfosten und Dachsparren zu behauen. Galeth brachte ihm bei, wie man eine Breitbeilklinge aus Feuerstein herstellt und wie sie dann mit nassen Streifen von Ochsenleder befestigt wird, die beim Trocknen schrumpften und sich fest um das Beilheft zusammenzogen, sodass sich die Klinge während der Arbeit nicht löst. Saban durfte Werkzeug aus Feuerstein benutzen, aber weder er noch Galeth' Sohn, den Galeth' erste, inzwischen verstorbene Ehefrau geboren hatte, durften jemals die beiden kostbaren Bronzeäxte anfassen, die über weite Strecken quer durch das Land transportiert worden waren und für die Galeth teuer mit Schweinen und Rindern bezahlt hatte.

Saban lernte, Schüsseln und Schalen aus Buchenholz anzufertigen und Paddel aus Weidenholz. Er lernte, wie man einen Zweig aus steinhartem Eibenholz zu einem Bogen zurechtschnitzt, der dazu taugt, Wild zu erlegen. Er lernte, Holz zu verfugen und wie man es mit angespitzten Bolzen

aus Feuerstein oder Knochen durchbohrt. Er lernte, einen Ulmenstamm zu fällen und zu einem Einbaum auszuhöhlen, der den ganzen weiten Weg flussabwärts zum Meer schwimmen und Säcke mit Salz, Schalentieren und Dörrfisch zurücktransportieren konnte. Er lernte, wie man grünes Eichenholz verbindet, sodass es sich beim Trocknen nahtlos ineinander fügte; und er lernte freudig, denn in dem Winter vor seiner Feuerprobe traute Galeth Saban zu, ein neues Dach auf Derrewyns Hütte zu setzen.

Saban deckte das morsche Reetdach ab, aber zuerst reichte er den Totenschädel zu Derrewyn hinunter, die dem Schädel — wohl wissend, dass er sie beschützte — einen Kuss auf die Stirn drückte, bevor sie wieder zu Saban aufblickte. »Und jetzt der Rest«, sagte sie lachend.

»Der Rest?«

»Der Lehm«, sagte sie. Der ungebrannte Lehmphallus war in der feuchten Witterung zerbröckelt, aber Saban sammelte so viel von den Überbleibseln ein, wie er zwischen dem modrigen Reet finden konnte, und gab sie ihr. Sie schnitt eine Grimasse beim Anblick der schmutzigen Lehmbrocken, fand jedoch ein Stück, das etwas sauberer als der Rest war, und reichte es wieder zu Saban hinauf. »Schluck es runter«, befahl sie. »Ich soll es schlucken?«

»Tu's einfach, na los!«, forderte sie ihn auf und lachte über seine schiefe Miene, als er den Klumpen gehorsam hinunterwürgte.

»Warum habe ich das eigentlich getan?«, wollte Saban wissen, aber sie lachte nur; dann erstarb ihr Lachen, als Jegar um die Ecke der Hütte kam.

Jegar war jetzt der beste Jäger des Stammes. Er ging tagelang in den Wald und führte einen Trupp junger Männer an, die jedes Mal mit ausgeweideten Tieren und Stoßzähnen zurückkehrten. Es gab einige im Stamm, die glaubten, Jegar sollte Hengalls Nachfolger werden; denn offensichtlich begünstigten die Götter ihn; aber wenn Jegar diese Ansicht teilte, so ließ er sich jedenfalls nichts anmerken. Stattdessen

benahm er sich respektvoll gegenüber Hengall und achtete stets darauf, dem Clanführer die besten Fleischstücke von seiner Jagdbeute anzubieten; und Hengall wiederum ging vorsichtig mit dem jungen Mann um, der früher Lengars engster Freund gewesen war.

Jetzt starrte Jegar Derrewyn an. Wie die anderen Männer des Stammes hatte auch ihn der Schädel auf Derrewyns Dach abgeschreckt; aber er konnte weder sein Verlangen nach ihr verbergen noch seine Eifersucht auf Saban. Im neuen Jahr, wenn Saban sich den Prüfungen der Mannhaftigkeit unterzog, würde er im tiefen Wald gejagt werden, und der gesamte Stamm wusste, dass Jegar und seine Hunde Sabans Spur verfolgen würden. Wenn Saban nun all diese Prüfungen nicht bestand, dann konnte er nicht heiraten.

Jegar lächelte Derrewyn zu, die den Schädel an ihre Brüste drückte und verächtlich auf den Boden spuckte. Jegar lachte, dann leckte er an seiner Speerklinge und wies damit auf Saban. »Nächstes Jahr, Kleiner«, sagte er, »werden wir uns im Wald treffen. Du, ich, meine Jagdgefährten und meine Hunde.«

»Du brauchst Freunde und Hunde, um mich zu besiegen?«, fragte Saban. Derrewyn beobachtete ihn, und ihr Blick machte ihn verwegen. Er wusste, es war gefährlich töricht, Jegar zu verhöhnen; aber er befürchtete, Derrewyn würde ihn verachten, wenn er klein beigab und sich von Jegar schikanieren ließ. »Was wirst du tun, wenn du mich im Wald einfängst?«, verlangte er zu wissen, während er vom Dach heruntersprang.

»Dich verdreschen, Kleiner«, stellte Jegar in Aussicht.

»Dazu hast du überhaupt nicht die Kraft«, zog Saban ihn auf und griff nach einem langen Stock aus Eschenholz, der dazu diente, die Länge der Ersatzdachsparren auszumessen. Er war größer als Jegar, und niemals würde Jegar es wagen, ihn hier in der Siedlung zu töten, wo es so viele Zuschauer gab; aber er riskierte trotzdem eine schmerzhafte Tracht

Prügel und eine peinliche Niederlage. »Du schaffst es nicht mal, eine Katze zu verdreschen«, fügte er verächtlich hinzu.

»Geh wieder an deine Arbeit, Junge«, meinte Jegar herablassend, doch Saban schlug mit dem Messstock nach ihm und zwang den kleineren Mann, zurückzuweichen. Ein zweites Mal holte Saban mit dem Stock aus, und die unförmige Waffe sauste ganz knapp an Jegars Schläfe vorbei. Diesmal fletschte der Jäger wütend die Zähne und hob seinen Speer. »Nimm dich in Acht!«, warnte er.

»Warum sollte ich mich vor dir in Acht nehmen?«, rief Saban. In seinem Inneren rangen Furcht und Überschwang miteinander. Derrewyns Gegenwart hatte ihn zu dieser Tollkühnheit getrieben, und sein Stolz hinderte ihn jetzt an einem Rückzieher. »Du bist doch nur ein Maulheld, Jegar«, höhnte er und zog den Stock zurück, »ich werde dich blutig prügeln.«

»Du Wicht!«, knurrte Jegar und stürzte sich auf Saban; aber Saban hatte vorausgeahnt, was Jegar tun würde, und er senkte blitzschnell die Spitze seines Stocks, sodass sie sich zwischen Jegars Beinen verfing. Eilig drehte er den Stock herum, um Jegar zum Stolpern zu bringen, und als Jegar hinfiel, sprang Saban mit einem Satz auf ihn und schlug mit den Fäusten auf den Kopf seines Feindes ein. Er versetzte seinem Widersacher zwei kräftige Fausthiebe, bevor Jegar es schaffte, sich herumzuwälzen und zurückzuschlagen. Jegar konnte seinen Speer nicht benutzen, weil Saban auf ihm lag, deshalb versuchte er zuerst, den Jungen wegzustoßen, dann riss er beide Hände hoch, um ihm die Augen auszukratzen. Saban biss in einen der gekrümmten Finger und schmeckte Blut, dann wurde er plötzlich von kräftigen Händen gepackt und von Jegar heruntergezerrt. Andere Hände rissen Jegar hoch.

Es war Galeth, der Saban mit einem Ruck von seinem Gegner getrennt hatte. »Du Idiot!«, wetterte Galeth. »Willst du unbedingt sterben?«

»Ich war drauf und dran, ihn zu besiegen!«

»Er ist ein Mann. Du bist nur ein Junge! Und du wirst mehr als ein blaues Auge davontragen.« Galeth stieß Saban fort, dann wandte er sich zu Jegar um. »Lass ihn in Ruhe«, herrschte er ihn an. »Deine Chance kommt nächstes Jahr.«

»Er hat mich angegriffen!«, verteidigte Jegar sich. Seine Hand blutete an der Stelle, wo Saban ihn gebissen hatte. Er saugte an dem Blut, dann hob er seinen Speer auf. In seinen Augen loderte Zorn über diese Demütigung. »Ein Junge, der einen Mann angreift, muss bestraft werden«, giftete er.

»Niemand hat hier irgendjemanden angegriffen«, erklärte Galeth energisch. Er war riesig und sein Zorn Furcht einflößend. »Es ist nichts geschehen, überhaupt nichts. Hast du mich verstanden? Es ist nichts geschehen!« Er drängte Jegar zurück. »Überhaupt ist nichts gewesen!« Und fuhr zu Derrewyn herum, die die Prügelei mit großen Augen beobachtet hatte. »Geh in deine Hütte, Mädchen«, befahl er, dann schob er Saban zum Dach zurück. »Und du hast ebenfalls genug zu tun, also erledige es.«

Hengall schmunzelte, als er von dem Kampf erfuhr. »War er wirklich im Begriff zu gewinnen?«, fragte er Galeth.

»Er hätte zwar nicht lange durchgehalten«, berichtete Galeth, »aber, ja, es sah so aus, als ob er gewinnen würde.«

»Er ist ein guter Junge«, lobte Hengall. »Ein guter Junge!«

»Aber Jegar wird versuchen, ihn daran zu hindern, die Prüfungen zu bestehen«, warnte Galeth.

Hengall tat die Befürchtungen seines jüngeren Bruders mit einer wegwerfenden Handbewegung ab. »Wenn Saban Clanführer werden soll«, erwiderte er, »dann muss er fähig sein, mit Männern wie Jegar fertig zu werden.« Abermals schmunzelte er, äußerst erfreut darüber, dass Saban solchen Mut bewiesen hatte. »Du wirst den Winter über den Jungen bewachen, ja?«, vergewisserte er sich. »Er hat etwas Besseres verdient, als hinterrücks von einem Speer durchbohrt zu werden.«

»Ich werde ein Auge auf ihn haben«, versprach Galeth grimmig.

Der Winter erwies sich als grausam hart, und die einzige gute Nachricht in dieser kalten Jahreszeit war, dass die Krieger von Cathallo auf ihre räuberischen Streifzüge durch Hengalls Territorium verzichteten. Der Frieden, der durch Sabans und Derrewyns Eheschließung besiegelt werden würde, hielt vorläufig; dennoch argwöhnten einige Stammesangehörige, dass Cathallo nur auf Hengalls Tod wartete, bevor sie Ratharryn genauso schlucken würden, wie sie Maden erobert hatten. Andere glaubten, dass lediglich das Wetter Kitals Männer in Schach hielt, denn es lag viele Tage lang hoher Schnee, und der Fluss fror zu, sodass die Frauen die Eisschicht einschlagen mussten, um ihr tägliches Wasser zu holen. Es gab Tage, an denen der Schnee auf den Hügeln wie Rauch von den niedrigen Kuppen wehte, an denen die Feuer keinerlei Wärme zu spenden schienen und die eisverkrusteten Hütten in einer trostlosen, grau-weißen Landschaft kauerten, die keine Hoffnung auf Wärme oder Leben verhieß. Die Schwachen des Stammes — die Alten, die ganz Jungen, die Kranken und die Verfluchten — starben. Es herrschte Hunger, aber die Krieger des Stammes jagten in den Wäldern. Keiner konnte es mit Jegar und seinen Gefährten aufnehmen, die Tag für Tag mit erlegten Tieren zurückkehrten, sie außerhalb der Siedlung ausweideten, wo die Innereien in der kalten Luft dampften, während die Hunde des Stammes um die Kadaver kreisten und auf einen saftigen Happen hofften. Die Jäger gaben die Schädel der erlegten Hirsche den Frauen, die Holz in ihre Kochfeuer legten, bis sie knisterten, und dann die Geweihwurzeln in die Flammen hielten, sodass sie vom Schädel abbrachen. Im Frühjahr würde es reichlich Arbeit in dem Alten Tempel zu tun geben, und der Stamm würde jede Menge Pickel und Hacken aus Geweihsprossen brauchen, um Löcher für die neuen Steine zu graben, die aus Cathallo geholt werden sollten.

Der Winter schien einfach kein Ende zu nehmen. Am Fluss wurden Wölfe gesichtet, aber Gilan versicherte dem Stamm,

dass alles wieder gut werden würde, wenn erst der Tempel fertig sei. »Wenn dieser Winter vorbei ist und wir mit dem heiligen Bau beginnen können«, tröstete der Hohepriester, »wird unsere Zeit der Not und des Unglücks endgültig vorbei sein, denn der Neue Tempel wird Ratharryns Schicksal zum Besseren wenden.« Es würde wieder Leben geben und Liebe und Wärme und Glück, und alles, so beteuerte Gilan, wendete sich endgültig zum Besseren.

Camaban war nach Cathallo gezogen, um zu lernen. Er war jahrelang allein gewesen, hatte ein klägliches Dasein jenseits des Schutzwalls von Ratharryn gefristet; in diesen Jahren hatte er auf die Stimmen in seinem Kopf gelauscht und über das, was sie ihm sagten, gründlich nachgedacht. Jetzt wollte er dieses Wissen anhand der anderen Weisheit der Welt überprüfen, und niemand war weiser als Sannas, die mächtige Zauberin von Cathallo - deshalb hörte Camaban ihr zu.

Am Anfang, begann Sannas, waren Slaol und Lahanna Liebende gewesen. Sie hatten die Welt in einem endlosen Tanz umkreist, der eine immer in der Nähe des anderen; aber dann hatte Slaol Garlanna erblickt, die Göttin der Erde, die Lahannas Tochter war, und er hatte sich in Garlanna verliebt, Lahanna also zurückgewiesen.

So hatte Lahanna ihre strahlende Helligkeit verloren, und auf diese Weise kam Dunkelheit über die Welt.

Aber Garlanna, so behauptete Sannas, hatte treu zu ihrer Mutter gehalten, indem sie sich weigerte, in Slaols Tanz einzufallen; deshalb schmollte der Sonnengott, und es wurde Winter auf der Erde. Slaol wollte weder aufhören zu schmollen noch auf die Menschen der Erde hören, denn sie erinnerten ihn an Garlanna. Aus diesem Grund, erklärte Sannas, sollte Lahanna mehr als alle anderen Götter verehrt werden, denn sie allein hatte die Macht, die Welt vor Slaols Gereiztheit zu schützen.

Camaban hörte ihr aufmerksam zu, genauso wie er auch Morthor, Derrewyns Vater, zuhörte, der der Hohepriester von Cathallo war; und Morthor erzählte eine ähnliche Geschichte, obwohl seiner Ansicht nach Lahanna diejenige war, die schmollte und die ihr Gesicht voller Scham verhüllte, weil sie vergeblich versucht hatte, den hellen Schein ihres Geliebten zu trüben. Sie versuchte noch immer, Slaol zu schwächen, und das waren schreckliche, Furcht einflößende Zeiten, wenn Lahanna sich vor Slaol schob, um den Tag in finstere Nacht zu verwandeln. Morthor behauptete, dass Lahanna eine rachsüchtige, trotzige Göttin sei, und obwohl er Sannas' Enkel war und die beiden verschiedene Meinungen hegten, bekämpften sie sich nicht. »Es muss ein harmonisches Gleichgewicht zwischen den Göttern bestehen«, behauptete Morthor. »Lahanna könnte versuchen, uns zu bestrafen, weil wir auf Garlannas Erde leben — aber sie ist noch immer mächtig und muss besänftigt werden.«

»Die Männer werden Slaol nicht verurteilen«, erklärte Sannas Camaban, »weil sie nichts Unrechtes darin sehen, dass er eine Mutter und ihre Tochter liebt.« Sie spuckte verächtlich aus. »Männer sind wie Schweine, die sich in ihrem eigenen Mist wälzen.«

»Wenn du einen fremden Stamm besuchst«, hielt Morthor dagegen, »zu wem gehst du dann? Zu seinem Clanführer! Also müssen wir Slaol mehr als alle anderen Götter verehren.«

»Männer können verehren, was auch immer sie wollen«, fuhr Sannas ihm über den Mund, »aber es ist das Gebet einer Frau, das erhört wird - und Frauen beten zu Lahanna.«

In einem Punkt waren sich Sannas und Morthor jedoch einig: dass das Leid über diese Welt gekommen war, als Slaol und Lahanna sich trennten, und dass die Menschen seitdem ängstlich darauf achteten, jedem der beiden eifersüchtigen Götter das gleiche Maß an Verehrung zukommen zu lassen. Es war derselbe Glaube, dem auch

Hirac anhing, ein Glaube, der die Stämme des Herzlandes beherrschte und sie zwang, vor allen Göttern auf der Hut zu sein.

Camaban lauschte ergeben und stellte Fragen, aber er behielt seine Ansichten für sich. Er war gekommen, um zu lernen, nicht um zu streiten, und von Sannas konnte er eine Menge lernen. Sie war die berühmteste Heilerin im Land, und Leute von einem Dutzend verschiedener Stämme suchten Rat und Hilfe bei ihr. Sie verwendete Kräuter, Pilze, Feuer, Knochen, Blut, Tierfelle, Zauberformeln und Amulette. Unfruchtbare Frauen pflegten tagelange Märsche auf sich zu nehmen, um ihre Hilfe zu erbitten, und jeden Morgen fand sich eine verzweifelte Ansammlung von Kranken, Verkrüppelten, Lahmen und Betrübten am Nordeingang des Heiligtums ein. Camaban sammelte Heilkräuter für Sannas, pflückte Pilze und schnitt Schwämme von vermoderten Baumstämmen. Er trocknete die Arzneien in Netzen über dem Feuer, schnitt sie klein, bereitete Tees und Aufgüsse daraus zu und prägte sich die Namen ein, mit denen Sannas sie bezeichnete. Er hörte zu, wenn die Leute ihre Leiden schilderten, merkte sich, was Sannas ihnen gab, und beobachtete dann die Entwicklung der Dinge, ob sich ihr Gesundheitszustand besserte oder verschlechterte. Viele, die kamen, klagten über Schmerzen, einfach nur über Schmerzen, und meistens rieben sie sich dabei die Bäuche; Sannas gab ihnen dann in Scheiben geschnittenen Pilz zu kauen oder zwang sie, eine dickflüssige Mischung aus Arzneikräutern, Pilzen und frischem Blut zu trinken. Fast ebenso viele klagten über Schmerzen in den Gelenken, einen heftigen Schmerz, der sie zusammenkrümmte und es ihnen schwer machte, ein Feld zu bestellen oder Getreide zwischen Steinen zu zermahlen; und wenn der Schmerz ganz schlimm war und sie regelrecht lähmte, pflegte Sannas die Leidenden zwischen zwei Feuer zu legen, nahm dann ein nagelneues Feuersteinmesser und zog die Schneide über das schmerzende Gelenk. Sie schnitt kreuz und quer in die

Haut, so tief, dass das Blut hervorquoll; dann rieb Camaban getrocknete Kräuter in die Wunden und legte eine weitere Schicht aus getrockneten Kräutern auf die frischen Schnittwunden, bis das Blut gerann. Schließlich zündete Sannas die Kräuter an, die Flammen zischten und qualmten, und die Hütte füllte sich mit dem Geruch brennenden Fleisches.

Ein Mann wurde während jenes strengen Winters wahnsinnig, verprügelte seine Frau, bis sie starb, und schleuderte dann sein jüngstes Kind in das Hausfeuer; und Sannas kam zu dem Schluss, dass der Mann von einem bösen Geist besessen war. Er wurde zu ihr gebracht, von zwei kräftigen Kriegern zu Boden gedrückt, während Sannas einen Schnitt in seine Kopfhaut machte, das Fleisch ablöste und mit einem kleinen Steinhammer und einer dünnen Feuersteinklinge ein Loch in seinen Schädel schlug. Sie stemmte einen ganzen Kreis aus der Schädeldecke heraus, dann spuckte sie auf sein Gehirn und befahl dem bösen Wesen, herauszukommen. Der Mann überlebte die Tortur, litt jedoch solche Qualen, dass es besser gewesen wäre, er wäre gestorben.

Camaban lernte, gebrochene Knochen zu richten, Wunden mit Moos und Spinnweben zu füllen und die Tränke zu brauen, die Menschen in Trance versetzten. Er brachte diese Tränke zu den Priestern von Cathallo, die ihn mit Respekt behandelten, weil er von Sannas ausgewählt worden war. Er lernte, das klebrige Gift herzustellen, mit dem die Krieger ihre Pfeilspitzen präparierten, wenn sie in den riesigen Wäldern nördlich von Cathallo Jagd auf Fremdländische machten. Das Gift bestand aus einer Mischung aus Harn, Kot und dem Saft eines blühenden Krauts, das laut Sannas tödliche Eigenschaften besaß. Er bereitete Sannas' Essen zu und zerstampfte es zu einer Paste, weil sie nur noch den einen Zahn besaß und daher nicht kauen konnte. Er lernte ihre Zaubersprüche, ihre Heilgesänge, die Namen von tausend verschiedenen Göttern, und wenn er gerade nicht

von Sannas lernte, hörte er den Händlern zu, wenn sie mit seltsamen Geschichten von ihren langen Reisen zurückkehrten. Er hörte sich alles aufmerksam an, versaß nichts und behielt seine Ansichten weiterhin für sich. Diese Ansichten hatten sich nicht geändert. Die Stimmen, die in seinem Kopf gesprochen hatten, hallten noch immer in seinem Geist nach, weckten ihn des Nachts auf, erfüllten ihn noch immer mit Erstaunen. Er hatte die Kunst des Heilens gelernt, wie man Menschen Angst einflößte und wie man die Welt nach den Wünschen der Götter verdrehte, aber er blieb sich selber treu. Die Weisheit der Welt hatte seine eigene unberührt gelassen.

Am kürzesten Tag des Winters, als Slaol am schwächsten war und Lahanna hell auf das Heiligtum von Cathallo herabschien, um die Steinsäulen mit einem Schimmer glitzernden kalten Lichts zu überziehen, holte Sannas zwei Krieger in den Tempel. »Es wird Zeit«, sagte sie zu Camaban.

Die Krieger legten Camaban neben einen der größeren Steinblöcke des Tempels flach auf den Rücken. Ein Mann hielt Camaban an den Schultern fest, während der andere den verkrüppelten Fuß hochhielt, sodass das Licht des Vollmonds darauf fiel. »Ich werde dich entweder töten«, erklärte Sannas, »oder heilen.« Sie hielt einen schweren Steinhammer und ein Messer in den Händen, das aus dem Schulterblatt eines toten Mannes gefertigt war, und setzte die Knochenklinge auf den grotesk verkrümmten Klumpen von Camabans Fuß. »Es wird wehtun«, sagte sie und lachte dann, als ob Camabans Schmerz ihr Vergnügen bereiten würde.

Der Krieger, der den Klumpfuß hielt, zuckte zusammen, als der Hammer auf das Knochenmesser schlug und die Spitze der Schneide tief in das Fleisch trieb. Sannas hämmerte abermals und bewies dabei eine erstaunliche Kraft für ihr Alter. Blut, schwarz in dem hellen Mondlicht, strömte aus der tiefen Wunde, sickerte über die Hände des Kriegers und lief an Camabans Bein herab. Sannas benutzte das

Knochenmesser als Meißel und schlug noch mehrmals mit dem Hammer darauf, dann riss sie die Messerspitze mit einem Ruck aus Camabans Fuß und biss die Zähne zusammen, als sie die verkrümmten Fußknochen gewaltsam in die entgegengesetzte Richtung bog. »Du hast ja Zehen!«, staunte sie; die beiden Krieger erschauderten und wandten den Blick ab, als sie das Knacken von Knorpeln, das Splittern von Knochen und das Knirschen hörten, während Sannas die gebrochenen Knochen gerade zog.

»Lahanna!«, schrie Sannas und hämmerte die Knochenklinge abermals in Camabans Fuß, um die scharfe Spitze in einen anderen Teil des wulstigen Fleisches mit den verkrümmten Knochen zu treiben.

Schließlich streckte Sannas den gebrochenen Fuß und schiente ihn dann mit Hirschknochen, die sie mit Streifen aus Wolfsfell festband. »Ich habe Knochen benutzt, um Knochen zu heilen«, erklärte sie Camaban, »und du wirst entweder sterben oder wie jeder andere laufen können.«

Camaban starrte sie halb bewusstlos an. Der Schmerz war schlimmer gewesen, als er jemals erwartet hatte. Es war ein Schmerz gewesen, der die gesamte von Mondschein erhellte Welt füllte, aber er hatte nicht ein einziges Mal auch nur gewimmert. In seinen Augen standen Tränen, aber er hatte keinen Laut von sich gegeben, denn er wusste, er würde nicht sterben. Er würde leben, weil Slaol es so wollte. Weil er auserwählt war. Weil er das verkrüppelte Kind war, ausgesandt, die Welt in Ordnung zu bringen. Er — Camaban!

5. KAPITEL



Der Winter ging vorüber. Die Lachse kehrten in den Fluss zurück, und die Saatkrähen nisteten wieder in den hohen Ulmen, die westlich von Ratharryn wuchsen. Der Kuckuck schrie, und Libellen schossen im Zickzack über die Oberfläche des Flusses, wo sich im Winter dicke Eisschollen getürmt hatten. Lämmer blökten zwischen den Grabhügeln der Ahnen, und Reiher taten sich an den frisch ausgeschlüpften Entenküken gütlich. Der melodische Gesang der Amseln hallte durch die Wälder, wo die Hirsche im Laufe des Frühlings ihr graues Winterfell verloren und ihr altes Geweih abwarfen. Hengalls Vater hatte einmal behauptet, gesehen zu haben, wie die Damhirsche ihr eigenes Geweih fraßen — aber in Wirklichkeit war es Syrax gewesen, der Hirschgott, der durch die Wälder streifte und die Geweihe wieder an sich nahm. Die abgeworfenen Geweihe waren als Werkzeuge hoch geschätzt, deshalb versuchten die Männer, sie zu finden, bevor Syrax sie einsammelte.

Die Felder wurden gepflügt. Die wohlhabenderen Stammesmitglieder spannten einen Ochsen vor die im Feuer gehärtete Pflugschar, während andere ihre Familien dazu abkommandierten, den Holzpflug durch den Erdboden zu ziehen. Sie zogen Furchen von Osten nach Westen, dann von Norden nach Süden, bevor die Priester kamen, um die erste Hand voll Saatgut auszustreuen. Die vorherige Ernte war schlecht gewesen, aber Hengall hatte genügend Saatgut in seiner Hütte gehortet und rückte es jetzt heraus, um die Felder zu bestellen. Einige Felder blieben brachliegen, weil die Erde erschöpft war;

aber im Frühling des vergangenen Jahres hatten die Männer am Waldrand Bäume entrindet, die abgestorbenen Bäume dann im Herbst verbrannt und das frisch gerodete Land gepflügt und eingesät, während die Frauen den

Göttern ein Lamm opferten. Turmfalken kreisten über dem Alten Tempel, wo wilde Orchideen blühten und blau geflügelte Schmetterlinge flatterten.

Im Sommer, sobald das Flöten der Amseln verstummte, mussten sich die Jungen von Hengalls Stamm den schweren Prüfungen unterziehen, um ihre Mannbarkeit unter Beweis zu stellen. Nicht jeder Junge bestand diese Feuerprobe, und einige überlebten sie nicht einmal. Tatsächlich, so sagte der Stamm, war es für einen Jungen immer noch besser zu sterben als zu versagen; denn wer bei den Prüfungen versagte, lief Gefahr, sein ganzes Leben lang verspottet zu werden. Ein Junge, der die Feuerprobe nicht bestand, wurde danach gezwungen, einen ganzen Monat lang Frauenkleider zu tragen und sich mit Frauenarbeit abzumühen und sich wie eine Frau hinzuhocken, um Wasser zu lassen. Und für den Rest seines Lebens durfte er sich weder eine Gattin nehmen noch Sklaven, Rinder oder Schweine besitzen. Einige derjenigen, die bei der Mutprobe scheiterten, würden vielleicht ein gewisses Talent für Wahrsagerei und Träume entfalten, und diese Jungen könnten Priester werden und würden dann die gleichen Privilegien genießen wie diejenigen, die die schweren Prüfungen bestanden hatten - aber die meisten der Versager würden bis an ihr Lebensende verhöhnt und verachtet werden. Da war es entschieden besser zu sterben.

»Bist du bereit?«, fragte Hengall Saban am Morgen des ersten Tages.

»Ja, Vater«, sagte Saban zaghaft. Er war sich nicht sicher, ob das überhaupt stimmte, denn wie konnte jemand bereit sein, sich von Jegar und seinen Hunden jagen zu lassen? In Wahrheit hatte Saban schreckliche Angst, aber er wagte es nicht, dies zuzugeben.

Hengall, dessen Haar im vergangenen Winter grau geworden war, hatte Saban zu sich gerufen, um dem Jungen eine stärkende Mahlzeit vorzusetzen. »Bärenfleisch«, erklärte er, »um dir Kraft zu verleihen.«

Saban hatte keinen Appetit, aber er aß gehorsam, und Hengall beobachtete jeden einzelnen Bissen. »Ich habe Pech mit meinen Söhnen gehabt«, seufzte er nach einer Weile. Saban, den Mund voll von dem streng riechenden Fleisch, erwiderte nichts, und Hengall stöhnte, als er an Lengar und Camaban dachte. »Aber in dir erkenne ich einen anständigen, tüchtigen Sohn«, sagte er zu Saban. »Beweise es in den nächsten Tagen!«

Schweigend nickte Saban.

»Wenn ich morgen sterben sollte«, knurrte Hengall und berührte dabei seine Lenden, um das Unglück abzuwehren, das die Worte beinhalteten, »würde Galeth höchstwahrscheinlich der nächste Clanführer werden ... aber kein guter! Er ist ein rechtschaffener Mann, jedoch zu vertrauensselig. Er würde alles glauben, was Cathallo uns erzählt, und sie belügen uns mindestens ebenso oft, wie sie die Wahrheit sagen. Neuerdings behaupten sie, unsere Freunde zu sein, aber sie würden uns trotzdem zu gerne schlucken. Sie wollen unser Land haben, unseren Fluss. Es verlangt sie nach unseren Feldern und Herden, aber sie fürchten den Preis, den sie dafür zahlen müssten. Gar keine Frage, wir würden sie zerfleischen! Deshalb musst du dich, wenn du Clanführer wirst, als ein Krieger erwiesen haben, gegen den zu kämpfen sie sich scheuen - aber du musst auch klug genug sein, um zu entscheiden, wann es besser ist, keinen Krieg zu führen.«

»Ja, Vater!« Saban hörte kaum ein Wort, denn er musste ständig an Jegar denken und seine langhaarigen Hunde mit ihren scharfen Reißzähnen.

»Cathallo soll dich fürchten«, betonte Hengall, »so wie sie mich fürchten.«

»Ja, Vater«, murmelte Saban. Von seinem Kinn tropfte Bärenblut. Ihm war übel.

»Die Ahnen schauen dir zu«, fuhr Hengall fort, »also sorg dafür, dass sie stolz auf uns sind. Und sobald du ein Mann bist, werden wir dich mit Derrewyn verheiraten. Wir werden

mit der Hochzeitszeremonie den Neuen Tempel einweihen, hm? Das sollte dir Slaols Gunst einbringen.«

»Ich mag Derrewyn«, gestand Saban errötend.

»Es spielt keine Rolle, ob du sie magst oder hasst, du musst nur Söhne mit ihr zeugen, eine Menge Söhne. Erschöpfe das Mädchen! Schwängere sie, und dann schwängere andere Frauen, aber mach dir Söhne! Blut ist alles!«

Mit diesen unmissverständlichen Befehlen in den Ohren und einem sauren Geschmack im Mund von dem ranzigen Bärenfleisch ging Saban zu Slaols Tempel gleich außerhalb des Eingangs zur Siedlung. Er war nackt, genau wie die anderen einundzwanzig Jungen, die sich unter den hohen Tempelsäulen versammelten.

Alle diese Jungen würden jetzt für fünf Tage und Nächte in die wilden Wälder gehen und dort überleben müssen, obwohl sie die ganze Zeit gejagt wurden; und die Jäger, die die Männer des Stammes waren, umringten den Tempel und äußerten höhnische Bemerkungen über die Prüflinge. Die Jäger waren alle mit Bögen oder Speeren bewaffnet, und sie nannten die Jungen weibisch und feige, sagten, sie würden kläglich versagen, und machten ihnen weis, dass die Dämonen und bösen Geister und wilden Tiere des Waldes sie zerreißen würden.

Die Männer forderten die Jungen auf, die Prüfung besser gleich aufzugeben, noch bevor sie begonnen hatte, behaupteten, dass es wenig Zweck hätte, wenn sie versuchten, Männer zu werden, da sie doch so offensichtlich mickrige Schwächlinge waren.

Allein der Hohepriester ignorierte den Spott und das Hohngelächter, während er zu Slaol betete. Die kleinen Kreidebälle, die das Leben der Jungen darstellten, lagen in der Mitte des Tempels, auf dem Grab eines Kindes, das dem Gott bei der Weihe des Tempels geopfert worden war. Die Bälle würden dort bis zum Ende der Prüfungen liegen bleiben, wenn diejenigen, die ihre Mannbarkeit bewiesen hatten und in den Kreis der erwachsenen Männer

aufgenommen wurden, den Ball zerbrechen durften und die anderen, die versagt hatten, die Kreidesymbole ihren gedemütigten Familien würden zurückgeben müssen.

Gilan spuckte auf die Jungen, um sie zu segnen. Jeder von ihnen durfte eine Waffe mitnehmen. Die meisten hielten Speere oder Bögen umklammert; aber Saban hatte sich für ein selbst gemachtes Feuersteinmesser entschieden, das er aus einem seltenen Stück heimischen Feuersteins herausgeschlagen hatte, groß genug, um eine Klinge zu ergeben, die so lang wie seine Hand war. Er hatte das Gestein mit Hammer und Faustkeil bearbeitet und zu einer weißen und sehr scharfen Klinge geformt. Jagen würde er mit dem Messer nicht - denn selbst wenn es ihm gelänge, ein Tier zu erlegen, würde er es nicht wagen, ein Feuer anzuzünden, um das Fleisch zu garen, da der Rauch die Jäger auf seine Spur bringen könnte. »Du könntest auch ebenso gut gar keine Waffe mitnehmen«, hatte Galeth ihm vorgehalten; aber Saban wollte das kleine Messer, denn das Gefühl des glatten Steins in seiner Hand spendete ihm Trost.

Jegar verhöhnte Saban vom Rand des Tempels aus. Der Jäger hatte ein Büschel Adlerfedern an seiner Speerspitze befestigt, und weitere Federn steckten in seinem langen Haar. »Ich hetzte meine Hunde auf dich, Saban!«, stellte Jegar in Aussicht. Die Hunde, riesig und zottelig, geiferten hinter ihrem Herrn. »Gib lieber gleich auf!«, schrie er. »Welche Chance hat ein pissendes Kind wie du denn schon? Du wirst nicht mal einen Tag überleben!«

»Wir werden dich unter Schimpf und Schande in die Siedlung zurückschleppen«, rief einer von Jegars Freunden. »Und dann kannst du das Gewand meiner Schwester tragen und für meine Mutter Wasser holen.«

Hengall hörte die Drohungen, tat jedoch nichts, um sie zu unterbinden. Es war nun einmal Stammesbrauch, die Prüflinge einzuschüchtern, und wenn Saban die Feindschaft von Jegar und seinen Freunden überlebte, würde das seinem Ruf förderlich sein. Auch konnte Hengall nichts tun, um

Saban in den Wäldern zu beschützen; denn dann würde der Stamm erklären, dass der Junge die Prüfungen nicht ordnungsgemäß bestanden hatte. Saban musste sich wohl oder übel allein durchschlagen, und wenn er bei dem Überlebenskampf versagte, dann lautete der Götterspruch, er tauge nicht zum Clanführer.

Den Jungen wurde ein halber Tag Vorsprung zugestanden. Anschließend mussten sie fünf Sommernächte hindurch in den Wäldern überleben, wo nicht nur die Jäger des Stammes ihre Feinde sein würden, sondern auch die Bären, die großen wilden Auerochsen, die Wölfe und die fremdländischen Kriegerverbände, die wussten, dass die Jungen allein und schutzlos zwischen den Bäumen umherstreiften und deshalb in die Wälder kamen auf der Suche nach Sklaven. Die Fremdländischen würden den Jungen die Köpfe kahl rasieren, ihnen einen Finger abhacken und sie in lebenslängliche Knechtschaft verschleppen.

Schließlich beendete Gilan seine Bittgebete und klatschte in die Hände, um die verängstigten Jungen aus dem Tempel zu scheuchen. »Lauf weit weg, Saban!«, kreischte Jegar. »Ich komme dir nach und werde dich kriegen!« Seine angeleinten Hunde heulten und bellten, und Saban fürchtete diese Tiere, denn die Götter hatten Hunden die Fähigkeit verliehen, Menschen bis in die tiefsten Tiefen des Waldes zu verfolgen. Hunde konnten den Geist eines Menschen aufspüren, sodass ein Hund einen Mann selbst im Stockfinstern noch fand. Sie witterten jedes Wesen mit einer Seele; diese großen Zotteltiere würden daher in den kommenden Tagen Sabans schlimmste Feinde sein.

Saban rannte über das Weideland, und sein Weg führte ihn in die Nähe des Alten Tempels, der auf die Steine aus Cathallo wartete. Als er den Ringgraben passierte, glaubte er, Camabans Stimme zu hören, die seinen Namen rief; verwirrt blieb er stehen und blickte zu dem von Unkraut und Gestrüpp gesäuberten Heiligtum hinüber, aber dort war niemand außer zwei weißen Kühen, die im Gras weideten.

Seine Furcht drängte ihn, weiter in Richtung der Bäume zu laufen, doch ein stärkerer Instinkt veranlasste ihn, den flachen äußeren Wall zu überqueren, durch den Kreidegraben zu hasten und dann den höheren inneren Wall zu erklettern.

Die Sonne schien warm auf seine nackte Haut. Er stand einen Moment lang reglos da, während er sich fragte, warum er eigentlich angehalten hatte; dann trieb ihn ein anderer Impuls dazu, in das Innere des Heiligtums zu laufen und dort im Gras niederzuknien, wo er sein Feuersteinmesser benutzte, um sich ein Büschel seines langen schwarzen Haares abzuschneiden. Er legte das Haarbüschel vor sich hin, dann senkte er die Stirn zu Boden. »Slaol«, rief er. »Slaol!« Es war hier an diesem Ort gewesen, wo Lengar ihn zu töten versucht hatte, und Saban war der Feindschaft seines Halbbruders entronnen; deshalb betete er jetzt darum, dass der Sonnengott ihm helfen würde, sich vor dem Hass eines anderen zu retten. Saban hatte nun schon die ganzen letzten Tage gebetet, hatte sämtliche Götter um Hilfe angerufen, die ihm in den Sinn kamen; doch jetzt, in dem warmen, von der Sonne beschienenen Kreidewall auf dem windigen Hügel, sandte Slaol ihm endlich eine Antwort. Sie kam wie aus dem Nichts, aber Saban wusste plötzlich, er würde nicht nur Jegar besiegen, sondern die gesamte Feuerprobe überleben. Ihm war auf einmal klar, dass er in seiner Angst und Besorgnis um das Falsche gebetet hatte. Er hatte die Götter angefleht, ihn vor Jegar zu verstecken, aber Jegar war der beste Jäger des Stammes, und Slaol hatte Saban soeben den Gedanken eingeflößt, sich von Jegar aufspüren zu lassen. Das war das Geschenk des Gottes. Lass Jegar sein Opfer finden, und dann lass ihn kläglich scheitern! Saban hob den Kopf zu der hellen runden Scheibe am Himmel und sandte seinen Dank empor.

Er rannte in die Wälder, wo seine Furcht plötzlich erneut aufwallte. Dies war die gefährliche Wildnis, der dunkle, unheimliche Bereich, wo sich Wölfe, Bären und Auerochsen

tummelten. Im Wald gab es fremdländische Jägerverbände, die auf der Suche nach Sklaven waren, und, noch schlimmer, es gab Ausgestoßene. Wenn ein Mann aus Ratharryn verbannt wurde, sagte der Stamm nicht, dass er aus der Siedlung verschwunden war, sondern dass er in die Wälder gegangen war - viele dieser Ausgestoßenen streiften also im Wald umher, Männer, von denen es hieß, sie seien so blutrünstig und brutal wie jede Bestie. Es ging das Gerücht um, dass sie sich von Menschenfleisch ernährten, und sie wussten, wann sich die Jungen des Stammes zwischen den Bäumen versteckten wie Freiwild. Alle diese Gefahren flößten Saban große Angst ein, aber es gab noch schrecklichere Dinge in den Wäldern: Die Geister derjenigen Toten, die nicht in Lahannas Obhut übergingen, trieben hier ihr Unwesen. Manchmal kam es vor, dass Jäger spurlos verschwanden, und die Priester erklärten, dass sie von den missgünstigen Toten geschnappt worden waren, die die Lebenden so sehr hassten.

Der tiefe Wald steckte voller dunkler Gefahren, weshalb auch ständig Wälder abgeholzt wurden und Frauen nicht hineingehen durften. Sie konnten Kräuter sammeln in den kleinen Gehölzen in der Nähe der Siedlung oder wanderten in Begleitung von Männern durch die Wälder; aber sie durften sich nicht allein zwischen die hohen Bäume vorwagen, die jenseits der äußeren Felder aufragten, weil dort die Gefahr bestand, dass sie von bösen Dämonen und Geistern überfallen oder von den Ausgestoßenen gefangen genommen wurden. Manche Frauen, allerdings nur sehr wenige, liefen tatsächlich davon, um sich den Ausgestoßenen anzuschließen, und dort, versteckt in den tiefen Wäldern, taten sie sich zu kleinen, primitiven Clans zusammen, die die Felder plünderten und Jagd auf Kinder und Viehherden machten.

Dennoch sah Saban vorerst nichts von diesen Gefahren, als er in westlicher Richtung losmarschierte. Die Sonne ließ das grüne Laub leuchten, und der warme Wind strich flüsternd

durch die Baumkronen. Saban folgte demselben Pfad, auf dem er und Lengar den Fremden verfolgt hatten, der den Schatz nach Ratharryn gebracht hatte; zwar wusste er, dass es gefährlich war, solch einen Pfad so offen und ungeschützt entlangzuwandern, da doch überall Feinde lauerten. Aber er nahm das Risiko auf sich, denn er wollte es Jegars Hunden möglichst leicht machen, seinem Geist durch das Dickicht der Bäume zu folgen.

Am Nachmittag, als er den hohen Grat erreichte, von wo aus er weit über die westlichen Wälder hinwegblicken konnte, hörte Saban in der Ferne das gedämpfte Schmettern eines Ochsenhorns. Das unheilvolle Signal sagte ihm, dass die Jäger des Stammes jetzt zur Verfolgungsjagd aufbrachen. Sie würden glühende Kohlen in Töpfen tragen, sodass sie - wenn sie beschlossen, über Nacht in den Wäldern zu bleiben - riesige Feuer anzünden konnten, die die bösen Geister und die wilden Tiere abschrecken würden. Saban konnte leider keine solche Schutzmaßnahme ergreifen. Er hatte nur Slaols Hilfe und ein kurzes Messer aus sprödem Feuerstein.

Lange Zeit verbrachte er damit, nach einem Baum zu suchen, der Slaols Zwecken entspräche. Zweifellos stürmten Jegars Hunde bereits den Pfad entlang, aber er hatte einen großen Vorsprung und genügend Zeit; nach einer Weile entschied er sich für eine Eiche, die tief und breit wuchs, obwohl sich auf halber Höhe des Stammes eine Lücke befand, wo keine Äste entsprossen. Ein Mann konnte die untere Hälfte des Baumes mühelos hinaufklettern; dann würde er jedoch springen müssen, um einen Ast von der Dicke eines Männerarms zu fassen zu bekommen. Dieser Ast bot perfekten Halt für die Hände, um höher in den Baum hinaufzuklettern, und wenn Jegar glaubte, Saban hätte sich im oberen Teil der Eiche versteckt, würde er nach genau diesem Ast springen. Saban tat es jetzt und hielt sich mit beiden Händen fest, während seine Füße Halt suchend am

Stamm entlangscharrten. Dann zog er sich hoch und setzte sich rittlings auf den schmalen Ast.

Er saß mit dem Gesicht zum Stamm der Eiche, sprach ein kurzes Gebet an den Baum, damit er ihm die Wunde verzeihen möge, die er ihm zufügen musste; dann benutzte er die Spitze seines Messers, um eine schmale Kerbe in die Rinde des Asts zu ritzen. Sobald der Schnitt breit und tief genug war, rammte er die Feuersteinklinge in das Holz, dass ihre tückisch scharfe Klinge ein Stück aus der Rinde herausragte. Er machte seine Arbeit gut, denn die Klinge saß fest in dem Stamm, als er fertig war. Er spuckte auf den Feuerstein, damit er ihm Glück brachte, und sprang von dem Ast herunter. Saban blickte noch einmal hinauf, um sicherzugehen, dass seine kleine Falle unsichtbar war, dann sammelte er die Holzstückchen und Späne auf, die am Fuß der Eiche auf den Boden gefallen waren, und versteckte sie im Unterholz.

Saban rannte hügelabwärts auf den Bach zu, der am Fuß der Anhöhe entlangfloss, und dort angekommen, watete er durch das seichte Wasser, weil bekanntlich Geister kein Gewässer überqueren konnten. Während er in dem Bach war, würde sich sein eigener Geist in seinen Körper zurückziehen und somit keine Spuren für Jegars Hunde hinterlassen. Er watete eine ganze Strecke durch das Bachbett, murmelte dabei gelegentlich ein Gebet, um den Geist des Baches zu besänftigen, dann kletterte er wieder ein Stück den Hügel hinauf, um sich ein wenig auszuruhen.

Er fand eine Stelle, wo zwei Äste aus dem Stamm einer Ulme ragten, legte zwei kleinere Äste über die beiden, sodass sie eine Plattform bildeten, und nahm darauf Platz. Der Junge war im Laub der Ulme versteckt, aber hoch genug, um durch die Blätter zum Himmel hinaufsehen zu können, wo weiße Wolken dahinzogen; und wenn er den Hals reckte, war gerade noch ein Stückchen moosigen Waldbodens am Fuß des Baumes sichtbar. Eine ganze Weile geschah nichts. Der Wind raschelte in den Blättern, ein Eichhörnchen

keckerte laut, und zwei Bienen summten dicht an ihm vorbei. Irgendwo hämmerte ein Specht auf Baumrinde ein, hielt kurz inne und begann dann seine Arbeit erneut. Das plötzliche Rascheln verdorrter Blätter veranlasste Saban, auf den Boden hinunterzuspähen, voller Angst vor Entdeckung - aber da unten trug nur ein Fuchs ein Rebhuhn im Maul vorbei.

Dann hörten die lebendigen Geräusche des Waldes, all die gedämpften Laute von Klauen und Schnäbeln und Pfoten schlagartig auf; der Wind rauschte in den Blättern und die Bäume ächzten. Alles, was atmete, duckte sich reglos, weil etwas Neues und Fremdes in den Wald eingedrungen war. Es drohte Gefahr; die Geschöpfe des Waldes hielten den Atem an, und Saban horchte angespannt, bis er schließlich das Geräusch vernahm, das die Welt hatte verstummen lassen. Ein Hund bellte.

Es war ein warmer Tag, aber Saban überlief plötzlich eine Gänsehaut, und er spürte, wie sich die feinen Härchen in seinem Nacken prickelnd aufrichteten. Ein anderer Hund heulte, dann hörte Saban Männerstimmen in der Ferne. Die Männer befanden sich hoch über ihm auf dem Hügelabhang. Jäger.

Er konnte sie gleichsam vor sich sehen. Es würde ein halbes Dutzend Männer sein, Jegar ihr Anführer, alle groß und kräftig und von der Sonne gebräunt, ihr langes Haar zu Jägerzöpfen geflochten und mit Federn geschmückt. Sie würden an der Eiche hinaufspähen, sich auf ihre Speere stützen und dabei Beleidigungen in die Baumkrone hinaufbrüllen, wo sie Saban versteckt glaubten. Vielleicht würden sie ein paar Pfeile in das Laub schießen, in der Hoffnung, ihn von dem Baum herunterzutreiben, damit sie ihn nach Ratharryn zurückschleppen und in Schimpf und Schande vor der Hütte seines Vaters vorführen konnten; aber bald würde es ihnen zu langweilig werden, und einer von ihnen - lass es Jegar sein! betete Saban - würde am Stamm der Eiche hinaufklettern, um ihn zu holen.

Saban kauerte da, die Augen geschlossen, während er angespannt horchte. Dann hörte er plötzlich einen Ruf. Nicht nur einen Ruf, sondern einen lauten Aufschrei des Protests, des Schmerzes und Zorns - also hatte seine kleine Falle ihren Zweck erfüllt. Er lächelte in sich hinein.

Jegar fiel vom Baum, erbittert fluchend, weil seine rechte Handfläche tief aufgeschnitten war. Er schrie und schimpfte und presste seine blutende Hand zwischen die Schenkel, während er sich vorbeugte, um den qualvollen Schmerz zu lindern. Einer seiner Freunde legte Moos auf die Wunde und verband ihm die Hand mit Blättern; danach stürmten sie wütend den Grat entlang, aber weder sie noch ihre aufgeregt bellende Hundemeute gelangten auch nur in Sabans Nähe. Sie folgten seinem Geist zum Bach hinunter, aber dort verloren die Hunde seine Spur, und nach einer Weile gaben sie die Verfolgung auf. Das Gebell der Hunde verhallte in der Ferne, und gleich darauf setzten die unzähligen Geräusche des Waldes wieder ein.

Saban grinste vor sich hin. Er durchlebte noch einmal den Augenblick, als der laute Aufschrei ertönte, und sprach ein Dankgebet an Slaol. Er lachte über seinen Sieg.

Zwar hatte er gesiegt, doch er rührte sich dennoch nicht aus seinem Versteck. Er war jetzt hungrig, wagte es aber nicht, nach Nahrung zu suchen, für den Fall, dass Jegar noch immer auf dem Hügelabhang herumschlich; deshalb blieb er auf seiner kleinen Plattform hoch oben in der Ulme und beobachtete, wie die Vögel zu ihren Nestern heimflogen und der Himmel sich unter Slaols Zorn rot verfärbte, weil die Welt nun in Lahannas Obhut übergeben wurde. Vom Bach stieg kalte, feuchte Luft auf. Eine Ricke und ihr Kitz bewegten sich mit langsamen, zierlichen Schritten unter der Ulme hindurch, als sie zum Wasser gingen; ihr Erscheinen ließ darauf schließen, dass auf dem Grat oberhalb des Baches keine Jäger mehr lauerten, dennoch blieb Saban immer noch an Ort und Stelle. Hunger und Durst mussten warten. In den Lücken zwischen dem dichten Laub konnte er

sehen, wie sich der Himmel allmählich rauchgrau und dunstig verfärbte, dann erschien der erste Stern von Lahannas Herde. Der Stamm nannte diesen Stern Merra, und er erinnerte Saban daran, dass alle seine Vorfahren vom Himmel herunterblickten - aber die Erinnerung brachte auch Furcht vor den Geistern jener Menschen mit sich, die in Schande gestorben waren und jetzt aus ihrem Tagesschlaf erwachten, um zwischen den dunklen Bäumen Jagd auf die Lebenden zu machen. Seltsame Klauen wurden ausgestreckt und spitze Fangzähne gefletscht, als die nächtlichen Gespenster des Waldes ihre Schrecken entfesselten.

Saban schlief kaum, sondern blieb hellwach und lauschte den Geräuschen der Nacht. Einmal hörte er das Knacken von Zweigen, das Rascheln eines großen, massigen Körpers, der sich durch das Gebüsch bewegte, dann herrschte wieder Stille, während der er sich angstvoll ausmalte, wie eine wilde Bestie mit riesigem Kopf und gefletschten Reißzähnen suchend in die Ulme hinaufspähte. Oben auf dem Grat ertönte ein Schrei, und Saban rollte sich wimmernd zu einer Kugel zusammen.

Eine Eule schrie. Der einzige Trost des Jungen waren die Sterne seiner Ahnen, das kalte Licht Lahannas, das die Blätter versilberte, und seine Gedanken an Derrewyn. Er dachte sehr oft an sie, beschwor ein Bild ihres Gesichts vor seinem inneren Auge herauf. Als er nun gerade an sie dachte, blickte er auf und sah einen hellen Lichtstreifen über die Sterne gleiten - in diesem Moment stieg ein Gott auf die Erde herab, was er als ein Zeichen auffasste, dass er und Derrewyn füreinander bestimmt waren.

Fünf Tage und Nächte lang verbarg er sich im Wald, wagte sich nur im trüben Zwielicht des Tagesanbruchs und der Abenddämmerung aus seinem Versteck, um nach Nahrung zu suchen. Er entdeckte eine Lichtung am Fuß des Grates, wo der Bach eine weiten Bogen beschrieb; dort fand er Kerbel und Knoblauch. Er pflückte Sauerampfer, Schwarzwurzblätter und fand ein paar Geißkleeknospen,

obwohl sie bitter schmeckten, weil ihre Saison fast vorbei war. Am meisten freute er sich über die Morcheln, die er ein Stück höher auf dem Grat fand, wo eine große Esche umgestürzt war. Er trug sie zu seinem Platz in der Ulme zurück und pflückte die Kugelasseln aus den Lamellen, bevor er die Morcheln verzehrte. An einem Tag gelang es ihm sogar, eine kleine Forelle aus den Schlingpflanzen am Uferrand des Baches zu fangen, und gierig nagte er an dem rohen Fleisch. Nachts kaute er das Gummiharz, das aus Birkenrinde austritt, und spuckte es aus, wenn es allen Geschmack verloren hatte.

Jegar hatte die Verfolgungsjagd endgültig aufgegeben, was Saban allerdings nicht wissen konnte; eines Abends bei Einbruch der Dunkelheit, als er gerade bei der verfaulenden Esche nach weiteren Morcheln suchte, hörte er plötzlich Schritte auf dem laubbedeckten Waldboden und erstarrte vor Schreck. Der umgestürzte Baum verbarg ihn zwar, aber es war ein ziemlich unsicheres Versteck, und sein Herz begann zu rasen.

Einen Moment später marschierte eine Reihe fremdländischer Speerkämpfer vorbei. Sie waren alle große, kräftige Männer, trugen Speere mit Bronzespitzen und hatten eintätowierte graue Streifen im Gesicht. Es begleiteten sie keine Hunde, und sie schienen mehr darauf bedacht, den Grat zu verlassen, als nach Beute zu suchen. Saban hörte sie durch den Bach plantschen, hörte das Flattern und Flügelklatschen, als die Wasservögel vor ihnen flohen - dann herrschte wieder Stille.

Die letzte Nacht war die schlimmste für Saban. Es regnete unaufhörlich, und der Wind blies so stark, dass das Rauschen und Ächzen der Bäume lauter war als je zuvor, während sie ihre Wipfel unter dem nassen Himmel hin- und herwarfen. Äste knackten, und weit in der Ferne tobte Rannos, der Gott des Donners, in der Dunkelheit. Außerdem war es finster, schrecklich finster, ohne dass auch nur eine Spur von Lahannas Licht durch die dicke Wolkendecke

drang. Die Finsternis war noch schlimmer als die Kälte, denn diese Nacht zog sich schier endlos hin, angefüllt mit zahllosen Schrecken; in ihrem schwarzen Grauen hörte Saban etwas Riesiges und Schwerfälliges durch die Wälder toben, und er kauerte sich furchterfüllt auf seiner Plattform zusammen, während er an die Geister der Toten dachte und an ihre Gier nach Menschenfleisch, bis er - durchnässt, frierend und hungrig - schließlich die regenfeuchte Dunkelheit oberhalb des Grates einer fahlen Morgendämmerung weichen sah. Als der Himmel allmählich heller wurde, ließ auch der Regen nach, und dann ertönten die Ochsenhörner, um zu verkünden, dass die erste der schweren Prüfungen beendet war.

Zweiundzwanzig Jungen hatten Ratharryn verlassen, aber nur siebzehn kehrten zurück. Einer war spurlos verschwunden und ward nie wieder gesehen; zwei waren von den Jägern aufgespürt und nach Ratharryn zurückgetrieben worden; und zwei weitere hatten derartige Angst vor der Dunkelheit des Waldes gehabt, dass sie freiwillig in die Siedlung heimgekehrt waren, bereit, jede Demütigung auf sich zu nehmen. Aber die siebzehn, die sich jetzt in Slaols Tempel versammelten, durften ihr Haar zu einem lockeren Knoten im Nacken zusammenschlingen; dann folgten sie den Priestern den Pfad hinunter, der zu Ratharryns Eingang führte, und ihr Weg war von Frauen gesäumt, die ihnen Teller mit Fladenbrot und kaltem Schweinefleisch sowie Dörrfleisch entgegenstreckten. »Esst!«, drängten sie die Jungen. »Ihr müsst doch schrecklich hungrig sein, esst!« Aber so ausgehungert sie auch waren, keiner von ihnen rührte das Essen an, denn auch das gehörte zu den schweren Prüfungen - gleichwohl ein ziemlich leichter Teil.

Die Männer des Stammes warteten neben einem prasselnden Feuer im Inneren des großen Schutzwalls und stampften mit ihren Speerheften auf den Boden, um die siebzehn willkommen zu heißen. Die Jungen hatten zwei

weitere Tests vor sich, und einige konnten noch immer scheitern, aber sie wurden nicht mehr verhöhnt. Saban sah Jegar, sah seine mit Blättern verbundene Hand, und er vermochte der Versuchung nicht zu widerstehen, einen Siegestanz wenigstens anzudeuten. Jegar spuckte nach ihm, aber es war bloße Verdrießlichkeit. Er hatte seine Chance verpasst und Saban die Gefahren der Wälder überlebt.

Bei ihrer nächsten Bewährungsprobe mussten die Jungen mit Männern ringen. Es spielte keine Rolle, ob sie den Ringkampf gewannen oder verloren; tatsächlich erwartete niemand, dass ein halb verhungerter Junge einen ausgewachsenen Mann besiegen würde, aber sie sollten hartnäckig kämpfen und Mut beweisen. Saban fand sich Dioga gegenüber, einem befreiten fremdländischen Sklaven, bekannt für seine Bärenkräfte. Die Zuschauer lachten über die ungleichen Gegner, aber Saban war schneller, als irgendeiner von ihnen erwartet hätte. Er wich Diogas Angriff geschickt aus, trat mit den Füßen nach ihm, schlüpfte abermals blitzschnell an ihm vorbei, schlug ihn, verspottete ihn und versetzte ihm einen kräftigen Fausthieb ins Gesicht; doch schließlich fing der sehr viel größere und kräftigere Mann den Jungen ein, warf ihn zu Boden und begann dann, ihn mit seinen riesigen Pranken zu würgen. Saban zerkratzte Diogas tätowiertes Gesicht und versuchte, seine Finger in die Augenhöhlen seines Gegners zu haken, aber Dioga grunzte nur und drückte ihn mit seinem ganzen Gewicht nieder, während er beide Daumen auf Sabans Luftröhre presste, bis Gilan ihn mit einem Stock schlug und ihn zwang, den Jungen loszulassen. »Gut gemacht, Junge«, zollte der Hohepriester Beifall. Saban brachte nur einen erstickten Laut hervor, als er zu antworten versuchte; dann schleppte er sich zu den anderen Jungen und sog in tiefen Zügen Luft in seine gemarterten Lungen.

Als Letztes mussten die Stammessöhne das Feuer aushalten. Sie standen mit dem Rücken zu den Flammen, während ein Priester das angespitzte Ende eines Eschenasts

erhitzte, bis es rot glühte, und ihnen dann die glühend heiße Astspitze zwischen die Schulterblätter drückte, bis die Haut Blasen warf. Gilan starrte in ihre Gesichter, um sich zu vergewissern, dass sie nicht in Tränen ausbrachen. Saban sang das Zorneslied von Rannos, als das Feuer ihm den Rücken versengte, und die Hitze war derart unerträglich, dass er dachte, er würde laut schreien müssen - aber der Schmerz wich irgendwann, und Gilan grinste anerkennend. »Gut gemacht«, sagte der Hohepriester abermals lobend, »gut gemacht«, und Sabans Herz schwoll vor Stolz und Freude, dass er hätte fliegen mögen wie ein Vogel.

Jetzt war er ein Mann. Er konnte sich eine Braut nehmen, einen Sklaven besitzen und sein eigenes Vieh halten, er durfte sich einen neuen Namen zulegen und bei den Stammesversammlungen sprechen. Neel, der junge Priester, überreichte Saban den Kreideball, der dem Geist seiner Kindheit Zuflucht bot, und Saban sprang mit beiden Füßen darauf herum, zerstampfte die Kreide zu Pulver, während er laute Jubelrufe ausstieß. Sein Vater, unfähig, seinen freudigen Stolz zu verbergen, schenkte ihm ein Hemd aus Wolfsfell, einen feinen Speer und ein Bronzemesser mit einem hölzernen Heft. Seine Mutter gab ihm ein Amulett aus Bernstein, das ein Geschenk von Lengar an sie gewesen war, und Saban versuchte sie zu überreden, das Amulett zu behalten, weil sie krank war - aber sie wollte es nicht zurücknehmen. Galeth schenkte ihm einen Langbogen aus Eibenholz, dann wies er Saban an, sich hinzusetzen, und tätowierte ihm die Symbole der Mannbarkeit auf die Brust. Er benutzte einen Knochenkamm, den er in Färberwaid tauchte, dann hämmerte er ihn in Sabans Haut; doch der Schmerz machte Saban nichts aus, denn er war jetzt ein Mann. »Du kannst einen neuen Namen annehmen«, klärte Galeth ihn auf.

»Handspalter«, scherzte Saban.

Galeth lachte. »Ich hab mir schon gedacht, dass das dein Werk war. Gut gemacht. Aber du hast dir damit einen Feind

fürs ganze Leben eingehandelt.«

»Einen Feind«, meinte Saban, »dem es schwer fallen wird, einen Bogen zu halten oder einen Speer zu schleudern.«

»Aber trotzdem ein gefährlicher Mann«, warnte Galeth ihn.

»Jetzt ein Krüppel«, Saban schnitt eine Grimasse, denn er hatte gehört, dass der Feuerstein geradewegs die Sehnen von Jegars Hand durchtrennt hatte.

»Was ihn zu einem umso schlimmeren Feind macht«, teilte Galeth ihm mit. »Also, willst du deinen Namen nun ändern?«

»Ich werde ihn behalten«, erklärte Saban. Sein Geburtsname bedeutete »der Begünstigte«, und er hielt ihn für durchaus passend. Er beobachtete, wie das Blut und das blaue Färberwaid über seine Haut rannen. Er war jetzt ein Mann! Dann setzte Saban sich zusammen mit den sechzehn anderen Jungen, die die Prüfungen bestanden hatten, zu einem Festmahl aus Fleisch, Brot und Honig nieder, und während sie aßen, sangen die Frauen des Stammes das Schlachtlied von Arryn. Gegen Ende des Mahles ging die Sonne unter, und die Mädchen, die den ganzen Tag über in Lahannas Tempel eingeschlossen gewesen waren, wurden zu Slaols Tempel geführt. Die Stammesmitglieder säumten den Weg von der Siedlung zum Tempel, und sie tanzten und klatschten in die Hände, als die siebzehn Männer den Mädchen folgten, die jetzt zu Frauen werden würden.

Derrewyn war nicht dabei. Als Braut war sie zu wertvoll, um an den lärmenden Festlichkeiten dieser Nacht teilzunehmen; aber am nächsten Morgen, als Saban in die Siedlung zurückkehrte, um eine Stelle für seine eigene Hütte zu wählen, begrüßte Derrewyn ihn. Sie schenkte ihm eine ihrer kostbaren Halsketten aus weißen Meeresmuscheln. Saban errötete angesichts des Geschenks, und Derrewyn lachte über seine Verlegenheit.

Am selben Tag begann Gilan zu planen, wie die acht Steine in Slaols Tempel gesetzt werden sollten.

Von den neuen Männern wurde nicht verlangt, dass sie am Tag nach ihren Prüfungen arbeiteten; deshalb wanderte Saban den Hügel hinauf, um zuzuschauen, wie Gilan mit seiner Arbeit in dem Alten Tempel begann. Es wimmelte von Schmetterlingen, blauen und weißen Faltern, die über das mit Blumen übersäte Gras flatterten; dort hackte eine große Zahl von Leuten mit Geweihstöcken die Kreideschicht auf, um Gräben und Wälle entlang einem neuen geheiligten Pfad zu schaffen, der zum Sonneneingang des Tempels führen sollte.

Saban ging zur Westseite des Tempels und setzte sich ins Gras. Sein neuer Speer lag neben ihm, und er fragte sich, wann er ihn wohl das erste Mal im Kampf benutzen würde. Er war jetzt ein Mann, aber der Stamm erwartete seine erste Feindestötung, bevor er als richtiger Erwachsener angesehen würde. Er zog das Bronzemesser hervor, das sein Vater ihm geschenkt hatte, und bewunderte es im Sonnenlicht. In die kurze Klinge, kaum so lang wie seine Hand, waren tausend winzige Einbuchtungen und Zickzacklinien eingeritzt worden, die ein kompliziertes Muster bildeten. Ein Männermesser, dachte Saban, und er drehte die Klinge hin und her, sodass das Metall die Sonnenstrahlen reflektierte.

Plötzlich ertönte Derrewyns Stimme hinter ihm. »Mein Onkel hat auch so eine Waffe, genau wie die da. Er sagt, sie wurde in dem Land jenseits des westlichen Meeres angefertigt.«

Saban fuhr herum und blickte zu ihr auf. »Dein Onkel?«, fragte er verwirrt.

»Kital, Clanführer von Cathallo.« Sie hielt kurz inne. »Natürlich.« Sie hockte sich neben ihn und legte vorsichtig einen Finger auf den bläulich roten Wundschorf seiner frischen Tätowierungen. »Hat das wehgetan?«, fragte sie.

»Nein«, brüstete Saban sich.

»Aber es muss doch wehgetan haben.«

»Na ja, ein bisschen«, beichtete er.

»Besser diese Narben, als von Jegar getötet zu werden«, bemerkte Derrewyn.

»Er hätte mich nicht getötet«, widersprach Saban. »Er wollte mich nur nach Ratharryn zurückschleppen und mich zwingen, den Kreideball wieder zu meinem Vater zu bringen.«

»Ich glaube, er hätte dich getötet«, beharrte Derrewyn, dann warf sie ihm einen Blick von der Seite zu. »Hast du ihm in die Hand geschnitten?«

»In gewisser Weise«, gestand Saban lächelnd.

Sie lachte. »Geil sagt, er wird seine Hand vielleicht nie wieder richtig benutzen können.« Geil war Hengalls älteste Ehefrau und die Frau, bei der Derrewyn wohnte - sie besaß viel gepriesene Fähigkeiten als Heilerin. »Sie hat Jegar gesagt, er sollte besser zu Sannas gehen, weil sie sehr viel mächtiger ist.« Derrewyn pflückte ein paar Gänseblümchen. »Übrigens, hast du gewusst, dass Sannas den Fuß deines Bruders in Ordnung gebracht hat?«

»Tatsächlich?«, fragte Saban überrascht.

»Sie hat ihm den Fuß aufgeschnitten und die Knochen gerade gebogen«, erklärte Derrewyn. »Überall war Blut! Sie hat es in der Nacht des Vollmonds getan, und er hat keinen Muckser von sich gegeben; danach hat sie seinen Fuß mit ein paar Hirschknochen geschient, und er hat Fieber bekommen.« Sie machte sich daran, die Gänseblümchen zu einem Kranz zu flechten. »Aber er ist wieder gesund geworden«, fügte sie hinzu.

»Woher weißt du das alles?«, erkundigte Saban sich.

»Ein Händler hat die Neuigkeiten mitgebracht, während du in den Wäldern gewesen bist«, gab sie Auskunft. Sie hielt inne, um mit einem scharfen Fingernagel einen Schlitz in den Stängel eines Gänseblümchens zu ritzen. »Und er hat erzählt, dass Sannas wütend auf deinen Bruder ist.«

»Warum?«

»Weil Camaban einfach verschwunden ist«, erklärte Derrewyn stirnrunzelnd. »Noch bevor sein Fuß richtig

verheilt war, ist er fortgegangen, und keiner weiß, wohin. Sannas dachte, er wäre vielleicht hierher gekommen.«

»Ich habe ihn nicht gesehen«, sagte Saban und war irgendwie verstimmt darüber, dass er diese Neuigkeiten über seinen Bruder nicht eher erfahren hatte; vielleicht war er aber auch enttäuscht, dass Camaban nicht nach Ratharryn gekommen war, obwohl er sich keinen Grund vorstellen konnte, warum Camaban das Bedürfnis haben sollte, den Stamm seines Vaters aufzusuchen. Saban hatte seinen linkischen, stotternden Halbbruder trotz allem gern, und es machte ihn traurig, dass Camaban sich von ihm nicht verabschiedet hatte. »Ich wünschte, er wäre hierher gekommen«, sagte er.

Derrewyn schauderte. »Ich bin ihm nur einmal begegnet«, berichtete sie, »und ich fand, der hatte etwas Furchterregendes.«

»Er ist nur unbeholfen«, verteidigte Saban ihn und lächelte leicht. »Früher habe ich ihm oft Essen gebracht, und es hat ihm Spaß gemacht, mich zu erschrecken. Er ist immer herumgehüpft und hat wirres Zeug gebrabbelt und so getan, als wäre er verrückt.«

»Er hat so getan?«

»Es macht ihm Spaß, sich zu verstellen.«

Derrewyn zuckte die Achseln, dann schüttelte sie den Kopf, als ob Camabans Schicksal völlig unwichtig sei. Südlich des Tempels war eine Gruppe von Männern damit beschäftigt, den Schafen die Wolle vom Rücken zu reißen, sodass die Tiere jämmerlich blökten. Derrewyn lachte über den Anblick der nackten Schafe, und Saban beobachtete sie verstohlen, staunte über die Feinheit ihres Gesichts und die Glätte ihrer sonnengebräunten Beine. Derrewyn war nicht älter als er, dennoch schien es Saban, dass sie ein Selbstbewusstsein besaß, das ihm fehlte. Sie gab vor, nicht zu bemerken, dass sie bewundert wurde, sondern wandte sich nur ab, um zu dem Alten Tempel hinüberzusehen, wo Gilan von Galeth und dessen Sohn Mereth unterstützt wurde, der nur ein Jahr

jünger als Saban war. Nur ein Jahr, obwohl der Altersunterschied zwischen ihm und Mereth nun, da Saban ein Mann war, auf einmal eine viel größere Bedeutung hatte.

Gilan und seine zwei Helfer versuchten, den Mittelpunkt des Heiligtums zu finden, und zu diesem Zweck hatten sie eine lange Schnur aus geflochtenen Rindenfasern über den grasbewachsenen Kreis innerhalb des Walls gespannt. Als sie sicher waren, die äußerste Stelle des Kreises ermittelt zu haben, legten sie die Schnur genau in der Hälfte zusammen und befestigten ein Grasbüschel an der Schlaufe an einem Ende. Auf diese Weise wussten sie, dass sie eine Linie hatten, die so lang wie der Durchmesser des Kreises war, und dass das Grasbüschel den exakten Mittelpunkt der Linie markierte; jetzt zogen sie die Schnur wieder lang und spannten sie mehrmals über die Fläche des Kreises. Galeth hielt das eine Ende der Schnur, Mereth das andere, und Gilan stand in der Mitte, um zu überprüfen, ob seine beiden Helfer rechts neben dem Wall standen oder darauf oder direkt dahinter; und jedes Mal, wenn er überzeugt war, dass sie an der richtigen Stelle standen, markierte er den Punkt, wo das Grasbüschel an die Schnur gebunden war, indem er einen Stock in den Boden steckte. Es ragten jetzt ein Dutzend Stöcke aus der Erde, alle nicht mehr als eine Handbreit voneinander entfernt, obwohl keine zwei genau dieselbe Stelle markierten, und Gilan fuhr fort, immer wieder neu Maß zu nehmen, in der Hoffnung, endlich zwei übereinstimmende Punkte zu finden.

»Warum müssen sie den Mittelpunkt des Tempels finden?«, wollte Saban wissen.

»Weil sie am Morgen des Sommersonnenwendtages genau bestimmen wollen, wo Slaol aufgeht«, erklärte Derrewyn, »dann werden sie eine Linie von dort bis eben zur Mitte des Tempels ziehen.« Sie war die Tochter eines Priesters und wusste solche Dinge. Gilan hatte sich jetzt für einen der vielen Stöcke entschieden, deshalb zog er die anderen wieder aus dem Boden, bevor er einen Pflock in die Erde

rammte, um damit den Mittelpunkt des Heiligtums zu kennzeichnen. Es schien, dass die Arbeit dieses Tages damit erledigt war, denn Gilan rollte jetzt die Schnur zu einem Knäuel zusammen, murmelte ein kurzes Gebet und wanderte wieder nach Ratharryn zurück.

»Willst du auf die Jagd gehen?«, rief Galeth Saban zu.

»Nein«, lehnte Saban ab.

»Du wirst wohl faul, jetzt wo du ein Mann bist, wie?«, fragte Galeth gutmütig, dann winkte er und folgte dem Hohepriester.

»Du willst nicht jagen?«, fragte Derrewyn Saban.

»Ich bin jetzt ein Mann«, verkündete Saban. »Ich kann meine eigene Hütte haben, Vieh und Sklaven halten, und ich kann eine Frau in die Wälder führen.«

»Eine Frau?«, fragte sie.

»Dich«, sagte er. Er stand auf, griff nach seinem Speer, dann streckte er ihr die Hand hin.

Derrewyn blickte ihn einen Moment lang an. »Was ist gestern Nacht in Slaols Tempel geschehen?«

»Es waren siebzehn Männer da«, sagte Saban, »und vierzehn Mädchen. Ich habe geschlafen.«

»Warum?«

»Weil ich auf dich gewartet habe«, bekannte er, und sein Herz war übervoll und bebend, denn was er vorhatte, war weitaus gefährlicher, als mitten unter fremdländischen Sklavenjägern und feindseligen Ausgestoßenen im dunklen Wald zu schlafen. Er berührte die Halskette aus Meeresmuscheln, die Derrewyn ihm geschenkt hatte. »Ich habe auf dich gewartet«, wiederholte er.

Sie stand auf. Einen Moment lang glaubte Saban, sie würde sich abwenden, doch dann lächelte sie und nahm seine Hand. »Ich bin noch nie im Wald gewesen«, gestand sie.

»Dann wird es allmählich Zeit«, befand Saban und führte sie nach Osten — ein neuer Mann, eine neue Frau.

6. KAPITEL



Saban und Derrewyn schritten in östlicher Richtung an Mais Fluss entlang, dann weiter nach Norden, vorbei an der Siedlung, bis sie eine Stelle erreichten, wo das Flusstal steil und tief war und sich mächtige Bäume hoch über dem strömenden Wasser wölbten. Sonnenlicht schimmerte golden durch das Laub. Der Ruf der Wiesenknarren in den Weizenfeldern war schon lange verstummt, und alles, was sie jetzt noch hören konnten, war das Plätschern des Flusses, das Flüstern des Windes, das gedämpfte Kratzen und Scharren von Eichhörnchenkrallen und das Flügelschlagen einer Taube, die aus einer Baumkrone aufflatterte. Orchideen blühten purpurrot zwischen der Wasserminze am Ufer des Flusses, während in den Schatten unter den Bäumen ganze Teppiche von blauen Glockenblumen und Sternhyazinthen wuchsen. Eisvögel flogen tief über dem Wasser dahin, wo rot gesprenkelte Moorhuhnküken zwischen den Schilfhalmen herumpaddelten.

Saban führte Derrewyn zu einer Insel im Fluss, einem Ort, wo oberhalb des Ufers mit seinem hohen Gras und weichen Moos dicht zusammenstehende Weiden und Eschen aufragten. Sie wateten zu der Insel, dann legten sie sich auf das Moospolster, und Derrewyn beobachtete, wie Luftblasen von der von Bäumen beschatteten Wasseroberfläche aufstiegen, wo Otter nach Fischen tauchten. Eine Hirschkuh trat ans jenseitige Ufer, zuckte aber erschrocken zurück, bevor sie schließlich trank, weil Derrewyn vor Bewunderung zu laut geseufzt hatte. Dann wollte Derrewyn Fische fangen, deshalb nahm sie Sabans neuen Speer und watete in das

flache Wasser; und hin und wieder stach sie mit der Speerspitze nach einer Forelle oder einer Äsche, verfehlte aber jedes Mal ihre Beute. »Ziel auf einen Punkt unterhalb von ihnen«, sagte Saban. »Unterhalb?«

»Siehst du, wie sich der Speer im Wasser krümmt?«

»Das sieht nur so aus«, winkte sie ab, dann stach sie erneut nach einem Fisch, traf abermals daneben und lachte. Der Speer war schwer, und sein Gewicht ermüdete sie, deshalb warf sie ihn aufs Ufer und stand dann einfach nur da, während sie den Fluss um ihre braunen Knie strömen ließ. »Möchtest du Clanführer werden?«, fragte sie Saban nach einer Weile.

Er nickte. »Ich glaube schon, ja.«

Sie wandte sich zu ihm um. »Warum?«

Darauf wusste Saban keine Antwort. Er hatte sich ganz einfach an die Vorstellung gewöhnt. Sein Vater war Clanführer, und obwohl das nicht bedeutete, dass unbedingt einer von Hengalls Söhnen seine Nachfolge antrat, würde sich der Stamm zuerst an diese Söhne halten, und Saban war jetzt der Einzige, der Erfolg haben könnte. »Ich denke, ich möchte wie mein Vater sein«, erwiderte er vorsichtig. »Er ist ein guter Clanführer.«

»Was macht einen Mann zu einem guten Clanführer?«

»Er sorgt dafür, dass der Stamm den Winter überlebt«, erklärte Saban, »er schneidet die Wälder zurück, er fällt ein gerechtes Urteil bei Streitigkeiten und schützt den Stamm vor Feinden.«

»Vor Cathallo?«, fragte Derrewyn.

»Nur wenn Cathallo uns bedroht.«

»Das werden sie nicht tun. Dafür sorge ich.«

»Du?«

»Kital mag mich, und einer seiner Söhne wird der nächste Clanführer werden — sie sind alle meine Vettern und sind alle wie ich.« Sie blickte ihn schüchtern an, ob ihn das vielleicht überraschte. »Ich werde darauf bestehen, dass wir alle Freunde sind«, sagte sie grimmig. »Es ist dumm,

verfeindet zu sein. Wenn Männer unbedingt kämpfen wollen, dann sollten sie ausziehen und die Fremdländischen bekämpfen.« Plötzlich bespritzte sie Saban mit Wasser. »Kannst du schwimmen?«

»Ja.«

»Bring es mir bei.«

»Lass dich einfach ins Wasser fallen«, schlug Saban vor.

»Dann werde ich ertrinken«, schmollte Derrewyn. »In Cathallo sind einmal zwei Männer ertrunken, und wir haben sie tagelang nicht gefunden — als wir sie schließlich fanden, waren sie ganz grün und aufgequollen.« Sie tat so, als verlöre sie fast das Gleichgewicht. »Und ich werde genau wie sie sein, schrecklich aufgequollen und von Fischen angenagt, und es wird alles deine Schuld sein, weil du mir das Schwimmen nicht richtig beibringen wolltest.«

Saban lachte, erhob sich aber von seinem Platz und streifte sein neues Wolfsfellhemd ab. Bis vor ein paar Tagen war er im Sommer immer nackt gegangen, doch jetzt schämte er sich ohne sein Gewand. Schnell rannte er ins Wasser, das nach der Hitze unter den Bäumen herrlich kühl und erfrischend war; er schwamm von Derrewyn fort, während er auf eine tiefe Stelle des Flusses zustrebte, wo das Wasser in dunklen Wirbeln dahinströmte. In der Mitte des Flusses angekommen, plantschte er mit Armen und Beinen, um den Kopf über Wasser zu halten, dann drehte er sich zu Derrewyn um, um sie zu sich zu rufen, nur um festzustellen, dass sie bereits im Wasser war, und zwar ganz dicht hinter ihm. Sie lachte über seine erschrockene Miene. »Ich habe schon vor langer Zeit schwimmen gelernt«, sagte sie, dann holte sie tief Luft, senkte den Kopf und trat mit ihren bloßen braunen Beinen in die Luft, um unter Saban hindurchzutauchen. Auch sie war nackt.

Saban kraulte zu der Insel zurück, wo er sich bäuchlings ins Gras legte. Er schaute zu, wie Derrewyn tauchte und schwamm, und beobachtete sie gebannt, als sie schließlich ans Ufer kam und langsam aus dem Wasser watete, ihr

langes schwarzes Haar glatt und triefend nass. Saban kam es so vor, als wäre sie die Flussgöttin Mai persönlich, die dort in Ehrfurcht gebietender Schönheit aus dem Wasser stieg; dann kniete sie sich neben ihn, und über seinen Rücken lief ein Schauder, als ihr nasses Haar die Brandwunden zwischen seinen Schulterblättern berührte. Er lag ganz still da, war sich ihrer Nähe nur zu deutlich bewusst, wagte aber keine Bewegung, aus Angst, sie zu verscheuchen. Das hier, sagte er sich, war schließlich der Grund, warum er sie gebeten hatte, mit ihm in den Wald zu gehen - obwohl er jetzt, wo der entscheidende Moment gekommen war, in Nervosität und Furcht fast ertrank. Derrewyn musste gespürt haben, was er dachte, denn sie berührte ihn sanft an der Schulter und veranlasste ihn, sich umzudrehen; dann ließ sie sich in seine Arme sinken. »Du hast doch den Lehm gegessen, Saban«, flüsterte sie, ihr nasses Haar kalt auf seinen nackten Schultern, »deshalb kann dir der Fluch des Schädels nichts anhaben.«

»Du weißt das?«

»Ich garantiere es dir«, flüsterte sie, und er erschauerte, denn es schien ihm, als ob Mai wirklich in all ihrer Pracht und Schönheit aus dem Fluss gestiegen wäre. Er hielt Derrewyn umschlungen, drückte sie fest, ganz fest an sich, und wie ein Narr glaubte er, sein Glück würde bis in alle Ewigkeit währen.

An diesem Nachmittag, als Derrewyn und Saban darauf warteten, dass die Sonne unterging und das Zwielicht die Schatten mit sich brachte, in deren Schutz sie heimlich nach Hause schleichen könnten, hörten sie plötzlich Gesang auf dem Hügel oberhalb des westlichen Flussufers. Sie kleideten sich an, wateten durch den flachen Nebenarm des Flusses und kletterten den Hügel hinauf auf das Geräusch zu, das mit jedem ihrer Schritte lauter wurde. Die beiden gingen langsam und vorsichtig; aber sie hätten sich keine Sorgen zu machen brauchen, entdeckt zu werden, denn die

Sängerinnen waren viel zu sehr auf ihre Aufgabe konzentriert, um ein Liebespärchen unter den Bäumen zu bemerken.

Die Sängerinnen waren Frauen aus Cathallo, und sie begleiteten in zwei Reihen eine Gruppe von siebzig schwitzenden Männern, die mit aller Kraft an langen Seilen aus geflochtenen Lederstreifen zerrten, um einen großen Eichenschlitten vorwärts zu bewegen, auf dem der erste der acht Findlinge für Ratharryn thronte. Es war einer der kleineren Steine, dennoch derart schwer, dass die Männer vor Anstrengung keuchten und grunzten, während sie den unhandlichen, kaum zu manövrierenden Schlitten über den holprigen Waldpfad zogen. Andere Männer gingen voraus, um den Weg zu ebnen, indem sie Wurzeln aus dem Boden rissen und Grasbüschel platt trampelten; aber nach einer Weile waren die Männer an den Seilen einfach zu erschöpft, um weiterzumachen. Sie hatten das Transportmittel schon den ganzen Tag geschleppt, hatten es sogar den Hügel südlich von Maden hinaufgezogen und waren jetzt am Ende ihrer Kräfte. Deshalb ließen sie den Schlitten einfach mitten im Wald stehen und marschierten in südlicher Richtung nach Ratharryn, wo sie auf Verpflegung hofften. Derrewyn griff nach Sabans Arm. »Ich werde mit ihnen gehen«, flüsterte sie. »Warum?«

»Dann kann ich sagen, ich wäre gekommen, um sie zu treffen. Auf diese Weise wird keiner in der Siedlung fragen, wo ich gewesen bin.« Sie stellte sich auf die Zehenspitzen, küsste ihn auf die Wange, dann rannte sie hinter den sich entfernenden Leuten her.

Saban wartete, bis sie verschwunden waren, dann näherte er sich dem Eichenschlitten und strich liebkosend mit der Hand über den Stein. Er fühlte sich warm unter seiner Handfläche an, und an den Stellen, wo die Sonnenstrahlen durch das Laub drangen, um auf den Felsblock zu scheinen, glitzerten winzige Lichtsprenkel. Als Saban den Stein berührte und seine Wärme spürte, wallte ein intensives

Glücksgefühl in ihm auf. Er war ein Mann und hatte eine Frau, so schön wie keine zweite im Land. Derrewyn hatte am Ufer des Flusses in seinen Armen gelegen, und ihm schien das Leben so herrlich und viel versprechend, wie es überhaupt nur sein konnte. Die Götter liebten ihn.

Hengall dagegen hatte kaum das Gefühl, dass die Götter ihn liebten - denn an diesem Abend traf ein ganzer Haufen von Leuten aus Cathallo in Ratharryn ein, die alle beköstigt und mit Schlafplätzen versorgt werden mussten; damals, als er die Goldstücke für die acht Steine bezahlt hatte, hatte er vergessen einzukalkulieren, dass sie ihn auch noch mal so viel an Verpflegung kosten würden. Außerdem musste er etliche Leute zur Verfügung stellen, die beim Transport der schweren Steine halfen, und diese fanden sich unter den ärmeren Familien der Siedlung - die hinwiederum mit Fleisch und Getreide für ihre Arbeit bezahlt werden mussten. Hengall sah seine Viehherden dahinschwinden, und ihm kamen allmählich Zweifel an der Weisheit seines Handels — aber er versuchte nicht, ihn rückgängig zu machen. Er schickte Männer aus, um die Steine zu schleppen, und während sich der Sommer seinem Höhepunkt näherte, bewegten sich die großen Felsbrocken Tag für Tag im Schneckentempo auf Ratharryn zu.

Die vier größeren Steine erwiesen sich als besonders problematisch. Es gab einen Weg durch die von Bächen durchschnittenen Marschwiesen in der Nähe von Maden, aber er war zu schmal für die gewaltigen Felsbrocken, und deshalb schleppten Kitals Männer diese Steine zuerst weit nach Westen, bevor sie nach Süden in Richtung Ratharryn abschwenkten. Aber auf ihrer Route lag ein Hügel, zwar nicht so steil wie derjenige Hügel, über den bereits die vier kleineren Steine transportiert worden waren, aber trotzdem ein gewaltiges Hindernis, das sich als zu hoch für die Männer erwies, die den ersten der großen Findlinge zogen. Es wurden noch mehr Seile geholt, und noch mehr Männer wurden vor den Schlitten gespannt; dennoch ließ sich der

Stein noch immer nicht den Abhang hinaufbewegen. Sie versuchten, vor den Schlitten Ochsen zu spannen, aber die Tiere konnten sich in diesem engen Haufen nicht in die Riemen legen und behinderten sich gegenseitig. Erst als Galeth auf die Idee kam, die Ochsen nebeneinander an eine große Holzstange zu schirren und Seile an dieser Stange zu befestigen, die mit dem Schlitten verbunden waren, gelang es ihnen, den großen Stein von der Stelle zu bewegen und ihn so zu der Hügelkuppe hinaufzubefördern, wo der Schlitten weiter nach Ratharryn gezogen wurde, während seine Kufen über das jetzt ebene Gras glitten. Die anderen drei Steine wurden auf die gleiche Weise geholt. Die Priester schmückten die Hörner der Ochsen mit Blumen, die Tiere wurden von Sängerinnen umringt, und in Ratharryn herrschte große Freude, denn den Sommer über schien die Sonne, die Steine waren sicher angekommen, und die bösen Omen schienen endgültig der Vergangenheit anzugehören.

Man feierte das Fest der Sommersonnenwende. Die Feuer wurden angezündet, die Männer von Ratharryn hüllten sich in die Stierfelle und jagten die Frauen durch Slaols Tempel. Saban lief nicht mit den Stier-Männern, obwohl er ja nun dazugehörte, sondern saß stattdessen bei Derrewyn, und als die Feuer herunterbrannten, sprangen sie Hand in Hand über die Flammen. Gilan teilte den Met aus, der speziell für die Festlichkeiten dieser Nacht gebraut worden war; einige Leute schrien laut, als sie Halluzinationen hatten, während andere von dem starken Gebräu aggressiv wurden oder auch krank, aber schließlich schliefen sie ein - bis auf Saban, der wach blieb, denn Jegar hatte nach ihm gesucht, mit einem Speer in seiner linken Hand und dem Drang nach Rache in seinem von Alkohol benebelten Hirn. Saban blieb in dieser Nacht in unmittelbarer Nähe des Tempels und wachte über die schlafende Derrewyn, obwohl er gegen Morgen schließlich eindöste - bis er plötzlich von Schritten geweckt wurde und hastig seinen Speer hob. Ein Mann kam den Pfad von der Siedlung herauf, und Saban kauerte sich

auf den Boden, bereit, sich auf seinen Gegner zu stürzen; doch dann sah er den kahlen Kopf des Mannes im Widerschein der verlöschenden Flammen glänzen und erkannte, dass es Gilan war, nicht Jegar.

»Wer ist da?«, fragte der Hohepriester. »Ich bin's, Saban.«

»Du kannst mir helfen«, sagte Gilan erfreut. »Ich brauche einen Helfer. Eigentlich wollte ich Neel fragen, aber er schläft wie ein Stein.«

Saban weckte Derrewyn, und die beiden machten sich mit Gilan auf den Weg zu dem Alten Tempel. Es war die kürzeste Nacht des Jahres, und Gilan blickte immer wieder zum nordöstlichen Horizont, voller Besorgnis, dass die Sonne aufginge, bevor er sein Ziel erreicht hatte. »Ich muss den Punkt markieren, wo die Sonne aufgeht«, erklärte er, als sie durch die Grabhügel schritten. Er verneigte sich vor den Ahnen, dann eilte er weiter zu der Stelle gleich außerhalb des Tempelgrabens, wo die acht Findlinge auf ihren Schlitten warteten. Der Himmel im Nordosten wurde merklich heller, aber die Sonne war noch nicht hinter den bewaldeten Anhöhen in der Ferne sichtbar. »Wir brauchen ein paar Gegenstände«, sagte Gilan; also ging Saban hinunter in den Graben und fand ein halbes Dutzend großer Kreidebrocken, dann stellte er sich auf den erhöhten Fußpfad am Eingang der Tempelanlage, während sich Gilan zu dem Pfahl begab, der den Mittelpunkt des Heiligtums bezeichnete. Derrewyn, die den geweihten Bezirk nicht betreten durfte, weil sie eine Frau war, wartete zwischen den Gräben und Wällen des neu angelegten geheiligten Pfades.

Saban wandte sich nach Nordosten. Der Horizont schimmerte dämmrig, die Hügel davor waren grau und in den Rauch der verlöschenden Sommersonnenwendfeuer gehüllt, der aus dem Tal von Ratharryn aufstieg. Die Rinder auf den näher gelegenen Hängen wirkten mit ihren weißen Silhouetten vor dem dunklen Hintergrund gespenstisch.

»Bald«, sagte Gilan, »bald ist es so weit«, und er betete, dass die zusammengeballten Wolken am Horizont nicht die

aufgehende Sonne verbergen würden.

Die Wolken färbten sich zart rosa, das Rosa gewann zunehmend an Leuchtkraft und breitete sich aus, um dann in ein intensives Rot überzugehen; Saban, der die Stelle beobachtete, wo der flammende Himmel die jettschwarze Erde berührte, sah, wie die Wolken über den Bäumen am Horizont aufrissen, und plötzlich waren die fernen Wälder von einer blendenden Helligkeit erfüllt, als der obere Rand der Sonne durch die Blätter schnitt.

»Links von dir!«, rief Gilan. »Links. Einen Schritt nach links! Nein, zurück! Da! Ja, da!«

Saban legte einen Kreidebrocken zu seinen Füßen nieder, dann richtete er sich wieder auf, um zu beobachten, wie die Sonne die Sterne vom Himmel vertrieb. Zuerst erschien Slaol wie ein flach gedrückter Ball, der Feuer ausströmte und den bewaldeten Höhenzug in rote Glut hüllte; anschließend verwandelte sich das Rot in Weiß, zu grell für die Augen, und die ersten Lichtstrahlen des neuen Jahres fielen geradewegs auf den neuen geheiligten Pfad, der zum Eingang des Alten Tempels führte. Saban schirmte seine Augen mit der Hand ab und sah den Schatten der Nacht nach, die aus den Tälern wichen. »Rechts von dir!« Gilan winkte aufgeregt. »Rechts von dir!« Er ließ Saban einen weiteren Kreidebrocken an der Stelle niederlegen, wo die Sonne schließlich vollständig über dem Horizont sichtbar war; dann wartete er, bis sie knapp über Sabans Kopf stand, und ließ ihn dort, wo die Strahlen auf den Boden trafen, den dritten Brocken platzieren. Die Stimmen der Stammesmitglieder, die die Sonne mit 'einem Lied willkommen hießen, schallten gedämpft über die Weiden herüber.

Gilan inspizierte die Punkte, die Saban markiert hatte, und grunzte erfreut, als er sah, dass einige der alten vermoderten Tempelpfeiler offensichtlich mit den neuen übereinstimmten. »Wir haben gute Arbeit geleistet«, sagte er zufrieden.

»Was machen wir als Nächstes?«, wollte Saban wissen.

Gilan wies auf den Tempeleingang. »Wir werden hier zwei der größeren Steine als Tor aufstellen«, verkündete er, dann zeigte er dorthin, wo Derrewyn auf dem heiligen Pfad stand, »und dort die beiden anderen, sodass sie den Sonnenaufgang am Mittsommertag einrahmen.«

»Und die vier kleineren Steine?«, fragte Saban.

»Sie werden Lahannas Wanderungen über den Himmel entsprechen«, erklärte der Priester und wies über das Flusstal hinweg. »Wir werden darstellen, wo sie am weitesten im Süden erscheint«, sagte er, dann drehte er sich um und zeigte in die entgegengesetzte Richtung, »und wo sie im Norden wieder untergeht.« Gilans Gesicht schien in dem frühmorgendlichen Licht förmlich zu strahlen. »Es wird ein schlichter Tempel sein«, setzte er versonnen hinzu, »aber ein schöner. Ein sehr schöner. Eine Linie für Slaol und zwei für Lahanna, die einen Ort markieren, wo sie sich unterhalb des Himmels treffen können.«

»Aber sie haben sich doch entfremdet«, wandte Saban ein.

Gilan lächelte. Er war ein gütiger, freundlicher Mann, beleibt und kahlköpfig, der Hiracs Furcht davor, die Götter zu beleidigen, nie geteilt hatte. »Wir müssen für ein harmonisches Gleichgewicht zwischen Slaol und Lahanna sorgen«, erklärte er. »Sie haben in Ratharryn bereits jeder einen Tempel für sich; also, wie wird Lahanna wohl zu Mute sein, wenn wir einen zweiten Tempel für Slaol bauen, nur für ihn allein?« Er ließ diese Frage unbeantwortet. »Und ich denke, es war ein Fehler von uns, Slaol und Lahanna auseinander zu halten. In Cathallo benutzen sie ein einziges Heiligtum für alle Götter, also, warum sollten wir Slaol und Lahanna nicht auch an einem Ort verehren?«

»Aber es ist trotzdem noch ein Tempel für Slaol?«, fragte Saban ängstlich, als er sich daran erinnerte, wie der Sonnengott ihm bei Beginn seiner schweren Prüfungen geholfen hatte.

»Freilich bleibt er ein Tempel für Slaol«, versicherte Gilan ihm, »aber jetzt wird er auch eine Stätte der Verehrung für

Lahanna sein, genauso wie das Heiligtum in Cathallo.« Er lächelte. »Und bei seiner feierlichen Einweihung werden wir dich mit Derrewyn verheiraten, als Symbol für Slaols und Lahannas Wiedervereinigung.«

Die Sonne stand jetzt hoch genug am Himmel, um Wärme zu spenden, als die drei ihre Schritte zur Siedlung zurücklenkten. Gilan sprach über seine Hoffnungen, Saban hielt die Hand seiner Geliebten, der Rauch der Sommersonnenwendfeuer löste sich auf, und in Ratharryn stand alles zum Besten.

Galeth war der Erbauer des Tempels, und Saban wurde sein Gehilfe. Zuerst stellten sie die vier kleineren Steine auf. Galeth hatte den genauen Standort für sie berechnet — hier genügten Beobachtungen nicht — denn die vier Steine bildeten zwei Paare, und jedes Paar zeigte in Lahannas Richtung. Bei ihren Wanderungen über den Himmel blieb sie Jahr für Jahr innerhalb desselben breiten Gürtels, aber einmal in einem Menschenleben ging sie weit in den Norden und einmal weit in den Süden. Die Pfeiler in ihrem bereits bestehenden Tempel innerhalb der Siedlung markierten die Grenzen dieser nördlichen und südlichen Wanderungen; wenn man eine Linie zwischen den äußersten Punkten am Horizont zöge, wo die Mondgöttin auf- und unterging, würde diese Linie die Bahn der aufgehenden Sonne am Sommersonnenwendtag im rechten Winkel schneiden. Damit war Gilans Aufgabe eindeutig festgelegt. »Es ist nicht überall so«, erklärte er Saban. »Nur hier in Ratharryn überschneiden sich die Linien rechtwinklig. Nicht in Drewenna, nicht in Cathallo, nirgendwo sonst! Nur hier!« Diese Tatsache schien Gilan Ehrfurcht einzuflößen. »Es bedeutet, dass wir etwas Besonderes für die Götter sind«, flüsterte er. »Es bedeutet, glaube ich, dass dies genau der Mittelpunkt der ganzen Welt ist!«

»Wirklich?«, fragte Saban beeindruckt.

»Wirklich!« Gilan nickte eifrig. »Die Leute von Cathallo behaupten natürlich dasselbe von ihrem heiligen Grabhügel, aber ich fürchte, da irren sie sich. Dies hier ist das Zentrum der Welt«, bekräftigte er nochmals, während er auf den Alten Tempel wies, »genau der Ort, wo der Mensch ursprünglich erschaffen wurde.« Er erschauerte bei diesem Gedanken, zutiefst bewegt von der Freude, die diese Vorstellung in ihm auslöste.

Dann legte der Hohepriester eine Schnur aus Nesselfasern an der Linie des Sonnenaufgangs am Tag der Sommersonnenwende entlang, führte sie von dem Kreidebrocken, der die Stelle bezeichnete, wo die Sonne aufging, durch den Mittelpunkt des Tempels und von dort aus weiter zum südöstlichen Ringwall. Galeth hatte zwei dünne Holzlatten miteinander verbunden, um einen rechten Winkel zu bilden; und indem sie eine Holzlatte an die Nesselschnur legten und dann eine andere Schnur an der rechtwinkligen Querlatte entlangführten, entstand eine Linie, die die Linie der Sonne im rechten Winkel schnitt. Diese neue Linie zeigte auf die äußersten Punkte der Mondbahn, aber Gilan wollte zwei Linien haben, eine, die auf die nördlichste Grenze wies, und eine andere für die südlichste. Genau so wurde es markiert, und er trug Galeth auf, vier kleinere Steine innerhalb des Walls aufzustellen, jeweils an den äußeren Enden der beiden eingezeichneten Linien. Ein Stein von jedem Paar sollte eine Säule sein, der andere eine Platte; ein Priester, der neben der Säule stand und über die gegenüberliegende Steinplatte hinwegblickte, konnte so Lahannas Auf- oder Untergang beobachten sowie feststellen, wie weit sie von ihrer gewöhnlichen Bahn abwich und sich den äußersten Punkten ihrer Wanderungen näherte.

Galeth hatte dreißig Männer zur Arbeit eingeteilt, und als Erstes gruben sie die Löcher für die Steinblöcke. Sie kratzten die Grasnarbe ab, dann bohrten sie mit ihren Stöcken in die harte Kreideschicht und brachen sie in Klumpen, die sie mit

Schaufeln heraushoben. Sie gruben tief in den Boden, und Galeth ließ sie eine Seite des Loches abschrägen, um eine Rampe zu bilden, sodass die Steine in ihre Betten im Erdboden hinuntergleiten konnten. Es war, so erklärte er Saban, im Grunde die gleiche Methode wie beim Aufstellen eines der großen Tempelpfeiler. Als alle vier Gruben ausgehoben waren, wurden weitere Männer aus der Siedlung geholt, und der erste Stein — die kleinste Säule — fuhr auf seinem Schlitten durch den Sonneneingang. Saban hatte gedacht, es würde vielleicht eine kleine Zeremonie stattfinden, als der Stein zu seinem neuen heiligen Platz gebracht wurde, aber es gab kein Ritual außer einem stillen Gebet, das Gilan mit weit zum Himmel emporgereckten Armen sprach. Die Schlittenkufen hinterließen Spuren zerdrückten Grases auf dem Boden. Galeth befahl den Männern, den Schlitten zu dem vorbereiteten Loch zu ziehen, bis die Kufen ein kleines Stückchen über die Rampe ragten; auf diese hatte Saban drei glatt geschliffene Holzbohlen gelegt, die dick mit Schweinefett eingerieben worden waren, um als Rutsche zu dienen.

Es waren zwölf Männer nötig, die lange Brechstangen aus Holz als Hebel benutzten, um den Stein vom Schlitten zu bewegen. Saban dachte, die Stangen müssten entzweibrechen, doch stattdessen bewegte sich der Stein Stückchen für Stückchen, Hub für Hub, und mit jedem Hub wurde der schwere Felsbrocken einen weiteren Fingerbreit angehoben und vorwärts geschoben. Die Männer sangen bei der Arbeit, und der Schweiß lief ihnen in Strömen herab; aber schließlich kippte der Stein durch sein eigenes Gewicht von dem Schlitten und hinunter auf die Rampe. Die Männer rannten in alle Richtungen auseinander, voller Furcht, dass der gewaltige Koloss zurückkippen und auf sie fallen würde; doch glücklicherweise rutschte er, genau wie Galeth es geplant hatte, schwerfällig die eingefetteten Holzbohlen hinunter, um am Fuß der Rampe anzuhalten. Galeth wischte

sich den Schweiß von der Stirn und stieß einen tiefen Seufzer der Erleichterung aus.

Beim Aufstellen der großen Tempelpfeiler hatte Galeth einen riesigen Dreifuß benutzt, über den die Seile geführt werden konnten, um die Stämme an der Spitze hochzuhieven und in die Senkrechte zu ziehen; aber er nahm an, diese Steinsäule war klein genug, um ohne solche Hilfsmittel aufgerichtet zu werden. Er wählte die zwölf stärksten Männer aus, und sie nahmen ihre Plätze neben dem oberen Ende des Brockens ein, der jetzt schief am Fuß der Rampe lehnte. Die Männer stemmten die Schultern unter den Stein und versuchten, ihn hochzuwuchten. »Schiebt!«, brüllte Galeth, »schiebt!«, und sie schoben mit aller Kraft, aber er schien irgendwo festzuklemmen. »Stemmt ihn hoch!«, drängte Galeth die Männer und packte dann ebenfalls mit an, doch der Stein wollte sich immer noch nicht bewegen. Saban spähte in das Loch hinunter und sah, dass sich der Klotz an der gegenüberliegenden Wand aus Kreidegeröll verkeilt hatte; Galeth sah es ebenfalls, fluchte und ergriff eine Axt, um auf die Kreideschicht einzuhacken und Platz für den Steinblock zu schaffen.

Die zwölf Männer hatten keine Schwierigkeiten, das Tonnengewicht zu halten; und nachdem das Hindernis beseitigt worden war, stemmten sie ihn hoch, bis er aufrecht stand. Das obere Ende des Steins, der jetzt senkrecht aus dem Erdboden ragte, besaß ungefähr die Größe eines ausgewachsenen Mannes, während ein fast ebenso großer Teil von ihm in dem Loch steckte. Alles, was jetzt noch zu tun blieb, war, die Grube zu füllen und Erde und Kreidegeröll in das Loch rund um den Felsblock zu schütten. Galeth hatte ein paar große Flusssteine gesammelt, die dicht um den Fuß der Säule gelegt wurden; dann wurde das Kreidegeröll in das Loch geschaufelt und mit ihm die Geweihstöcke, die beim Ausheben des Loches zerbrochen waren. Alles wurde wieder und wieder festgestampft, bis das Loch schließlich gefüllt war und der erste der Tempelsteine sicher im Boden

verankert war. Die erschöpften Männer stießen Freudenrufe aus.

Es dauerte bis zur Ernte, die anderen drei Mondsteine aufzustellen, aber schließlich war die Arbeit getan, und die vier grauen Findlinge standen in einem Rechteck. Galeth hatte einen kurzen Dreifuß aus Eichenbalken gebaut, um die Steinplatten zu bewegen, denn sie waren schwerer als die Säulen; aber was das Aufstellen der letzten Platte doch wesentlich erleichterte, war Sabans Idee, mit eingefetteten Holzbohlen zu arbeiten, sodass sich die Kanten der Platte, als sie knirschend und ächzend voran gehievt wurde, nicht irgendwo verkeilten. Das Aufstellen der vierten Steinplatte dauerte daher — obwohl sie eine der schwersten Platten war — nur halb so lange, wie sie für das Aufrichten der ersten Steinsäule gebraucht hatten.

»Die Götter haben dich klug gemacht«, lobte Galeth Saban.

»Dich auch.«

»Nein.« Galeth schüttelte den Kopf. »Mich haben die Götter stark gemacht.«

Der Mondtempel war fertig. Wenn ein Mann jetzt eine Linie zwischen den Steinpaaren hindurchzöge und diese Linie auf beiden Seiten bis zu den äußersten Rändern der Erde verlängern würde, wo die Nebelschwaden auf ewig über grauen Meeren wallten, könnte er sehen, wo die Mondgöttin an den Grenzpunkten ihrer Himmelswanderungen auf- und unterging; Lahanna ihrerseits, die endlos zwischen den Sternen reiste, könnte auf die Erde hinunterblicken und entdecken, dass die Leute von Ratharryn ihren Weg markiert hatten. Sie würde wissen, dass sie sie beobachteten, wissen, dass sie sie verehrten, und sie würde ihre Gebete erhören.

Die vier anderen, großen Steine blieben außerhalb des Tempels, während die Bewohner von Ratharryn den diesjährigen Weizen und Roggen ernteten. Es war eine gute Ernte, und die Frauen sangen, als sie auf der Tenne standen, die durch einen eintägigen Erntetanz flach getrampelt und

gehärtet worden war. Saban und Derrewyn führten den Tanz an, und die Frauen wiegten sich lächelnd hin und her; denn Derrewyn war jung und glücklich und Saban ein rechtschaffener junger Mann, freundlich und stark — ihre bevorstehende Hochzeit wurde als ein gutes Omen aufgefasst. Nur Jegar, der mit seiner rechten Hand noch immer keinen Bogen zu halten vermochte und nur mit seiner ungeschickten linken einen Speer benutzen konnte, hegte einen tiefen Groll gegen die beiden; aber es gab nicht viel, was er unternehmen konnte. Jegars Wut und Eifersucht wurden sogar noch schlimmer, als ein Trupp von Fremdländischen die Ernte aus Cheol zu stehlen versuchte, einer abseits von Ratharryn gelegenen Siedlung; Hengall führte einen Kriegsverband gegen sie, schlug sie vernichtend und kehrte mit sechs feindlichen Köpfen zurück. Einen dieser Köpfe hatte Saban erbeutet, obwohl es in Wahrheit so gewesen war, dass Hengall den schreienden fremdländischen Krieger festgehalten hatte, damit Saban ihn töten konnte — trotzdem durfte Saban jetzt ein blaues Symbol für einen getöteten Feind auf seiner Brust tragen.

Nach diesem Kampf und nachdem die Ernte eingebracht worden war, kehrten die Männer zum Tempel zurück, um die restliche Arbeit zu erledigen; und Saban, der sich ihnen angeschlossen hatte, blieb abrupt stehen, um auf den Alten Tempel mit seinen vier neuen Steinen zu starren. Es war ein kalter Tag, mit dem ersten frostigen Hauch des Herbstes in der Luft, aber die Sonne schien durch eine Lücke in den Wolken, um die neuen weißen Wälle neben dem heiligen Pfad und den sauberen Kreidekreis des Tempelgrabens und des Ringwalls zu erhellen. Und im Inneren dieses Kreises, ihre Schatten scharf umrissene Linien in dem Morgenlicht, standen die vier Steine.

Galeth blieb neben Saban stehen. »Der Tempel sieht gut aus«, sagte er mit einem überraschten Unterton in der Stimme, und genauso war es: ein prachtvolles Bild. Diese tadellose, gelungene Anlage strahlte tatsächlich eine

spürbare Ruhe aus. Der Tempel war nicht so gewaltig und grandios wie das Heiligtum von Cathallo, sondern erhob sich stattdessen auf der grünen Wölbung des Hügels, sodass die vier hohen Steine den Himmel zu berühren schienen. Cathallos Tempel mit seinen großen, wuchtigen Felsblöcken, überragt von dem riesigen, massiven Ringwall, war mehr ein irdisches Gebilde, während dieses Heiligtum luftig und erhaben wirkte und irgendwie etwas Schwereloses an sich hatte.

»Es ist ein Himmelstempel«, murmelte Saban.

Galeth gefiel der Ausdruck. »Ein Himmelstempel — ja, warum eigentlich nicht? Das ist ein guter Name.« Anerkennend schlug er Saban auf die Schulter. »So soll er heißen: der Himmelstempel!« Er stemmte sich einen Holzbalken auf die Schulter und marschierte weiter, während er angespannt zum südlichen Horizont hinüberspähte. Etwaiger Rauch könnte auf die Stelle hindeuten, wo ein feindlicher Jägerverband sein Lager aufgeschlagen hatte — aber er sah nichts. Es ging das Gerücht um, dass sich eine große Schar von Fremdländischen im Wald befand, obwohl Hengall keine Spur von ihnen gefunden hatte, als er mit einem anderen Kriegerverband nach Westen und Süden ausgeschwärmt war. »Hoffen wir, dass sie weitergezogen sind«, sagte Galeth und berührte seine Lenden. »Sie können ja anderer Leute Land plündern, aber nicht ausgerechnet unseres.«

Die Fremdländischen lebten nun schon seit Generationen in diesem Gebiet; tatsächlich konnte sich kein Mensch daran erinnern, wann sie zuerst von jenseits des östlichen Meeres gekommen waren, jedenfalls sprachen sie eine andere Sprache und pflegten andere Sitten und Gebräuche. Einige von ihnen, wie die Männer aus Sarmennyn, die ihrer Goldrauten verlustig gegangen waren, hatten große Gebiete unbesiedelten Landes vorgefunden und sich dort niedergelassen; aber andere wanderten noch immer durch die Wälder auf der Suche nach Plätzen, wo sie sesshaft

werden konnten. Eben diese heimatlosen Banden bereiteten Ratharryn Sorgen, nicht die größeren fremdländischen Siedlungen, die alle weit entfernt waren.

»Sie werden nicht in unsere Nähe kommen«, meinte Saban, »nicht, solange die Köpfe ihrer Stammeskrieger auf unserem Wall thronen.«

»Ich hoffe sehr, dass du Recht hast«, sagte Galeth und berührte abermals seine Lenden, während er weiterhin gen Süden starrte. Hengall mochte die hungrigen Fremdländischen zwar nicht gefunden haben; aber ein Jägerverband des Stammes hatte ein verlassenes Lager der Feinde entdeckt, die Asche der Feuer noch warm, und ein Händler behauptete, eine große Bande grau tätowierter Krieger streife durch den Wald. »Wir haben eine gute Ernte gehabt«, fuhr Galeth fort, »und wenn die Fremdländischen eine schlechte Ernte hatten, dann werden sie uns scharf beobachten.«

Sie gingen weiter zum Tempel, und dort wurden sie so sehr von dem Problem in Anspruch genommen, die letzten Steine aufzustellen, dass sie jegliche Furcht vor einem Überfall der Fremdländischen vergaßen. Zwei der Felsblöcke mussten zu beiden Seiten des Sonneneingangs aufgestellt werden, und diese beiden waren doppelt so lang, doppelt so dick und obendrein etliche Male schwerer als die Mondsteinsäulen. Es dauerte vier Tage, um den ersten Stein aufzurichten — und dabei waren die Tage, die sie zum Ausheben der Grube brauchten, noch nicht mit eingerechnet —, und weitere drei Tage, um den zweiten aufzustellen. Die letzten beiden Steinblöcke, die Sonnensteine, die als Tor auf dem Weg für die aufgehende Mittsommersonne dienen sollten, erwiesen sich sogar als noch größer. Die Leute von Ratharryn hoben sich die größte und schwerste Säule bis zum Schluss auf, und das Loch, das sie gruben, war so tief, dass ein Mann darinnen stehen und nicht über den Rand hinwegsehen konnte. Sie bauten die Rampe und kleideten sie mit Holzbohlen aus; ein weiteres Schwein musste sterben, weil

sein Fett als Gleitmittel zum Einschmieren des Holzes benötigt wurde. Nach Beendigung aller Vorbereitungen machten sie sich daran, den Stein aufzustellen.

Sechzig Männer waren erforderlich, um diesen Giganten von seinem Schlitten zu hieven. Galeth band dicke Seile um den Felsblock, schirrte vierzig Männer an und ließ sie kräftig ziehen, während die anderen Hebelstangen benutzten, um den Riesen auf seinem Eichenbett vorwärts zu bewegen. Es dauerte einen ganzen Tag, den Stein von dem Schlitten zu schieben, und den größten Teil des nächsten Tages, um ihn richtig auf die Rampe zu setzen, denn er war schief darauf gelandet; aber schließlich, nach zweitägiger Anstrengung, lag der Findling ordnungsgemäß auf der schrägen, eingefetteten Fläche.

Galeth hatte einen neuen Dreifuß aus Eichenstämmen gebaut, um die größeren Steine aufzustellen. Der Dreifuß war viermal so hoch wie ein Mann, und weil Galeth befürchtete, dass die Lederseile, die über die Spitze liefen, an dem rauen Holz hängen bleiben würden, setzte er ein glattes Stück Ulmenholz auf den Scheitelpunkt des Dreifußes und bearbeitete auch dieses mit Schweinefett. Er band die vier Seile um das obere Ende des Steins, führte sie über den eingefetteten Holmen und befestigte die Seile dann an einem Eichenbalken, vor den er sechzehn Ochsen spannte. Dann trieben die Männer die Tiere mit Stöcken und Peitschen an, und der Stein begann sich zu bewegen, aber nur langsam, quälend langsam; deshalb wurden noch mehr Seile an den Eichenbalken gebunden und zusätzlich Männer neben den Ochsen angeschirrt. Und wieder knallten die Peitschen, die Stöcke sausten herab, und die Männer legten sich mit aller Kraft in die Riemen, kämpften um Halt auf dem rutschigen Gras, und unter unendlichen Mühen zerrten sie den Stein hoch. Je weiter er sich aufrichtete, desto leichter wurde es, weil die Seile die Spitze des Steins jetzt in gerader Linie zum Scheitelpunkt des Dreifußes zogen, während sie zu Beginn des Aufstellmanövers einen spitzen Winkel

zwischen sich und dem Stein gebildet hatten. Der Fuß des tonnenschweren Steins zermalmte und zersplitterte die eingefettete Holzverkleidung des Loches, dann befahl Galeth plötzlich den Männern, die die Ochsen antrieben, die Tiere anzuhalten. »Sachte jetzt!«, rief er. »Ganz sachte!« Der Stein stand fast senkrecht. »Und jetzt wieder ziehen!«, brüllte Galeth; die Seile ächzten und knirschten, der Dreifuß erzitterte, und Saban befürchtete schon, dass sich der Stein wieder an einem unsichtbaren Hindernis auf dem Grund des Loches verkeilt hatte. Aber dann krachte er gegen die mit Holzbohlen verkleidete Stirnseite, und Galeth schrie den Männern zu, mit Ziehen aufzuhören, damit sie den Stein nicht geradewegs über den Rand der Grube hinwegzerrten. Die Seile erschlafften, aber der große Stein kippte nicht um. Er stand fest an seinem Platz, gewaltig und grau und mehr als zweimal so groß wie ein Mann.

Sie legten dicke Feldsteine um den Fuß des Findlings, füllten das Loch mit Erde, banden die Seile los, hatten damit ihr Werk vollbracht. Der Alte Tempel war nicht mehr, und Ratharryn hatte jetzt sein Heiligtum aus Stein — seinen Himmelstempel!

Der für die feierliche Einweihung festgesetzte Tag erwies sich als günstig, denn er war warm und wolkenlos, ein Tag, den der Spätherbst dem Hochsommer gestohlen zu haben schien. Hengalls gesamter Stamm nahm an der Zeremonie teil. Die Stammesmitglieder aus den abseits gelegenen Siedlungen und von den Höfen im Oberland trafen ein; die Frauen versammelten sich vor Lahannas Tempel, während die Männer um die Steinpfeiler tanzten, wo sie ihre Speere und Bögen abgelegt hatten, denn kein Mann würde an diesem Tag eine Waffe tragen. Dieser Tag gehörte ausschließlich den Göttern.

Am Spätnachmittag führte Gilan den Stamm von der Siedlung zu dem Neuen Tempel. Sie hielten bei den Grabhügeln an, um die Schädelstange zur Schau zu stellen

und den Ahnen zu berichten, zu welchem Zweck sie gekommen waren; dann tanzten sie zu der Stelle, wo sich der neue geheiligte Pfad durch das Grasland zog. Die Priester des Stammes waren nackt, ihre Körper mit weißem Kreidestaub gepudert und mit ringförmigen Fingermustern bemalt, während ihre Köpfe Hirschgeweihe zierten und ihr Haar, auch ihre Bärte, mit Tierknochen und -zähnen behängt waren. Die Stammesmitglieder, die den Priestern folgten, hatten alle ihre besten Pelze angelegt. Nach Sonnenuntergang sollten Saban und Derrewyn miteinander vermählt werden. Derrewyn trug ein Kleid aus zusammengenähten Rehhäuten, alle von sehr heller Farbe, sodass ihre Haut dadurch noch dunkler erschien, ihr langes Haar war geflochten und mit cremefarbenen Mädesüßblüten geschmückt. Ihre Eltern waren gekommen, um der Zeremonie beizuwohnen, und ihr Vater Morthor, Hohepriester von Cathallo, tanzte mit den Priestern von Ratharryn. Die Priester führten ein kleines Kind mit sich, ein flachsblondes Mädchen von knapp drei Jahren, das taub geboren worden war. Das kleine Mädchen trug, genau wie Derrewyn, Mädesüßblüten im Haar.

Die Sonne brannte auf den Gesichtern der Menschen, als sie über die Kuppe des Hügels wanderten, von wo aus sich der geheiligte Pfad sauber und weiß zu den acht neuen Steinen des Himmelstempels erstreckte. Gilan trug die mit Efeu geschmückte Schädelstange des Stammes, während Neel, der jüngste Priester, eine Axt mit einer wundervoll gemeißelten Schneide aus grünem Nephrit schwang, die Galeth noch am selben Nachmittag geschärft hatte.

Die Leute tanzten mit stampfenden Schritten durch die neu aufgeschütteten Kreidewälle des geheiligten Pfades, sodass die grasenden Schafe verängstigt in alle Richtungen davonstoben, als die Menschenmenge näher rückte. Vier der Männer trugen mit Ziegenfell bespannte Trommeln, und sie gaben den Rhythmus des Tanzes vor; als die Priester sich den vier größeren Steinen näherten, begann der Rhythmus

zu wirbeln, und der Stamm sprang und hüpfte von einer Seite des Pfades zur anderen. Die Frauen stimmten ein Lied an, priesen Slaol, während die Männer die letzte Zeile jeder Strophe wiederholten.

Am Tempel angekommen, machte die Prozession einen Schwenk zur Seite und tanzte um den Wall herum. Die Priester gingen hinein, und nachdem sie die Schafe und Rinder hinausgetrieben hatten, die im Inneren des Tempels grasten, bildeten sie einen Kreis und führten ihren eigenen, mit komplizierten Schrittfolgen verbundenen Tanz auf. Die Priester tanzten drinnen, und die Stammesmitglieder sangen und tanzten draußen, wobei die Männer sich dicht neben dem Ringgraben hielten und die Frauen außen an ihrer Seite blieben; alle bewegten sich mit der Sonne, während Slaol zum Horizont hinabsank. Das Singen und Tanzen schien eine tranceartige Verzückung zu erzeugen, von der mehr und mehr Leute ergriffen wurden, als die Sonne unterging. Einige Frauen schrien voller Ekstase, während sie, ungeachtet ihrer müden Beine, immer weiter tanzten, mitgerissen von dem Rhythmus der Musik; sie hielten erst inne, als die Männer, die Töpfe mit Feuer aus der Siedlung herbeischleppten, die glühenden Kohlen auf die Holzhaufen legten, die zu beiden Seiten des Tempels aufgestapelt lagen. Das Holz fing rasch Feuer, die kleinen Äste und Zweige knackten und knisterten, der Rauch wirbelte die Funken hoch. Galeth hatte die großen Schlitten zerhackt und die riesigen Holzbalken zu Scheiterhaufen geschichtet. Er bedauerte eine solche Verschwendung von gutem Holz, aber die Schlitten hatten einem heiligen Zweck gedient und mussten daher den Göttern zurückgegeben werden. Die Feuer loderten hoch auf, als sich der Stamm um die Zwillingssteinsäulen des Sonnentores versammelte, das in der Mitte des geheiligten Pfades stand. Die Trommeln waren jetzt verstummt, aber die Leute hatten noch immer den mitreißenden Rhythmus im Blut; einige konnten einfach nicht still stehen, sondern wiegten sich von einer Seite zur

anderen, und manche Frauen stöhnten, als sie auf den riesigen geschwollenen Ball der Sonne tief am jenseitigen Horizont starrten. »Slaol!«, schrien sie. »Slaol!«

»Slaol!«, rief auch Gilan der untergehenden Sonne zu, während er die Arme zum Himmel hob, und Hengall nahm das taube Kind an der Hand und führte es zum Mittelpunkt des Tempels, wo Galeth ein Loch gegraben hatte. Es war weder tief noch lang, aber es genügte; das kleine Mädchen mit den Blumen im Haar wurde zum Rand des Loches geführt, und dort wurde der Kleinen die Tunika über den Kopf gezogen, sodass sie nackt war. Gilan kniete vor ihr nieder und reichte ihr ein Gefäß. »Trink«, sagte er sanft, und weil sie taub war, bedeutete er ihr mit einer Handbewegung, was sie tun sollte. Das Mädchen nahm das Gefäß in beide Hände und lachte über das freundliche Gesicht des Hohepriesters.

Das Gefäß enthielt einen Trank, der Träume hervorrief — ein Trank aus Pilzen und Kräutern, ein Zaubertrank, um das taube Kind zu den Göttern zu befördern; und alle Stammesmitglieder schauten in angespanntem Schweigen zu, als die Kleine schluckte. Sie schnitt eine Grimasse, als ob die Flüssigkeit bitter wäre, doch dann lachte sie wieder und ließ das Gefäß fallen. Gilan erhob sich und wich einen Schritt vor ihr zurück, während er sie aufmerksam beobachtete, um zu sehen, welche Omen der Trank brachte.

Das kleine Mädchen begann zu keuchen und nach Luft zu schnappen, als ob ihr der Atem geraubt würde, dann schrie sie mit ihrer unartikulierten Stimme nach ihrer Mutter und versuchte zu der Menschenmenge zurückzulaufen — aber Neel fing sie ein und zwang sie, zu dem Loch zurückzukehren, wo sie erneut aufschrie. Die zuschauende Mutter der Kleinen rief klagend nach ihrem Kind. Die Omen standen schlecht. Die Kleine hätte lachen und tanzen sollen, aber sie schrie, zappelte und sträubte sich verzweifelt, und ihre schrillen Schreie nagten an den Gemütern des Stammes. Gilan schüttelte sie heftig, um das Geschrei zu

unterbinden, schüttelte sie so heftig, dass sie vor Angst verstummte, und in diesem Moment stieß Gilan sie auf Armeslänge von sich, nahm die Grünsteinaxt von Neel.

Gilan hob die Klinge zu der untergehenden Sonne empor, hielt einen kurzen Moment inne, und ließ die Axtklinge dann so hart niedersausen, dass blutbesudelte Blumen in das Gras fielen, als das kleine Mädchen, sein Schädel in zwei Hälften gespalten, lautlos starb.

Sie war in den Himmel gegangen — zu Slaol. Es würde kein geschmücktes Grab für die Kleine geben und auch keine Geschenke in ihrem Namen, denn sie selbst war ein Geschenk. Das war der Grund, warum man sie nicht mit dem Kindstöter erschlagen hatte, denn sie war nicht wirklich tot; stattdessen stieg ihre Seele, noch während ihr Stamm in ehrfürchtigem Schweigen verharrte, zum Himmel empor, um Slaol von diesem Ort zu erzählen, der für ihn erbaut worden war. Das flachshaarige kleine Mädchen war Ratharryns Bote, und sie würde über den Himmelstempel wachen, bis die Zeit selbst endete.

Gilan legte den kleinen Leichnam in das Grab. Er zerbrach das Gefäß, das den Trank enthalten hatte, ließ die Scherben neben das tote Kind fallen, legte ihm den Kreideball seines Lebens auf die blutige Brust, und dann häuften die Priester Erde auf den reglosen Körper, traten sie fest. Die Mutter des Kindes schrie weiter vor Schmerz und Trauer, und die anderen Frauen umringten sie, um sie zu trösten — sagten ihr, dass ihre Tochter überhaupt nicht tot sei, sondern glücklich in der Himmelswelt, wo sie als Spielgefährtin der Götter weile.

Die Sonne versank hinter dem Horizont, während Lahanna, riesig und bleich, über den Bäumen im Westen aufstieg. Die Feuer loderten jetzt hoch in den Himmel, und die dicken Holzbalken in ihrer Mitte brannten so hell, dass der Rauch eine rötlich gefärbte Glocke über dem Tempel bildete. In wenigen Augenblicken würde die erste Zeremonie in dem Neuen Tempel beginnen, wenn Derrewyn und Saban ihre

Hochzeitsschritte in der Mitte des Heiligtums tanzten; aber zuerst trat Hengall neben das Grab des Sonnenkindes und hob die Hand, um die Menge zum Schweigen zu bringen.

Es war Hengalls Aufgabe, den Stammesmitgliedern zu berichten, was sie vollbracht hatten. Ihnen die Geschichte des Himmelstempels zu erzählen, sodass sein Volk sie in Erinnerung behalten und an seine Kinder und Kindeskinder weitergeben würde; nun stand er mit erhobenem Arm da, während er die Worte sammelte, und die murmelnde Menschenmenge verstummte. Die Dämmerung senkte sich herab, und der blendende Schein der Sonne war erloschen, um einen rot geränderten Himmel, verschleiert von Rauch, zu hinterlassen; und in diesem graublauen Dunst sah Saban plötzlich ein Flackern. Zuerst dachte er, es sei der Geist des toten Kindes, und er war froh darüber, denn das bewies, dass die Opferung den Göttern gefiel.

Das Flackern war rot, reflektierte das verlöschende Sonnenlicht; doch auf einmal erkannte Saban, dass es keineswegs der Geist des toten Kindes war, sondern ein Pfeil, der von dem dunklen Kamm des südlichen Hochlandes hochschoss, wo die Gebeine weiterer Ahnen in ihren Gräben ruhten. Der Flug des Pfeils schien unendlich lange zu dauern, obwohl er in Wirklichkeit natürlich blitzschnell durch die Luft sauste. Tatsächlich hatte Saban kaum Zeit, den Mund zu öffnen, geschweige denn, einen Warnruf auszustoßen; dennoch sollte es ihm auch später immer so vorkommen, als ob das Ganze lange, lange Zeit gedauert hätte. Er sah den Pfeil zum Himmel hinaufjagen und dann in einem Bogen herabsausen. Seine Spitze glitzerte, während der schwarze Feuerstein das Licht der Flammen reflektierte, und gleich darauf bohrte sich die scharfe Pfeilspitze geradewegs in Hengalls Rücken.

Hengall stolperte vorwärts. Die meisten Stammesmitglieder merkten noch immer nicht, was geschah, aber sie erkannten ein böses Omen und stöhnten. Dann stürzte Hengall zu Boden, und sie sahen den Pfeil in seinem Rücken, sein

schwarz befiederter Schaft dunkel — noch immer begriffen sie nicht ... erst als die Priester an die Seite des Clanführers eilten, begann das allgemeine Jammern und Wehklagen.

Saban rannte vorwärts, dann hielt er plötzlich inne, denn schon kamen weitere Pfeile angesaust. Sie gruben sich in das Gras, trafen die Priester, und einer prallte mit einem Klicken von einem der Mondsteine ab. Jetzt erst erblickte Saban die nackten Gestalten, die vom südlichen Horizont herbeistürmten, wo der Himmel über und über flammend rot leuchtete.

Die Gestalten selbst waren ebenfalls blutrot. Sie schrien laut, als sie sich in großen Sprüngen näherten, und ihr Anblick ließ die Leute von Ratharryn vor Angst aufheulen; doch als sie kehrt machten, um in Richtung der Siedlung zu fliehen, tauchten vor ihnen noch mehr von diesen Gestalten auf, und einige der Angreifer saßen auf kleinen, zotteligen Pferden, die in gestrecktem Galopp über die niedrigen Kreidewälle des geheiligten Pfades rasten.

Sie waren fremdländische Krieger und hatten ihre Körper mit rotem Ocker bemalt, derselben Substanz, die manchmal benutzt wurde, um die Haut von Toten zu färben, die zu Lebzeiten besonders bedeutend und angesehen gewesen waren; jetzt stießen diese lebendigen Toten Furcht erregende Schreie aus, als sie den Stamm umzingelten, der keinerlei Waffen bei sich trug. Es waren mehrere Dutzend feindlicher Krieger, und Hengalls verwaistes Volk konnte nichts anderes tun, als sich in panischer Angst zusammenzukauern. Morthor, Derrewyns Vater, war verwundet worden, Gilan lag tot im Tempel, während Neel, der jüngste Priester, mit einem Pfeil im Oberschenkel über das Gras des Tempels kroch.

Der Anführer der roten Krieger erschien als Letzter von allen, und nur er allein war bekleidet, und er allein hatte keinen roten Ocker benutzt, um sein Gesicht wie eine scheußliche Totenmaske aussehen zu lassen. Er schritt auf den Tempel zu, und in der rechten Hand hielt er den

Langbogen aus Eibenholz, den er benutzt hatte, um Sabans Vater zu töten.

Um den Clanführer zu töten, der auch *sein* Vater war, denn der Mann, der mit einem kalten Lächeln auf den Lippen den Himmelstempel betrat, war Lengar.

Der Zurückgekehrte!

Zweiter Teil



Der Tempel der Schatten

7. KAPITEL



Die fremdländischen Krieger hörten rasch mit ihrem Blutbad auf, denn Lengar hatte nicht vor, Clanführer eines niedergemetzelten Stammes zu werden. Als das panische Geschrei der Menschenmenge verstummte, stand er hoch aufgerichtet neben dem Leichnam seines Vaters und hielt die blutbeschmierte Axt hoch, mit der das Kind zu den Göttern befördert worden war. Er hatte seinen Umhang abgelegt, um ein Lederwams zu enthüllen, benäht mit Bronzestreifen, die im Feuerschein glitzerten, und an seiner Taille hing ein langes Bronzeschwert. »Ich bin Lengar!«, rief er laut. »Lengar! Und wenn irgendeiner von euch mir das Recht streitig macht, Clanführer von Ratharryn zu sein, dann soll er jetzt vortreten und gegen mich kämpfen!«

Keines der Stammesmitglieder blickte Saban an, denn er galt als noch zu jung, um Lengar in die Schranken zu weisen; aber einige warfen Galeth auffordernde Blicke zu. »Forderst du mich zum Kampf heraus, Onkel?«, fragte Lengar.

»Du hast deinen Vater ermordet«, sagte Galeth tonlos, während er voller Entsetzen auf den leblosen Körper seines Bruders blickte der quer über das Grab des geopferten Kindes gefallen war.

»Gibt es eine bessere Methode, um Clanführer zu werden?«, fragte Lengar, dann machte er ein paar Schritte auf seinen Rivalen zu. Seine Gefährten — jene Männer, die an dem bewussten Tag, als die Abgesandten aus Sarmennyn eine Abfuhr erlitten hatten, gemeinsam mit ihm aus Ratharryn geflohen waren — kletterten aus dem Graben auf der gegenüberliegenden Seite des Tempels, aber Lengar bedeutete ihnen mit einer Handbewegung zurückzubleiben. »Forderst du mich zum Kampf heraus?«, fragte er Galeth abermals, dann wartete er schweigend. Als es auf der Hand lag, dass weder Galeth noch irgendein anderer Mann des Stammes sich ihm entgegenstellen würde, schritt er zum Sonneneingang des Tempels, wo er sich, hoch gewachsen und schrecklich anzusehen mit der blutbesudelten Axt in der Hand, zwischen den beiden großen Steinen aufbaute. »Galeth und Saban!«, befahl er. »Kommt her!«

Nervös traten Galeth und Saban vor; beiden schlotterten die Knie, weil sie befürchteten, von Lengars Gefährten beschossen zu werden, die auf der anderen Seite des Tempels warteten - aber die Pfeile blieben aus. Lengar zog sein Schwert, als die beiden näher kamen. »Es gibt hier Männer, die erwarten würden, dass einer von euch mich zum Kampf herausfordert«, sagte Lengar. »Selbst du, kleiner Bruder!« Er blickte Saban an, bleckte die Zähne in einem vorgetäuschten Lächeln.

Saban schwieg. Er sah, dass Lengar sich ein Paar Hörner ins Gesicht hatte eintätowieren lassen, in jeden äußeren Augenwinkel eines, und die Hörner machten sein Aussehen noch finsterer und bedrohlicher. Lengar streckte sein Schwert aus, sodass die Spitze Sabans Brust berührte. »Es ist schön, dich wiederzusehen, Bruder«, schmeichelte er.

»Ach ja?«, fragte Saban so eisig, wie er konnte.

»Du glaubst, ich hätte Ratharryn nicht vermisst?«, fragte Lengar. »Sarmennyn ist ein ödes Land. Trostlos und kalt.«

»Du bist zurückgekehrt, um dich aufzuwärmen?«, fragte Saban sarkastisch.

»Nein, Kleiner, ich bin zurückgekehrt, um Ratharryn wieder bedeutend zu machen. Es gab einmal eine Zeit, als Cathallo uns Tribut zollte, als sie stolz darauf waren, wenn ihre Frauen Männer aus Ratharryn heirateten, als sie hierher kamen, um in unseren Tempeln zu tanzen, und unsere Priester anflehten, sie vor Unheil zu bewahren. Aber jetzt verkaufen sie uns Steine!« Er schlug mit der Hand auf den Tempelstein neben ihm. »Steine!«, wiederholte er verächtlich. »Warum habt ihr keine Eichenblätter von ihnen gekauft? Oder Wasser? Oder Luft? Oder Mist?«

Galeth blickte auf den Leichnam seines Bruders. »Was willst du eigentlich von uns?«, fragte er dumpf.

»Du musst vor mir niederknien, Onkel«, zischte Lengar, »im Beisein des gesamten Stammes, um zu zeigen, dass du mich als Clanführer anerkennst. Sonst werde ich dich zu unseren Vorfahren schicken. Grüße sie von mir, wenn ich dich ins Jenseits befördere.«

Galeth runzelte die Stirn. »Und wenn ich niederknie, was dann?«

»Dann wirst du mein hoch geschätzter Berater sein, mein Blutsverwandter und Freund«, erwiderte Lengar überschwänglich. »Du wirst das sein, was du immer gewesen bist, der Baumeister unseres Stammes und der Ratgeber des Clanführers. Ich bin nicht zurückgekehrt, um die Fremdländischen hier herrschen zu lassen. Ich bin gekommen, um Ratharryn wirklich wieder bedeutend zu machen.« Er wies mit einer Geste auf die rot bemalten Krieger. »Wenn ihre Arbeit getan ist, Onkel, werden sie nach Hause zurückkehren. Aber bis dahin sind sie unsere Diener.«

Galeth warf abermals einen Blick auf seinen toten Bruder. »Es wird kein Abschlachten mehr geben?«, flüsterte er.

»Ich werde niemanden töten, der meine Autorität anerkennt«, versprach Lengar, wobei er Saban ansah.

Galeth nickte. Er zögerte den Bruchteil einer Sekunde, dann ließ er sich auf die Knie sinken. Von den zuschauenden Stammesmitgliedern stieg ein Seufzer auf, als er sich vorbeugte und Lengars Füße mit den Händen berührte.

»Danke, Onkel«, sagte Lengar. Er berührte Galeth' Rücken mit seinem Schwert, dann wandte er sich zu Saban um. »Und jetzt du, Bruder!«

Saban rührte sich nicht.

»Knie nieder«, murmelte Galeth.

Lengars ins Gelbliche spielende Augen, seltsam hell und glänzend in der herabsinkenden Dunkelheit, waren starr auf Sabans Gesicht geheftet. »Es kümmert mich nicht, kleiner Bruder«, raunte Lengar, »ob du lebst oder stirbst. Es gibt welche, die sagen, ich sollte dich töten - aber fürchtet ein Wolf eine Katze?« Er streckte sein Schwert aus und strich mit der kalten Klinge an Sabans Wange entlang. »Aber wenn du nicht vor mir niederkniest, werde ich dir den Kopf abschlagen und deinen Schädel als Trinkgefäß benutzen.«

Saban wollte sich nicht unterwerfen - aber er kannte Lengars Wahnsinn und blinde Raserei, der ihn wie einen tollwütigen Hund töten würde, wenn er nicht nachgab. Also schluckte er seinen Stolz hinunter und zwang sich, vor seinem Bruder niederzuknien; abermals stieg ein kollektiver Seufzer von dem Stamm auf, als auch er sich vorbeugte, um Lengars Füße zu berühren. Lengar wiederum berührte Sabans Nacken mit der Bronzeklinge. »Liebst du mich, kleiner Bruder?«, fragte er.

»Nein«, erwiderte Saban ohne Umschweife.

Lengar lachte und zog sein Schwert zurück. »Steh auf«, befahl er, dann machte er kehrt, um seinen Blick über die schweigend dastehende Menschenmenge schweifen zu lassen. »Geht nach Hause!«, rief er den Stammesmitgliedern zu. »Geht nach Hause! Ihr auch«, fügte er zu Galeth und Saban gewandt hinzu.

Die meisten in der Menge gehorchten, doch Derrewyn und ihre Mutter rannten zum Tempelgraben, wo Morthor verwundet lag. Saban lief hinter ihnen her, um festzustellen, dass der Hohepriester von einem Pfeil in die Schulter getroffen war und dass sich dessen Spitze durch die Wucht des Aufpralls glatt durch seinen Körper gebohrt hatte. Saban zog den Pfeilschaft aus der Wunde, ließ die Feuersteinspitze jedoch an Ort und Stelle stecken. »Der Pfeil wird sauber herauskommen«, beruhigte er Derrewyn. Die Kreidebemalung auf Morthors Brust war mit roten Blutflecken gesprenkelt, und sein Atem ging in kurzen, pfeifenden Zügen. »Die Wunde wird wieder heilen«, erklärte Saban dem völlig verängstigten Priester, dann fuhr er herum, weil Derrewyn plötzlich laut aufgeschrien hatte.

Lengar hatte Derrewyn am Arm gepackt und zerrte sie mit einem Ruck zu sich herum, damit er ihr Gesicht im Licht der großen Feuer sehen konnte. Saban machte empört einen Schritt auf seinen Bruder zu, sah sich jedoch sofort der drohend erhobenen Klinge von Lengars Schwert gegenüber. »Willst du etwas von mir, kleiner Bruder?«, fragte Lengar.

Saban blickte Derrewyn an. Sie war in Tränen aufgelöst und versuchte verzweifelt, sich aus Lengars Griff um ihren Arm zu befreien. »Wir sollen heiraten«, sagte Saban, »sie und ich.«

»Wer hat das entschieden?«, wollte Lengar wissen.

»Vater«, erklärte Saban, »und ihre Urgroßmutter, Sannas.«

Lengar schnitt eine Grimasse. »Vater ist tot, Saban, ich bin jetzt derjenige, der hier herrscht! Und was diese verrückte alte Hexe von Cathallo will, spielt hier in Ratharryn keine Rolle. Das Einzige, was zählt, kleiner Bruder, ist das, was *ich* will.« Er bellte einen Befehl in der harten, abgehackt klingenden Sprache der Fremdländischen, und ein halbes Dutzend rot bemalter Krieger kam herbeigerannt. Einer nahm Lengars Schwert entgegen, während zwei andere sich

vor Saban aufbauten, ihre Speerspitzen drohend auf ihn gerichtet.

Lengar legte beide Hände auf den Ausschnitt von Derrewyns Rehledergewand. Er blickte ihr in die Augen, lächelte, als er die Furcht in ihrem Blick sah, dann riss er ihr Hemd mit plötzlicher Gewalt entzwei. Derrewyn schrie erschrocken auf; Saban sprang instinktiv vorwärts, aber einer der Fremdländischen stellte ihm blitzschnell ein Bein, der andere schlug ihm hart mit seinem Speer über den Schädel und senkte die Speerspitze dann auf seinen Bauch, als er stolperte und zu Boden stürzte.

Lengar riss Derrewyn die Reste des Gewands vom Leib, sodass sie nackt war. Sie kauerte sich zusammen, versuchte, ihren Körper zu verhüllen, aber er zog sie mit einem unsanften Ruck hoch und spreizte ihre Arme. »Ein Ding aus Cathallo«, sagte er, während er sie von Kopf bis Fuß betrachtete, »aber ein hübsches. Was macht man mit solch hübschen Dingen?« Seine Frage war an Saban gerichtet, obwohl er keine Antwort erwartete. »Heute Nacht«, fuhr er fort, »müssen wir Cathallo demonstrieren, was Ratharryns Macht bedeutet.« Damit packte er Derrewyn am Handgelenk und zerrte sie in Richtung Siedlung.

»Nein!«, schrie Saban, noch immer von dem fremdländischen Speer am Boden festgenagelt.

»Sei ruhig, kleiner Bruder«, rief Lengar über seine Schulter zurück. Derrewyn sträubte sich heftig und versuchte, sich aus seinem Griff zu befreien, aber er versetzte ihr einen harten Schlag ins Gesicht, sodass die Mädesüßblüten aus ihrem Haar fielen; dann, als er sie gefügig glaubte, zog er sie erneut mit sich. Wieder versuchte sie verzweifelt, sich von ihm loszureißen, aber er schlug sie erneut ins Gesicht, diesmal noch härter als beim ersten Mal, und benommen folgte sie ihm nun. Ihre Mutter, die noch immer neben ihrem verwundeten Ehemann kniete, protestierte mit schriller Stimme, aber ein rot bemalter Krieger brachte sie mit einem brutalen Fußtritt vor den Mund zum Schweigen.

Und Saban, hilflos und beraubt in dem Himmelstempel, konnte nichts tun außer Tränen vergießen. Zwei fremdländische Krieger bewachten ihn. Neel und Morthor, die beiden verletzten Priester, wurden fortgetragen, während die Leichen von Hengall und Gilan im Mondlicht zurückblieben, wo Saban wie ein Kind schluchzte. Dann zerrten die Fremdländischen ihn grob auf die Füße und trieben ihn wie ein Tier zur Siedlung.

Der Himmelstempel war geweiht worden, aber über Ratharryn herrschte auf einmal das Böse. Sabans Welt war dunkel und trostlos geworden. Die Götter schrien wieder.

Die meisten der fremdländischen Krieger bezogen Posten auf dem hohen Schutzwall von Ratharryn, von wo aus sie die Leute im Inneren der Siedlung mit ihren kurzen Bögen und scharfen Pfeilen in Schach halten konnten; aber eine Hand voll fremdländischer Speerkämpfer hielt Wache vor Hengalls Hütte, in der Lengar Derrewyn schändete. Die Mehrheit der Männer hatte sich bei Arryns und Mais Tempel versammelt; sie hörten einen dumpfen Schlag, hörten Derrewyn aufschreien, dann herrschte Stille.

»Sollten wir sie nicht bekämpfen?«, fragte Galeth' Sohn, Mereth.

»Sie sind einfach zu viele«, erwiderte Galeth leise, »zu viele.« Er wirkte wie ein gebrochener Mann, als er dort in der Mitte des Tempels saß, den Kopf gesenkt, die Schultern mutlos herabhängend. »Außerdem«, fuhr er fort, »wenn wir gegen sie kämpfen, wie viele von uns werden dann sterben? Wie viele werden noch übrig bleiben? Genug, um sich gegen Cathallo zu behaupten?« Er seufzte schwer. »Ich bin vor Lengar niedergekniet, und deshalb ist er mein Clanführer ...« Er hielt inne. »Vorläufig.« Dieses letzte Wort kam so leise über seine Lippen, dass nicht einmal Mereth es hören konnte. Die Frauen draußen vor dem Tempel weinten um Hengall, weil er ein guter Clanführer gewesen war, während die Männer im Inneren den Feind auf dem hohen Erdwall

beobachteten. Lahanna starrte vom Himmel herab, unberührt von der Tragödie. Nach einer Weile schliefen die völlig verängstigten Stammesmitglieder schließlich ein, obwohl ihr Schlaf immer wieder von Leuten gestört wurde, die in ihren Albträumen laut aufschrien.

Kurz vor Tagesanbruch erschien Lengar wieder. Die Stammesmitglieder erwachten langsam, wurden sich bewusst, dass ihr neuer Clanführer über schlafende Körper hinwegstieg, um in die Mitte von Arryns und Mais Tempel zu gelangen. Er war noch immer in das mit Bronzestreifen geschmückte Wams gekleidet und hatte das lange Schwert in seinem Gürtel stecken - aber er trug keinen Speer oder Bogen.

»Es war nicht meine Absicht, Gilan sterben zu lassen«, begann er ohne jede Begrüßung. Langsam setzten sich die Leute auf und schälten sich aus den Umhängen, in denen sie geschlafen hatten, während sich die Frauen außerhalb des Tempelkreises angespannt vorbeugten, um Lengars gedämpfte Worte mitzubekommen. »Meine Gefährten haben mehr Kampfeifer gezeigt, als ich eigentlich wollte«, fuhr er bedauernd fort. »Ein Pfeil hätte genügt, aber sie hatten Angst und dachten, es seien noch mehr nötig.«

Alle waren jetzt hellwach. Männer, Frauen und Kinder - der gesamte Stamm - drängten sich innerhalb und außerhalb des kleinen Tempels schutzsuchend zu einem Haufen zusammen, und alle hörten Lengar zu.

»Mein Vater«, fuhr Lengar fort, wobei er ein klein wenig die Stimme hob, »war ein guter Mann. Er hat uns in strengen Wintern am Leben erhalten, und er hat viele Bäume gefällt, um uns Land zu verschaffen. Wir haben nur selten hungern müssen, und sein Urteil war gerecht. Für alles das sollte er geehrt werden, deshalb werden wir einen Grabhügel für ihn aufschütten.« Die Stammesmitglieder reagierten zum ersten Mal auf seine Worte, murmelten beipflichtend, und Lengar ließ das Gemurmel noch eine Weile fortdauern, bevor er eine Hand hob. »Aber in Bezug auf Cathallo hatte mein Vater

Unrecht!« Er sprach jetzt lauter, seine Stimme von Härte erfüllt. »Er hat Cathallo gefürchtet, deshalb hat er Kital und Sannas über euch herrschen lassen. Es sollte eine enge Verbindung zweier Stämme sein, ähnlich einer Ehe - aber in der Ehe ist es der Mann, der der Herr und Gebieter ist, und mit der Zeit hätte Cathallo euch unterworfen! Eure Ernte wäre in Cathallos Lagerhäuser gewandert, eure Töchter hätten in Cathallos Tempel den Stiertanz getanzt, und eure Speerkämpfer hätten Cathallos Schlachten schlagen müssen. Aber dies ist *unser Land!«,* schrie Lengar, und einige Leute riefen, dass er Recht habe.

»Unser Land«, brauste Mereth auf, »und voller fremdländischer Krieger!«

Lächelnd hielt Lengar inne. »Mein Vetter hat Recht«, gab er nach einer Weile zu. »Ich habe Fremdländische hierher gebracht. Aber es sind nicht viele. Sie haben weniger Speere als ihr! Was sollte euch daran hindern, sie zu töten, gleich hier und jetzt? Oder mich?« Er wartete auf eine Antwort, aber keiner der Männer rührte sich. »Erinnert ihr euch noch daran«, fuhr Lengar fort, »wie die Fremdländischen herkamen und um die Rückgabe ihrer Schätze baten? Sie boten uns einen hohen Preis. Und was haben wir getan? Wir haben ihr Angebot zurückgewiesen und einen Teil des Goldes benutzt, um Steine aus Cathallo zu kaufen. Steine! Wir haben Slaols kostbares Gold dafür verwendet, ein paar schäbige Felsbrocken zu erwerben!« Er lachte verächtlich, und viele seiner Zuhörer blickten betreten drein, schämten sich offenbar dessen, was der Stamm getan hatte.

»Wir werden nichts mehr von Cathallo kaufen«, verkündete Lengar jetzt. »Sie behaupten, Frieden zu wollen, aber in ihren Herzen verbirgt sich Krieg. Sie können den Gedanken nicht ertragen, dass Ratharryn wieder groß und mächtig sein wird, und deshalb werden sie versuchen, uns zu unterdrücken und zu vernichten. Zu Lebzeiten unserer Vorfahren war dieser Stamm sehr viel stärker und mächtiger

als Cathallo! Sie zollten uns Tribut und bettelten um unsere Anerkennung. Aber jetzt verachten sie uns. Sie wollen, dass wir hilflos sind, und wir werden sie bekämpfen müssen. Aber wie besiegen wir sie?« Er wies zu dem Schutzwall hinauf, wo die fremdländischen Krieger kauerten. »Wir werden Cathallo vernichtend schlagen, indem wir die Hilfe dieser Leute erkaufen, denn sie werden fast jeden Preis akzeptieren, um ihr Gold zurückbekommen. Dafür müssen sie tun, was wir wollen. Wir sind hier die Herrscher, nicht sie! Und wir werden die fremdländischen Krieger dazu benutzen, der mächtigste Stamm im ganzen Land zu werden!« Er betrachtete seine Zuhörer aufmerksam, um die Wirkung seiner Worte auszuloten. »Und das ist der Grund, warum ich zurückgekommen bin«, schloss er ruhig, »und warum mein Vater zu seinen Ahnen gehen musste, damit Ratharryn im ganzen Land berühmt wird, im ganzen Land gefürchtet sein wird, damit es auf Erden wie im Himmel zu Ruhm und Ehren gelangt!«

Der Stamm begann, mit den Händen auf den Boden zu trommeln, dann standen die Männer auf und brachen in Beifallsrufe aus. Lengar hatte sie überzeugt.

Er hatte gewonnen.

Saban verbrachte die ganze Nacht in seiner Hütte, bewacht von zwei rot bemalten Speerkämpfern. Er weinte um Derrewyn, und das Wissen um das, was sie in der Dunkelheit durchlitt, verursachte ihm solchen Schmerz, dass er geneigt war, das Messer zu nehmen, das ein Geschenk seines Vaters gewesen war, und sich die Kehle damit durchzuschneiden; aber der Drang, sich an seinem Bruder zu rächen, hielt ihn davon ab. Er war im Tor des Himmelstempels vor Lengar niedergekniet, doch er wusste, die Geste war hohl und unaufrichtig gewesen. Er würde seinen Bruder töten, das schwor er sich in dieser schrecklichen Finsternis. Dann verfluchte er sich, weil er sich im Tempel nicht stärker zur Wehr gesetzt hatte. Aber was hätte er denn tun können? Er

hatte keine Waffe bei sich gehabt, also, wie hätte er da gegen Krieger kämpfen können, bewaffnet mit Schwertern und Speeren und Bögen? Das Schicksal wollte ihn vernichten, dachte er verzweifelt. Erst als die Morgendämmerung nahte, versank er schließlich in einen von Albträumen erfüllten, unruhigen Schlaf.

Gundur, einer der Männer, die zusammen mit Lengar aus Ratharryn geflohen waren, weckte ihn. »Dein Bruder will dich sehen!«

»Wozu?«, fragte Saban grollend.

»Steh einfach auf«, fuhr Gundur ihn an. Saban steckte das Bronzemesser in seinen Gürtel und hob einen der Jagdspeere auf, bevor er die Hütte verließ. Er würde seinen Bruder gleich jetzt töten, hatte er beschlossen. Sein Speer sollte Lengar ohne Vorwarnung durchbohren, und wenn er, Saban, unter den Messern von Lengars Gefährten starb, dann würde er wenigstens seinen Vater gerächt haben. Die Ahnen würden das billigen und ihn im Leben nach dem Tode willkommen heißen. Er schloss seine Hand fest um die Waffe und bestärkte sich in seinem grimmigen Entschluss, sofort zuzustoßen, sobald er die große Hütte des Clanführers betrat.

Aber ein fremdländischer Krieger, der gleich hinter der Tür der Hütte wartete, packte Sabans Speer, noch bevor er sich auch nur unter den niedrigen Türsturz gebückt hatte. Krampfhaft versuchte Saban, den Schaft aus Eschenholz festzuhalten, aber der Mann war zu stark für ihn; Saban fiel bei dem kurzen Gerangel der Länge nach um und fand sich in höchst unwürdiger Haltung auf dem Fußboden wieder. Galeth wartete bereits auf ihn, wie er jetzt sah, und drei weitere fremdländische Krieger saßen hinter Lengar, der das Handgemenge mit Belustigung beobachtet hatte. »Hattest du vor, unseren Vater zu rächen?«, fragte er Saban.

Saban rieb sich das Handgelenk, das von dem harten Griff des Fremdländischen schmerzte. »Die Ahnen werden das tun«, erwiderte er.

»Wie sollten die Ahnen denn wissen, wer er ist?«, fragte Lengar. »Ich habe ihm heute Morgen den Kieferknochen abgehackt.« Er grinste und zeigte auf Hengalls blutbeschmierten, bärtigen Unterkiefer, der auf einen der Hüttenpfosten aufgespießt worden war. Wenn einem Toten der Kieferknochen herausgerissen wurde, dann konnte er bei den Ahnen nichts ausplaudern. »Ich habe auch Gilans genommen«, ergänzte Lengar, »damit die beiden im Jenseits vor sich hin nuscheln können. Setz dich neben Galeth und hör auf, mich so finster anzustarren.«

Lengar hatte sich in den Bärenfellumhang seines Vaters gehüllt und war von Schätzen umringt, allesamt aus dem Fußboden gegraben oder unter den Stapeln von Fellen aufgestöbert, wo Hengall sein Vermögen versteckt hatte. »Wir sind reich, kleiner Bruder!«, teilte Lengar ihm vergnügt mit. »Reich! Du siehst müde aus. Hast du nicht gut geschlafen?« Gundur, der sich neben Lengar gesetzt hatte, grinste, während die anderen drei fremdländischen Krieger, die nicht verstanden, was gesagt wurde, mit ausdrucksloser Miene Saban anstarrten.

Saban warf einen Blick auf den Ledervorhang, der den von Frauen bewohnten Teil der Hütte abtrennte, aber er bemerkte keine Spur von Derrewyn. Er hockte sich vor die aufgehäuften Schätze des Stammes. Darunter befanden sich Bronzebarren, wundervoll polierte Messer aus Stein und Feuerstein, Beutel mit Bernsteinklumpen, Brocken von schwarzem Gagat, große Steinäste, Ringe aus Kupfer, geschnitzte Knochen, Meeresmuscheln, und, am kuriosesten von allem, eine Holzkiste, gefüllt mit seltsam verzierten Kieselsteinen. Die Steine waren klein und rund geschliffen, keiner von ihnen größer als der Daumenballen eines Mannes - aber in alle waren komplizierte Muster aus Spiralen oder

Linien geritzt. »Weißt du, was das hier ist?«, fragte Lengar Galeth und wies auf die Steine.

»Nein«, antwortete Galeth kurz angebunden. »Magische Steine«, sinnierte Lengar, während er ein Teil von einer Handfläche in die andere warf. »Camaban würde Bescheid wissen. Er scheint neuerdings alles zu wissen. Es ist ein Jammer, dass er nicht hier ist.«

»Hast du ihn gesehen?«, fragte Galeth.

»Er kam im Frühjahr nach Sarmennyn«, erklärte Lengar gelassen, »und soviel ich weiß, ist er immer noch dort. Camaban konnte ganz normal laufen, oder fast normal. Ich wollte, dass er mich nach Ratharryn zurückbegleitete, aber er weigerte sich. Ich habe ihn immer für einen Schwachsinnigen gehalten, aber das ist er überhaupt nicht, sondern höchstens seltsam geworden ... aber nicht schwachsinnig. Ganz im Gegenteil! Er ist ausgesprochen klug. Vielleicht liegt das bei uns in der Familie. Was ist mit dir los, Saban? Du wirst doch wohl nicht etwa weinen, oder? Wegen Vaters Tod, wie?«

Saban spielte mit dem Gedanken, eine der kostbaren Bronzeäxte zu packen und sich quer durch die Hütte auf Lengar zu stürzen; aber die fremdländischen Speerkämpfer hatten ihn im Visier, ihre Waffen kampfbereit gezückt. Es gab nicht die geringste Chance.

»Du wirst vielleicht bemerken, Onkel«, wechselte Lengar nun das Thema, »dass die Goldstücke aus Sarmennyn nicht dabei sind.«

»Das ist mir schon aufgefallen.«

»Ich halte sie in sicherer Verwahrung«, sagte Lengar, »aber ich werde sie nicht zur Schau stellen, weil ich unsere fremdländischen Freunde nicht in Versuchung führen will. Sie sind nämlich nur um des Goldes willen hierher gekommen.« Er wies mit einer knappen Kopfbewegung auf die fremdländischen Krieger, die schweigend hinter ihm saßen, ihre tätowierten Gesichter wie starre Masken in dem trüben Zwielicht des heraufdämmernden Morgens. »Sie

verstehen unsere Sprache nicht, Onkel«, fuhr Lengar fort, »deshalb beleidige sie ruhig, so viel du willst, aber lächle dabei. Es ist wichtig, dass sie glauben, wir wären wirklich ihre Freunde.«

»Sind wir das denn nicht?«, fragte Galeth.

»Für den Moment«, schränkte Lengar ein. Er war sehr zufrieden mit sich selbst. »Ursprünglich hatte ich vor, ihnen ihr Gold zurückzugeben, wenn sie Cathallo für mich vernichten würden, aber Camaban hatte eine sehr viel bessere Idee. Er ist wirklich schlau, der Bursche. In Trance hat er sogar eine der Ehefrauen ihres Clanführers von irgendeiner abscheulichen Krankheit geheilt. Hast du ihn schon jemals im Trancezustand erlebt? Er verdreht die Augen, bis nur noch das Weiße zu sehen ist, seine Zunge hängt aus dem Mund, und er schüttelt sich wie ein nasser Hund - wenn die ganze Sache vorbei ist, rückt er mit Botschaften von Slaol heraus!«

Lengar lachte und wartete darauf, dass Galeth seine Belustigung teilte, aber Galeth blieb stumm. Lengar seufzte. »Wie auch immer, der schlaue Camaban hat die Ehefrau des Clanführers kuriert, und jetzt glaubt der Clanführer allen Ernstes, Camaban könne kein Unrecht tun. Stell dir das bloß mal vor! Klumpfuß Camaban ein Held! Also hat unser Held den Fremdländischen gesagt, dass sie nicht nur Cathallo würden besiegen müssen, um ihr Gold zurückzubekommen, sondern uns auch noch einen ihrer Tempel überlassen müssten. Was bedeutet, dass sie einen Tempel quer durch das Land zu transportieren hätten, was sie natürlich nicht können, weil ihre Tempel alle aus Stein sind.« Er schlug sich auf die Schenkel. »Deshalb werden wir Cathallo vernichten und das Gold behalten.«

»Vielleicht werden sie dir ja mal einen Tempel bringen«, meinte Galeth trocken.

»Und vielleicht wird Saban mal lächeln«, spottete Lengar. »He, Saban! Lächle gefälligst, wenn du mich ansiehst. Hast du die Sprache verloren?«

Saban grub seine Fingernägel tief in seine Knöchel, in der Hoffnung, dass ihn der Schmerz davon abhalten würde, in Tränen auszubrechen oder seinen Hass zu offenbaren. »Du wolltest mich sehen, Bruder«, sagte er schroff.

»Um Lebewohl zu sagen«, erklärte Lengar zweideutig und hoffte, seinem Bruder damit Furcht einzujagen; aber Sabans Ausdruck ließ keinerlei Gefühlsregung erkennen. Der Tod, dachte Saban, wäre immer noch besser als diese entsetzliche Demütigung, und der Gedanke veranlasste ihn, seine Lenden zu berühren, eine Geste, die Lengar zum Lachen brachte. »Ich werde dich nicht töten, kleiner Bruder«, schnurrte Lengar. »Eigentlich sollte ich es tun, aber ich bin barmherzig. Stattdessen werde ich deine Stelle einnehmen. Derrewyn wird mich heiraten, als Symbol dafür, dass Ratharryn Cathallo jetzt überlegen ist, und sie wird mir viele Söhne gebären. Und du, mein Bruder, wirst ein Sklave werden.« Er klatschte in die Hände. »Haragg!«

Der fremdländische Händler, ein grimmiger Riese und Dolmetscher, der mitgekommen war, als die Männer aus Sarmennyn Hengall um die Rückgabe der Schätze gebeten hatten, bückte sich, um die Hütte zu betreten. Er musste sich tief vornüber beugen, und als er sich schließlich wieder aufrichtete, schien er die ganze Hütte auszufüllen, weil er so riesig groß und breitschultrig war. Er wurde allmählich kahlköpfig, hatte einen dichten schwarzen Bart und trug eine maskenhafte, unversöhnlich wirkende Miene zur Schau. »Dein neuer Sklave, Haragg«, sagte Lengar höflich, während er auf Saban wies.

»Lengar!«, bat Galeth inständig.

»Es wäre dir lieber, wenn ich den lächerlichen Zwerg töten würde?«, fragte Lengar aalglatt.

»Du kannst doch nicht deinen eigenen Bruder in die Sklaverei schicken!«, protestierte Galeth.

»Halbbruder«, berichtigte Lengar, »und selbstverständlich kann ich das. Glaubst du, Saban war aufrichtig, als er gestern Abend vor mir niederkniete? Dir vertraue ich, Onkel,

aber ihm? Er würde mich im Handumdrehen töten. Er denkt an nichts anderes, seit er in diese Hütte gekommen ist, ich habe doch Recht, nicht wahr, Saban?« Er lächelte, aber Saban starrte nur wortlos in die von eintätowierten Hörnern umrahmten Augen seines Bruders. Lengar spuckte auf den Boden. »Nimm ihn mit, Haragg!«

Haragg beugte sich vor, umfasste Sabans Arm mit einer großen Pranke und zog ihn auf die Füße. Saban, zutiefst gedemütigt und verzweifelt, riss das kleine Messer aus seinem Gürtel und holte wild damit nach dem Riesen aus; doch Haragg blieb völlig gelassen, packte lediglich sein Handgelenk und drückte so fest zu, dass Sabans Hand plötzlich ganz taub und kraftlos war. Das Messer fiel zu Boden. Haragg hob die Klinge auf, dann zerrte er Saban aus der Hütte.

Haraggs Sohn, der Taubstumme, der sogar noch größer als sein gigantischer Vater war, wartete draußen. Er nahm Saban in Empfang und warf ihn zu Boden, während sein Vater wieder in Lengars Hütte ging; und Saban lauschte, als Lengar dem Riesen das Versprechen abnahm, den neuen Sklaven unter keinen Umständen entkommen zu lassen. Saban spielte mit dem Gedanken, sofort einen Fluchtversuch zu unternehmen; aber der Taubstumme ragte drohend über ihm auf, und dann ließ ihn ein plötzliches Heulen und Wehklagen herumfahren: er sah, wie Morthor von seiner Ehefrau aus Gilans alter Hütte geführt wurde. Fremdländische Krieger spornten das Paar mit Speerspitzen an, sich zum Nordeingang von Ratharryn zu bewegen.

»Morthor!«, schrie Saban, dann keuchte er entsetzt auf, denn als sich der Hohepriester von Cathallo zu ihm umwandte, sah Saban, dass Morthor die Augen ausgestochen worden waren. »Hat Lengar das getan?«

»Das hat Lengar getan«, röchelte Morthor. Sein Arm hing schlaff herab, und seine Schulterwunde, aus der der Pfeilschaft herausgezogen worden war, war dick mit Blut verkrustet, und sein Gesicht nichts als eine erschütternde

Maske. Er wies auf seine blutigen Augenhöhlen. »Das ist Lengars Botschaft an Cathallo«, krächzte er, dann schubsten ihn die Speerkämpfer weiter.

Saban schloss die Augen, als könnte er auf diese Weise den grauenhaften Anblick von Morthors Gesicht aus seiner Erinnerung verdrängen, und dann sah er in Gedanken wieder Derrewyn vor sich, nackt, schutzlos und am ganzen Körper zitternd - seine Schultern zuckten, als er seine Tränen zu unterdrücken versuchte.

»Heul du nur, Kleiner!« Eine höhnische Stimme ertönte über ihm, und Saban öffnete die Augen, um Jegar neben sich aufragen zu sehen. Jegar war in Begleitung von zwei von Lengars Freunden gekommen, die jetzt ihre Speere auf Saban richteten, und einen Moment lang dachte er, sie hätten die Absicht, ihn zu töten, doch die Speere dienten lediglich dem Zweck, ihn auf dem Boden festzunageln. »Na los, heul schon«, forderte Jegar ihn abermals auf.

Saban starrte zu Boden, dann überlief ihn ein Schauder, weil Jegar begonnen hatte, auf ihn zu urinieren. Die beiden Speerkämpfer lachten schallend, und als Saban versuchte, mit einem Ruck zur Seite auszuweichen, benutzten sie abermals ihre Speerspitzen, um ihn festzuhalten, sodass der Urin über sein Haar spritzte. »Lengar wird Derrewyn heiraten«, sagte Jegar, während er auf Sabans Kopf pinkelte, »aber wenn er sie satt hat, und er wird sie früher oder später satt haben, hat er sie mir versprochen. Und weißt du auch, warum, Saban?«

Letzterer gab keine Antwort. Die beißende Flüssigkeit tropfte von seinem Haar, lief an seinem Gesicht herunter und sammelte sich zwischen seinen Knien in einer Pfütze, während der Taubstumme mit einem Ausdruck leichter Verwirrung auf seinem breiten Gesicht zuschaute.

»Weil«, fuhr Jegar fort, »ich seit dem Tag, als Lengar nach Sarmennyn ging, für ihn hier in Ratharryn Augen und Ohren offen gehalten habe und ihn über alles informiert habe, was hier passiert ist. Woher hat er gewusst, dass er gestern

Abend zurückkommen musste? Weil ich es ihm gesagt habe. Nicht wahr?« Seine letzte Frage war an Lengar gerichtet, der gerade aus seiner Hütte trat, um die Demütigung seines Bruders zu beobachten.

»Du bist wirklich en treuer Freund, Jegar«, bestätigte Lengar.

»Und ein Freund, der eine verstümmelte rechte Hand hat.« Plötzlich bückte Jegar sich und packte Sabans Hand. »Gib mir ein Messer!«, befahl er Lengar. »Lass ihn los«, befahl Haragg.

»Ich habe noch eine Rechnung mit ihm zu begleichen!«, fauchte Jegar.

»Er ist mein Sklave«, knurrte Haragg, »und du wirst ihn in Ruhe lassen.«

Der große Mann hatte nicht sonderlich laut gesprochen, aber in seiner tiefen Stimme schwang ein derart drohender Unterton mit, dass Jegar augenblicklich gehorchte. Haragg beugte sich über Saban, in seiner rechten Hand Sabans Bronzemesser, und Saban befürchtete schon, der massige Fremdländische wollte genau das tun, was Jegar beabsichtigt hatte; aber stattdessen packte Haragg eine Faust voll von Sabans Haar. Er säbelte daran herum, schnitt es ab und warf es beiseite. Mit rohen, groben Bewegungen entfernte er ein dickes Büschel Haare nach dem anderen und kratzte dabei mit der Messerschneide über Sabans Kopfhaut, um sie zum Bluten zu bringen. Alle Sklaven wurden auf diese Weise kahl geschoren, und obwohl das Haar wieder nachwachsen würde, sollte diese Maßnahme jedermann vor Augen führen, dass die frisch geschorenen Sklaven jetzt bloß noch wertlose Geschöpfe waren. Saban war fortan ein Nichts, und er zuckte zusammen, als die scharfe Messerklinge über seine Kopfhaut schabte und das Blut an seinen Wangen herunterrann, wo es sich mit Jegars Urin vermischte. Sabans Mutter kam aus ihrer Hütte gerannt, als Haragg ihm den Kopf kahl schor, und sie schrie den großen Mann an, sofort aufzuhören; dann schleuderte

sie wutentbrannt Erdklumpen nach ihm, bis zwei von Lengars Speerkämpfern sie lachend wegzogen.

Haragg schnitt das letzte Büschel Haare ab, dann ergriff er Sabans linke Hand und drückte sie flach auf den Boden.

»Ich werde das machen«, bot Jegar sich eifrig an. »Er ist mein Sklave«, erwiderte Haragg, und wieder wich Jegar angesichts der Kraft in seiner Stimme gehorsam zurück. »Sieh mich an«, befahl Haragg Saban, dann nickte er seinem Sohn zu, der eine riesige Pranke um Sabans Handgelenk schloss.

Saban, die Augen von Tränen verschleiert, blickte in Haraggs grimmiges Gesicht hoch. Seine Linke wurde auf den Boden gepresst, und er konnte das Messer nicht sehen - aber dann schoss plötzlich ein stechender Schmerz durch seine Hand, ein unerträglicher Schmerz, der bis in seine Schulter hochstrahlte und ihn laut aufschreien ließ; Haragg zog die blutende Hand hoch und drückte ein Stückchen Schaffell auf den abgetrennten Stumpf von Sabans kleinem Finger. »Halt das Vlies fest«, ordnete er an.

Saban drückte seine rechte Hand auf das Stückchen Fell. Der Schmerz pulsierte so heftig durch seine Hand, dass er sich einer Ohnmacht nahe fühlte, aber er biss die Zähne zusammen und schaukelte vor und zurück, während Haragg die abgeschnittenen Haarbüschel und den abgehackten blutigen Finger aufsammelte und zu einem der Feuer trug. Wieder mischte Jegar sich ein, verlangte von dem Händler, dass er ihm die Haarbüschel gab, damit er sie dazu benutzen konnte, einen Zauber gegen Saban fabrizieren zu lassen; aber der Hüne Haragg ignorierte die Forderung hartnäckig und warf stattdessen sowohl Haare als auch Finger in das Feuer, das alles gierig verschlang.

Der Taubstumme schleifte Saban jetzt in nördlicher Richtung zwischen den Hütten hindurch zu der Stelle, wo Morcar, Ratharryns Schmied, seine Schmiede hatte. Morcar war ein Freund von Galeth, und gewöhnlich bestand seine Arbeit darin, Speerspitzen aus Bronzebarren zu schmieden,

doch heute erhitzte er die Bronze, die Haragg ihm übergeben hatte. Der Schmied wich Sabans Blick aus, während er arbeitete. Haragg stieß Saban zu Boden, und Saban schloss die Augen und versuchte, den Schmerz in seiner Hand durch bloße Willensanstrengung aus seinem Bewusstsein zu verdrängen. Aber dann fühlte er plötzlich einen noch heftigeren Schmerz in seinem rechten Fußgelenk, und als er wimmernd die Augen aufriss, sah er, dass eine Fußfessel aus Bronze um sein Bein gelegt wurde. Die Fessel war bereits krumm gebogen worden, sodass sie einen festen Ring bildete, und Morcar hämmerte jetzt schnell auf die erhitzte Bronze ein, bis sich die beiden Enden der gebogenen Metallstange trafen. Die Fußfessel war durch eine schwere Bronzekette mit ihrem Gegenstück verbunden, das jetzt um Sabans linkes Fußgelenk gelegt und ebenfalls zugehämmert wurde. Das Metall war so glühend heiß, dass Saban keuchend nach Luft schnappte.

Anschließend goss Morcar Wasser auf das heiße Metall. »Es tut mir Leid, Saban«, flüsterte er. »Steh auf!«, befahl Haragg.

Saban erhob sich schwankend. In einiger Entfernung hatte sich eine Gruppe von Stammesangehörigen versammelt, die schweigend zuschaute. Sabans Füße waren so aneinander gekettet, dass er gehen, aber nicht rennen konnte; sein Kopf war kahl geschoren, und jetzt trat Haragg hinter ihn und schlitzte sein Gewand mit seinem Messer auf. Dann zog er Saban das Kleidungsstück von den Schultern, sodass er nackt dastand. Als Letztes schnitt er die Kette aus Meeresmuscheln um Sabans Hals durch, zertrat die Muscheln dann mit seinem riesigen Fuß auf dem Boden und steckte das Bernsteinamulett ein, das ein Geschenk von Sabans Mutter gewesen war. Jegar lachte höhnisch, und Lengar applaudierte.

»Du bist jetzt mein Sklave«, sagte Haragg ausdruckslos, »um ganz nach meiner Laune zu leben oder zu sterben. Folge mir.«

Saban, seine Demütigung komplett, humpelte ihm nach.

Lengar fürchtete die Götter. Er verstand sie nicht, aber er wusste, was in ihm selbst vorging, und er wusste auch, dass die Niedertracht der Götter noch weitaus schlimmer sein konnte als alles, was Menschen auszuhecken im Stande waren; deshalb fürchtete er sie und achtete sorgfältig darauf, sie so weit zu besänftigen, wie es ihm möglich war. Er gab den Priestern Geschenke; er vergrub symbolische Kreideäxte in sämtlichen Tempeln von Ratharryn; und er ließ Hengalls hinterbliebene Ehefrauen leben und versprach ihnen sogar, sie nicht verhungern zu lassen.

Der Geist seines Vaters war im Begriff, ins Jenseits zu reisen, wo er mit den Ahnen und den Göttern leben würde; aber er würde ohne Unterkiefer und ohne rechten Fuß dorthin ziehen, damit Hengall im Jenseits weder von seiner eigenen Ermordung erzählen, noch — falls sein Geist erdgebunden blieb — Lengar verfolgen konnte. Der abgeschlagene Unterkiefer und der Fuß wurden an die Schweine verfüttert, aber dem Rest des Leichnams zollte man Respekt. Hengall wurde auf einem großen Scheiterhaufen nach Art der Fremdländischen verbrannt. Drei Tage nach Hengalls Tod entzündete man das Feuer und ließ es drei weitere Tage brennen; erst dann wurde ein Hügel aus Kreidebrocken und Erdreich auf den glühenden Kohlen aufgehäuft.

In der Nacht, als der Grabhügel aufgeschüttet wurde, kniete Lengar oben auf der Kuppe und beugte den Kopf zu dem kreidehaltigen Steinschutt hinunter. Er war allein, denn er wollte nicht, dass irgendjemand Zeuge seines Gesprächs mit seinem Vater wurde. »Du musstest sterben«, erklärte er Hengall, »weil du zu vorsichtig warst. Du warst ein guter Clanführer, aber jetzt braucht Ratharryn einen großen, kühnen Mann.« Lengar hielt einen Moment inne. »Ich habe deine Ehefrauen nicht getötet«, fuhr er fort, »und sogar

Saban lebt noch. Er war immer dein Liebling, nicht? Ja, er lebt, Vater, er lebt noch immer.«

Lengar war sich nicht sicher, ob es eine gute Idee gewesen war, Saban am Leben zu lassen; aber Camaban hatte ihn davon überzeugt, dass es fatale Folgen haben würde, wenn er seinen Halbbruder tötete. Camaban hatte sich zu Lengar nach Sarmennyn begeben, nicht mehr der stotternde Idiot, den Lengar immer verachtet hatte. Stattdessen war er ein Zauberer geworden, und Lengar merkte, dass er sich in Camabans Gegenwart seltsam nervös fühlte. »Hengalls Tod würden dir die Götter vielleicht noch verzeihen«, hatte Camaban zu ihm gesagt, »aber nicht Sabans«; als Lengar den Grund dafür zu erfahren verlangte, hatte Camaban behauptet, in einem Traum mit Slaol gesprochen zu haben. Schließlich hatte Lengar sich der Botschaft des Traumes gefügt. Er bereute es zwar halb und halb, aber fürchtete Camabans Zauberkräfte. Wenigstens hatte Camaban vorgeschlagen, dass Saban Haraggs Sklave werden sollte, und Lengar war sich ziemlich sicher, dass die Sklaven dieses Giganten nicht sonderlich lange lebten.

Lengar lehnte seine Stirn an die Kuppe des Grabhügels. Die Erde und die Kreidebrocken waren nur lose auf den Überresten des Feuers aufgehäuft worden, und der Rauch der schwelenden Kohlen drang noch immer durch den Hügel, um Lengar in den Augen zu brennen - aber er hielt den Kopf weiterhin pflichtschuldigst gesenkt. »Du wirst stolz auf mich sein, Vater«, prahlte er dann, »weil ich Ratharryn erheben und Cathallo erniedrigen werde. Ich werde ein großer Clanführer sein und ...« Er verstummte abrupt, als er plötzlich Schritte hörte.

Die Schritte ertönten ganz in seiner Nähe und kamen unerbittlich näher; dann waren sie auf dem Hügel selbst zu hören, und obwohl er seinem Vater den Fuß abgehackt hatte, überfiel Lengar plötzlich eine panische Angst, dass es sich um Hengalls Geist handelte, der sich an ihm rächen wollte. »Nein«, flüsterte er bebend, »nein!«

»Doch«, sagte eine tiefe Stimme, und Lengar stieß einen abgrundtiefen Seufzer der Erleichterung aus, als er Camaban erblickte. »Ich hatte mich zuletzt doch entschlossen, dir aus Sarmennyn zu folgen«, erklärte Camaban.

Lengar stellte fest, dass er nichts darauf zu erwidern wusste. Er schwitzte vor Furcht.

Der Mann Camaban stand vor ihm. Sein Gesicht war schmaler als früher und sehr viel härter, mit hohen Wangenknochen, tief liegenden Augen und einem breiten, boshaften Mund. Sein Haar, früher eine wirre, verfilzte Mähne, hatte er jetzt ordentlich mit einer Lederschnur am Hinterkopf zusammengebunden, von der eine klappernde Quaste kleiner Knochen herabbaumelte. Er trug eine Halskette aus den Rippenknochen kleiner Kinder und hielt einen langen Stock in der Hand, auf dessen Spitze ein menschlicher Unterkiefer steckte. Jetzt rammte er den Stock mit aller Kraft in den Grabhügel. »Hast du das gefühlt, Vater?«

»Tu das nicht!«, krächzte Lengar. »Hast du etwa Angst vor Hengall?«, fragte Camaban spöttisch. Er rammte den Stock abermals in den Hügel, dann spuckte er aus. »Hast du das gespürt, Hengall? Ich habe auf dich gespuckt!« Er stieß den Stock hart in das Kreidegeröll. »Kannst du das fühlen, Hengall? Fühlst du, wie es brennt? Ich bin's, Camaban!«

Lengar krabbelte hastig von dem Grabhügel herunter. »Warum bist du nach Ratharryn gekommen?«, wollte er wissen.

»Um mich zu vergewissern, dass du das Richtige getan hast, natürlich«, erwiderte Camaban. Ein letztes Mal spuckte er hasserfüllt auf seinen Vater, dann stieg er den Grabhügel hinunter und ging in Richtung Himmelstempel. Er hinkte noch immer leicht, aber sein Gang war jetzt sehr viel weniger auffällig als früher. Obwohl Sannas seinen Fuß gerichtet hatte, indem sie die verkrümmten Knochen gebrochen und gerade gezogen hatte, ließ sich der Fuß

nicht richtig abrollen; deshalb hatte Camaban nach wir vor einen etwas unsicheren Gang, obwohl es kein Vergleich mit dem grotesken, schiefen Humpeln von ehedem war.

Lengar folgte Camaban zum Tempel. »Du brauchst mir nicht zu sagen, was ich zu tun habe. Ich weiß schon selbst, was richtig und was falsch ist!«

»Jetzt bist du auf einmal wieder mutig, wie?«, höhnte Camaban. »Du hast vor Angst geschlottert, als ich dich vorhin gefunden habe! Hast gedacht, ich sei Hengalls Geist, stimmt's?« Er lachte verächtlich.

»Nimm dich in Acht, Bruder«, warnte Lengar.

Camaban fuhr herum und spuckte ihn an. »Du würdest mich am liebsten töten, nicht? Aber ich bin Slaols Diener, Lengar, Slaols Freund. Töte mich, du Idiot, und der Himmel wird dich verbrennen! Die Erde wird sich weigern, deine Gebeine aufzunehmen, und selbst die wilden Tiere werden vor dem Gestank deiner Leiche zurückschrecken! Sogar die Würmer und Maden werden dein ekelhaft verwesendes Fleisch zurückweisen, Bruder, und du wirst zu einer gelben Hülle vertrocknen, die der Wind zu den vergifteten Marschen am Ende der Welt weht!« Er zeigte im Sprechen mit seinem Stock auf Lengar, und Lengar wich vor den Drohungen zurück. Lengar mochte zwar älter sein sowie einen beneidenswerten Ruf als Krieger haben - aber Camaban verfügte über magische Kräfte, die Lengar fehlten. »Hast du Saban getötet?«, fragte Camaban.

»Ich habe ihn Haragg als Sklave überlassen.«

»Gut«, erwiderte Camaban seelenruhig.

»Und ich habe seine Braut genommen.«

»Warum auch nicht?«, meinte Camaban. »Irgendjemand muss es ja schließlich tun. Ist sie schön?« Er wartete nicht lange auf eine Antwort, sondern steuerte weiter auf den Himmelstempel zu, wo er den flachen äußeren Wall überquerte, durch den Ringgraben hinkte und dann auf den hohen inneren Wall kletterte. Dort blieb er stehen und

starrte auf die vier Mondsteine. »Sie sind offenbar fleißig gewesen«, sagte er sarkastisch. »Gilans Werk?«

Lengar zuckte die Achseln, denn er wusste nichts über den Neuen Tempel. »Gilan ist tot.«

»Gut.« Camaban nickte. »Das hier muss nämlich sein Werk sein. Entweder er oder irgendein priesterlicher Abschaum aus Cathallo. Sie hatten nicht den Mut, einen Tempel für Slaol zu bauen, ohne sich auch vor Lahanna zu verneigen.«

»Wieso vor Lahanna?«

»Das da sind Mondsteine«, grollte Camaban, während er mit seinem Stock auf die paarweise angeordneten Säulen und Steinplatten im Inneren des Tempels zeigte.

»Du willst, dass sie entfernt werden?«, fragte Lengar.

»Was Slaol will«, wies ihn Camaban in die Schranken, »werde ich in die Wege leiten — und du wirst überhaupt nichts tun, es sei denn, ich sage es dir.« Er ging weiter in die Mitte des Heiligtums, wo der flache Hügel, unter dem der Leichnam des tauben kleinen Mädchens begraben lag, einen Schatten in dem hellen Licht des Vollmonds warf. Camaban stach mit seinem Stock tief in die weiche Erde und versuchte, die Leiche hochzuheben; aber obwohl er das Erdreich aufwühlte, vermochte er den leblosen Körper nicht von der Stelle zu bewegen.

Angewidert wich Lengar vor dem Verwesungsgestank zurück, der aus dem gelockerten Erdreich aufstieg. »Was machst du da?«, fuhr er den Bruder an.

»Ich säubere den Ort von ihr«, erklärte Camaban. »Das darfst du nicht!«, sagte Lengar empört, aber Camaban ignorierte ihn und ließ sich auf die Knie fallen, um mit beiden Händen die Erde und das Kreidegeröll von dem Körper wegzuscharren. Nachdem er ihn fast freigelegt hatte, stand er wieder auf und benutzte abermals seinen Stock; diesmal gelang es ihm, die verwesende Leiche ins Mondlicht zu hieven.

»Jetzt wird sie noch einmal begraben werden müssen«, hielt Lengar ihm vor.

Camaban ging zornig auf ihn los. »Dies ist mein Tempel, Lengar, nicht deiner. Er gehört mir!« Das letzte Wort kam fauchend aus seinem Mund, und Lengar wich angstvoll zurück. »Ich habe den Tempel sauber gehalten, als ich ein Kind war! Ich habe diesen Ort geliebt, ich habe Slaol in diesem Kreis verehrt, als der Rest von euch an Lahannas Titten saugte! Dieser Ort gehört mir!« Er rammte seinen Stock in den Körper des toten Kindes und zertrümmerte seinen Brustkorb. »Dieses Ding hier war eine Botin, die vor ihrer Zeit ausgeschickt wurde, denn der Tempel ist noch nicht fertig.« Er spuckte auf die Leiche, dann zog er seinen Stock mit einem Ruck aus dem starren Körper. »Die Vögel und die wilden Tiere können sie haben«, meinte er wegwerfend und ging nun zum Sonneneingang des Tempels. Er ignorierte die beiden Steinsäulen, die das Tor flankierten, wandte sich stattdessen den paarweise aufgestellten Sonnensteinen zu. Er betrachtete die beiden Kolosse stirnrunzelnd. »Diesen hier werden wir behalten«, sagte er, während er eine Hand auf den größeren der beiden Pfeiler legte, »aber den da könnt ihr umstoßen.« Damit wies er auf den kleineren Stein. »Einer genügt für die Sonne!« Mit einem lakonischen Winken verabschiedete er sich und begann dann, in Richtung Norden zu marschieren, um ebenso plötzlich und unerwartet wieder zu verschwinden, wie er gekommen war.

»Wo gehst du hin?«, rief Lengar ihm nach.

»Ich habe noch verschiedene Dinge zu lernen«, gab Camaban Auskunft, »und wenn ich über sie Bescheid weiß, werde ich zurückkehren.«

»Um was zu tun?«

»Den Tempel zu bauen natürlich«, erläuterte Camaban, als er sich umwandte. »Du willst doch, dass Ratharryn groß und mächtig wird, nicht? Aber glaubst du, du kannst irgendetwas ohne die Götter erreichen? Ich werde dir einen Tempel verschaffen, Lengar, der diesen jämmerlichen Stamm in den Himmel erhebt!« Er zog seines Wegs.

»Camaban!«, rief Lengar.
»Was ist denn?«, fragte Camaban gereizt, während er sich abermals umwandte.
»Du bist doch auf meiner Seite, nicht?«, erkundigte sich Lengar ängstlich.
Camaban lächelte. »Ich liebe dich, Lengar«, bekannte er, »wie einen Bruder.« Und damit strebte er weiter in die Dunkelheit.

Saban erfuhr, dass es Haragg gewesen war, der Lengar und seine Männer von Sarmennyn nach Ratharryn geführt hatte; denn nur ein erfahrener Händler kannte die Gegend, wusste, wo die Gefahren lagen und wie man sie mied — Haragg war einer der erfahrensten Händler des Landes. Seit zehn Jahren reiste er nun schon kreuz und quer durch die Welt, begleitet von seinem taubstummen Sohn und seiner Packtierkolonne aus drei zotteligen Pferden, die mit Bronzebarren, Äxten und allem anderen beladen waren, was er gegen den Feuerstein, den schwarzen Gagat, den Bernstein und die Kräuter eintauschen konnte, die man in Sarmennyn nicht auftreiben konnte. Manchmal, so erklärte er Saban, beförderte er auch die Zähne und Knochen von Meeresungeheuern, die an die Strände von Sarmennyn angeschwemmt worden waren, um sie gegen wertvolle Metalle und kostbare Steine einzutauschen.
All dies teilte Haragg Saban mit, während sie Richtung Norden wanderten. Bisweilen sprach der Händler in Sabans Muttersprache, aber die meiste Zeit bestand er darauf, sich in der Sprache der Fremdländischen zu unterhalten; er verprügelte Saban mit einem Stock, wenn der nicht verstand oder nicht in derselben Sprache antwortete. »Du wirst meine Sprache lernen«, erklärte er ungnädig, und Saban gab sich Mühe, weil er den Stock fürchtete.
Sabans Pflichten waren simpel. Am Abend machte er das Feuer, das das Essen garte und die wilden Tiere des Waldes davon abhielt, über sie herzufallen, während er bei Tag die

drei Packpferde führte, Wasser holte, Viehfutter schnitt und Haraggs Ochsenhorn blies, wenn sie sich einer Siedlung näherten, um den Bewohnern ihre Ankunft zu melden. Der Taubstumme, der Cagan hieß, hätte diese Dinge erledigen können; aber Saban erkannte, dass der ungeschlachte Junge, der ein paar Jahre älter war als er, vieles einfach nicht begriff. Cagan war enorm willig und beobachtete seinen Vater ständig auf einen Wink hin, der es ihm gestatten würde, sich nützlich zu machen - aber dann stolperte er unweigerlich über die Aufgabe. Wenn er ein Feuer anzündete, verbrannte er sich jedes Mal; wenn er versuchte, die Pferde zu führen, wandte er zu viel Kraft an; und dennoch behandelte Haragg seinen Sohn stets freundlich und liebevoll, wie Saban bemerkte, als ob der Taubstumme, der eineinhalb mal so groß wie Saban war, ein innig geliebter Hund wäre, und Cagan reagierte mit einer rührenden Freude und Dankbarkeit auf die Zuneigung seines Vaters. Wenn sein Vater lächelte, erbebte er vor Freude oder sprang ausgelassen auf und nieder, während er übers ganze Gesicht strahlte und leise Wimmerlaute aus seiner Kehle drangen. Jeden Morgen frisierte Haragg seinem Sohn das Haar, kämmte, flocht es und band es mit einer Lederschnur zusammen; dann pflegte er Cagans Bart zu kämmen, und Cagan zappelte vor lauter Glückseligkeit, wobei Haragg, so stellte Saban fest, manchmal Tränen in den Augen hatte.

Um Saban vergoss der Händler allerdings keine Tränen. Die bronzenen Fußfesseln scheuerten Striemen in Sabans Haut, und die Striemen begannen zu bluten und zu eitern. Haragg behandelte sie mit Kräutern, dann schob er Blätter unter die Fußfesseln, um das Wundscheuern zu verhindern, obwohl die Blätter ständig wieder herausrutschten. Nach ein paar Tagen gestattete er Saban widerwillig, sich einen räudigen Wolfspelz um die Taille zu binden, wurde jedoch wütend, als Saban sich dauernd kratzte, weil ihn die Läuse juckten, die aus dem Pelz krochen. »Hör mit der Kratzerei auf!«, knurrte

er und holte mit seinem Stock nach Saban aus. »Ich kann dieses Geschürfe und Gekratze nicht ertragen! Du bist doch kein Hund.«

Sie reisten nach Osten und dann Richtung Norden, gewöhnlich in der schützenden Gesellschaft anderer Händler, manchmal aber auch allein; denn obwohl es in den Wäldern von Ausgestoßenen und Jägern wimmelte, hielt Haragg die Gefahr eines Überfalls aus dem Hinterhalt für ziemlich gering. »Wenn ein Händler angegriffen wird«, erklärte er Saban, »dann werden alle Händler angegriffen, deshalb schützen die Clanführer uns. Aber es gibt trotzdem gefährliche Gebiete, und dort reise ich immer nur in Begleitung.« Viele Händler, erklärte Haragg, bevorzugten den Seeweg, paddelten mit ihren Holzbooten an der Küste entlang und betrieben Tauschhandel mit den Stämmen, die direkt an der Küste lebten ... aber diesen Seefahrern entgingen die weitaus größeren Siedlungen im Landesinneren, wo Haragg seinen Lebensunterhalt verdiente.

Wenn sie zu einer Siedlung kamen, war es Sabans Aufgabe, Haraggs Waren auszupacken und sie auf Otterfellen vor der Hütte des Clanführers zu arrangieren. Cagan pflegte die schweren Säcke von den Pferderücken zu heben; dann setzte er sich hin und schaute zu, während die Leute ihn anstarrten, denn er war wirklich ungeheuer groß. Die Frauen kicherten über seinen Anblick, und die Männer, die schnell merkten, dass Cagan geistig zurückgeblieben war, versuchten manchmal, ihn zu provozieren; aber dann brüllte Haragg sie an, und die Männer wichen zurück, voller Angst vor seiner riesenhaften Gestalt und seiner Angriffslust.

Es gab einige Waren, die nie ausgepackt wurden; in erster Linie kleine Goldstücke und eine Hand voll eleganter Bronzebroschen; die hob er speziell für die StammesClanführer auf, von denen Haragg glaubte, dass sie die besten Preise dafür zahlen würden. Das Feilschen dauerte den ganzen Tag, manchmal sogar zwei, und wenn

der Handel abgeschlossen war, verstaute Saban die Waren für Sarmennyn in einem großen Lederbeutel und die restlichen Tauschwaren in einem anderen, anschließend hievte Cagan sie auf die Rücken der Pferde. Ein kleinerer Beutel enthielt nichts als schöne große Meeresmuscheln, die in ein seltsames Unkraut eingewickelt waren, das laut Haragg im Ozean wuchs — aber da Saban den Ozean noch nie gesehen hatte, sagte ihm das nicht sonderlich viel. Die Muscheln wurden gegen Nahrungsmittel eingetauscht.

Haragg war kein unfreundlicher Mann. Saban brauchte lange Zeit, um dahinter zu kommen, denn er fürchtete das ausdruckslose Gesicht und den schnellen Stock des Händlers; doch er stellte fest, dass Haragg zwar grundsätzlich für niemanden außer für seinen Sohn ein Lächeln übrig hatte, aber auch nicht nur finster dreinschaute. Stattdessen begegnete er jedem Mann, jeder Frau und jedem Umstand mit der gleichen unerschütterlichen Entschlossenheit, und wenn er auch nur wenig sprach, so war er doch ein aufmerksamer Zuhörer. Er pflegte sich mit Saban zu unterhalten, wenn auch nur, um sich auf den langen Reisen die Zeit zu vertreiben; aber er sprach gedämpft, als ob die Informationen, die er lieferte, nur von geringem Interesse wären.

Sie befanden sich weit im Norden, als die ersten Vorboten des Winters in Form von kalten Stürmen und anhaltendem Sprühregen kamen. Die Leute hier sprachen eine seltsame Sprache, die zu verstehen sogar Haragg schwer fiel. Inzwischen tauschte er seine Bronzebarren und schwarzen Steinäxte gegen kleine Beutel mit Kräutern, die, wie er sagte, den Schnaps würzten, den das Volk von Sarmennyn brannte; aber eine kleine Speerspitze aus Bronze tauschte er, allerdings widerwillig, gegen ein Schaffellhemd und ein Paar ordentlich genähter Stiefel aus Ochsenleder, die er Saban schenkte.

Die Stiefel passten nicht über die Fußfesseln, deshalb befahl Haragg ihm, sich hinzusetzen; dann holte er eine

Steinaxt aus einem seiner Beutel und bog die Fußfesseln so weit auseinander, dass sie von Sabans Knöcheln abfielen. »Wenn du jetzt wegläufst«, warnte er, »wirst du getötet werden, denn dies ist ein gefährliches Land.« Er verstaute die Fußfesseln in seinem Gepäck und verkaufte sie in der nächsten Siedlung für zwanzig Beutel der kostbaren Kräuter. Dies war eine der Siedlungen, wo sämtliche Frauen in ihren Hütten versteckt wurden, wenn das Hornsignal das Erscheinen der Händler ankündigte - damit die Fremden ihre Gesichter nicht sähen. »Sie benehmen sich sehr sonderbar hier oben im Norden«, bemerkte Haragg.

Inzwischen unterhielten sich Haragg und Saban ausschließlich in der Sprache der Fremdländischen. Ratharryn war nur noch eine Erinnerung - eine deutliche, das ganz sicherlich, aber eine, die dennoch mehr und mehr verblasste. Selbst Derrewyns Gesicht verschwamm jetzt schon beinahe in Sabans Gedächtnis. Er fühlte zwar nach wie vor quälende Gewissensbisse, wenn er an sie dachte; aber nun war er statt von Selbstmitleid von einem brennenden Rachedurst erfüllt. Nacht für Nacht tröstete er sich, indem er sich ausmalte, wie er Lengar töten und Jegar demütigen würde; aber diese Bilder wurden bald von den neuen Wundern verdrängt, die sich ihm auftaten, und den seltsamen Dingen, die er lernte.

Er sah Tempel. Viele waren sehr groß; einige aus Holzpfeilern, die meisten jedoch aus Stein. Die Steine bildeten gewaltige Kreise, während die hölzernen Tempel zum Himmel emporstrebten und mit Stechpalmenzweigen und Efeuranken geschmückt waren. Er sah Priester, die sich mit Feuersteinmessern Schnittwunden beibrachten, sodass ihre Brust blutüberströmt war, während sie beteten. Er sah einen Ort, wo der Stamm einen Fluss verehrte, und Haragg erzählte ihm, dass die Stammesmitglieder bei jedem Neumond ein Kind in seinen Fluten ertränkten. An einem anderen Ort beteten die Menschen einen Ochsen an, jedes Jahr einen anderen, töteten das Tier dann beim

Mittsommerfest und aßen sein Fleisch, bevor sie einen neuen Gott erwählten. Ein Stamm hatte einen verrückten Hohepriester, der sabberte und an allen Gliedern zuckte und Unsinn brabbelte, während woanders nur Krüppeln erlaubt war, Priester zu werden. An diesem Ort beteten sie giftige Schlangen an, und in der Nähe lag eine Siedlung, die eine Frau regierte. Das kam Saban am seltsamsten von allem vor, denn sie war nicht bloß eine einflussreiche Zauberin wie Sannas, sondern der Clanführer des gesamten Stammes. »Sie haben schon immer weibliche Clanführer gehabt«, sagte Haragg, »seit ich sie kenne. Es scheint, dass ihre Göttin es so befohlen hat.« Die Clanführer-Frau bestand darauf, dass Haragg eine Nacht in ihrem Bett verbrachte. »Sie wird mir nichts abkaufen, wenn ich Nein sage«, erklärte der Händler. Es war in dieser Siedlung, dass Haragg Saban anwies, einen Eibenast zu schneiden und sich einen Bogen anzufertigen. Haragg kaufte Pfeile für ihn, überzeugt, dass Saban die Waffe nicht gegen seinen Herrn benutzen würde. »Aber lass Cagan die Pfeile nicht anfassen«, warnte Haragg ihn, »denn er wird sich nur daran verletzen.«

Die Narbe von Sabans abgehacktem Finger war inzwischen zu einem harten Gewebewulst verheilt; aber Saban stellte fest, dass er trotzdem so gut wie eh und je mit einem Bogen umgehen konnte. Der fehlende Finger war ein Zeichen seiner Knechtschaft, aber er stellte keine Behinderung dar. Sein Haar war dicht und üppig nachgewachsen, und es gab Tage, da ertappte er sich dabei, dass er lächelte oder sogar lachte; ja, eines Morgens wachte er mit der seltsamen Erkenntnis auf, dass er dieses Leben mit dem wortkargen, mürrischen Haragg tatsächlich genoss. Bei diesem Gedanken durchzuckte ihn wieder ein schmerzhafter Stich von Schuldbewusstsein wegen Derrewyn; aber Saban war noch jung, und sein Kummer wurde schnell durch all die neuen und aufregenden Erlebnisse gemildert.

Sie warteten in der von einer Frau regierten Siedlung, während weitere Händler eintrafen. Ihre nächste Reise,

vertraute Haragg ihm an, würde sie in eine gefährliche Gegend führen, und vernünftige Männer reisten den weiten Weg nicht ohne Begleitung. Die ClanführersFrau wurde mit einem Stück Bronze bezahlt, um ihnen eine Eskorte von zwanzig Kriegern zur Verfügung zu stellen; an einem kalten Morgen wanderten die Händler also nach Norden und stiegen zu weiten, öden Hochmooren auf, die dunkel unter dem wolkenverhangenen Himmel lagen. Hier wuchsen keine Bäume, und Saban verstand nicht, wie irgendjemand in einer solch trostlosen Gegend leben konnte; aber Haragg erklärte, dass es in den Hochmooren tiefe Felsspalten mit verborgenen Höhlen gab und dass sich Ausgestoßene in solch nasskalten Verstecken niederließen. »Sie haben keine Wahl«, meinte Haragg.

Später am Tag wurden sie dann auch von einer Bande von Ausgestoßenen angegriffen. Sie sprangen aus dem Heidekraut, um die Reisegesellschaft mit Pfeilen zu beschießen; aber es waren nur wenige Männer, und sie waren so unvorsichtig, sich zu früh zu zeigen. Die angeheuerten Speerkämpfer versuchten, die Ausgestoßenen zu verjagen, indem sie Furcht erregende Schreie ausstießen und drohend ihre Speere schwenkten, doch der Feind erwies sich als hartnäckig und versperrte ihnen eine Weile den Weg. »Ihr müsst sie angreifen«, rief Haragg den Kriegern zu, doch sie waren nicht gewillt, für ein paar Händler zu sterben. Cagan heulte wie ein Tier und wollte sich auf die zerlumpten Männer stürzen, aber Haragg hielt ihn zurück und ließ stattdessen Saban vorrücken. Saban schoss einen Pfeil ab, sah jedoch, dass er sich in der Entfernung verschätzt hatte, deshalb rannte er noch ein paar Schritte vorwärts und ließ einen weiteren Pfeil durch die Luft sausen. Er flog weit an seinem Ziel vorbei, und Saban vermutete, dass es weniger an dem Wind lag, sondern eher daran, dass der Pfeil leicht verbogen gewesen war; so legte er einen dritten an und sah zu seiner Zufriedenheit, dass sein Pfeil voll ins Ziel traf und sich in den Bauch eines Mannes bohrte. Die Feinde zielten

jetzt alle auf Saban; aber sie hatten schlechte Bögen, und Saban rannte erneut ein paar Schritte vorwärts, spannte seine Bogensehne zurück, und sein Pfeil schwirrte los, um den nächsten Angreifer zurückzudrängen. Er schrie die Ausgestoßenen an, überhäufte sie mit Spott und Schmähungen, dann jagte er ein weiteres Geschoss aus Feuerstein in den Körper eines zotteligen Mannes in einem schmutzigen Schaffell. Als sie schließlich davonrannten, führte er einen kleinen Siegestanz auf. »Eure Mütter waren Schweine!«, rief Saban den Fliehenden nach. »Eure Schwestern liegen bei Ziegenböcken!« Doch keiner der Feinde hätte seine Beleidigungen verstanden, selbst wenn sie nahe genug gewesen wären, ihn zu hören.

Haragg gönnte Saban ein schiefes Grinsen. Er klopfte ihm sogar anerkennend auf die Schulter und lachte. »Du hättest Krieger werden sollen, kein Sklave«, sagte er, und Cagan, der dem Beispiel seines Vaters folgte, nickte ruckartig mit dem Kopf und grinste ebenfalls.

»Ich wollte immer Krieger werden«, gestand Saban. »Das wollen alle Jungen. Was taugt denn auch einer, der irgendetwas anderes werden will?«, fragte Haragg. »Die meisten Männer sind Krieger, mit Ausnahme der Priester.« Er sprach diese letzten vier Worte zutiefst verbittert, weigerte sich jedoch zu erklären, warum.

Am nächsten Tag breiteten die Händler ihre Waren in einer Siedlung nördlich der Hochmoore aus. Es waren auch Stämme aus ferneren Orten gekommen, und Hunderte von Leuten wanderten über die Wiese, wo das Feilschen vom Morgengrauen bis zum Einbruch der Dunkelheit weiterging. An diesem Tag tauschte Haragg den größten Teil seiner Waren gegen weitere Beutel mit Kräutern und das Versprechen eines Stapels weißer Felle, die ihm gegen Ende des Winters geliefert werden sollten. »Bis dahin«, erklärte er Saban, »werden wir hier bleiben.«

Es erschien Saban als ein öder, trostloser Landstrich, denn er bestand lediglich aus einem tiefen Tal zwischen hoch

aufragenden Hügeln. Die tiefer gelegenen Hänge waren mit Kiefern bewachsen, und zwischen den dunklen Bäumen strömte ein kalter Bach über graue Felsbrocken dahin. Weiter unten im Tal gab es einen Steintempel und ein Stück weiter oben einen wirren Haufen von Hütten. Haragg und Saban nahmen eine der windschiefen, baufälligen Hütten für sich, und Saban reparierte die morschen Dachsparren, dann schnitt er Grassoden aus und bedeckte damit das Gerüst. »Weil es mir hier gefällt«, sagte Haragg, als Saban ihn fragte, warum er nicht für den Winter nach Sarmennyn zurückkehrte. »Und es wird ein langer Winter werden«, warnte Haragg ihn, »ein langer und kalter Winter — aber wenn er vorbei ist, werde ich dich wieder zu deinem Bruder bringen.«

»Zu Lengar?«, klagte Saban. »Du würdest besser daran tun, mich hier zu töten.«

»Nicht zu Lengar«, verneinte Haragg, »sondern zu Camaban. Es war nicht Lengar, der wollte, dass du mein Sklave wirst, sondern Camaban.«

»Camaban?«, rief Saban verblüfft.

»Camaban, richtig«, bestätigte Haragg ruhig. »Lengar wollte dich töten, als er nach Ratharryn zurückkehrte; aber Camaban wollte unbedingt, dass du am Leben bleibst. Anscheinend hast du einmal heftig protestiert, als dein Vater ihn töten wollte?«

»Habe ich das?«, fragte Saban verwirrt, dann erinnerte er sich wieder an die missglückte Opferung und an seinen unwillkürlichen Aufschrei des Entsetzens. »Stimmt, das habe ich!«

»Deshalb hat Camaban Lengar davon überzeugt, dass es ihm Unglück bringen würde, wenn er dich tötete. Stattdessen schlug er Sklaverei vor, und für einen Mann von Lengars Denkweise ist Sklaverei schlimmer als Tod. Aber du musstest *mein* Sklave werden, nicht der irgendeines anderen Mannes, deshalb behauptete Camaban, die Götter

hätten ihm in einem Traum befohlen, dich mir zum Sklaven zu geben. Dein Bruder Camaban und ich haben all dies sorgfältig geplant. Wir haben ganze Nächte lang zusammen gesessen und diskutiert, wie man es einfädeln könnte.« Haragg blickte auf Sabans Hand, wo die Narbe des fehlenden Fingers jetzt ein unebener, von verknitterter Haut überspannter Wulst war. »Und es musste richtig gemacht werden«, fuhr er fort, »sonst hätte Lengar niemals zugestimmt, und du wärst jetzt trotzdem tot.« Er öffnete seinen Beutel und zog das kostbare Messer daraus hervor, das Hengalls Geschenk an Saban gewesen war und mit dem Sabans Finger abgehackt worden war. »Hier, nimm es!« Er händigte Saban auch das Bernsteinamulett aus.

Saban hängte sich die Kette seiner Mutter um den Hals und schob das Messer in seinen Gürtel. »Ich bin frei?«, fragte er kopfschüttelnd.

»Du bist frei«, bestätigte Haragg ernst, »und du kannst gehen, wenn du möchtest; aber dein Bruder wollte, dass ich auf dich aufpasse und für deine Sicherheit sorge, bis wir in Sarmennyn mit ihm zusammentreffen. Er wusste keine andere Möglichkeit, dich am Leben zu erhalten, außer dich zur Sklaverei zu verurteilen — aber er hat mir aufgetragen, dich zu beschützen, weil er dich braucht.«

»Camaban braucht mich?«, fragte Saban, völlig durcheinander von all dem, was Haragg mit so monotoner Stimme enthüllte. Saban sah seinen Bruder in Gedanken noch immer als den verkrüppelten Stotterer vor sich, als ein armseliges, bemitleidenswertes Geschöpf; dennoch war es der von allen verachtete Camaban gewesen, der sein, Sabans, Überleben bewirkt hatte — indem er den einschüchternden Haragg für seine Zwecke einspannte. »Wieso braucht Camaban mich?«, wiederholte er.

»Weil dein Bruder dabei ist, etwas Wunderbares zu vollbringen«, erwiderte Haragg, und zum allerersten Mal schwang Gefühl in seiner Stimme mit, »eine fantastische

Sache, die nur ein großer Mann tun kann. Dein Bruder erschafft die Welt auf eine neue Art und Weise.«

Haragg hob den Ledervorhang vor dem Hütteneingang und spähte hinaus, um zu sehen, dass Schnee in dichten Flocken vom Himmel fiel und das Land unter einer dicken Decke begrub. »Jahrelang«, fuhr Haragg fort, während er noch immer in das Gestöber hinausstarrte, »habe ich mit dieser Welt und ihren Göttern gerungen. Ich habe versucht, für alles eine Erklärung zu finden.« Er ließ den Vorhang wieder fallen und warf Saban einen Blick zu, der fast an Trotz grenzte. »Er hat mir kein Vergnügen bereitet, dieser Kampf. Aber dann bin ich deinem Bruder begegnet. Er kann es nicht wissen, dachte ich, er ist einfach zu jung! Aber er wusste es doch. Er war auf der richtigen Spur und hat das Muster gefunden.«

»Das Muster?«, fragte Saban verwirrt. »Er hat das Muster gefunden«, wiederholte Haragg feierlich, »und alles wird neu sein, alles wird gut sein, und alles wird verändert sein.«

8. KAPITEL



In einer kalten Winternacht, als die Erde so hart wie Eis war und die Bäume Raureif überzog, der in dem Licht eines bleichen, dunstigen Mondes glitzerte, hinkte ein Mann aus dem Wald nördlich von Cathallo und überquerte die brachliegenden Felder. Es war die längste Nacht des Jahres, die tiefe Dunkelheit der Wintersonnenwende, und keiner sah ihn kommen. Von den Hütten der Siedlung stiegen dünne Rauchkräusel auf, während die Abendfeuer zu Glutasche herunterbrannten; die Hunde von Cathallo schliefen, und

die überwinternden Ochsen, Schafe, Ziegen und Schweine waren sicher in den Ställen untergebracht, wo sie keine Fremden aufschrecken konnten.

Wölfe hatten den Mann entdeckt, und in der hereinbrechenden Dunkelheit des vergangenen Tages war ihm ein Dutzend grauer Bestien gefolgt, ihre Zungen hechelnd, als sie um ihn herumsprangen; aber der Mann hatte sich nur umgedreht und sie angebrüllt; da winselten die Wölfe jämmerlich, zogen die Schwänze ein und waren dann zwischen den dunklen, in weißen Reif gehüllten Bäumen entflohen. Der Mann war weitermarschiert. Jetzt, in den sternenhellen Stunden vor Tagesanbruch, kam er zum Nordeingang des großen Heiligtums.

Die großen Steine innerhalb des hohen Erdwalls glitzerten von Eisblumen. Als er im Tempeleingang stehen blieb, kam es ihm einen Moment lang so vor, als schimmerte der große Ring aus Felsblöcken wie ein Kreis von Tänzern, die ihr Gewicht von einem Fuß auf den anderen verlagerten. Die tanzenden Steine. Er lächelte über die Vorstellung, dann eilte er über den grasbewachsenen Boden zu Sannas' Hütte.

Vorsichtig zog er den Ledervorhang zurück, der vor dem Eingang hing, sodass ein Schwall eisiger Luft ins Innere drang, der die Glut des verlöschenden Feuers plötzlich wieder zum Aufleuchten brachte. Geduckt schlich er hinein, ließ den Vorhang zurückfallen und blieb dann vollkommen reglos stehen.

Sehen konnte er so gut wie nichts. Das Feuer bestand nur noch aus glimmenden Kohlen in der Asche, und durch das kleine Rauchabzugsloch im Dach fiel kein Mondlicht herein; deshalb hockte er sich einfach auf den Boden und horchte angespannt, bis er die Atemgeräusche dreier Leute in der Dunkelheit ausmachen konnte. Drei Schlafende.

Auf Händen und Knien kroch er durch die Hütte, bewegte sich behutsam, damit er keinen Lärm machte, und als er die erste der Schlafenden fand, eine junge Sklavin, presste er ihr eine Hand auf den Mund und schnitt ihr mit seinem

Messer die Kehle durch. Ihr Atem röchelte hart in ihrer durchgeschnittenen Gurgel, und sie zuckte noch einige Sekunden lang, kippte dann aber schließlich zur Seite. Das zweite Mädchen starb auf die gleiche Art und Weise — dann gab der Mann jede Vorsicht auf und ging zu der Feuerstelle, um in die glimmenden Kohlen zu blasen und das heruntergebrannte Feuer mit Zunder aus getrockneten Bovisten und kleinen Zweigen neu zu entfachen, sodass die Flammen wieder hell flackerten und die aufgehängten Schädel und Fledermausflügel, die Kräuterbündel und Knochen sichtbar machten. Das frische Blut schimmerte rot auf den Fellen und an den Händen des Mörders.

Auf der gegenüberliegenden Seite der Hütte regte sich die letzte Schläferin. »Ist es schon Morgen?«, fragte sie mit ihrer uralten, brüchigen Stimme.

»Noch nicht ganz, meine Liebe«, sagte der Mann. Er legte jetzt ein größeres Stück Holz in das Feuer. »Es dämmert jedoch schon fast«, fügte er tröstend hinzu, »aber es wird eine kalte Morgendämmerung sein, eine sehr kalte.«

»Camaban?« Sannas setzte sich auf dem Stapel von Fellen auf, der ihr Bett bildete. Ihr leichenartiges Gesicht, umrahmt von wirrem, strähnigen weißen Haar, ließ Überraschung und sogar Freude erkennen. »Ich wusste, dass du zurückkommen würdest«, sagte sie. Sie sah nicht das Blut in der Hütte, und der Gestank der brennenden Boviste überdeckte seinen Geruch. »Wo bist du die ganze Zeit gewesen«, quengelte sie.

»Ich bin über die Hügel gewandert und habe in Tempeln gebetet, älter als die Zeit«, gab Camaban leise Auskunft, während er noch mehr Holz in das neu entfachte Feuer legte. »Und ich habe mich mit Priestern, alten Frauen und Zauberern unterhalten, bis ich alles Wissen dieser Welt in mich aufgesogen hatte.«

»Alles Wissen dieser Welt!« Sannas lachte. »Du hast ja noch kaum an den Titten der Weisheit geleckt, du junger Narr, geschweige denn daran gesaugt.« In Wahrheit wusste

Sannas jedoch, dass Camaban ihr bester Schüler gewesen war, ein Mann, dessen Fähigkeiten sich durchaus mit ihren messen konnten — aber das würde sie ihm niemals verraten. Sie beugte sich zur Seite, wobei sie eine schlaffe, ledrige Brust enthüllte, und griff nach ihrer Honigwabe. Sie schob sich ein Stück davon in den Mund und saugte geräuschvoll den Honig heraus. »Dein Bruder führt Krieg gegen uns«, polterte sie nun los.

»Lengar liebt es, Krieg zu führen«, erwiderte Camaban.

»Und Kinder zu zeugen«, fügte Sannas hinzu. »Derrewyn ist schwanger.«

»Das habe ich gehört.«

»Möge ihre Milch den Bastard vergiften«, stieß Sannas ihre Verwünschung aus, »und seinen Vater gleich mit dazu!« Sie zog die Felle um ihre Schultern. »Lengar nimmt unsere Männer gefangen, Camaban, und opfert sie den Göttern.«

Camaban lehnte sich auf die Fersen zurück. »Lengar glaubt, die Götter sind wie Hunde, die man mit Peitschenhieben zum Gehorsam zwingen kann«, sagte er, »aber früh genug wird er erfahren, dass ihre Peitschen stärker sind als seine. Für den Moment allerdings erledigt er Slaols Arbeit, deshalb könnte ich mir vorstellen, dass er Erfolg haben wird.«

»Slaol!«, zischte Sannas.

»Der große Gott«, äußerte Camaban ehrfürchtig, »der Gott über allen Göttern! Der einzige Gott, der die Macht hat, unsere traurige Welt zu verändern!«

Sannas starrte ihn an, während ein Rinnsal von Honig von ihren Lippen tropfte. »Der einzige Gott?«, fragte sie ungläubig.

»Ich habe dir doch gesagt, dass ich lernen wollte«, erklärte Camaban, »also habe ich gelernt, und ich habe entdeckt, dass Slaol der Gott ist, der über alle anderen Götter erhaben ist. Wir haben den Fehler gemacht, die anderen zu verehren — aber sie sind wiederum viel zu sehr damit beschäftigt, Slaol zu verehren, um überhaupt von uns Notiz zu nehmen.«

Er lächelte über Sannas' entsetzte Miene. »Ich bin ein Jünger Slaols, Sannas«, fuhr er fort, »und ich bin es schon immer gewesen — seit meiner Kindheit. Selbst als ich mir deine Vorträge über Lahanna angehört habe, habe ich Slaol gehuldigt.«

Sie schauderte angesichts seiner Ehrfurchtslosigkeit vor der Mondgöttin. »Warum bist du dann hierher zurückgekommen, du Dummkopf?«, verlangte sie zu wissen. »Bildest du dir ein, ich liebe Slaol?«

»Ich bin natürlich gekommen, um dich zu sehen, meine Liebe«, erwiderte Camaban ruhig. Er legte ein letztes Holzscheit in das Feuer, dann setzte er sich neben Sannas und umfing ihre Schultern. »Ich habe dich bezahlt, damit du mich unterrichtest, erinnerst du dich? Jetzt möchte ich meine letzte Unterrichtsstunde haben.«

Plötzlich sah die alte Frau das Blut an seinen Händen und wich schaudernd vor ihm zurück. »Ich werde dir nichts geben, gar nichts!«

Camaban drehte sich herum, um sie anzusehen. »Du wirst mir meine letzte Unterrichtsstunde erteilen, Sannas«, sagte er sanft. »Ich habe dich mit Slaols Gold dafür bezahlt.«

»Nein!«, fauchte sie.

»Doch«, flüsterte Camaban, dann beugte er sich vor und küsste sie auf den Mund. Sie sträubte sich heftig, aber Camaban drückte sie mit seinem ganzen Gewicht auf die Felle nieder. Er küsste sie noch immer, seinen Mund fest auf ihren gepresst, und ein paar Herzschläge lang versuchte sie, seinem Kuss zu entrinnen, indem sie ruckartig den Kopf hin und her drehte — aber sie war ihm kräftemäßig nicht gewachsen.

Sannas starrte ihm zornig in die Augen, dann schob er die Felle von ihren Brüsten, legte einen Arm um ihren Körper und begann zuzudrücken. Wieder wehrte sich die alte Frau aus Leibeskräften, und ihrer Kehle entrang sich ein gedämpftes Wimmern; doch Camaban presste seine Lippen weiter hart auf ihre, während er ihren Brustkorb mit aller

Gewalt zusammendrückte und ihr mit seiner linken Hand die Nasenflügel zukniff. Und die ganze Zeit über hielt er seine grünen Augen auf ihre schwarzen geheftet.

Es dauerte lange. Überraschend lange. Die alte Frau trat wild mit den Füßen um sich und zuckte heftig unter den Fellen, doch nach einer Weile wurden die krampfartigen Bewegungen schwächer, um schließlich ganz zu enden, und immer noch presste Saban seine Lippen auf ihre. Das Feuer war schon fast wieder erloschen, bis Sannas' verzweifeltes, hilfloses Gezappel aufgehört hatte; aber ihre Augen standen noch offen, und Camaban starrte in ihre schwarzen Tiefen, bis er zuletzt — langsam und vorsichtig, als ob er mit einem Rückschlag rechnete — den Todeskuss beendete und sein Gesicht von ihrem löste. Er wartete, sein Mund nur einen Fingerbreit von ihren Lippen entfernt, aber sie rührte sich nicht mehr. Und dennoch wartete er weiterhin, wagte kaum zu atmen, aber schließlich lächelte er. »Was für ein honigsüßer Kuss das doch war«, sagte er zu der Leiche, dann berührte er ihre Stirn mit einer Fingerspitze. »Ich habe dir den letzten Atem geraubt, große Zauberin. Ich habe dir deine Seele gestohlen!«

Einen Moment lang saß er da, um seinen Triumph auszukosten. Mit ihrem letzten Atemzug hatte er ihre Macht gestohlen und ihren Geist verschlungen; doch dann erinnerte er sich wieder daran, dass die Morgendämmerung nahe war, und eilig lief er durch die Hütte. Er räumte die Steine fort, die die kleine Feuerstelle umringten, nahm dann ein Stück Feuerholz zu Hilfe, um die brennenden Holzscheite, die glühenden Kohlen und die heiße Asche wegzuschieben. Er fand einen abgebrochenen Geweihstock und benutzte ihn, um in dem heißen Boden unter der Feuerstelle zu wühlen und die Erde wegzuscharren, wo Sannas, wie er wusste, ihre kostbarsten Besitztümer versteckt hatte.

Er grub einen Lederbeutel aus. Behutsam löste er ihn aus dem Griff der Erde, dann schob er den ledernen Vorhang am

Hütteneingang beiseite, wo das erste wässrige Grau des Morgens ein mattes Licht spendete. Nachdem er den Beutel geöffnet hatte, leerte er den Inhalt in seine Handfläche. Es waren elf der kleinen Goldrauten aus Sarmennyn und eine der großen. Es war das Gold, das Hengall im Tausch für die Steine aus Cathallo sowie die beiden Rauten, die Camaban an Sannas gezahlt hatte. Einen Moment lang betrachtete er den Schatz, dann schob er ihn in den Beutel zurück, band diesen an seinen Gürtel und trat hinaus in die Kälte.

Er ging nach Norden, und ein Kind sah ihn in dem nebligen Grau des neuen Morgens den Tempel verlassen, schlug aber keinen Alarm. Camaban hinkte über die von weißem Reif überzogenen Felder zu den dunklen Wäldern und verschwand zwischen den Bäumen, bevor die Sonne aufging und ihr Licht auf Cathallos Heiligtum ergoss.

Wo Sannas, die Zauberin, tot in ihrer Hütte lag.

Haragg kaufte drei Sklavinnen für den Winter. Sie kamen aus einem Stamm, der noch weiter im Norden lebte, und sprachen eine Sprache, die selbst Haragg nicht verstand; aber sie kannten ihre Pflichten. Die Jüngste schlief mit Haragg, und Saban und Cagan teilten sich die beiden anderen. »Ein Mann sollte mit einer Frau schlafen«, erklärte Haragg Saban. »Es ist etwas ganz Natürliches, und es gehört sich so.«

Haragg selbst schien jedoch nur wenig Vergnügen an seiner Frau zu finden. Stattdessen fand er seine Freude an dem kalten, spartanischen Leben jenes langen Winters. Jeden Morgen ging er in den Tempel, um zu beten; danach kehrte er mit Wasser oder Eis zum Feuer zurück, während Cagan Heu oder Blätter an die drei Pferde verfütterte, die die Hütte mit ihnen teilten. Der Clanführer der Siedlung betrachtete Haragg als Ehrengast und sorgte dafür, dass sie alle zu essen hatten, obwohl Saban sich bemühte, diese Gaben durch Jagdbeute zu ergänzen. Er zog es vor, allein auf die Jagd zu gehen, während er die spärliche Beute durch

eine in Schnee und Eis gehüllte Landschaft verfolgte; einmal schloss er sich jedoch den Männern der Siedlung an, als sie einen schlafenden Bären in einer Höhle fanden. Sie weckten das Tier mit Feuer und töteten es mit Feuerstein und Bronze, danach schleppte Saban eine blutige Fleischkeule zur Hütte zurück. Es war nie wirklich genug Nahrung da, zumindest nicht für den Riesen Cagan, aber keiner von ihnen musste Hunger leiden. Sie aßen Beeren und Nüsse, die in Tongefäßen lagerten, nahmen etwas von ihren Getreide- und Kräutervorräten und taten sich gelegentlich an Wild, Hase oder Fisch gütlich.

Und Tag für Tag glitzerte der Schnee auf den Hügeln, und die Luft war von beißendem Frost erfüllt — die Sonne schien immer nur kurz, die Nächte waren endlos. Sie heizten ihre Hütte mit Torf, etwas, was Saban noch nie zuvor gesehen hatte, aber manchmal legten sie auch Scheite aus harzigem Kiefernholz in das Feuer, um etwas mehr Licht in der Hütte zu haben — Holzscheite, die qualmend brannten und einen beißenden Geruch verbreiteten. Die langen Abende verliefen gewöhnlich still, doch hin und wieder brach Haragg das Schweigen und begann zu erzählen. »Früher einmal war ich Priester«, hub der große Mann eines Abends zu Sabans Verblüffung an. »Ich war Priester in Sarmennyn und hatte eine Ehefrau, einen Sohn und eine Tochter.«

Saban sagte nichts. Der Torf glühte rot. Die drei Pferde stampften mit den Hufen; Cagan, der Pferde liebte, fühlte die Erschütterung und drehte sich zu ihnen um, um sie mit sanften Gurgellauten zu beruhigen. Die drei Frauen beobachteten die Männer, während sie sich unter einer gemeinsamen Pelzdecke zusammenkauerten. Sie hatten zerzauste schwarze Mähnen, die halb die Narben auf ihrer Stirn bedeckten, Kennzeichen, dass sie Sklavinnen waren. Saban war dabei, ihre Sprache zu erlernen, aber jetzt unterhielten er und Haragg sich in der Sprache der Fremdländischen.

»Meine Tochter hieß Miyac«, sagte Haragg und starrte in den matten Schein des Feuers. Es war fast so, als redete er mit sich selbst, denn er murmelte nur und sah Saban nicht an. »Miyac« — seine Stimme liebkoste den Namen — »war ein Geschöpf von großer Schönheit. Großer Schönheit. Ich dachte, sie würde später einmal einen Clanführer oder einen Heerführer heiraten, und ich war froh über diese Aussicht, denn der Reichtum ihres Ehemannes würde sicherstellen, dass meine Frau und ich im Alter keine Not leiden müssten; zudem würde er Cagan erhalten, wenn wir beide nicht mehr lebten.«

Saban schwieg noch immer. Vom Dach ertönte ein gleitendes Geräusch, als ein Haufen Schnee die Grassoden hinunterrutschte, die das Dach bedeckten. »Aber in Sarmennyn«, fuhr Haragg fort, »wählen wir jedes Jahr eine Sonnenbraut. Sie wird im Frühjahr gewählt, und drei Monde lang ist sie selbst eine Göttin. Und dann, beim Mittsommerfest, wenn die Sonne in all ihrer Herrlichkeit erstrahlt, töten wir sie.«

»Ihr tötet sie?«, fragte Saban schockiert.

»Wir schicken sie zu Erek.« Erek war der Name der Fremdländischen für Slaol. »Und in jenem Jahr«, fügte Haragg hinzu, »haben wir Miyac zur Sonnenbraut erwählt.«

Saban zuckte zusammen. »Du hast das erlaubt?«

»Die Priester haben sie ausgewählt«, erklärte Haragg, »und ich war damals auch ein Priester. Meine Ehefrau schrie mich an, sie schlug mit den Fäusten auf mich ein, aber ich dachte, es sei eine Ehre für unsere Familie. Welch bedeutenderen Ehemann könnte es für Miyac geben als Erek? So ging meine Tochter in den Tod, meine Ehefrau starb innerhalb eines Mondes, und ich verfiel in eine düstere Traurigkeit. Als ich schließlich wieder aus dieser Traurigkeit erwachte, wollte ich nicht mehr Priester sein, und meine Vorstellungen waren nicht willkommen — deshalb begann ich, durch das Land zu wandern. Ich wurde Händler.« Die Traurigkeit war jetzt von seinem Gesicht abzulesen, und Cagan begann zu wimmern,

deshalb beugte Haragg sich vor und tätschelte seinem Sohn beruhigend die Hand, um ihm zu zeigen, dass alles gut war.

Saban rutschte ein Stückchen näher an das Feuer heran und zog sich fröstelnd den Pelz um die Schultern, während er sich fragte, ob es wohl jemals wieder warm auf der Erde werden würde.

»Mein Zwillingsbruder war der Hohepriester von Sarmennyn«, nahm Haragg den Faden wieder auf, »und als ich ihm sagte, dass ich nicht mehr an Opferungen glaubte, erlaubte er mir, mein Amt als Priester niederzulegen und stattdessen Händler zu werden. Sein Name ist Scathel. Du wirst ihn kennen lernen, falls er noch lebt.«

Etwas an der Art, wie Haragg den Namen seines Bruders aussprach, deutete darauf hin, dass Saban auf Scathels Bekanntschaft durchaus verzichten könnte. »Ist dein Bruder noch immer der Hohepriester?«, fragte er.

Haragg zuckte die Achseln. »Er hat den Verstand verloren, als die Schätze gestohlen wurden, und ist in die Berge geflohen — deshalb weiß ich jetzt nicht, ob er noch lebt oder tot ist.«

»Wer hat die Schätze gestohlen?«, wollte Saban wissen.

»Sein Name wird nie ausgesprochen«, antwortete Haragg, »aber er war ein Sohn unseres Clanführers, und wollte selbst Clanführer werden ... nur dass er noch drei ältere Brüder hatte und alle bedeutendere Männer waren als er — deshalb stahl er die Schätze des Stammes, um Unglück über Sarmennyn zu bringen. Er hatte von Sannas gehört, und er glaubte, sie könnte die Schätze benutzen, um einen bösen Zauber zu ersinnen, der seinen Vater und seine Brüder töten und ihm die Clanführerswürde einbringen würde. Wir wissen das, weil er mit seiner Ehefrau darüber gesprochen hatte, und sie hat es uns verraten, bevor wir sie töteten. Dann wendete Scathel das Unheil ab, indem er den Clanführer und seine gesamte Familie tötete. So ist das Gold dann nie wirklich in Sannas' Hände gelangt, aber trotzdem ist Scathel wahnsinnig geworden.« Er legte eine Pause ein. »Vielleicht

wurde das Unheil ja auch gar nicht abgewendet, ich weiß es nicht. Was ich jedoch weiß, ist, dass mein Volk alles tun wird, alles geben wird, um die Schätze zurückzubekommen.«

»Sie müssen einen Tempel dafür hergeben«, erwiderte Saban, als er sich wieder daran erinnerte, was Lengar ihm am Morgen seiner Versklavung mitgeteilt hatte.

»Sie müssen auf Camaban hören«, sagte Haragg leise, und wieder war Saban von Verwunderung erfüllt, dass sein unbeholfener, verkrüppelter Bruder sich einen solch Ehrfurcht gebietenden Ruf erworben hatte.

Ein paar Tage später, als eine Tauwetterperiode etwas von dem Schnee auf den Bergpässen hatte schmelzen lassen und Haraggs kostbare weiße Felle geliefert worden waren, als die Tage allmählich wieder länger wurden und Slaol an Kraft gewann, brach Haragg mit Saban und Cagan zu einer Reise Richtung Westen auf. Angeblich wollten sie einige Äxte aus schwarzem Stein kaufen, die im südlichen Teil des Landes sehr geschätzt waren; aber Saban hegte den Verdacht, dass die Reise noch einem anderen Zweck diente. Es dauerte einen halben Tag, bis sie ganz unerwartet einen hohen Hügel erreichten, der abrupt in einer schroffen Klippe endete. Dies war das erste Mal in seinem Leben, dass Saban das Meer sah, und er keuchte auf beim Anblick der endlos weiten Wasserfläche. Niemals hätte er sich etwas so Dunkles, Graues, Kaltes und Bedrohliches vorstellen können. Die See wogte unablässig, so als ob Muskeln unter ihrer mit weißen Schaumkronen bedeckten Oberfläche arbeiteten, und wo die grauen Wellen auf das Land trafen, zerstoben sie in Myriaden von windgepeitschten Tropfen; dann wichen sie wieder zurück, um gleich darauf abermals vorwärtszurollen und donnernd an den Strand zu klatschen. Das Kreischen weißer Vögel erfüllte die Luft. Saban hätte bis in alle Ewigkeit auf das Meer blicken können, aber Haragg drängte ihn weiterzugehen und schob ihn nördlich am Ufer entlang. Die Knochen von Meeresungeheuern lagen auf den kleinen Stränden zwischen den hoch aufragenden Felsen verstreut,

und als sie in die Siedlung kamen, die die Äxte verkaufte, wurde Saban eine Hütte zum Schlafen zugewiesen, deren Dachsparren aus riesigen gebogenen Knochen bestanden, die sich über ihm wölbten, um ein niedriges Dach aus Holz und Grassoden zu stützen.

Am nächsten Morgen nahm Haragg Saban und Cagan zu einer schmalen Landzunge mit, die in den unbegrenzten Ozean hineinragte; dort, an deren Spitze, auf einem Fels, der unter dem endlosen Donner des Meeres zu erzittern schien, stand ein Tempel. Es war ein einfaches Heiligtum, nichts weiter als ein Ring aus acht Steinen, aber ein Stein stand etwas abseits des Kreises. »Erek, wieder mal«, klärte Haragg ihn auf, »denn ganz gleich, wo du auch hinreist, immer wirst du feststellen, dass Erek so verehrt wird. Immer Erek.« Der einzelne Stein, so vermutete Saban, stand in der Richtung, wo die Sonne am Tag der Sommersonnenwende aufging, und sein Schatten würde den Kreis durchdringen, während die Sonne der Erde Leben spendete. Kleine Zweige verdorrten Heidekrauts lagen am Fuß der hohen Steine, Anzeichen dafür, dass dort jemand gebetet hatte; und nicht einmal der heulende Seewind konnte vollkommen den Blutgestank eines Tieres vertreiben, das vor nicht langer Zeit im Tempel geopfert worden war. »In Sarmennyn haben wir einen ganz ähnlichen Tempel wie diesen«, erläuterte Haragg leise, »und wir nennen ihn den Meerestempel, obwohl er nichts mit Dilan zu tun hat.« Dilan, das wusste Saban inzwischen, war der Meeresgott von Sarmennyn. »Unser Meerestempel blickt jedoch nicht der aufgehenden Sonne entgegen«, fuhr Haragg fort, »sondern ist nach der Stelle hin ausgerichtet, wo sie am Tag der Sommersonnenwende untergeht, und wenn meine Stimme etwas gälte, würde ich ihn abreißen. Ich würde die Steine aus dem Boden hieven und ins Meer werfen. Den ganzen Tempel zerstören.« Er sprach mit ungewöhnlicher Härte.

»Die Sonnenbraut?«, fragte Saban zaghaft.

Haragg nickte. »Sie stirbt im Meerestempel.« Er schloss einen Moment lang die Augen. »Sie geht in den Tempel, herausgeputzt mit Ereks Gold, und dort wird sie nackt ausgezogen - genauso wie eine Braut zu ihrem Ehemann geht - und in den Tod geschickt.« Haragg schlang die Arme um die Knie, und Saban konnte Tränen in seinen Augen sehen; aber vielleicht lag das auch nur an dem stürmischen Wind, der die weiße Gischt aufpeitschte und die kreischenden Vögel über den Himmel wirbelte. Saban verstand jetzt, warum Haragg zu dieser Landzunge gekommen war — weil er von hier aus in den endlos weiten Himmel über der See blicken konnte, wo der Geist seiner Tochter mit den weißen Vögeln in die Lüfte flog. »Das Gold war ein Geschenk von Dilan«, berichtete Haragg. »Die Schätze wurden in einem voll gelaufenen Boot an den Strand geschwemmt, ganz in der Nähe der Stelle, wo der Meerestempel steht — folglich kamen unsere Ahnen zu dem Schluss, dass das Gold ein Geschenk des einen Gottes an den anderen war, und vielleicht hatten sie ja Recht.«

»Vielleicht?«

»Nun ja, es kommt durchaus vor, dass Boote voll laufen«, erklärte Haragg, »und dass Händler aus dem Land jenseits des Meeres uns Gold bringen.«

Saban runzelte die Stirn angesichts der Skepsis in der Stimme des riesigen Mannes. »Willst du damit behaupten .«, begann er.

Grimmig fuhr Haragg zu ihm herum. »Ich will überhaupt nichts behaupten. Die Götter sprechen wirklich zu uns, und vielleicht haben die Götter uns das Gold ja auch gesandt. Vielleicht hat Dilan das Boot voll laufen lassen und es an diesen Strand unter den Fels gesteuert — aber warum?« Haragg blickte finster aufs Meer hinaus. »Wir haben uns nie gründlich gefragt, warum; wir haben einfach ein Mädchen in Gold gehüllt und es getötet, und zwar Jahr für Jahr für Jahr!« Er war jetzt außer sich, spuckte zornig auf den Tempelstein, wo noch immer das Opferblut, verklebt mit braunen Haaren,

zu sehen war. »Und es sind stets die Priester, die Opfer fordern«, klagte Haragg diese an. »Von jedem Tier, das getötet wird, bekommen sie die Leber und die Nieren und das Hirn und das Fleisch eines Beines. Wenn die Sonnenbraut eine Göttin ist, wird sie mit Schätzen überhäuft, aber wer behält die Schätze, wenn sie tot ist? Die Priester! Bringt Opfer, sagen die Priester, sonst wird es eine schlechte Ernte geben, und wenn die Ernte dann tatsächlich schlecht ist, sagen sie einfach, ihr habt nicht genug Opfer dargebracht, und fordern deshalb noch mehr!« Abermals spuckte er aus.

»Willst du damit sagen, dass es keine Priester mehr geben sollte?«, erkundigte Saban sich zögernd.

Haragg schüttelte den Kopf. »Nein. Wir brauchen Priester. Wir brauchen Menschen, die die Botschaften der Götter für uns interpretieren können, aber warum wählen wir unsere Priester immer unter den Schwächsten aus?« Er warf Saban einen gequälten Blick zu. »Genau wie es in eurem Stamm üblich ist, wählen auch wir unsere Priester unter denjenigen aus, die die Prüfungen beim Eintritt in das Mannesalter nicht bestanden haben. Auch ich habe bei den Prüfungen versagt! Ich kann nicht schwimmen, und ich wäre damals beinahe ertrunken; aber mein Bruder rettete mich, und indem er das tat, fiel er durch seine eigene Prüfung, aber Scathel wollte ohnehin Priester werden.« Er tat die Geschichte mit einem Achselzucken ab. »Deshalb sind die meisten Priester schwache Männer - aber wie alle Schwächlinge, die eine gewisse Macht erlangen, werden sie zu Tyrannen. Und weil so viele Priester Dummköpfe sind, denken sie nicht nach, sondern wiederholen einfach die Dinge, die sie einmal gelernt haben. Die Dinge ändern sich, aber Priester ändern sich nie. Und jetzt ändern sich viele Dinge sehr rasch.«

»Tun sie das?« Saban vermochte nicht, ihm zu folgen.

Haragg warf ihm einen mitleidsvollen Blick zu. »Unser Gold ist gestohlen worden! Dein Vater wurde getötet! Alles das

sind Zeichen von den Göttern, Saban. Die Schwierigkeit besteht darin, zu erkennen, was diese Zeichen bedeuten.«

»Und du ahnst etwas?«

Haragg schüttelte den Kopf. »Nein, aber dein Bruder Camaban weiß es.«

Einen Moment lang rebellierte Sabans Innerstes gegen dieses Schicksal, das ihn in einen fremden Tempel über einem unversöhnlichen Meer geführt hatte. Camaban und Haragg, dachte er, haben mich in diesen Wahnsinn verstrickt, und er verspürte einen gewaltigen Groll auf das Schicksal, das ihn Ratharryn und Derrewyns Armen entrissen hatte. »Ich will einfach nur ein Krieger sein!«, protestierte er.

»Was du willst, zählt nicht«, fertigte ihn Haragg brüsk ab, »aber was dein Bruder will, ist alles, und er hat dir das Leben gerettet. Du wärst jetzt tot, von Lengars Speer durchbohrt, wenn Camaban nicht etwas anderes veranlasst hätte. Du hast ihm dein Leben zu verdanken, Saban, und den Rest davon musst du ihm zu Diensten stehen. Du bist auserwählt worden.«

Um die Welt neu zu erschaffen, dachte Saban, und er war drauf und dran, laut zu lachen. Außer dass er in Camabans Traum gefangen war und dass von ihm erwartet wurde, diese Vision zu verwirklichen — ob er wollte oder nicht.

Camaban kehrte zu Beginn des Frühlings nach Sarmennyn zurück. Er hatte den Winter im Wald in einem uralten Holztempel verbracht. Der Tempel war mit Gestrüpp und Unkraut überwuchert und im Zerfall begriffen; aber Camaban hatte das Gestrüpp entfernt und beobachtet, wie die Sonne hinter den Kreis von Tempelpfeilern zurückwich und sich ihrem tiefsten Stand näherte, um dann mit jedem Tag wieder ein Stückchen höher am Himmel emporzusteigen. Die ganze Zeit über hatte er mit Slaol gesprochen - hatte sogar mit dem Gott gestritten, denn bisweilen ärgerte Camaban sich über die Bürde, die ihm auferlegt worden war. Er allein verstand die Götter und die

Welt, und er wusste, nur er allein konnte die Welt wieder zu ihren Anfängen führen; aber manchmal, wenn er seine Ideen testete, stöhnte er vor Qual und schaukelte gepeinigt vor und zurück. Einmal war ein Jägerverband von Fremdländischen auf der Suche nach Sklaven durch den Wald gestrichen; als die Männer ihn hörten und sahen, waren sie sofort vor ihm geflüchtet, weil sie ihn als heiligen Mann empfanden. Er war auch ein sehr hungriger Mann, als er schließlich in Sarmennyn eintraf: hungrig, mürrisch und ausgemergelt, wirkte er wie eine schäbige Krähe, die sich inmitten eines Schwarms von eleganten Schwänen niederlässt. An einem Festtag erreichte er die Siedlung des Stammesführers. Das Haupttor der Siedlung war mit weißen Girlanden aus Bärenklau und Birnenblüten geschmückt, denn an diesem Tag sollte die neue Sonnenbraut von ihrem Volk begrüßt werden.

Kereval, der Clanführer von Saramennyn, empfing Camaban herzlich. Auf den ersten Blick schien Kereval kein sonderlich geeigneter Clanführer für ein solch kriegerisches Volk zu sein, denn er war weder der größte noch der stärkste Mann des Stammes. Jedoch galt er als ein Mann, der Klugheit besaß, und nach dem Verlust ihrer Schätze war es diese Eigenschaft, die die Leute von Sarmennyn in ihrem neuen Anführer gesucht hatten. Es handelte sich um einen kleinen, drahtigen Mann mit dunklen Augen, die aus dem Gewirr von grauen Tätowierungen auf seinen Wangen hervorspähten; sein schwarzes Haar war mit Fischgräten gespickt, sein wollener Umhang blau gefärbt. Sein Volk verlangte nur eines von ihm, nämlich dass er die Schätze zurückholte, und das versuchte Kereval durch sein Abkommen mit Lengar zu erreichen. Sie hatten sich auf einen Handel geeinigt: Ein kleiner Verband von Saramennyns gefürchteten Kriegern würde Lengar dabei helfen, Cathallo zu besiegen, und ein Tempel aus Sarmennyn würde nach Ratharryn transportiert werden; als

Gegenleistung dafür sollten die Goldrauten nach Sarmennyn zurückgeschickt werden.

»Es gibt einige, die denken, dass man deinem Bruder nicht trauen kann«, erklärte Kereval Camaban. Die beiden Männer hockten sich vor Kerevals Hütte, wo Camaban gierig eine Schale mit Fischsuppe und ein hartes Stück Fladenbrot verschlang.

»Natürlich denken sie das«, gab Camaban zurück, obwohl es ihn in Wahrheit nicht im Geringsten kümmerte, was die Leute dachten — denn ihm war schwindelig im Kopf von Slaols Herrlichkeit.

»Sie glauben, wir sollten Krieg gegen Ratharryn führen«, sagte Kereval, während er in Richtung Tor spähte, um zu sehen, ob die Sonnenbraut schon erschienen war.

»Dann zieht doch in den Krieg«, erwiderte Camaban gleichmütig, den Mund voller Brot. »Glaubt ihr, es spielt für mich eine Rolle, ob ihr eure erbärmlichen Schätze wiederbekommt?«

Kereval schwieg eine Weile. Er wusste, er konnte niemals darauf hoffen, eine Armee nach Ratharryn zu führen; denn es befand sich in weiter Ferne, und seine Speerkämpfer würden unterwegs auf zu viele Feinde treffen. Gleichwohl waren diese Speerkämpfer berühmt für ihre überragende Tapferkeit und wurden von all ihren Nachbarn gefürchtet, weil sie genauso hart und erbarmungslos waren wie das Land, aus dem sie kamen. Man kannte Sarmennyn als Land der Felsen, ein öder, sturmumtoster Ort, gefangen zwischen der See und den Bergen, wo selbst die Bäume so krumm wie alte Leute wuchsen, obwohl nur wenige im Stamm jemals wirklich alt wurden. Die Härten und Entbehrungen des Lebens beugten die Menschen, so wie der Wind die Bäume beugt, ein Wind, der nur selten aufhörte, um die wilden Kuppen der Berge zu heulen, an deren Fuß die Leute von Sarmennyn in niedrigen Hütten lebten; aus Stein erbaut und mit Treibholz, Seetang, Stroh und Grassoden gedeckt. Der Rauch aus ihren niedrigen Behausungen vermischte sich mit

Nebel, Regen und Schnee. Es war ein Land, so hieß es, das kein Mensch haben wollte, und deshalb hatte sich der Stamm der Fremdländischen dort niedergelassen; sie verdienten sich ihren Lebensunterhalt mit dem, was das Meer hergab, mit der Herstellung von Äxten aus dem dunklen Gestein der Berge und indem sie ihre Nachbarn bestahlen. Sie hatten es in ihrem unfruchtbaren Land zu etwas gebracht, aber seit ihre Schätze gestohlen worden waren, hatten die Dinge eine Wende zum Schlechteren genommen. Es gab mehr Krankheit als gewöhnlich, und Seuchen hatten die Rinder und Schafe des Stammes heimgesucht. Eine große Anzahl von Booten war auf See untergegangen, die Leichen ihrer Besatzungen schwemmte das Meer an Land, bleich, aufgequollen und übel zugerichtet. Stürme hatten die wenigen Getreidefelder des Landes verwüstet, deshalb herrschte Hunger. Wölfe waren aus den Bergen heruntergekommen, und ihr Geheul klang wie ein Klagelied auf die verlorenen Schätze.

»Wenn sich dein Bruder nicht an unsere Abmachung hält ...«, begann Kereval erneut.

»Wenn mein Bruder sein Wort bricht«, unterbrach Camaban den Clanführer, »werde ich für die Rückgabe des Goldes sorgen. Ich, Camaban, werde euch die Schätze schicken. Du vertraust mir doch, oder?«

»Natürlich«, sagte Kereval, und das tat er wirklich, denn Camaban hatte die Lieblingsfrau des Clanführers von der Schwindsucht geheilt, als er das erste Mal nach Sarmennyn gekommen war. Kerevals Priester und Heiler hatten ihr nicht helfen können, aber Camaban hatte der Frau einen Trank verabreicht, dessen Zusammensetzung er noch von Sannas wusste, und sie war schnell und vollständig von ihrem Siechtum genesen.

Camaban nahm den Rest der Fischbrühe mit dem letzten Stückchen Brot aus der Tonschale auf, dann wandte er sich zu der Menschenmenge an dem mit Girlanden geschmückten Tor um, die plötzlich auf die Knie gesunken

war. »Eure neueste Sonnenbraut ist hier?«, fragte er Kereval sarkastisch. »Noch so ein Kind mit schiefen Zähnen und zotteligem Haar, das dem Gott an den Hals geworfen werden soll?«

»Nein«, erwiderte Kereval und erhob sich von seinem Platz, um sich zu der Menge am Tor zu gesellen. »Ihr Name ist Aurenna, und die Priester behaupten, dass wir noch nie zuvor ein so hübsches Mädchen zur Sonne gesandt haben. Dieses hier ist bezaubernd schön.«

»Das sagen sie doch jedes Jahr«, gab Camaban zurück, und in der Tat wurden die Sonnenbräute immer für besonders schön gehalten. Der Stamm opferte dem Gott sein Bestes; aber in den vergangenen Jahren war es manchmal vorgekommen, dass Eltern, die eine schöne Tochter hatten, das Mädchen versteckten, wenn die Priester kamen, um nach der Braut zu suchen. Doch die Eltern der diesjährigen Sonnenbraut hatten ihre Tochter weder versteckt noch mit einem jungen Mann verheiratet, der sie — indem er ihr die Jungfräulichkeit nahm — ungeeignet für das Bett des Sonnengottes gemacht hätte. Stattdessen hatten sie sie für Erek aufgehoben, obwohl Aurenna ein so bildhübsches Mädchen war, dass einige Männer ihrem Vater ganze Viehherden für ihre Hand angeboten hatten; ein Clanführer von jenseits des Meeres, ein Mann, dessen Händler Gold und Bronze nach Sarmennyn brachten, hatte sogar angeboten, Aurennas Gewicht in Gold aufzuwiegen, wenn sie sich nur nach seiner fernen Insel einschiffen würde.

Ihr Vater hatte jedoch alle Bewerber zurückgewiesen, obwohl er die großzügige Bezahlung dringend benötigt hätte, besaß er doch weder Rinder noch Schafe, weder Felder noch ein Boot. Er behaute den ganzen Tag Stein. Er und seine Ehefrau und ihre Kinder bearbeiteten alle das dunkle grünliche Gestein, das aus den Bergen kam, um Axtschneiden daraus herzustellen, die die Kinder anschließend mit Sand polierten; dann pflegte ein Händler zu kommen, die Äxte mitzunehmen und im Austausch dafür

ein paar Nahrungsmittel für Aurennas Familie dazulassen. Nur Aurenna hatte keinen Stein behauen oder poliert. Ihre Eltern wollten es nicht zulassen, weil sie bezaubernd schön war und ein örtlicher Priester prophezeit hatte, dass sie die Sonnenbraut werden würde; so hatte ihre Familie sie wie einen Schatz gehütet, bis die Priester kamen, um sie fortzubringen. Ihr Vater hatte geschluchzt und ihre Mutter sie umarmt, als jener schicksalsträchtige Moment gekommen war. »Wenn du eine Göttin bist«, flehte die Mutter, »kümmere dich um uns!«

Jetzt schritt die neue Sonnenbraut auf Kerevals Siedlung zu, und die wartende Menschenmenge neigte die Stirn zu Boden, als die Priester sie durch das mit Blüten geschmückte Tor geleiteten. Kereval lag gleich hinter dem Eingang der Siedlung flach auf dem Boden ausgestreckt, und er rührte sich nicht, bis Aurenna ihm die Erlaubnis erteilte, sich zu erheben — obwohl einer der Priester ihr erst das Stichwort geben musste, denn sie verstand immer noch nicht ganz, dass sie im Begriff war, eine Göttin zu werden. Kereval stand auf und sah zu seiner großen Erleichterung, dass Aurenna tatsächlich alles das war, was man von ihr berichtet hatte. Ihr Name bedeutete »die Goldene« in der Sprache der Fremdländischen und passte zu ihrem hellen Haar, das glänzte wie Gold. Sie besaß die weißeste, makelloseste Haut, die Kereval jemals gesehen hatte, ein langes, schmales Gesicht, ruhige Augen und eine seltsame Ausstrahlung von Macht. Sie war tatsächlich schön, und Kereval hätte sie gerne in seinem eigenen Haushalt aufgenommen, aber das war unmöglich. Stattdessen führte er sie zu der Hütte, wo die Ehefrauen des Priesters sie waschen, ihr das lange goldblonde Haar kämmen und sie in die weiße wollene Hochzeitsrobe kleiden würden.

»Sie ist schön«, sagte Camaban widerwillig zu Kereval.

»Sehr«, bestätigte Kereval, und er wagte zu hoffen, dass der Sonnengott den Stamm für die Opferung einer Braut von solch himmlischem Äußeren belohnen würde.

»Ausgesprochen ungewöhnlich«, murmelte Camaban, und plötzlich wusste er, dass Aurenna Teil seines großen Plans werden musste. In einer anderen Welt, in der die Leute krumm und durch Narben verunstaltet, zahnlos und schmutzig waren, selbst wenn sie nicht schielten, hinkten und Warzen sie bedeckten, war Aurenna eine makellose, erhabene und strahlend schöne Erscheinung — Camaban begriff, dass ihre Opferung dieses Jahr zu einem ganz besonderen Jahr für Slaol machen würde. »Aber was, wenn der Gott sie zurückweist?«, fragte er.

Kereval berührte seine Lenden mit derselben Geste, die auch Camabans Volk anwandte, um Unheil abzuwehren. »Das wird er nicht«, erwiderte Kereval grimmig, aber in Wahrheit befürchtete er tatsächlich genau solch eine Zurückweisung. In der Vergangenheit waren die Sonnenbräute ruhig und gefasst in den Tod gegangen, um in einem blendenden Lichtschein gen Himmel zu fahren; doch seit dem Verlust der Schätze hatten sich die Bräute alle erbittert gesträubt. Die Letzte war die Schlimmste von allen gewesen, denn sie hatte wie ein ungeschickt geschlachtetes Schwein geschrien. Sie hatte sich heftig gewunden und erbärmlich geschluchzt, und ihre Schmerzensschreie waren schlimmer, als das Heulen der Wölfe gewesen oder die Geräusche des ewig kalten Meeres, das schmatzend an den dunklen Felsen des öden Sarmennyn saugte. Kereval glaubte, dass die Art und Weise von Aurennas Tod ein Prüfstein für seine Weisheit sein würde. Wenn der Gott den Handel mit Lengar billigte, dann würde Aurenna rasch und klaglos sterben - aber wenn er dagegen war, dann stünde Aurenna ein qualvoller Todeskampf bevor, und Kerevals Feinde innerhalb des Stammes würden seine Führung ablehnen.

Am südlichen Rand der Siedlung, an einer Stelle neben dem. Fluss, wo eine Anzahl von Booten über die Hochwassergrenze auf den Strand gezogen worden war, stand ein Kreis von grob behauenen Steinsäulen: der Tempel

der Sonnenbraut. Die Stammesmitglieder tanzten singend um den Steinkreis herum, während sie darauf warteten, dass die Braut aus der Hütte kam, wo sie gewaschen und angekleidet wurde. Leckan, der lahme Zauberer, der nach Ratharryn mitgegangen war, als die Abgesandten aus Sarmennyn versucht hatten, das Gold zurückzubekommen, und der jetzt der älteste Priester in Kerevals Siedlung war, blickte zum Himmel hinauf und sah, dass die Wolkendecke dünner wurde - also bestand die Chance, dass die Sonne das Mädchen sehen würde. Das war ein gutes Omen. Dann hörten das Singen und Tanzen abrupt auf, als sich die Stammesmitglieder auf den Boden niederwarfen.

Aurenna war erschienen und schritt, geführt von zwei Priestern, zu ihrem Tempel. Ihr Haar war gekämmt und zu einem Zopf geflochten worden, mit einer Lederschnur zusammengebunden und mit Sumpfdotterblumen und Schlehenblüten geschmückt. Die Hochzeitsrobe, sauber und weiß, hing gerade von ihren Schultern herab. Normalerweise wäre sie mit Gold herausgeputzt gewesen, mit einer Kaskade von Goldrauten um den Hals, während die größeren Rauten ihr Gewand geschmückt hätten, aber das Gold war verschwunden; trotzdem erschien sie allen wie eine Königin. Sie war ein großes Mädchen, schlank, mit geradem Rücken und geschmeidigen Gliedern, sodass Camaban — der sie als Einziger beobachtete, während sie zwischen den ehrfurchtsvoll auf dem Boden kauernden Stammesmitgliedern dahinwandelte — den Eindruck hatte, sie bewege sich mit einer fast überirdischen Grazie.

Aurenna wusste nicht so recht, was sie tun sollte. Sie zögerte, den Kreis zu betreten, bis einer der Priester ihr zuflüsterte, dass dies der Augenblick sei, in dem sie eine Göttin wurde, und dies ihr Tempel sei und dass sie tun könne, was sie wünschte — dennoch sei es aber üblich für die Sonnenbraut, sich in die Mitte des Steinkreises zu stellen und den Stamm zum Aufstehen und Tanz anzuweisen. Aurenna tat, was man ihr auftrug, obwohl ihre Stimme

stockend klang, als sie sprach. Genau in dem Moment brach die Sonne durch die Wolken, und die Leute seufzten vor Entzücken, denn das war ein Zeichen des Himmels.

Kereval, der Clanführer, trug einen Lederbeutel, den er Leckan überreichte, und Leckan öffnete ihn, um in seinem Inneren neue Schätze zu entdecken. Dies waren Kostbarkeiten, die Kereval in dem Land jenseits des westlichen Meeres hatte anfertigen lassen und für die er teuer mit Bronze und Bernstein und schwarzem Granat bezahlt hatte; obwohl sie zwar die verlorenen Schätze nicht ersetzen konnten, würden sie Erek und seiner Braut trotzdem zur Ehre gereichen. Der Priester zog eine der großen Goldrauten aus dem Beutel und drei Ketten mit kleineren Rauten, die auf Sehnenschnüre gefädelt waren, und hängte sie Aurenna um den Hals. Dann holte er ein Messer mit einer Bronzeklinge hervor, dessen hölzernes Heft mit Goldstiften verziert war. Er behielt das Messer für sich als Symbol dafür, dass Aurennas Lebensfaden durchgeschnitten würde, wenn ihre Zeit abgelaufen war.

Der Göttin wurden Geschenke gebracht. Es waren Säcke mit Getreide, Austern, Muscheln und viele gedörrte Fische. Es waren Axtklingen und Bronzeklumpen, und diese Geschenke versteckten die Priester zum eigenen Gebrauch; aber die Nahrungsmittel wurden vor Aurenna aufgehäuft, in den Tempel gebracht von Männern, die es wagten, einen Blick auf die Göttin zu werfen, bevor sie sich ehrfurchtsvoll in den Staub warfen. Sie dankte jedem Einzelnen von ihnen mit einer Schüchternheit, die etwas Gewinnendes hatte. Sie lachte sogar, als ein Mann ein paar gedörrte Fische brachte, alle an den Kiemen auf einen Stock gesteckt, und einer der Fische herunterfiel. Als sich der Mann bückte, um den Fisch aufzuheben, rutschte vom anderen Ende des Stocks ein zweiter ab, und als er diesen hastig aufhob, löste sich ein dritter. Aurennas Lachen war so hell wie ihr Verlobter, der noch immer durch die Lücke in den Wolken auf die Erde schien.

»Es ist üblich, die Nahrungsmittel den Witwen zu spenden«, erklärte Leckan, der Priester, ihr in gedämpftem Ton.

»Das Essen soll den Witwen gegeben werden«, verkündete Aurenna daher mit klarer Stimme.

Leckan gab ihr noch weitere Anweisungen. Sie war jetzt eine Göttin, deshalb durfte man sie niemals essen oder trinken sehen, obwohl man ihr, wo auch immer sie in Sarmennyn hinging, eine Hütte zur Verfügung stellen würde, in die sie sich zurückziehen konnte. Zwei Frauen würden ihre ständigen Begleiterinnen und Dienerinnen sein und vier junge Speerkämpfer ihre Beschützer. »Es steht dir frei, zu gehen, wohin du möchtest, erhabene Göttin«, murmelte er Aurenna zu, »aber es ist üblich, dass die Göttin im ganzen Land herumreist, um ihren Segen zu erteilen.«

»Und ...«, begann Aurenna, aber die Worte erstarben in ihrer Kehle. »Und wann ...«, hub sie erneut an, war jedoch immer noch nicht im Stande, den Satz zu beenden.

»Und am Ende«, sagte Leckan ruhig, »wirst du hier sein, und wir werden dich zu deinem Ehemann geleiten. Es tut nicht weh.« Er zeigte auf die Sonne, die jetzt zwischen den Wolken brannte. »Dein Ehemann wird nicht einen Herzschlag länger als unbedingt nötig warten wollen. Du wirst keinen Schmerz fühlen.«

»Keinen Schmerz?« schrie plötzlich eine Stimme hinter ihnen. »Keinen Schmerz? Es *muss* schmerzhaft sein! Welche Braut fühlt keinen Schmerz? Schmerz und Blut! Blut und Schmerz!« Der Mann, der diese Worte gebrüllt hatte, kam jetzt in den Tempel, wo er sich vor Aurenna zu Boden warf und die Hände nach ihren Füßen ausstreckte. »Natürlich wird sie Schmerz empfinden!«, rief er in das Gras. »Unvorstellbaren Schmerz! Dein Blut wird kochen, deine Knochen werden zersplittern, und deine Haut wird schrumpfen. Es ist ein entsetzlich qualvoller Tod. Du könntest dir solch unerträgliche Schmerzen niemals

vorstellen, selbst wenn du bis zum Ende deiner Tage Qualen ausstehen solltest!« Er rappelte sich wieder vom Boden auf. »Deine Schmerzensschreie werden gellen«, fauchte er Aurenna an, »denn du bist eine Sonnenbraut!«

Der Mann war mit einem Dutzend Gefolgsleuten gekommen, alle nackt wie ihr Anführer und alle Priester, aber nur er hatte sich Aurenna genähert. Er war eine hoch gewachsene, abgezehrte Gestalt mit ausgemergelten Zügen und glühenden Augen, langen gelben Zähnen, wirrem, verfilztem schwarzen Haar und einer mit zahllosen Narben bedeckten Haut. Seine Stimme klang wie das höhnische Gekrächze eines Raben, sein knochiger Körper war so knotig wie Feuerstein, seine geschwärzten Finger so gekrümmt wie Klauen. »Schmerz ist der Preis, den du zahlst!«, schleuderte er dem völlig verängstigen Mädchen entgegen. Er trug einen mit einer schweren Feuersteinspitze versehenen Speer, den er wild hin und her schwenkte, während er zwischen den Steinen herumsprang. »Deine Augen werden aufplatzen, deine Sehnen werden schrumpfen, und deine Schreie werden von den Felsen widerhallen!«, brüllte er.

Camaban hatte die seltsame Demonstration beobachtet und still in sich hineingegrinst, doch Kereval war in den Tempel gerannt. »Scathel!«,rief er ärgerlich. »Scathel!«

Scathel, der Hohepriester von Sarmennyn, hatte dieses Amt zu dem Zeitpunkt innegehabt, als die Schätze gestohlen worden waren; aber er hatte sich selbst die Schuld an dem Verlust des Goldes gegeben, und deshalb war er in die Hügel gegangen, wo er die Felsen anheulte und seinen Körper mit Feuersteinklingen malträtierte. Einige der anderen Priester waren ihm gefolgt, und als sich Scathels Anfall von Wahnsinn legte, hatten sie einen neuen Tempel oben in den Felsen gebaut; dort beteten, hungerten und erniedrigten sie sich nun selbst, um den Verlust der Schätze wieder gutzumachen. Viele im Stamm glaubten, Scathel wäre für immer gegangen - aber jetzt war er unerwartet wieder aufgetaucht.

Er ignorierte Kereval und schob Leckan ungeduldig mit seinem Speer aus dem Weg, damit er auf die furchterfüllte Aurenna zugehen konnte. Wenn Scathel von ihrer Schönheit beeindruckt war, so ließ er jedenfalls nichts davon erkennen, sondern schob stattdessen sein vernarbtes, abgezehrtes Gesicht dicht vor ihres. »Du bist eine Göttin?«, verlangte er zu wissen.

Aurenna brachte keinen Ton hervor, nickte jedoch demütig als Antwort auf seine Frage.

»Dann habe ich eine dringende Bitte an dich«, rief Scathel laut, damit jede Menschenseele in der Siedlung ihn hören konnte. »Unsere Schätze müssen zurückgegeben werden! Wir müssen sie wiederhaben!« Sein Speichel spritze ihr ins Gesicht, als er sprach, und sie trat einen Schritt zurück, um den Spucketröpfchen auszuweichen. »Ich habe einen Tempel gebaut!«, brüllte Scathel über Aurennas Schulter hinweg, während er sich an die Menschenmenge wandte, die ihn entgeistert anstarrte. »Mit eigenen Händen habe ich einen Tempel gebaut und für den Gott geblutet, und er hat zu mir gesprochen! Wir müssen die Schätze zurückholen!«

»Es ist bereits alles eingeleitet«, warf Kereval dazwischen.

»Du!« Scathel fuhr zu dem Clanführer herum und richtete sogar drohend seinen Speer auf ihn, sodass ein Dutzend Krieger an Kerevals Seite eilte. »Was hast du unternommen, um die Schätze zurückzubekommen?«, verlangte er zu wissen.

»Wir haben Männer an Ratharryn ausgeliehen«, gab Kereval höflich Auskunft, »und werden ihnen einen Tempel schicken.«

»Ratharryn!«, schnaubte Scathel verächtlich. »Ein kleiner Ort, ein armseliges Nest, ein Sumpf von verkrüppelten Schielaugen, kropfigen Schweinen und verbogenen Schlangen. Du bist Clanführer, kein Händler! Du feilscht nicht um unser Gold, du nimmst es dir einfach! Nimm unsere Speere, nimm unsere Bögen und Pfeile und hol die Schätze zurück!« Er trat beiseite und hob die Arme, um die

Aufmerksamkeit des Stammes auf sich zu ziehen. »Wir müssen Krieg gegen Ratharryn führen!«, brüllte er. »Krieg!« Er begann, mit seinem Speer vehement gegen eine der Steinsäulen zu schlagen. »Wir müssen unsere Speere nehmen, unsere Schwerter und unsere Bögen - es soll getötet und verstümmelt werden, bis die Wesen in Ratharryn uns wimmernd um Gnade anflehen!« Der Speerschaft zerbrach, und die grob behauene steinerne Spitze flog davon, ohne Schaden anzurichten. »Es gilt ihre Hütten niederzubrennen und ihre Tempel dem Erdboden gleichzumachen, ihr Vieh abzuschlachten und ihre Kinder in Ereks Feuer zu werfen!« Wieder fuhr er zu Kereval herum und stieß ihm den zersplitterten Speerschaft vor die Brust. »Lengar hat unsere Männer, um seine Schlachten zu schlagen, sowie unser Gold; wenn er seine Schlachten gewonnen hat, wird er sich gegen unsere Männer wenden und sie töten. Du nennst dich Clanführer? Ein Clanführer würde sofort aufbrechen und die jungen Männer seines Stammes in den Krieg führen!«

Kereval zog sein Schwert. Es war eine Bronzeklinge, perfekt ausbalanciert, Teil des Tributs, den jeder Händler, der von der Insel jenseits des westlichen Meeres kam, an das Volk von Sarmennyn zahlen musste, bevor er seine Waren weiter nach Osten transportieren durfte. Plötzlich hieb Kereval auf den Speerschaft in Scathels Hand ein, und Scathel wurde durch die Heftigkeit des Angriffs zurückgetrieben. »Krieg?«, donnerte Kereval. »Was weißt du schon von Krieg, Scathel?« Er holte abermals mit seinem Schwert aus, schlug den Speerschaft hart beiseite. »Um Krieg gegen Ratharryn zu führen, Scathel, muss ich meine Männer über die schwarzen Berge führen und dann durch das Land von Salars Volk. Du würdest dir ein Gefecht mit Salars Kriegern liefern?« Das Schwert schlug ein drittes Mal zu, schnitt einen breiten Splitter aus dem Speerschaft aus roh behauenem Eschenholz. »Und wenn wir unsere Toten begraben haben, Priester, und über die nächste Hügelkette gelangt sind,

werden wir zu den Stämmen am großen Fluss kommen. Sie empfinden nicht gerade Liebe für uns. Aber vielleicht können wir auch sie besiegen?« Er schlug den Speerschaft abermals mit seinem Schwert beiseite. »Und wenn wir uns schließlich einen Weg über den Fluss erkämpft haben und die jenseitigen Hügel aufwärts, dann werden Ratharryns Verbündete schon mit Speeren auf uns warten! Mit Hunderten von Speeren!«

»Wie hat Vakkal es dann geschafft, nach Ratharryn zu gelangen?«, schnaubte Scathel. Vakkal war der Mann, der die bewaffneten Truppen angeführt hatte, um Lengar dabei zu helfen, Clanführer seines Stammes zu werden.

»Sie haben verborgene Wege gewählt, angeführt von deinem Bruder«, erwiderte Kereval, »aber sie waren nur fünfzig Männer. Glaubst du ernsthaft, ich könnte alle unsere Speerkämpfer heimlich und ungesehen nach Ratharryn führen? Und um Ratharryn zu erobern, Scathel, werden wir alle unsere Männer brauchen - wer wird dann hier bleiben zum Schutze unserer Frauen?«

»Der Gott wird sich ihrer annehmen!«, behauptete Scathel beharrlich.

Kereval schlug abermals mit seinem Schwert zu. Diesmal ließ Scathel den Speerschaft fallen und breitete die Arme aus, als wollte er Kereval auffordern, ihm das schwere Schwert in den Bauch zu stoßen; aber der Clanführer schüttelte nur den Kopf. »Ich habe mein Wort gegeben«, sagte Kereval, »und wir werden Lengar von Ratharryn Zeit lassen, sein Wort zu halten.« Er hob das Schwert, sodass seine messerscharfe Spitze in dem schmutzigen Gewirr von Scathels zotteligem Bart verschwand. »Hüte dich davor, diesen Stamm aufzuhetzen, Priester, denn noch bin ich der Herrscher hier!«

»Und ich bin immer noch der Hohepriester«, fauchte Scathel.

»Die Schätze werden zurückgegeben werden!«, rief Kereval. Er wandte sich zu seinem Stamm um. »Wir haben

eine Braut gewählt, die noch schöner ist als jedes andere Mädchen, das wir jemals in Ereks Bett geschickt haben«, verkündete Kereval. »Sie wird unsere Gebete unterstützen.«

»Und was wirst du tun« - Scathel wiederholte Camabans grimmige Frage - »wenn der Gott seine Braut zurückweist?« Unversehens fuhr er herum und riss Leckan das Bronzemesser aus der Hand. Einen Herzschlag lang dachten die Männer, er wollte sich auf Aurenna stürzen; doch stattdessen hob er mit der Linken seinen Bart hoch und hieb mit der Messerklinge darauf ein, um dicke Büschel verfilzten Haares abzuschneiden. Dann warf er die Strähnen in die Mitte des Tempels. »Mit meinem Bart hier belege ich Kereval mit einem Fluch, wenn der Gott diese Braut zurückweist! Denn wenn er es tut, dann wird es Krieg geben, nichts als Krieg! Krieg und Tod und Blut und Gemetzel, bis die Schätze wieder uns gehören!« Er marschierte auf seine alte Hütte zu, und die Menschenmenge teilte sich, um ihn durchzulassen, während hinter ihm Aurenna in ihrem Tempel saß und vor Grauen zitterte.

Camaban beobachtete den Vorfall schweigend; danach, als keiner auf ihn achtete, sammelte er die Büschel von Scathels Haar ein und drehte sie zu einem Ring zusammen, durch den er auf einen von Wolken verschleierten Slaol starrte. »Er wird mich bekämpfen«, sagte er zu dem Gott, »obwohl er dich genauso liebt wie ich. Deshalb musst du seine Gedanken verbiegen, so wie ich sein Haar verbogen habe«, und damit warf er den Ring aus Haaren in den Fluss, der an Kerevals Siedlung vorbeiströmte. Er zweifelte zwar daran, dass der kleine Talisman die Veränderung von selbst herbeiführen würde, aber er könnte vielleicht helfen; Camaban wusste, er brauchte dringend Hilfe, denn der Gott hatte ihm eine gigantische Aufgabe übertragen. Das war der Grund, warum er zur Zeit der Herrschaft der Sonnenbraut nach Sarmennyn zurückgekehrt war; denn während dieser Zeit pflegte der fremdländische Stamm am anfälligsten für suggestive Beeinflussung, Magie und Veränderungen zu

sein. Schließlich musste Camaban eine ganze Welt verändern.

9. KAPITEL



Haragg, Saban und Cagan trafen am selben Tag wie Aurenna in Kerevals Siedlung ein, aber erst abends; das schöne Wetter hatte sich in einen heftigen Platzregen verwandelt, der auf das dunkle Land herabtrommelte und Sabans Haar und Hemd durchnässte. Haragg lud seine Pferde ab, dann führte er die erschöpften Tiere in eine baufällige Hütte, offenbar sein Zuhause, bevor er Saban und Cagan zu einer großen Hütte mitnahm, die auf dem höchsten Geländepunkt innerhalb der hölzernen Palisadeneinfriedung der Siedlung stand. Wasser rann in Strömen von dem reetgedeckten Dach der Hütte, die größer war als jedes Gebäude, das Saban je zuvor gesehen hatte - so groß, dass ihr Firstbalken von fünf dicken Holzpfählen gestützt werden musste, wie er bemerkte, als er sich unter dem niedrigen Türsturz hindurch duckte. In dem großen Raum stank es nach Fisch, Rauch, nassen Fellen und Schweiß, und er war gedrängt voll von Männern, die im Lichte zweier großer Feuer ein Festgelage hielten. In einer Ecke der Hütte schlug ein Trommler eine mit Häuten bespannte Trommel, während ein Flötist auf einer Reiherknochenflöte spielte.

Schweigen senkte sich über die Versammlung, als Haragg eintrat, und Saban spürte, dass die Männer vor dem riesenhaften Händler auf der Hut waren; aber Haragg ignorierte sie, wies stattdessen auf einen kleinen Mann, der

an einem Ende der Halle neben einem qualmenden Feuer saß. Das drahtige Haar des Mannes war in einen Bronzereif gezwängt, sein Gesicht über und über mit aschgrauen Tätowierungen bedeckt. »Der Clanführer«, flüsterte Haragg Saban zu. »Genannt Kereval. Ein anständiger Kerl!«

Neben Kereval saß Camaban, obwohl Saban seinen Bruder zuerst überhaupt nicht erkannte, sondern stattdessen einen hohlwangigen Zauberer mit tief eingesunkenen Augen und einem Furcht einflößenden Gesicht vor sich sah, umrahmt von schwarzem, mit eingeflochtenen Knochen geschmückten Haar. Dann wies der Zauberer mit seinem langen Finger auf Saban, krümmte ihn und bedeutete Saban mit einer Geste, dass er herkommen und sich zwischen ihn und den Clanführer setzen sollte; erst da ging Saban auf, dass der Mann sein Bruder war.

»Du hast dir ja ziemlich viel Zeit gelassen«, knurrte Camaban ohne jede Begrüßung, dann stellte er seinen Bruder mürrisch dem Clanführer vor; dieser schenkte Saban ein freundliches Lächeln zur Begrüßung, bevor er in die Hände klatschte, um die Versammlung zur Ruhe zu ermahnen, damit er die Feiernden mit dem Neuankömmling bekannt machen konnte. Die Männer starrten Saban an, als sie erfuhren, dass er Lengars Bruder war, dann rief Kereval eine Sklavin und befahl ihr, Saban etwas zu essen zu bringen.

»Ich bezweifle, dass er essen möchte«, mischte Camaban sich ein.

»Doch, ich möchte etwas essen«, widersprach Saban. Er war sehr hungrig.

»Du willst diesen Dreck fressen?«, verlangte Camaban zu wissen, während er Saban eine Schlüssel mit geschmortem Fisch, Seetang und zähem, sehnigen Hammelfleisch zeigte. Er hob ein langes Stück schleimigen Seetang hoch. »Soll ich das hier etwa essen?«, fragte er Kereval.

Kereval ignorierte Camabans angeekelte Miene und wandte sich Saban zu. »Dein Bruder hat meine Lieblingsehefrau von

einer schweren Krankheit geheilt, die kein anderer behandeln konnte!« Der Clanführer strahlte Saban an. »Es geht ihr wieder gut! Er wirkt Wunder, dein Bruder.«

»Ich habe sie nur richtig behandelt«, schnauzte Camaban, »im Gegensatz zu diesen Schwachköpfen, die du als Heiler und Priester bezeichnest. Sie könnten noch nicht mal eine Warze beseitigen.«

Kereval nahm Camaban den Seetang aus der Hand und aß ihn. »Du bist mit Haragg gereist?«, fragte er Saban.

»Einen weiten Weg«, erläuterte Saban.

»Haragg reist gerne«, sagte Kereval. Er hatte kleine dunkle Knopfaugen in einem Gesicht, das gutmütig und freundlich wirkte. »Haragg glaubt«, fuhr er fort und beugte sich dabei zu Saban vor, »wenn er nur weit genug reist, wird er schließlich einen Magier finden, der seinem Sohn eine Zunge und Ohren verleihen kann.«

»Was Cagan braucht, ist ein kräftiger Schlag auf den Kopf«, knurrte Camaban. »Das würde ihn heilen.«

»Wirklich?«, fragte Kereval interessiert.

»Ist das Met?«, fragte Camaban und griff nach einem geschmückten Krug, der neben Kereval stand. Er hob ihn an den Mund und trank gierig.

»Du wirst jetzt hier bleiben? Den Sommer über vielleicht?«, fragte Kereval Saban mit einem Lächeln.

»Ich weiß eigentlich gar nicht, warum ich hier bin«, gestand Saban und warf einen Blick auf Camaban. Er war verwirrt und überrascht über die Veränderung, die mit seinem Bruder vorgegangen war. Camaban, der stotternde Krüppel, saß jetzt auf dem Ehrenplatz.

»Du bist hier, kleiner Bruder«, verriet Camaban ihm, »um mir zu helfen, einen Tempel zu befördern.«

Kerevals Lächeln erstarb. »Nicht alle hier glauben, dass wir euch einen Tempel überlassen sollten.«

»Natürlich wollen sie das nicht!« Camaban machte sich keinerlei Mühe, seine Stimme zu senken. »Es gibt hier genauso viele Idioten wie in jedem anderen Stamm - aber es

spielt keine Rolle, was sie glauben.« Er wies mit einer geringschätzigen Handbewegung auf die Feiernden. »Fragen die Götter diese Schwachköpfe vielleicht nach ihrer Meinung, bevor sie Regen schicken? Natürlich nicht! Also, warum sollten du oder ich es dann tun? Das einzig Wichtige ist, dass sie gehorchen.«

Kereval lenkte die Unterhaltung schnell in andere Bahnen und sprach stattdessen über die Wetteränderung, und Saban sah sich in der von Feuerschein erhellten Halle um. Die meisten Männer hatten inzwischen genug von dem berühmten starken Gebräu der Fremdländischen getrunken, um sich laut und prahlerisch aufzuführen. Einige diskutierten hitzig über Jagdabenteuer, während andere brüllend Ruhe verlangten, um dem Flötenspiel lauschen zu können, dessen schwache Klänge völlig von dem allgemeinen Spektakel übertönt wurden. Sklavinnen brachten Essen und Getränke herein; dann sah Saban plötzlich, wer hinter dem Feuer am anderen Ende der Halle saß, und seine Welt veränderte sich.

Es war ein Augenblick, in dem sein Herz zu schlagen aufzuhören schien, in dem die Welt und alle ihre Geräusche - das Trommeln des Regens auf dem Dach, die lauten, aufgeregten Stimmen, das Knacken brennender Holzscheite, die dünnen, trillernden Töne der Flöte und das Dröhnen der Trommeln - abrupt verhallten. Alles um ihn herum schien sich in diesem Augenblick aufzulösen, so als ob nichts mehr existierte außer ihm selbst und dem weiß gekleideten Mädchen, das auf einer hölzernen Plattform am anderen Ende der Halle thronte.

Zuerst, als er sie durch die dichten Rauchschwaden hindurch erblickte, dachte Saban, dass sie unmöglich ein Mensch sein konnte, denn sie war so makellos, so unglaublich rein und überirdisch. Ihr Gewand war weiß und mit glänzenden Goldrauten behängt, während ihr Haar in einer schimmernden goldenen Kaskade herabwallte, um das blasseste und schönste Gesicht zu umrahmen, das er jemals

gesehen hatte. Er fühlte eine Aufwallung von Schuldbewusstsein wegen Derrewyn, eine Aufwallung, die ihn jedoch sofort wieder verließ, als er das Mädchen ansah. Er starrte und starrte, gebannt und vollkommen reglos, als wäre er von einem Pfeil getroffen worden wie von demjenigen, der durch die Abenddämmerung gesaust war, um seinen Vater zu töten. Er rührte sein Essen nicht an, lehnte den Alkohol ab, den Camaban ihm anbot, starrte nur unentwegt durch den Rauch auf die ätherische Schönheit, die über dem lärmigen Trinkgelage zu schweben schien. Sie aß nicht, sie trank nicht, sie sprach nicht, sie saß einfach nur da, schweigend und erhaben wie eine Göttin.

Camabans schroffe Stimme riss Saban unsanft aus seiner träumerischen Betrachtung des Mädchens. »Sie heißt Aurenna, und sie ist eine Göttin ... Ereks Braut! Dieses Fest wird ihr zu Ehren gegeben, um sie in der Siedlung willkommen zu heißen. Ist sie nicht schön? Wenn du mit ihr sprichst, musst du vor ihr niederknien. Aber wenn du sie berührst, Bruder, wirst du sterben. Wenn du es auch nur wagst, mit dem Gedanken zu spielen, sie zu berühren, gehst du zu Grunde.«

»Sie ist die Sonnenbraut?«, fragte Saban.

»Und wird in weniger als drei Monden den Feuertod erleiden«, erklärte Camaban. »Das ist die Art, Sonnenbräute zu vermählen. Sie springen in ein Feuer am Rand des Meeres. Zischendes Fett und splitternde Knochen.

Flammen und Schreie. Sie stirbt. Das ist ihre Bestimmung. Das ist ihr Daseinszweck, der Grund, warum sie lebt - um verbrannt zu werden. Also glotz sie nicht an, als ob du ein blödes Kalb wärst, denn du kannst sie nicht haben. Such dir ein Sklavenmädchen zum Bespringen - denn wenn du Aurenna anfasst, kommst du um.«

Aber Saban konnte den Blick nicht von der Sonnenbraut lassen. Einmal dieses goldhaarige Mädchen zu berühren, dachte er verwegen, wäre es wert, dafür zu sterben. Wahrscheinlich war sie vierzehn oder fünfzehn Sommer alt,

also im gleichen Alter wie er - eine Braut, wie sie vollkommener nicht sein könnte, und plötzlich wurde Saban von einem schmerzlichen Verlustgefühl überwältigt. Zuerst Derrewyn und jetzt dieses Mädchen. Hatte Miyac, Haraggs Tochter, auch den Vorsitz über ein solches Fest geführt? War sie auch so bezaubernd schön gewesen? Und hatten einige junge Männer sie ebenfalls voller Sehnsucht angestarrt, bevor sie in den Flammen am Ufer des Meeres gestorben war?

Dann wurden seine Gedanken jäh unterbrochen, als der Ledervorhang vor dem breiten Eingang heftig zur Seite geschlagen wurde. Eine Bö kalten Windes ließ die beiden großen Feuer flackern, als ein hoch gewachsener, ausgemergelter Mann mit einer wirren Haarmähne in die Hütte marschierte. »Wo ist er?«, rief er, während Regenwasser von seinem Umhang aus Wolfsfell auf den Boden tropfte.

Haragg erhob sich von seinem Platz, in der Annahme, dass der Schreihals nach ihm suchte; aber der Neuankömmling zischte Haragg nur an und fuhr stattdessen zu Kereval herum. »Wo ist er?«, brüllte er erneut. Drei andere Männer waren ihm in die Hütte gefolgt - alles Priester, denn sie hatten Knochen in ihre Bärte geflochten.

»Wo ist wer?«, fragte Kereval verwirrt.

»Lengars Bruder!«

»Beide Brüder von Lengar sind hier«, berichtete Kereval und wies auf Camaban und Saban, »und sie sind beide meine Gäste.«

»Gäste!«, schnaubte der wilde Mann verächtlich, dann breitete er die Arme aus und wandte sich um, um die Feiernden anzustarren die bei seinem Eintreten verstummt waren. »Es sollte keine Gäste in Sarmennyn geben«, schrie er, »und auch keine Feste, keine Musik, keine Tänze, keine Freude, bis wir die Schätze zurückbekommen haben! Und dieses Ungeziefer da« - er fuhr herum und zeigte mit einem

knochigen Finger auf Saban und Camaban - »diese beiden Stücke Dreck könnten uns dabei behilflich sein.«

»Scathel!«, rief Kereval entrüstet. »Sie sind unsere Gäste!«

Scathel drängte sich an den sitzenden Männern vorbei und starrte auf Saban und Camaban hinunter - er runzelte die Stirn, als er die Knochen in Camabans Haar bemerkte. »Bist du Priester?«, verlangte er zu wissen.

Camaban ignorierte die Frage. Stattdessen gähnte er gelangweilt; nun bückte Scathel sich und packte Saban an seinem Hemd, um ihn mit einer für ein so dürres Knochengestell erstaunlichen Kraft auf die Füße zu ziehen. »Wir werden die Bruder-Magie anwenden«, erklärte er Kereval.

»Er ist ein Gast!«, protestierte Kereval abermals.

»Die Bruder-Magie?«, fragte Camaban mit echtem Interesse. »Erzähl mir von dieser Magie.«

»Was ich *ihm* antue«, sagte Scathel, während er Saban einen Finger in die Rippen bohrte, »wird auch seinem Bruder angetan. Ich reiße ihm ein Auge heraus, folglich verliert auch Lengar ein Auge.« Er schlug Saban ins Gesicht. »Da!«, kreischte er, »jetzt brennt Lengars Wange!«

»Meine nicht«, wandte Camaban ein.

»Du bist ja auch Priester«, erwiderte Scathel und erklärte, warum Camaban Sabans Schmerz nicht hatte spüren können.

»Nein«, berichtigte Camaban, »ich bin kein Priester, sondern Zauberer.«

»Ein Zauberer, der die Bruder-Magie nicht kennt?«, höhnte Scathel. »Was ist denn das für ein Zauberer?« Er lachte verächtlich, dann zerrte er Saban herum, sodass alle in der Halle ihn sehen konnten. »Lengar von Ratharryn wird die Schätze niemals übergeben!«, brüllte er. »Selbst dann nicht, wenn wir ihm sämtliche Tempel von Sarmennyn schicken! Selbst dann nicht, wenn wir sämtliche Steine von sämtlichen Feldern auflesen und sie ihm zu Füßen legen! Aber wenn ich

ihm die Augen herausreiße, ihm Hände und Füße abhacke und ihm seine Männlichkeit nehme, dann erst wird er gefügig!«

Die zuhörenden Männer schlugen mit den Händen auf den Boden, um ihre Zustimmung zu bekunden, und Camaban, der das Ganze schweigend beobachtete, sah, wie viel Widerstand es in Kerevals Stamm gegen die Abmachung mit Lengar gab. Sie glaubten nicht daran, dass Ratharryn das Gold jemals herausrücken würde. Ursprünglich hatten sie sich mit dem Handel einverstanden erklärt, weil zu jenem Zeitpunkt anscheinend keine andere Möglichkeit bestanden hatte; doch jetzt war Scathel brüllend von den Hügeln heruntergekommen und schlug vor, Magie, Folter und Zauberei anzuwenden. »Wir werden eine Grube ausheben«, schlug Scathel vor, »und diesen Vagabunden hier hineinwerfen - dort wird er so lange eingesperrt bleiben, bis sein Bruder endlich die Schätze an uns ausliefert!« Die Feiernden brachen in laute Beifallsrufe aus.

»Wenn du meinen Bruder in eine Grube wirfst«, stellte Camaban in Aussicht, als wieder Ruhe in der Hütte herrschte, »werde ich deine Blase mit glühenden Kohlen füllen, sodass du dich vor Qualen windest und flüssiges Feuer pinkelst.« Er beugte sich vor, nahm ein Stückchen Fisch aus Kerevals Schale und verspeiste es gelassen.

»Du? Ein verkrüppelter Zauberer? Mir drohen?« Scathel wies auf Camabans linken Fuß, der noch immer unförmig war, wenn auch nicht mehr so grotesk missgestaltet wie früher. »Du bildest dir ein, die Götter hören auf Wesen wie dich?«

Camaban nahm eine Fischgräte aus dem Mund, dann bog er sie behutsam zwischen Daumen und Zeigefinger. »Ich werde die Götter dazu bringen, auf deinen Eingeweiden zu tanzen«, sagte er ruhig, »während die Geister der Toten dir dein Gehirn durch die Augenhöhlen heraussaugen. Ich werde deine Leber an die Raben verfüttern und deine Därme

den Hunden zum Fraß vorwerfen.« Er zerbrach die Gräte in zwei Hälften. »Lass meinen Bruder los!«

Scathel beugte sich dicht zu Camaban hinunter, und Saban, der die Auseinandersetzung beobachtete, dachte, wie ähnlich sich die beiden Männer doch waren. Der fremdländische Zauberer und Priester, Haraggs Zwillingsbruder, war der ältere von beiden, aber genauso sehnig, ausgemergelt und mächtig wie Camaban. »Er wird heute Nacht in die Grube wandern, Krüppel«, fauchte Scathel Camaban ins Gesicht, »und ich werde auf ihn pissen!«

»Du wirst ihn in Ruhe lassen!«, befahl plötzlich eine Frauenstimme, und in der Halle ertönte ein überraschtes Aufkeuchen, als sich die Männer umwandten, um Aurenna anzustarren. Sie hatte sich von ihrem Platz erhoben und wies auf den wütenden Priester. »Du wirst ihn loslassen«, sagte sie mit Nachdruck, »sofort!«

Scathel erzitterte einen Herzschlag lang, aber dann schluckte er und löste widerwillig seinen Griff um Sabans Arm. »Du läufst Gefahr, alles zu verlieren!«, zischte er Kereval zu.

»Kereval tut, was Erek will«, bemerkte Camaban, noch immer ruhig und gelassen, während er für den Clanführer antwortete; dann beugte er sich vor und ließ die beiden Grätenstückchen ins Feuer fallen. »Ich habe mir schon lange gewünscht, dich kennen zu lernen, Scathel von Sarmennyn«, fuhr er lächelnd fort, »denn man hört viel über dich, und ich Narr dachte, von dir lernen zu können. Stattdessen sehe ich jetzt, dass ich dich einiges werde lehren müssen.«

Scathel blickte in das Feuer, wo die beiden Grätenstückchen auf einem brennenden Holzscheit lagen. Einen Moment lang starrte er sie an, dann griff er hinunter und hob sie vorsichtig auf, eines nach dem anderen; die Haare auf seinem Arm kräuselten sich in den Flammen, und in der Hütte breitete sich ein scheußlicher Geruch von

versengtem Fleisch aus - aber Scathel zuckte nicht einmal mit der Wimper. Er spuckte auf die Gräten, dann zeigte er auf Camaban. »Du wirst niemals einen unserer Tempel fortbringen, Krüppel, niemals!« Er schnipste die Grätenstückchen in Camabans Schoss, zog den feuchten Wolfspelz um seine mageren Körper und verließ schweigend die Festhalle.

»Willkommen in Sarmennyn«, sagte Camaban zu Saban.

»Was tue ich hier eigentlich?«, verlangte Saban zu wissen.

»Das werde ich dir morgen mitteilen. Morgen werde ich dir ein neues Leben schenken. Aber heute Abend, Bruder, iss, wenn du kannst.« Mehr wollte er nicht sagen.

Am nächsten Tag, in dem frischen, böigen Wind, der auf den Regen der Nacht gefolgt war, führte Camaban Haragg, Saban und Cagan zum Meerestempel. Er lag eine ganze Strecke westlich von der Siedlung auf einer niedrigen Landzunge, wo sich die See weiß schäumend an den Klippen brach. Cagan wollte nicht in die Nähe des Tempels, in dem seine Schwester gestorben war, sondern kauerte sich stattdessen wimmernd zwischen ein paar Felsbrocken nieder; Haragg beruhigte den traurigen Koloss, tätschelte ihn wie ein kleines Kind und sprach beschwichtigend auf ihn ein, obwohl Cagan taub war und seine Worte nicht hören konnte. Dann ließ Haragg Cagan in seiner Felsspalte zurück und folgte den Brüdern zu dem verlassenen Tempel, der von den klagenden Schreien der weißen Vögel erfüllt war.

Das Bauwerk bestand aus einem simplen Kreis von zwölf Steinen, jeder ungefähr so groß wie ein ausgewachsener Mann, und von diesem Kreis führte ein kurzer Korridor, flankiert von einem Dutzend kleinerer Steine, zum Rand des Kliffs. Das Kliff war weder hoch noch steil, und unmittelbar jenseits des oberen Randes, nur ein kleines Stück darunter, ragte ein breiter Vorsprung aus dem Felsen, auf dem Feuerholz gestapelt lag. »Sie haben schon angefangen, den Scheiterhaufen aufzuschichten«, sagte Haragg voller Abscheu.

»Kereval hat mir gesagt, sie machen das Feuer jedes Jahr noch größer«, erläuterte Camaban. »Sie wollen sichergehen, dass die diesjährige Sonnenbraut schnell stirbt.« Der Wind zerzauste sein Haar und ließ die kleinen Knochen klappern, die am Saum seines Gewands hingen. »Das Mädchen wird innerhalb des Steinkreises entkleidet und wartet dann, bis die Sonne das Meer berührt. Das ist der Moment, in dem sie die Steinwege entlanggehen und in die Flammen springen muss. Ich habe an der Zeremonie letztes Jahr teilgenommen«, fuhr er fort, »bei der das Mädchen es mit der Angst zu tun bekam. Versuchte, geradewegs durch das Feuer ins Wasser zu springen.« Er lachte bei der Erinnerung. »Was für einen Tod sie hatte!«

»Sie gehen also nicht bereitwillig?«, erkundigte Saban sich betroffen.

»Einige schon«, meinte Haragg. »Meine Tochter ist willig in den Tod gesprungen.« Der Riese weinte jetzt. »Sie ist zu ihrem Ehemann gegangen, wie es sich für eine Braut gehört, und sie hat bei jedem Schritt des Weges gelächelt.«

Saban überlief ein Schauder. Er blickte auf den Rand des Kliffs und versuchte sich vorzustellen, wie Haraggs Tochter in das lodernde Feuer getreten war. Er hörte sie im Geist schreien, sah ihr langes Haar heller als die Sonne aufleuchten, die sie heiraten würde, und plötzlich wollte er um Aurenna weinen. Er konnte ihr Gesicht einfach nicht aus seinen Gedanken verbannen.

»Und Miyacs verbrannte Knochen wurden zu Asche zerstampft und auf den Feldern ausgestreut«, fuhr Haragg fort. »Aber wozu? *Wozu?«* Er brüllte das letzte Wort.

»Zum Wohl des Stammes«, klärte Camaban ihn mürrisch auf, »und du warst damals Priester - die Töchter anderer Männer hattest du skrupellos in den Flammentod geschickt.«

Haragg zuckte zusammen, als ob Camaban ihn ins Gesicht geschlagen hätte. Er war sehr viel älter als Camaban, senkte

aber den Kopf, als akzeptierte er das überlegene Wissen des jüngeren Mannes. »Ich habe mich geirrt«, flüsterte er.

»Die meisten Menschen irren«, erwiderte Camaban. »Die Welt quillt über von Dummköpfen, weshalb wir auch die Welt ändern müssen.« Er bedeutete Haragg und Saban, sich auf den Boden zu hocken, während er wie ein Lehrmeister stehen blieb, der zu seinen Schülern spricht. »Lengar hat sich einverstanden erklärt, Ereks Gold zurückzugeben, wenn Sarmennyn ihm dafür einen Tempel stiftet. Er hat diese Abmachung getroffen, weil er glaubt, dass es unmöglich ist, einen Tempel nach Ratharryn zu schaffen — aber wir werden ihm beweisen, dass er sich irrt.«

»Nimm diesen Tempel hier«, schlug Haragg vor und wies mit einer Kopfbewegung auf die hohen Säulen des Meerestempels.

»Nein, nicht diesen«, lehnte Camaban ab. »Wir werden Sarmennyns besten Tempel finden und den nehmen.«

»Warum?«, fragte Saban.

»Warum?«, fauchte Camaban. »Warum? Slaol hat Ratharryn sein Gold gesandt. Das ist ein Zeichen, du Dummkopf, dass er etwas von uns will! Und was will er? Er will selbstverständlich einen Tempel, weil Tempel die Orte sind, wo die Götter die Erde berühren. Slaol will einen Tempel, und er will ihn in Ratharryn haben — also hat er uns Gold aus Sarmennyn geschickt, um uns zu zeigen, wo dieser Tempel herkommen muss. Ist das so furchtbar schwer zu begreifen?« Er bedachte Saban mit einem mitleidigen Blick, dann begann er, auf dem kurzen Rasenstück auf und ab zu wandern. »Er will einen Tempel aus Sarmennyn, weil Slaol hier mehr als alle anderen Götter verehrt wird. Hier haben die Leute eine Ahnung von einem Teil der Wahrheit bekommen, und diese Wahrheit müssen wir in das Herzland tragen. Aber es gibt noch eine höhere Wahrheit.« Er blieb stehen und starrte seine beiden Zuhörer glühend an. »Ich habe bis in das Herz aller Dinge gesehen«, verriet er ihnen und wartete darauf, dass die beiden Männer seine

Behauptung anzweifeln würden; aber Haragg saß nur da und blickte ihn mit ehrfurchtsvoller Miene an, während Saban weiterhin schwieg.

»Die Priester glauben, die Welt sei ein unveränderliches Gebilde«, fuhr Camaban verächtlich fort. »Sie glauben, dass sich nichts ändert und dass sich auch niemals irgendetwas ändern wird, wenn wir nur ihre Vorschriften befolgen und unsere Opfer bringen. Aber die Welt ist im Wandel begriffen. Sie hat sich bereits verändert. Das Muster ist unterbrochen.«

»Das Muster?« Saban stutzte. Haragg hatte dieses Muster während ihrer Reise durch den Norden des Landes erwähnt, hatte sich aber nicht näher darüber auslassen wollen. Jetzt würde Camaban es ihm erklären.

Zu diesem Zweck bückte Camaban sich und zog einen Pfeil aus Sabans Köcher; denn Saban ging nirgendwo ohne seinen Eibenholzbogen hin, das Zeichen für das Ende seiner Sklaverei. Camaban benutzte die Feuersteinspitze des Pfeils, um einen großen Kreis in den grasbewachsenen Boden zu ritzen und die spärlichen Grasbüschel herauszuheben, sodass die braune Erde darunter sichtbar wurde. Er sagte: »Der Kreis ist das Sonnenjahr, der Zyklus der Sonne. Wir kennen diesen Zyklus. Wir kennzeichnen ihn. Hier in Sarmennyn töten sie jedes Jahr zur Sommersonnenwende ein Mädchen, um zu zeigen, wann ein Zyklus der Sonne endet und derselbe Zyklus erneut beginnt. Verstehst du das?« Er blickte Saban an, denn Haragg wusste bereits über das unterbrochene Muster Bescheid.

Saban nickte. In Ratharryn markierten sie ebenfalls das Ende und den Neubeginn dieses Zyklus am Tag der Sommersonnenwende, obwohl sie einen etwas anderen Brauch pflegten, nämlich indem sie eine Färse bei Sonnenaufgang töteten statt ein Mädchen bei Sonnenuntergang.

»Jetzt zu dem Rätsel«, fuhr Camaban fort, und er löste einen zweiten, sehr viel kleineren Kreis aus dem Boden, legte ihn auf den großen, sodass das Ganze aussah wie eine

Perle auf seinem Reif aus Bronze. »Das ist Lahanna«, erklärte er, während er auf den kleinen Kreis tippte. »Sie wird geboren, sie wächst« — er fuhr mit der Fingerspitze um die Perle herum — »und stirbt wieder. Dann wird sie wieder geboren« — er fertigte einen neuen Kreis von derselben Größe wie die erste Perle, und zwar direkt daneben — »sie wächst und stirbt, wird dann abermals wieder geboren.« Nun entstand ein dritter Kreis. Was Camaban jetzt dargestellt hatte, sah wie drei Perlen aus, die fast, aber nicht ganz, einen Quadranten des großen Sonnenkreises ausfüllten. »Sie wird geboren, sie stirbt«, erklärte er unermüdlich, während er weitere kleine Kreise schuf, bis es insgesamt zwölf waren. Dann hielt er inne. »Siehst du?«, sagte er und zeigte mit der Pfeilspitze auf die Lücke zwischen der ersten und der letzten Perle.

Der Kreis wies jetzt zwölf Perlen auf. »Zwölf Monde in jedem Jahr«, sagte Camaban, »aber das Rätsel liegt hier.« Er tippte auf den kleinen Zwischenraum, der zwischen dem ersten und dem letzten der Mondkreise geblieben war.

Haragg wandte sich an Saban, eifrig darauf bedacht, ihm den Zusammenhang klar zu machen. »Das Mondjahr ist kürzer als das Sonnenjahr.«

Das verstand Saban. Die Priester in Ratharryn — und nicht nur sie, sondern Priester im ganzen Land — hatten schon lange erkannt, dass das Mondjahr aus zwölf zunehmenden und abnehmenden Monden kürzer war als die große Kreisbahn der Sonne über dem Himmel; aber Saban hatte sich nie sonderlich viele Gedanken über diese Ungleichheit gemacht. Es war eines der ewigen Rätsel des Lebens, genauso wie die Frage, warum Hirsche nur einen Teil des Jahres ein Geweih trugen, oder warum die Schwalben im Winter fortflogen. Er schaute jetzt zu, wie Camaban einen menschlichen Oberschenkelknochen aus seinem Beutel klaubte.

»Als ich ein Kind war«, begann Camaban erneut, »habe ich in unserem Alten Tempel gesessen und den Himmel

beobachtet. Ich bin oft in das Totenhaus gegangen und habe Knochen gestohlen, und ich habe die Knochen so wie diesen hier markiert.« Er reichte Saban den Gegenstand. »Hier, schau mal her«, wies er seinen Bruder an und zeigte dabei auf eine Reihe kleiner Zeichen, die in eine lange Seite des Knochens geritzt waren. »Diese Zeichen sind die Tage des Sonnenjahrs.«

Saban musste den Knochen ziemlich nahe vor die Augen halten, denn die Zeichen waren sehr fein; aber er konnte Hunderte winziger Kerben erkennen, viel zu viele, um sie zu zählen, und jede winzige Kerbe markierte einen Tag und eine Nacht, die alle zusammen ein Jahr ergaben. »Und diese Zeichen hier« - Camaban zeigte Saban eine zweite Reihe von Kerben, die parallel zu der ersten verlief - »sind die Tage des Wachsens und Sterbens des Mondes. Sie symbolisieren zwölf Geburten und zwölf Tode.« Die zweite Reihe von Kerben war geringfügig kürzer als die erste.

Saban hob den Knochen abermals dicht vor seine Augen und benutzte einen Fingernagel, um die zusätzlichen Tage der Sonnenlinie zu zählen. »Elf Tage?«, fragte er.

»Soweit ich es erkennen kann«, bejahte Camaban. Sein verächtlicher Ton war verschwunden, ersetzt durch eine ernste Bescheidenheit. »Aber es ist schwierig, die Tage zu zählen. Ich habe viele Knochen über viele Jahre benutzt, um meine Beobachtungen festzuhalten;

manchmal waren zu viele Wolken am Himmel, und ich musste die Tage des Mondes schätzen — in manchen Jahren war der Unterschied größer als elf Tage und manchmal auch kleiner.« Er nahm Saban den Knochen aus der Hand. »Aber dieser Knochen hier stammt aus dem besten Jahr, und er sagt dasselbe aus wie die meisten anderen. Er sagt mir, dass das Muster unterbrochen ist.«

»Das Muster?«

»Die Kreise sollten sich treffen!«, meinte Camaban grimmig, während er auf das Diagramm zeigte, das er in den Boden geritzt hatte. »Diese Lücke hier« — er legte den

Finger auf den Zwischenraum zwischen den Perlen, die den Mond darstellten — »ist elf Tage lang. Aber sie sollte nicht da sein.« Er erhob sich wieder und begann abermals, erregt hin und her zu wandern. »Alles in der Welt hat einen bestimmten Zweck«, dachte er laut nach, »denn ohne Zweck gibt es keinen Sinn. Und der Sinn ist in dem Muster zu finden. Nacht und Tag, Mann und Frau, Jäger und Beutetier, die Jahreszeiten, die Gezeiten! Sie alle folgen einem ganz bestimmten Muster, einer ganz bestimmten Gesetzmäßigkeit! Die Sterne folgen einem Muster. Die Sonne folgt einem Muster, der Mond folgt einem Muster — aber diese beiden Muster sind unterschiedlich, und die Welt ist in zwei Teile gespalten.« Camaban deutete auf das Meer. »Einige Muster richten sich nach der Sonne, andere nach dem Mond. Das Getreide entwickelt sich mit der Sonne und wird mit der Sonne geerntet, aber die Gezeiten richten sich nach dem Mond — warum? Und warum hat Dilan das Gold an Erek gesandt?« Er gebrauchte die fremdländischen Bezeichnungen für die Götter des Meeres und der Sonne, dann beantwortete er seine eigene Frage. »Er hat uns geschickt, damit die Sonne den Gezeitenstrom wieder in ihr Muster aufnähme!«

»Frauen folgen dem des Mondes«, warf Haragg ein.

»Tatsächlich?« Camaban klang überrascht.

»Bei ihren monatlichen Blutungen«, belehrte Haragg ihn, dann zuckte er die Achseln, »das hat man mir jedenfalls gesagt.«

»Aber alles« erklärte Camaban, »alles sollte sich nach der Sonne richten! Alles sollte regelmäßig und geordnet sein - was es nicht ist.« Er zeigte abermals auf seine Darstellung in der Erde. »Das Rätsel besteht darin, herauszufinden, wie man das Muster korrigieren kann, sodass es stimmt.«

»Wie?«, fragte Saban.

»Das sollst du mir sagen«, erwiderte Camaban, und Saban begriff, dass die Frage nicht leichthin gestellt worden war.

Nachdenklich starrte er auf das Muster am Boden. Stell dir das Ganze als Perlen auf einem Bronzedraht vor, sagte er sich, dann lag die Antwort auf der Hand. Man konnte noch mehr Perlen machen, kleinere, und versuchen, sie aufzufädeln, bis sie den Draht vollkommen füllten, aber das wäre eine ziemlich mühselige Arbeit. Die einfachere Methode, um zu erreichen, dass die Perlen passten, wäre, den Draht zu verkürzen - eine Aufgabe, die jeder Schmied als Kinderspiel ansähe. Und wenn der Draht verkürzt war, würde der große Kreis kleiner sein, und die Perlen würden sich alle berühren. »Slaol muss näher an die Erde herangeholt werden?«, schlug Saban zaghaft vor.

»Gut gedacht«, beglückwünschte Camaban ihn. »Also, was schließt du daraus?«

Saban überlegte lange und angestrengt, dann zuckte er die Achseln. »Ich weiß es nicht.«

»Wir erzählten Geschichten darüber, dass Slaol und Lahanna sich einst geliebt haben und dann Feinde wurden — aber das sind nur Geschichten. Diese Geschichten lassen etwas aus. Uns. Warum sind wir hier? Wir wissen, dass die Götter uns erschaffen haben, aber warum? Warum stellen wir Dinge her? Wir machen einen Bogen — um zu töten. Wir machen ein Gefäß — um Dinge darin aufzubewahren. Wir machen eine Spange — um einen Umhang damit zu befestigen. Folglich wurden wir für einen bestimmten Zweck erschaffen, aber was ist dieser Zweck?« Er wartete auf eine Antwort, aber weder Haragg noch Saban wussten etwas darauf zu sagen. »Und warum sind wir fehlerhaft, warum sind wir mit Makeln behaftet?«, fragte Camaban. »Würdet ihr einen Bogen machen, der schwach wäre? Oder ein Gefäß, das rissig wäre? Wir sind nicht fehlerhaft erschaffen worden! Die Götter hätten uns nicht fehlerhaft erschaffen, ebenso wenig wie ein Töpfer eine Schale machen würde, die Risse hat, oder wie ein Schmied ein Messer herstellen würde, das stumpf ist, und dennoch sind wir krank, wir sind verstümmelt und entstellt. Die Götter haben uns als

vollkommene Wesen erschaffen, und trotzdem sind wir mit Makeln behaftet. Warum?« Er legte eine Pause ein, bevor er die Antwort lieferte: »Weil wir Slaol beleidigt haben.«

»Haben wir das?« Saban hüstelte. Er war an die Geschichte gewöhnt, dass Lahanna Slaol beleidigt hatte, indem sie versuchte, seine Helligkeit zu dämpfen — aber Camaban gab jetzt der Menschheit die Schuld.

»Wir haben ihn beleidigt, indem wir die wenigen bedeutenden Götter ebenso inbrünstig verehren wie ihn«, verkündete Camaban. »Wir haben ihn beleidigt, deshalb hat er sich von der Erde entfernt; jetzt müssen wir ihn zurückholen, indem wir ihn so verehren, wie es ihm von Rechts wegen zusteht. Indem wir ihm den ihm zustehenden Platz über all den anderen Göttern einräumen und indem wir einen Tempel für ihn bauen, der ihm zeigen wird, dass wir sein Muster verstanden haben. Dann wird er zurückkommen, und wenn er zurückkommt, wird es keinen Winter mehr geben.«

»Keinen Winter mehr?«, fragte Saban erstaunt.

»Der Winter ist Slaols Strafe für die Menschen«, erklärte Camaban. »Wir haben ihn beleidigt, daher bestraft er uns jedes Jahr aufs Neue. Wie? Indem er sich von uns fortbewegt. Woher wissen wir das? Wir wissen es daher, weil man umso weniger Hitze fühlt, je weiter man von einem Feuer entfernt steht. Im Sommer, wenn Slaol uns nahe ist, fühlen wir seine Hitze, aber im Winter, wenn die Dinge absterben, verschwindet seine Hitze. Sie verschwindet, weil er weit von uns entfernt ist - folglich wird es keinen Winter mehr geben, wenn wir ihn zurückholen können.« Er wandte sich um und blickte zur Sonne hinauf. »Es wird keinen Winter mehr geben«, wiederholte er, »und keine Krankheit mehr und kein Leid und keine Kinder, die in der Nacht weinen.« In seinen Augen standen Tränen; Saban erinnerte sich wieder an die Nacht, als Camabans Mutter gestorben war und das verkrüppelte Kind wie ein Wolfsjunge geheult hatte.

»Und es werden keine Mädchen mehr in die Flammen springen«, setzte Haragg leise hinzu.

»Und du« - Camaban ignorierte Haraggs Bemerkung, als er sich zu Saban umdrehte - »wirst kein Krieger sein.« Er zog den Eibenholzbogen von Sabans Schulter, legte ihn übers Knie und zerbrach ihn mit vor Anstrengung verzerrtem Gesicht in zwei Hälften. Dann schleuderte er die Bruchstücke über die Felsenspitze, sodass sie im Meer landeten. »Du wirst ein Baumeister sein, Saban, und wirst Haragg helfen, den Tempel aus Sarmennyn nach Ratharryn zu transportieren, um auf diese Weise den Gott zu uns zurückzubringen.«

»Falls mein Bruder es zulässt«, schränkte Haragg ein, wobei er von Scathel sprach.

»Mit der Zeit«, erwiderte Camaban zuversichtlich, »wird Scathel sich uns anschließen, weil er begreifen wird, dass wir die Wahrheit erkannt haben.« Er ließ sich auf die Knie sinken und verneigte sich vor der Sonne. »Wir haben die Wahrheit erkannt«, schloss er demütig, »und wir werden die Welt verändern!«

Saban fühlte Erregung in sich aufwallen. Sie würden die Welt verändern. In diesem Moment, hoch oben auf dem Kliff über dem Meer, wusste er plötzlich, dass sie dazu fähig waren.

Von Aurenna wurde erwartet, dass sie in dem Zeitraum zwischen ihrer Erhebung zur Göttin und ihrem Tod im Sonnenfeuer eine Rundreise durch das Land unternahm, um die Bittgebete der Menschen anzuhören, die sie an ihren Ehemann weiterleiten würde. Sie verließ Kerevals Siedlung, begleitet von vier Speerkämpfern zu ihrem Schutz, zwei Frauen als Begleiterinnen, drei Priestern als Führer, einem Dutzend Sklavinnen, die sie bedienen sollten, und eine Menge anderer Leute, die einfach nur den Spuren der Sonnenbraut folgen wollten.

Kereval herrschte über ein größeres Gebiet als Ratharryns Territorium — aber ein sehr viel dünner besiedeltes, weil die Erde von Sarmennyn hart und unfruchtbar war; es gehörte zu Aurennas Pflichten, sich dem ganzen Stamm zu zeigen und auch den Toten in ihren gemeinschaftlichen Grabhügeln. Jeden Abend wurde eine Hütte von ihren menschlichen und tierischen Bewohnern geräumt, damit die Sonnenbraut allein und ungestört schlafen konnte; jeden Morgen danach wartete bereits ein ganzer Haufen von Bittstellern draußen vor der Hütte. Frauen baten sie inständig, ihnen Söhne zu gewähren, Eltern flehten sie an, ihre kranken Kinder zu heilen, Krieger baten sie, ihre Speere zu segnen, und Fischer verneigten sich ehrfürchtig, wenn sie ihre Boote und Netze berührte. Die Priester führten sie von Tempel zu Tempel und von Grabhügel zu Grabhügel. Sie öffneten die Gräber, schoben die riesigen Steine vor dem Eingang beiseite, damit Aurenna in das höhlenartige Innere hineinkriechen und mit den Toten spreche konnte, deren Gebeine in einem kunterbunten Durcheinander in der feuchten Dunkelheit lagen.

Auch Camaban und Saban begleiteten die Sonnenbraut, folgten dem goldhaarigen Mädchen in die geschützten Täler an der Südküste von Sarmennyn, wo die Menschen Landwirtschaft betrieben und mit ihren hölzernen Langbooten aufs Meer hinausfuhren - dann hinauf in das hoch gelegene, karge Land im Norden, wo die Bewohner der weit verstreuten Siedlungen sich mühsam ihren Lebensunterhalt mit Rinder- und Schafzucht sowie der Herstellung von Steinäxten verdienten. Wo auch immer sie hingelangten, inspizierte Camaban die Tempel, noch immer auf der Suche nach demjenigen, den er nach Ratharryn transportieren wollte. Die Leute, die ihn als Zauberer kannten, verbeugten sich ehrfurchtsvoll vor ihm. »Kannst du wirklich zaubern?«, fragte Saban ihn eines Tages.

»Ich habe dich in einen Sklaven verwandelt, oder etwa nicht?«, gab Camaban zurück.

Saban blickte auf die Narbe an seiner Hand. »Das war grausam«, beklagte er sich.

»Mach dich nicht lächerlich«, erwiderte Camaban müde. »Wie hätte ich dich sonst am Leben erhalten sollen? Lengar wollte dich töten, was durchaus vernünftig gewesen wäre, aber ich hatte die Hoffnung, du könntest dich als nützlich für mich erweisen. Also habe ich ihm irgendeine unsinnige Geschichte aufgetischt, dass die Götter sich an denjenigen rächen, die ihre Halbbrüder töten, und ihn dann auf die Idee gebracht, dich zu versklaven. Das gefiel ihm. Außerdem wollte ich, dass du Haragg kennen lernst.«

»Ich mag ihn«, sagte Saban voller Wärme.

»Du magst doch fast alle Menschen!« Camaban machte eine wegwerfende Handbewegung. »Haragg ist ziemlich klug«, fuhr er dann fort, »aber man kann nicht allen seinen Eingebungen trauen. Es ist geradezu absurd, wie sehr ihn der Tod seiner Tochter beeinflusst hat! Er ist misstrauisch gegenüber Ritualen, aber gegen Rituale gibt es nicht das Geringste einzuwenden. Sie zeigen den Göttern, dass wir ihre Macht anerkennen. Wenn wir Haraggs Vorstellungen Beachtung schenken würden, würden wir Aurenna nicht in den Flammentod schicken — aber was ist denn überhaupt der Daseinszweck des Mädchens, wenn nicht der, ins Feuer zu gehen?«

Saban blickte nach vorn zu der Stelle, wo Aurenna zwischen den Priestern wanderte. In diesem Moment hasste er Camaban, aber er sagte nichts; und Camaban, der genau wusste, was sein Bruder gerade dachte, lachte laut.

An jenem Nachmittag gelangten sie zu einem weiteren Tempel, diesmal ein simpler Kreis aus fünf Steinen, der typisch für die Heiligtümer des nördlichen Teils von Sarmennyn war. Einige Tempel, allerdings nur sehr wenige, bestanden sogar aus zwölf Steinen, aber keiner der Felsblöcke war so groß und wuchtig wie die Steinsäulen innerhalb der Mauern von Cathallo. Sarmennyns Steine waren kaum größer als ein Mann und auch nicht dicker als

die Taille eines Mannes; doch fast alle waren sauber behauen und zu vierkantigen Pfeilern geformt worden.

Camaban gefiel keiner der Tempel, die sie sahen.

»Wir wollen einen, der Erstaunen hervorruft«, erklärte er Saban. »Wir müssen einen Tempel finden, der Slaol sagen wird, dass wir keine Anstrengungen und Mühen gescheut haben, ihn zufrieden zu stellen. Was ist es denn schon für eine Leistung, vier oder fünf kleine Kiesel nach Ratharryn zu bringen?«

Saban nahm an, dass es schon eine Leistung sein würde, auch nur einen Findling den ganzen weiten Weg nach Ratharryn zu schaffen; allmählich zweifelte er daran, dass Camaban jemals den Tempel finden würde, der ihm vorschwebte. »Warum nimmst du nicht einfach irgendein Heiligtum?«, fragte er ihn eines Abends. »Slaol wird es schon merken, wie viel Mühe es uns kostet, es zu befördern.«

»Wenn ich wollte, dass die Arbeit schnell und nebenbei erledigt wird«, entgegnete Camaban, »dann hätte ich dich einen Tempel aussuchen lassen, statt meine eigene Zeit mit der Suche zu verschwenden. Sei nicht albern, Saban!« Sie aßen in einer überfüllten Hütte zu Abend, wo Aurennas Begleiter mit Geschenken in Form von Fisch, Fleisch, Pelzen und Metkrügen begrüßt worden waren. Ein einziger Krug voll dieses Getränks konnte einen Mann derart benebeln, dass er nicht mehr zu denken und keinen Schritt mehr zu gehen vermochte, obwohl Camaban immer völlig unbeeinträchtigt schien. Er trank das starke Gebräu wie Wasser, rülpste, und trank noch mehr davon, dennoch schwankte er nie oder sprach unartikuliert; am Morgen nach einem solchen Gelage, wenn Sabans Schädel schmerzhaft pochte, pflegte Camaban voller Energie zu sein.

In dieser Nacht saßen sie in der Hütte eines Clanoberhaupts, des Herrschers über seine gesamte Sippe, deren Hütten sich an die schützende Flanke eines Berges schmiegten. Der ClanClanführer war ein zahnloser Greis, der

zu Ehren von Aurennas Ankunft einen Goldreif um den dürren Hals trug. Seine Ehefrauen hatten einen übel riechenden Mischmasch aus Seetang und Schalentieren über einem rauchenden Feuer zusammengekocht, und als das Mahl beendet war, griff einer der Söhne, der ebenso alt und zahnlos wie sein Vater aussah, nach dem polierten Panzer einer Meeresschildkröte, der an einem Dachbalken hing; den benutzte er als Trommel, während er ein scheinbar endloses Lied über die Heldentaten seines Vaters vortrug, als dieser in seinem Boot zu dem Land jenseits des westlichen Meeres gefahren war, wo er viele Feinde abgeschlachtet, viele Sklaven gefangen genommen und viel Gold erbeutet hatte. »Im Klartext bedeutet das Ganze wahrscheinlich nichts weiter«, wisperte Camaban Saban zu, »als dass der alte Trottel drei Tage lang am Strand entlanggewandert und mit ein paar gestreiften Kieselsteinen und einer Möwenfeder zurückgekehrt ist.«

Aus den anderen Hütten strömten weitere Stammesmitglieder herbei, während der Sohn des Clanführers sein Lied vortrug. Mehr und immer mehr Menschen drängten sich herein, bis Camaban und Saban gegen die niedrige Steinwand der Hütte gepresst wurden. Die Leute mussten die Geschichte schon viele Male gehört haben, denn sie stimmten oft in das Lied ein, und der alte Mann nickte glücklich, wann immer ein solcher Chor ertönte; aber dann brachen der Trommelschlag und der Gesang ganz plötzlich ab. Der Greis öffnete die Augen und ließ seinen Blick empört über die schweigende Menge gleiten, bis er sah, dass Aurenna, die in der Ungestörtheit ihrer eigenen Hütte gegessen hatte, gerade eintrat. Der Clanführer lächelte und bedeutete der Sonnenbraut mit einer Geste, neben ihm Platz zu nehmen. Aber Aurenna schüttelte den Kopf, sah sich suchend in der Hütte um und bahnte sich dann anmutig einen Weg durch das Gedränge von Körpern, um sich neben Saban zu setzen. Sie nickte dem Sänger zu, damit er fortführe; der Mann trommelte auf seinen

Schildkrötenpanzer, schloss die Augen und nahm den Faden seiner Geschichte wieder auf.

Saban war sich Aurennas Nähe nur zu deutlich bewusst. Er hatte ein paarmal mit ihr gesprochen, als sie die holprigen, unwegsamen Pfade von Sarmennyn entlanggewandert waren; aber sie hatte noch nie seine Nähe gesucht, und das Bewusstsein, dass sie jetzt dicht neben ihm saß, machte ihn so unbeholfen und schüchtern, dass er kaum einen Ton herausbrachte. Es schmerzte ihn, Aurenna auch nur anzusehen, denn der Gedanke an das, was in kurzer Zeit mit ihr passieren würde, war ihm unerträglich. Ihr Schicksal und Derrewyns hatten sich in seinen Gedanken irgendwie miteinander verstrickt, sodass es ihm vorkam, als wäre Derrewyns Seele in Aurennas Körper übergegangen und sie würde ihm jetzt abermals entrissen. Er schloss die Augen und senkte den Kopf, während er alle Gedanken an Derrewyns Schändung und Aurennas bevorstehenden Tod mit schierer Willenskraft zu verdrängen suchte.

Dann beugte sich Aurenna dicht zu ihm, damit er ihre Stimme über das Lied des Sängers hinweg hören könnte. »Habt ihr euren Tempel gefunden?«

»Nein«, erwiderte er, zitternd vor Aufregung.

»Warum nicht?«, fragte Aurenna. »Ihr müsst doch jeden Tag einen neuen Tempel entdeckt haben.«

»Sie sind einfach zu klein«, gab Saban errötend Auskunft. Er wagte es nicht, sie anzusehen, aus Angst, dass er dann stottern würde.

»Und wie wollt ihr euren Tempel transportieren?«, beharrte Aurenna. »Werdet ihr den Gott bitten, ihn nach Ratharryn zu versetzen?«

Saban zuckte die Achseln. »Ich habe keine Ahnung.«

»Ihr solltet mit Lewydd sprechen«, riet sie ihm und wies auf einen der Speerkämpfer, der zu ihrem Geleit gehörte und jetzt neben dem Mittelpfeiler der Hütte hockte. »Er sagt, er weiß, wie es sich machen lässt.«

»Falls Scathel uns überhaupt jemals einen Tempel nehmen lässt«, äußerte Saban düster.

»Ich werde Scathel besiegen«, erklärte Aurenna zuversichtlich.

Da wagte Saban es zum ersten Mal, ihr in die Augen zu blicken. Sie waren dunkel, obwohl sich der flackernde Schein des Feuers in ihrer Iris widerspiegelte, und plötzlich hätte er am liebsten geweint, weil sie sterben musste. »Du wirst Scathel besiegen?«, fragte er.

»Ich hasse ihn«, gestand sie leise. »Er hat mich angespuckt, als ich an dem ersten Tag in meinen Tempel geführt wurde. Deshalb wollte ich nicht zulassen, dass er dich in die Grube wirft. Und wenn ich dann in das Feuer gehe, werde ich meinem Ehemann sagen, dass er euch einen Tempel nach Ratharryn bringen lassen soll.« Sie blickte von Saban fort, als ein anderer Mann die Schildkrötenpanzertrommel nahm und ein neues Lied anstimmte, diesmal, um die Sonnenbraut zu preisen. Aurenna hörte aufmerksam zu, aus Höflichkeit gegenüber dem Sänger, als er zuerst die Einsamkeit des Sonnengottes beschrieb und seine Sehnsucht nach einer Menschenbraut; doch als er dazu überging, die Schönheit der Sonnenbraut zu schildern, schien Aurenna das Interesse zu verlieren, denn sie beugte sich abermals zu Saban hinüber.

»Ist es wahr, dass ihr in Ratharryn dem Gott keine Bräute schickt?«

»Ja.«

»In Cathallo auch nicht?«

»Nein.«

Aurenna seufzte, dann schaute sie gedankenverloren ins Feuer. Saban starrte Aurenna an, während ihre Wächter ihn scharf beobachteten. »Morgen« - Aurenna wand sich erneut Saban zu - »muss ich mich wieder auf den Rückweg machen, aber ihr solltet auf den Berg hinter diesem Ort steigen!«

»Warum?«

»Weil dort ein Tempel steht«, erklärte sie. »Die Leute hier haben mir davon erzählt. Es ist Scathels neuer Tempel, derjenige, den er erbaute, nachdem er von seinem Wahnsinn genesen war. Er sagt, er will ihn weihen, wenn die Schätze zurückgegeben worden sind.«

Saban lächelte, als er daran dachte, wie wütend Scathel sein würde, wenn er wüsste, dass sein kostbarer neuer Tempel vielleicht nach Ratharryn wandern würde. »Wir werden ihn uns ansehen«, versprach Saban, obwohl er lieber bei Aurenna geblieben wäre - zu welchem Zweck, das hätte er nicht sagen können. Sie würde bald tot sein, tot und ins Jenseits eingegangen, um mit Slaol in der himmlischen Herrlichkeit vereint zu sein.

Am nächsten Morgen, als dichter Nebel vom Meer heraufwallte, machte Aurenna sich auf ihre Reise gen Süden; Camaban und Saban indessen wandten sich nach Norden und erklommen durch das milchige Weiß der Nebelschwaden den Berg. »Es wird pure Zeitverschwendung sein«, knurrte Camaban. »Wahrscheinlich ist es wieder nur so ein schäbiger Steinkreis«, aber er führte Saban trotzdem die steile grasbewachsene Hügelflanke aufwärts und weiter über geröllbedeckte Mulden zur Kuppe des Berges, bis sie schließlich aus den Wolken in strahlend hellen Sonnenschein traten. Sie waren jetzt oberhalb des Nebels, der überall um sie herum wie ein weißes, stilles Meer lag, aus dem der Gipfel des Berges wie eine Insel aus ehernem Fels ragte, so gezackt und zerklüftet, als ob ein Gott in einem Wutanfall mit einem Hammer auf die Bergkuppe eingeschlagen hätte. Saban sah jetzt, warum die Steinpfeiler von Sarmennyns Tempel alle gleich waren, weil nämlich das Felsgestein, das von dem Gipfel abbröckelte, natürlicherweise aus vierkantig geformten Schäften bestand; also wer einen Tempel bauen wollte, brauchte nichts weiter zu tun, als die kantigen Felsblöcke den Abhang hinunterzuschaffen.

Es war kein Tempel zu sehen, aber Camaban nahm an, dass er irgendwo in dem dichten Nebel unterhalb des Gipfels stand; deshalb setzte er sich auf einen Felsvorsprung, um zu warten. Saban wanderte eine Weile auf und ab, dann fragte er seinen Bruder: »Warum sollten wir Scathels Tempel haben wollen, wenn Scathel doch ein Feind ist?«

»Er ist kein Feind von mir.« Saban schnaubte verächtlich. »Was ist er dann?«

»Er ist ein Mann wie du, Bruder«, hielt Camaban ihm vor Augen, »ein Mann, der Veränderungen hasst. Aber er ist ein guter Diener Slaols, und mit der Zeit wird er unser Freund werden.« Er wandte sich um und blickte nach Osten, wo die Gipfel anderer Berge wie eine Inselkette aus dem weißen Nebelmeer ragten. »Scathel will Slaols Ruhm und Ehre, das ist gut. Aber was willst du, Bruder? Und jetzt sag mir nicht, dass du Aurenna willst«, fügte er hinzu, »denn sie wird bald tot sein.« Saban errötete. »Wer sagt denn so etwas?«

»Deine Miene! Du starrst sie an wie ein durstiges Kalb, das ein Euter erblickt hat.«

»Sie ist wunderschön«, bemerkte Saban. »Das war Derrewyn auch, aber was für eine Rolle spielt Schönheit denn? In einer dunklen Hütte bei Nacht, wie kannst du da den Unterschied erkennen? Aber lassen wir das; sag mir lieber, was du willst.«

»Eine Ehefrau«, zählte Saban auf, »Kinder. Gute Ernten. Reichlich Wild.«

Camaban lachte. »Du klingst genau wie unser Vater.«

»Und was gibt es dagegen einzuwenden?«, fragte Saban trotzig.

»Nichts. Dagegen gibt es überhaupt nichts einzuwenden«, winkte Camaban ab, »bloß, wie wenig Ehrgeiz du hegst! Du willst eine Ehefrau? Dann such dir doch eine! Kinder? Sie kommen, ob du sie willst oder nicht, und die Hälfte von ihnen wird dir das Herz brechen, die andere Hälfte wird sterben. Getreidefelder und Wild? Die gibt es bereits.«

»Also, was willst *du* dann?«, fragte Saban, gekränkt über die Verachtung seines Bruders.

»Das habe ich dir schon mitgeteilt«, erwiderte Camaban ruhig. »Ich will, dass sich alles ändert, und danach wird sich nichts mehr ändern, weil wir dann das Stadium der Ausgewogenheit erreicht haben. Die Sonne wird nicht mehr fortwandern, es wird keinen Winter mehr geben und keine Krankheit und keine Tränen. Aber um das zu erreichen, müssen wir Slaol einen anständigen Tempel bauen, das ist das Gebot der Stunde. Ein Tempel, der Slaol zur Ehre gereicht!« Damit verstummte er ganz plötzlich und starrte mit weit aufgerissenen Augen in den Nebel unter ihnen; Saban wandte sich um, um zu sehen, was die Aufmerksamkeit seines Bruders erregt hatte.

Zuerst konnte er nur Nebelschwaden erkennen, doch dann - ganz langsam, so wie eine Landschaft sichtbar wird, wenn die Dunkelheit der Nacht der Morgendämmerung weicht - kristallisierte sich ein Gebilde aus dem dunstigen Weiß heraus.

Und was für ein Gebilde! Es war ein Tempel, aber anders als jeder, den Saban je zuvor erblickt hatte. Statt eines Steinkreises wies dieser Tempel zwei auf, der eine Kreis innerhalb des anderen erbaut, und zuerst konnte Saban in dem Nebel nur die dunklen Spitzen jener Steine erkennen. Er versuchte, die Steinsäulen zu zählen, aber es waren zu viele, und auf der gegenüberliegenden Seite des Doppelkreises - mit Blick auf die Stelle am Horizont, wo die Wintersonne untergehen würde - befand sich ein Eingang aus fünf Paaren von Steinpfeilern, die durch Decksteine verbunden waren, um eine Reihe von fünf Toren für die sterbende Sonne zu bilden. Wie gebannt starrte Saban auf die Steinkreise, und eine magische Weile lang schien der ganze Tempel in dem weißen Dunst zu schweben; schließlich verzog sich der Nebel aus dem Hochtal, und es stellte sich heraus, dass die Steine fest in der dunklen Erde verwurzelt waren.

Camaban stand jetzt aufrecht und starrte mit offenem Mund abwärts. »Scathel war nicht wahnsinnig«, flüsterte er,

dann stieß er einen lauten Schrei aus, sprang von dem Felssims und eilte die Bergflanke hinunter, sodass die dunkelfelligen Schafe, die dort grasten, in alle Richtungen auseinander stoben. Saban folgte in etwas gemächlicherem Tempo und zwängte sich dann zwischen den Doppelringen aus Steinen hindurch, um Camaban auf der Nordostseite des Tempels auf dem Boden hockend vorzufinden, wo er in den Tunnel spähte, den die mit Decksteinen verbundenen Pfeiler bildeten. »Slaols Tore«, hauchte Camaban andächtig.

Der Tempel war in einem hohen, terrassenförmig abfallenden Tal erbaut, das Aussicht auf das Tiefland im Süden und das jenseitige Meer bot; am Tag der Wintersonnenwende, wenn die Sonne an jenem fernen Horizont stand, würden ihre Strahlen quer über das Meer und das Land fallen, um die Steintore zu durchdringen. »Alles andere ist dann dunkel«, murmelte Camaban leise, »alles liegt im Schatten der Steine, aber in den Mittelpunkt der dunklen Schatten dringt ein Lichtstrahl! Es ist ein Schattentempel!« Er eilte zu dem Stein gegenüber dem Eingang, und dort, das Gesicht dem Sonnentor zugewandt, breitete er die Arme aus und presste sich an den Felsblock, als ob die Strahlen der untergehenden Sonne ihn an dem Gestein festnagelten. »Scathel ist großartig!«, rief er ergriffen aus. »Ein Sohn des Himmels!«

Die Steinpfeiler, von Natur aus vierkantig, waren nicht sehr hoch. Diejenigen im Sonnentor überragten Camaban ein wenig, aber der Rest besaß nicht einmal Mannshöhe, und einige waren nicht größer als ein Kleinkind. Alle Felsbrocken stammten aus der zerklüfteten Bergspitze oder aus der Umgebung; dann hatte man sie den steilen Abhang zu diesem Fleckchen hoch gelegenen Landes hinunterrutschen lassen, wo sie oberflächlich in der dünnen Erdschicht verankert worden waren. Saban stieß gegen einen der Steine, und er schwankte gefährlich. Der Stein, an dem Camaban lehnte, bestand eigentlich aus zwei Pfeilern, beide zu dünn, aber sie waren miteinander verbunden worden,

indem in die eine lange Seite eine Nut und in die andere ein Zapfen gemeißelt worden waren, sodass die beiden Steine eine Einheit bildeten. »Zwei Hälften des Kreises«, sagte Camaban ehrfürchtig, als er die zusammengefügten Steine bemerkte. »Die Sonnenseite« — er zeigte nach Süden, wies auf die Steine, über denen die Sonne ihre tägliche Bahn am Himmel beschreiben würde — »und die Nachtseite, hier sind sie miteinander verbunden, und die Verbindung muss bei Sonnenuntergang mit Blut besiegelt werden.«

»Woher willst du das wissen?«, fragte Saban. Er war damit beschäftigt gewesen, die Steine zu zählen, und hatte etwa die Zahl Siebzig erreicht.

»Woher ich das wissen will?«, fuhr Camaban auf. »Das ist doch offensichtlich.« Erregt wirbelte er herum. »Der Meerestempel ist für den Mittsommer und der Schattentempel für den Winter! Scathel hat das herausgefunden! Aber dieser Tempel hier wird uns gehören. Er wird uns gehören!« Er begann, den Kreis zu umrunden, und schlug dabei mit seinem Stock gegen die Steine, bis er das von einem Deckstein überspannte Tor erreichte, wo er sich bückte, um durch den Tunnel aus fünf Steinbögen zu spähen. »Ein Torweg für Slaol«, sagte er voller Staunen, dann richtete er sich auf und wischte über den nächstgelegenen Stein. Die Feuchtigkeit des Nebels hatte einen seltsamen blaugrünen Glanz auf den Felsbrocken hinterlassen, der allmählich zu Schwarz verblasste, während die Frühlingssonne und der Seewind die Steine trockneten. Zu Sabans Entsetzen versuchte Camaban jetzt, einen der Decksteine wegzuschieben, als wollte er ihn von den Steinpfeilern hinunterkippen - aber die Platte rührte sich nicht. »Wie befestigen sie sie wohl?«, fragte er.

»Woher soll ich das wissen?«

»Nun ja, ich nehme auch nicht an, dass du was weißt«, meinte Camaban lässig, dann runzelte er die Stirn. »Habe ich dir eigentlich schon gesagt, dass Sannas tot ist?«

»Nein!« Saban war seltsam erschüttert; nicht etwa deshalb, weil er die alte Frau gern gehabt hätte, sondern weil sie ein Teil seiner Welt gewesen war, so lange er sich zurückerinnern konnte. Und nicht nur irgendein Teil, sondern eine mächtige Instanz. »Woran ist sie gestorben?«, fragte er.

»Woher soll ich das wissen?«, gab Camaban zurück. »Sie ist tot, mehr weiß ich nicht. Ein Händler hat die Nachricht überbracht, und sie war eine Feindin von Slaol, folglich ist es eine gute Nachricht.« Er wandte sich ab, um erneut auf den Tempel zu starren. Jetzt, befreit von der Feuchtigkeit des Nebels, war der Tempel ein schwarzer Doppelkreis in einem schwarzen Tal, über dem die schwarzen Felsflanken des Berges aufragten. Er war ausladend und prachtvoll, der Tribut eines verrückten Priesters an seinen Gott, und in Camabans Augen standen Tränen. »Dies ist unser Tempel«, sagte er ehrfürchtig, »und er wird den Winter verbannen!«

Irgendwie mussten sie Scathel dazu bringen, ihnen das Heiligtum zu überlassen, und es dann quer durch die halbe Welt nach Ratharryn befördern.

10. KAPITEL



Der dichte Nebel, der den Schattentempel eingehüllt hatte, wich Tagen mit warmem Sonnenschein und leichten, lauen Winden. Die alten Leute wunderten sich über diesen frühen Sommer, sagten, sie könnten sich nicht erinnern, schon jemals etwas dergleichen erlebt zu haben, während Kereval behauptete, das schöne Wetter sei ein Zeichen dafür, dass die neue Sonnenbraut Ereks Anerkennung gefunden hatte. Ein paar der Fischer, die eine kleine, nach Salz und Seetang

riechende Hütte neben dem Fluss stehen hatten, wo sie einem Wettergott namens Malkin Opfer brachten, prophezeiten schreckliche Stürme, aber Tag für Tag wurden ihre pessimistischen Voraussagen widerlegt. Kerevals Lieblingszauberin, eine blinde Frau, die ihre Weissagungen äußerte, während sie sich in heftigen Krämpfen wand, kündigte ebenfalls schwere Unwetter an, aber der Himmel blieb hartnäckig klar und der Wind schwach.

Kerevals gefürchtete Krieger unternahmen ihre üblichen Sommer-Raubzüge in die angrenzenden Gebiete der Nachbarstämme und kehrten mit Sklaven und Vieh zurück; Händler kamen aus dem Land jenseits des westlichen Meeres und brachten Gold; und das rasch wachsende Getreide auf den Feldern überzog das Land mit einem frischen grünen Schimmer. Alles stand zum Besten in Sarmennyn oder hätte eigentlich zum Besten stehen sollen, außer dass Camaban und Saban die Leute in ziemlicher Verdrossenheit vorfanden, als sie in Kerevals Siedlung zurückkehrten.

Es war Scathels Gegenwart, die Sarmennyns Bewohnern die Laune verdarb. Der Hohepriester tobte und wetterte unentwegt gegen Kerevals Abkommen mit Ratharryn, behauptete, dass Lengar die Schätze niemals zurückgeben würde, wenn er nicht dazu gezwungen werde; und so hatte der Hohepriester — während Camaban und Saban mit Aurenna reisten — ein riesiges Loch vor Kerevals Hütte gegraben und ein Gitter aus kräftigen Ästen darüber gelegt, was als Gefängnis für Saban dienen sollte. Dort wollte Scathel Saban foltern, fest davon überzeugt, dass jede Saban zugefügte Verstümmelung auf magische Weise auf Lengar übertragen würde; aber Scathels Hoffnungen wurden von Kereval zunichte gemacht, der sich weigerte, seine Erlaubnis zu geben. Kereval beharrte störrisch darauf, dass Lengar die Schätze freiwillig zurückgeben würde; dann pflegte der Clanführer zu dem wolkenlosen blauen Himmel hinaufzuzeigen und zu fragen, welch besseres Omen sich

der Stamm wünschen könnte. »Der Gott liebt seine Braut bereits«, behauptete Kereval, »und wenn sie zu ihm geht, wird er uns belohnen. Es ist völlig unnötig, die Bruder-Magie anzuwenden.«

Dennoch predigte Scathel unentwegt, wie dringend notwendig es sei, Saban die Augen auszustechen und die Hände abzuhacken, um Druck auf Lengar auszuüben. Er machte die Runde durch die Hütten innerhalb der Siedlung und besuchte die abseits gelegenen Siedlungen innerhalb einer Entfernung von einer halben Tagesreise; außerdem hielt er flammende Reden vor den Bewohnern von Sarmennyn, und die Leute hörten auf ihn. »Ratharryn wird niemals einen Tempel von uns bekommen!«, tobte Scathel. »Niemals! Wenn Ratharryn einen Tempel will, dann sollen sie ihren eigenen Kot aufeinander türmen und sich davor verneigen!«

»Wenn uns dein Bruder wenigstens einen Teil des Goldes schicken würde, wäre das schon eine Hilfe«, sagte Kereval zu Camaban; aber Camaban schüttelte energisch den Kopf und bestritt, dass das jemals Teil der Abmachung gewesen sei. Das Gold würde kommen, sagte er, wenn der Tempel nach Ratharryn befördert wurde, obwohl er sorgfältig darauf achtete, mit keinem Wort verlauten zu lassen, dass es Scathels selbst erbauter Tempel war, den er haben wollte - denn die Erregung der Stammesmitglieder schlug ohnehin schon hohe Wellen. Kereval tat sein Bestes, um den wachsenden Zorn der Menge zu beschwichtigen. »Die Leute werden sich schon wieder beruhigen, wenn sie die Sonnenbraut in das Feuer gehen sehen«, versicherte der besorgte Clanführer Saban.

Tag für Tag suchte Saban den Tempel der Sonnenbraut auf und beobachtete den Schatten des hohen, etwas außerhalb des Kreises stehenden Steins. Er fürchtete diesen Schatten, denn er kroch immer näher an den Steinpfeiler in der Mitte heran, und wenn der Schatten den Pfeiler berührte, musste Aurenna ihr Schicksal vollenden. Aurenna selbst mied den

Tempel, als ob sie ihr Leben verlängern könnte, indem sie den Schatten ignorierte; stattdessen zog es sie in diesen Tagen, während der sie auf ihre Hochzeit mit Erek wartete, zu Haragg. »Wenn du zu deinem Ehemann gehst«, pflegte Haragg sie zu beschwören, »musst du ihn dazu überreden, der Vergeudung von Menschenleben ein Ende zu machen. Er soll die Bräute zurückweisen!« Aber Haragg konnte den Stamm ebenso wenig dazu überreden, sein alljährliches Menschenopfer aufzugeben, wie Kereval die Leute davon zu überzeugen vermochte, dass Lengar sein Wort halten würde - deshalb gab es für Aurenna keine Hoffnung. Als die Tage länger wurden, verbrachte sie mehr Zeit mit Haragg und Saban, und Haragg ließ die beiden beisammen sein, weil er merkte, dass Aurenna sich zu dem großen, dunkelhaarigen jungen Mann hingezogen fühlte, der mit einem fehlenden Finger und einer blauen Tätowierung auf der Brust aus dem Herzland gekommen war. Andere junge Männer prahlten mit ihren Kampfnarben, aber statt zu prahlen erzählte Saban Aurenna Geschichten. Zuerst unterhielt er sie mit denselben Geschichten, die seine Mutter ihm früher vorgetragen hatte, wie zum Beispiel die Geschichte von Dickel, dem Bruder von Garlanna, der versucht hatte, die erste Ernte der Erde zu stehlen, und wie Garlanna ihn zur Strafe in ein Eichhörnchen verwandelte. Aurenna gefielen die Geschichten, und sie wollte immer noch mehr hören.

Die beiden waren nie allein, denn die Sonnenbraut wurde ständig bewacht. Sie konnte nirgendwo hingehen, außer in die Ungestörtheit ihrer eigenen Hütte, ohne dass sich die vier Speerkämpfer an ihre Fersen hefteten; Saban gewöhnte sich allmählich an ihre Bewacher und freundete sich sogar mit einem von ihnen an. Lewydd war der Sohn eines Fischers, und er hatte den untersetzten, vierschrötigen Körperbau seines Vaters geerbt. Seine Brust war breit, seine Arme enorm stark. »Von der Zeit an, als ich laufen konnte«, erklärte er Saban, »hat mein Vater mich Netze ziehen lassen. Netze ziehen und paddeln! Das macht einen Mann

stark.« Es war Lewydd, der eine Methode ersonnen hatte, wie man die Steine eines Tempels nach Ratharryn schaffen könnte. »Ihr müsst sie per Boot transportieren«, sagte er. Lewydd war drei Jahre älter als Saban und bereits auf zwei Sklavenfang-Reisen tief in die östlichen Länder gedrungen. »Man kann fast die gesamte Reise nach Ratharryn auf dem Wasserweg zurücklegen«, behauptete er.

»Aber Ratharryn liegt weit von der See entfernt«, hielt Saban dagegen.

»Nicht auf dem Seeweg, sondern auf den Flüssen!«, berichtigte Lewydd. »Wir würden an der Küste entlang bis zu dem Fluss paddeln, der uns bis zum äußersten Rand von Drewanna bringt; von dort aus würden wir die Boote und Steine zu den Flüssen von Ratharryn tragen müssen. Aber es lässt sich machen.«

Die Boote in Sarmennyn wurden, genau wie die Flussboote in Ratharryn, aus den Stämmen alter, großer Bäume gebaut. In Sarmennyn gab es jedoch nur wenige Wälder; deshalb pflegten die Priester bestimmte Bäume zu kennzeichnen, die erhalten werden mussten, bis sie groß genug für die Bootsbauer geworden waren; und wenn der Stamm dann die entsprechende Dicke und Länge erreicht hatte, wurde der Baum gefällt und der Stamm ausgehöhlt. Eines Tages nahm Lewydd Saban in seinem Langboot mit aufs Meer hinaus; aber Saban verbarg ängstlich den Kopf in den Händen, als die hohen Wellen rauschend und schäumend auf ihn zurollten, daher wendete Lewydd das Boot lachend und steuerte es wieder in die ruhigen Wasser des Flusses zurück.

Aurenna liebte es, den Fluss in einem der Einbäume zu überqueren. Sie und ihre Speerkämpfer wanderten oft durch die Wälder am östlichen Ufer des Flusses, und jedes Mal suchte sie sich einen der großen, graugrünen Felsblöcke aus, die mit glitzernden Quarzsplittern und rötlichen Punkten gesprenkelt waren; dann setzte Aurenna sich auf den Felsblock und schaute zu, wie der Fluss vorbeiströmte. Wenn Saban sie begleitete, bat sie ihn immer, ihr noch mehr

Geschichten zu erzählen; und einmal erzählte er ihr, wie Arryn, Gott des Tales von Ratharryn, der Flussgöttin Mai nachgelaufen war, und wie sie ihn daran zu hindern trachtete, indem sie große Flächen des Landes in sumpfige Marschen verwandelte; daraufhin fällte Arryn Bäume, um einen Pfad durch den Sumpf zu bauen, und schließlich trieb er Mai bei der Quelle in die Enge, wo sie aus der Erde aufstieg. Mai hatte ihm gedroht, ihn in einen Stein zu verwandeln, aber Arryn hatte mit Lakka, dem Gott der Lüfte, ein Komplott geschmiedet ... Lakka hatte dichten Nebel geschickt, sodass Mai Arryn nicht sehen konnte, der sich auf sie gestürzt und sie zu seiner Ehefrau gemacht hatte. Noch heute, so erklärte Saban Aurenna, stiegen an kalten Morgen Nebelschwaden von Mais Fluss auf, um Arryn daran zu erinnern, dass er sein Glück nur durch Tricks gefunden hatte.

»Menschen wenden Tricks und Schliche an«, lautete Aurennas Kommentar.

»Götter auch«, erwiderte Saban.

»Nein«, widersprach sie beharrlich. »Die Götter sind rein.« Saban stritt nicht mir ihr, denn sie war eine Göttin und er bloß ein Mensch.

Manchmal arbeitete Saban auch, während er erzählte. Er hatte eine Eibe im Wald entdeckt; von der schnitt er einen Ast ab und entfernte einen großen Teil der Rinde und des Hartholzes, schnitzte zuletzt einen Langbogen daraus, um denjenigen zu ersetzen, den Camaban ins Meer geschleudert hatte. Er versah die beiden Enden des Bogens mit Spitzen aus eingekerbtem Horn, schmierte das Holz mit Schweinefett ein, und Lewydd besorgte ihm Sehnen zur Bespannung des Bogens; nun schnitt Aurenna ein paar Strähnen ihres goldblonden Haares ab, die Saban in die Sehnen einflocht, sodass die Bogensehne wie Sonnenlicht schimmerte. »Siehst du«, sagte sie lachend, »jetzt hast du Göttinnenhaare an deinem Bogen. So werden deine Pfeile ihr Ziel nicht verfehlen!«

An dem Tag, als Saban den Bogen bespannte, schoss er einen Pfeil glatt und sauber über den Fluss tief in die jenseitigen Wälder hinein. Aurenna wollte die Waffe ebenfalls ausprobieren, hatte jedoch nicht genug Kraft, um die Sehne auch nur halb zurückzuziehen. Lewydd konnte die Sehne zwar ganz spannen, aber er war an den kurzen Bogen der Fremdländischen gewöhnt, und sein Pfeil trudelte unbeholfen durch die Luft, um schließlich im Fluss zu landen.

»Erzähl mir noch eine Geschichte«, befahl Aurenna Saban, und so erzählte er ihr die Geschichte von Keri, der Göttin der Wälder, die von Fallag, dem Gott der Steine, geliebt wurde; aber Keri hatte ihn verschmäht, und deshalb verwandelte Fallag sich immer wieder in eine Axt, die Keris Bäume fällte. Einen oder zwei Tage später, als ihm keine Geschichten über die Götter mehr einfielen, erzählte Saban Aurenna von Derrewyn und wie er gehofft hatte, sie zu heiraten, und wie Lengar dann ganz plötzlich aus der Dunkelheit aufgetaucht war mit jenem Pfeil, der sein, Sabans, Leben von Grund auf verändert hatte. Schweigend hörte Aurenna zu, während sie auf den vorbeiströmenden Fluss starrte; dann hob sie den Kopf und blickte Saban an. »Lengar hat seinen eigenen Vater getötet?«

»Ja.«

Sie schauderte, dann wandte sie sich abermals dem Fluss zu und blickte eine lange Weile stirnrunzelnd in das wirbelnde Wasser. »Wird Lengar die Schätze zurückgeben?«, fragte sie schließlich. »Kereval glaubt daran.«

»Du auch?«

Saban ließ sich Zeit mit seiner Antwort. »Nur, wenn Lengar dazu gezwungen wird«, gestand er schließlich.

Angesichts dieser Antwort zuckte Aurenna zusammen, offensichtlich beunruhigt. »Erek wird ihn dazu zwingen«, gab sie sich hoffnungsvoll. »Oder Scathel.«

»Der dich in die Grube werfen will.«

Der junge Mann zuckte die Achseln. »Er wird noch Schlimmeres als das vorhaben.« Dann dachte er an das, was in einigen wenigen Tagen mit Aurenna passieren würde, und sein Herz war plötzlich so übervoll, dass er kein Wort mehr hervorbrachte. Er blickte sie an, bewunderte den goldenen Glanz ihres Haares, die weiche Kurve ihrer Wange, die Lieblichkeit ihres blassen Gesichts, und ihre Gelassenheit rührte ihn zutiefst. Bald würde sie in den Flammen umkommen — aber sie sah diesem Schicksal mit einer Seelenruhe entgegen, die Saban ebenso sehr beunruhigte, wie er davon beeindruckt war. Er führte ihre Würde auf ihre Göttlichkeit zurück, weil er keine andere Erklärung finden konnte.

»Ich werde mit Erek sprechen«, sagte Aurenna leise, »und ihn überreden, Lengar zu zwingen, sich an seine Abmachung zu halten.«

»Lengar wird sagen, dass Erek ihm das Gold gesandt hat und dass er daher das Recht hat, es zu behalten.«

»Aber er will doch sicher einen Tempel haben?«, fragte Aurenna.

Saban schüttelte den Kopf. »Camaban ist derjenige, der auf einem Tempel in Ratharryn besteht. Lengar hat mir gesagt, er glaube nicht, dass das möglich ist. Lengar will keinen Tempel, sondern Macht. Er will über ein großes Land herrschen, er will, dass ihm Hunderte von Leuten Tribut zollen. Es ist Camaban, der davon träumt, den Gott zurückzuholen — nicht Lengar.«

»Also muss Erek Lengar töten?«

»Ich wünschte, er würde es tun«, sagte Saban voller Inbrunst.

»Dann werde ich ihn darum bitten«, stellte Aurenna sanft in Aussicht.

Beide starrten auf den Fluss. Er war sehr viel breiter als Mais Fluss und wirbelte dunkel an der Stelle, wo er in das Meer mündete und die Gezeiten mit der Strömung zusammenprallten. »Hast du nicht schreckliche Angst?«,

fragte Saban Aurenna. Er hatte sie nicht auf dieses Thema ansprechen wollen, war aber einfach mit dieser Frage herausgeplatzt.

»Natürlich habe ich das«, erwiderte Aurenna. Es war das erste Mal, dass sie über ihre bevorstehende Vermählung sprachen, und jetzt - ebenfalls zum ersten Mal - sah Saban Tränen in ihren Augen glänzen. »Ich will nicht für den Gott im Feuer sterben«, hauchte sie so leise, dass die Speerkämpfer sie nicht hören konnten. »Alle sagen, dass es ganz schnell geht! Das Feuer ist so groß und brennt so heftig, dass keine Zeit mehr bleibt, um irgendetwas anderes als Ereks Umarmung zu fühlen, und danach werde ich in der himmlischen Herrlichkeit sein. Das ist jedenfalls das, was die Priester mir erzählen - aber manchmal wünschte ich, ich könnte am Leben bleiben, um zu sehen, wie alles wieder gut wird.« Sie hielt inne und schenkte Saban ein zittriges Lächeln. »Um Kinder zu bekommen und sie heranwachsen zu sehen.«

»Hat schon jemals eine Sonnenbraut überlebt?«, fragte Saban zögernd.

»Eine, ja«, bestätigte Aurenna. »Sie sprang geradewegs durch die Flammen und fiel ins Meer; und irgendwie ist sie nicht ertrunken, sondern wurde an einen Strand in der Nähe des Kliffs angeschwemmt. Dann haben sie sie gepackt, auf das Kliff gezerrt und gewaltsam in das Feuer gestoßen. Aber es war ein sehr langsamer Tod, weil das Feuer zu dem Zeitpunkt schon ziemlich heruntergebrannt war.« Aurenna überlief ein Schauder. »Ich habe keine Wahl, Saban, ich muss es auf mich nehmen.«

»Du könntest ...«, begann er.

»Nein!«, schnitt sie ihm scharf das Wort ab, bevor er noch mehr sagen konnte. »Wie kann ich mich weigern, das zu tun, was Erek will? Was würde ich sein, wenn ich wegliefe?« Nachdenklich runzelte sie die Stirn. »Ich weiß schon so lange, wie ich mich zurückerinnern kann, dass es mir bestimmt ist, jemand Besonderes zu sein. Nicht bedeutend,

nicht reich, aber etwas Besonderes. Die Götter wollen mich, Saban, und ich muss dasselbe wie sie wollen. Manchmal wage ich zu hoffen, dass Erek mich verschonen wird und dass ich hier auf Erden sein Werk tun kann — aber wenn er mich an seiner Seite haben will, dann sollte ich der glücklichste Mensch sein, der jemals geboren wurde.«

Saban starrte auf den Felsblock, auf dem sie saßen. Er glitzerte im Abendlicht, als ob Splitter von Mondschein in dem blassgrünen Gestein eingefangen wären, während die rötlichen Flecken den Eindruck erweckten, als hätte sich Blut in dem Fels gesammelt. Er dachte an Derrewyn, was er übrigens oft tat, und das beunruhigte ihn — denn er wusste nicht, wie er diese Gedanken mit seiner Sehnsucht nach Aurenna in Einklang bringen sollte. Camaban hatte ihm gesagt, Derrewyn sei schwanger, und Saban fragte sich, ob das Kind schon auf der Welt sei. Er fragte sich, ob sie sich in ihr Schicksal gefügt und sich mit Lengar abgefunden hatte . ob sie sich noch an ihre gemeinsame Zeit vor Hengalls Tod erinnerte .

»Woran denkst du gerade?«, wollte Aurenna wissen.

»An nichts«, wich Saban aus. »Nichts.«

Am nächsten Abend schloss Saban sich den Priestern an, als sie zu Aurennas Tempel gingen, um zu sehen, wie weit der Schatten des Steins in den Tempel gekrochen war. Scathel spuckte Saban hasserfüllt an; dann bückte er sich, um festzustellen, dass der Schatten noch immer zwei Finger breit von dem mittleren Pfeiler entfernt war.

Saban hätte am liebsten einen schweren Steinhammer genommen und den Rand des Pfeilers weggeschlagen, doch stattdessen betete er; und noch während er Slaol anflehte, Aurenna zu verschonen, wusste er um die Vergeblichkeit seiner Gebete. Er hielt nach Omen Ausschau, fand aber nichts Gutes. Ein eben flügge gewordenes Amseljunges strebte in die Luft, was er als ein gutes Vorzeichen wertete; doch Sekunden später schoss ein Sperber im Sturzflug

herab, und ein Wirbel von kleinen, blutgetränkten Federn flatterte zu Boden.

Bis zur Sommersonnenwende waren es noch ein oder zwei Tage, und noch immer schien die Sonne strahlend vom Himmel, obwohl die Fischer, die ihre Opfergaben aus Blasentang und Seeanemonen vor Malkins Schrein auslegten, darauf schworen, dass der Sturmgott in Aufruhr war. Camaban stieg auf einen Hügel, wo farbenprächtig blühende Seidenpflanzen und wilde Orchideen wucherten, und erklärte, er sähe eine bräunliche Linie am westlichen Horizont; aber diese ferne Bedrohung sorgte für nicht annähernd so viel Aufregung im Stamm wie die Rückkehr von fünf jungen Männern, die zu dem Kriegerverband gehört hatten, der Lengar nach Ratharryn begleitete. Die fünf Speerkämpfer hatten eine lange Reise hinter sich, weil sie gezwungen gewesen waren, feindlichen Stämmen auszuweichen, indem sie in den Wäldern blieben; alle waren schwach und erschöpft, als sie die Siedlung erreichten.

An diesem Abend ordnete Kereval ein Begrüßungsfestmahl an, und als die fünf jungen Krieger gegessen hatten, versammelten sich die Stammesangehörigen, um ihre Neuigkeiten zu hören. Sie drängten sich draußen vor Kerevals Hütte, entlang der Grube, die Scathel für Saban ausgehoben hatte; die Männer des Stammes hockten in unmittelbarer Nähe der Berichterstatter, während die Frauen hinter ihnen standen. Sie wussten bereits von Lengars Erfolg, indem er seinem Vater Ratharryn weggenommen hatte; aber jetzt sprachen die fünf jungen Männer von einem Jahr der Kämpfe, die auf dem hoch gelegenen Land zwischen Ratharryn und Cathallo stattgefunden hatten. Sie berichteten, dass die Krieger von Ratharryn, verstärkt durch den Kriegerverband aus Sarmennyn, Cathallo eine Reihe von Niederlagen beigebracht hatten. Acht Männer aus Sarmennyn waren bei den bewaffneten Auseinandersetzungen ums Leben gekommen und weitere zwanzig verletzt worden; auch ein paar Leute aus Ratharryn

hatten den Tod gefunden, aber unter den Kriegern von Cathallo, sagten die junge Männer, waren unzählige gefallen. »Ihre große Zauberin ist im Winter gestorben«, erklärte einer der Krieger, »und dieses böse Omen hat ihnen den Mut geraubt.«

»Was ist mit Kital?«, fragte Saban, »ihrem Clanführer?«

»Kital von Cathallo lebt nicht mehr«, antwortete der Speerkämpfer. »Er wurde von Vakkal bei einem der Gefechte abgeschlachtet.« Die Zuhörer trommelten mit ihren Speerschäften auf den Boden, um ihre Freude darüber zum Ausdruck zu bringen, dass ein Held aus Sarmennyn den feindlichen Clanführer getötet hatte. »Sein Nachfolger hat uns großzügige Geschenke geschickt, in der Hoffnung auf Frieden«, fügte der Krieger hinzu.

»Wurden sie angenommen?«, wollte Kereval wissen.

»Im Austausch für eine Siedlung namens Maden.«

»Wo sind die Geschenke jetzt?«, fragte Scathel.

»Die Hälfte davon ist beiseite gelegt worden«, gab der Krieger Auskunft, »und wird nach Sarmennyn gebracht werden.«

Diese Erklärung rief weitere Beifallsstürme hervor, aber Scathel brachte die jubelnden Stammesmitglieder zum Schweigen, indem er aufstand und sich zu seiner vollen Größe erhob. »Und was ist mit unserem Gold?«, verlangte er von den fünf Kriegern zu wissen. »Hat Lengar von Ratharryn euch etwas von unserem Gold mitgegeben?«

»Nein«, gestand der Anführer der jungen Krieger. »Aber er hat es uns gezeigt.«

»Er hat es euch gezeigt! Wie ungeheuer freundlich von ihm!« Scathels Stimme triefte vor Spott. Der Hohepriester hatte sich zu Ehren des Fests und der Rückkehr der Krieger in einen langen wollenen Umhang gehüllt, der mit Hunderten von Möwenfedern besetzt war, sodass ihn eine Wolke von Weiß und Grau umgab. Sein strähniges Haar war mit einer Lederschnur zusammengebunden, in der weitere Federn steckten, und um den Hals trug er eine Kette aus

kleinen Knochen. »Ereks Gold wird also in Ratharryn zur Schau gestellt!«, stieß er verächtlich hervor. »Der ganze Schatz?«

Diese letzten Worte erklangen in vollem Zorn, und der Ton ließ die zuhörende Menschenmenge in erwartungsvollem Schweigen verharren. Die fünf Männer blickten betreten drein. »Nicht der ganze Schatz«, gestand ihr Anführer nach einer Weile. »Es waren nur drei der großen Rauten da.«

»Und von den kleineren Rauten fehlten auch einige«, ergänzte einer der anderen Krieger.

»Wo sind sie geblieben?«, verlangte Scathel aufgebracht zu wissen.

»Bevor wir in Ratharryn ankamen«, berichtete der erste Mann, »hatte Hengall diese Stücke bereits weggegeben.«

»Weggegeben?«, fragte Kereval schockiert. »An wen?«

»An Cathallo.«

»Und ihr habt Cathallo besiegt?«, brüllte Scathel.

»Habt ihr denn nicht die Rückgabe des Goldes gefordert?«

»Sie behaupten, das Gold sei verschwunden«, bekannte der junge Mann unglücklich.

»Verschwunden?«, tobte Scathel. »Verschwunden!« In blinder Wut fuhr er zu Kereval herum. Der Clanführer, wetterte Scathel, sei geradezu sträflich gutgläubig gewesen. Er habe Lengars Versprechungen geglaubt, aber ein Teil des kostbaren Goldes sei bereits wie Vogelkot in alle Richtungen verstreut worden. Und wie viel mehr von dem Gold würde wohl noch verschwinden? Die Stammesmitglieder waren jetzt voll und ganz auf Scathels Seite. »Lengar wird sich bald sicher fühlen«, schrie Scathel. »Er hat seinen Feind gezwungen, um Frieden zu bitten, und bald wird er unsere Männer nicht mehr brauchen! Er wird sie niedermetzeln und das Gold dann endgültig behalten! Aber wir haben ihn!« Er zeigte auf Saban. »Ich kann Lengar von Ratharryn dazu bringen, winselnd um Gnade zu flehen! Ich kann ihn dazu bringen, in der Nacht vor Angst zu schwitzen, ich kann bewirken, dass er sich vor Schmerzen krümmt, ich kann

Eiterbeulen auf seiner Haut platzen lassen, ich kann ihn blind machen! Zuerst das eine Auge und dann das andere und dann seine Hände und danach seine Füße und zum Schluss, bevor ich ihn töte, seine Männlichkeit! Ihr glaubt, Lengar wird nicht inständig um Adler beten, um unser Gold im Flug zu uns zurückbringen zu lassen, während sich diese Wunden in sein verfaulendes Fleisch fressen?« Die Männer quittierten seine Rede mit lauten Beifallsrufen und schlugen mit ihren Speerschäften auf den Boden.

Kereval hob eine Hand und bat um Ruhe. »Hat Lengar versprochen, uns den Schatz zurückzugeben?«, fragte er die fünf Krieger.

»Er sagte, er würde ihn eintauschen gegen unseren Tempel«, antwortete der Anführer.

»Hast du inzwischen einen Tempel ausgewählt?«, fragte Kereval Camaban.

Camaban schien überrascht darüber, angesprochen zu werden, als ob er die hitzige Diskussion überhaupt nicht verfolgt hätte. »Ich bin sicher, wir werden einen finden«, tat er unbesorgt.

»Aber wenn du ihn dann tatsächlich gefunden hast«, sagte Scathel höhnisch zu Camaban, »und wenn du ihn nach Ratharryn schaffst, wird dein Bruder dann endlich das Gold herausrücken?«

Camaban nickte. »Er hat sich einverstanden erklärt damit.«

»Er hat sich einverstanden erklärt!«, höhnte Scathel. »Er hat sich einverstanden erklärt! Aber er hat uns nie ein Wort davon gesagt, dass ein Teil unseres Goldes bereits verschleudert worden ist! Was verbirgt er sonst noch vor uns? Was noch?« Mit dieser Frage kauerte sich der hagere Priester plötzlich auf den Boden und vergrub den Kopf in den Händen, sodass sein langes schwarzes Haar in den Staub hing. Er stöhnte eine Weile, krümmte sich in augenscheinlichem Leid, und die Menschenmenge hielt den Atem an, wohl wissend, dass er mit Erek sprach. Saban warf einen besorgten Blick auf Camaban und fragte sich, warum

sein Bruder nicht eine ähnliche Schau abzog, aber Camaban gähnte nur gelangweilt.

Scathel warf den Kopf in den Nacken und heulte den klaren Abendhimmel an. Dann verebbte das Heulen zu einem gedämpften Wimmern, und der Priester verdrehte die Augen, bis nur noch das Weiße zu sehen war. »Der Gott spricht«, stieß er mit rauer, erstickt klingender Stimme hervor, »er spricht!« Saban kämpfte gegen seine panische Angst an, denn er konnte sich nur zu genau denken, wie die Botschaft des Gottes lautete. Er blickte abermals zu Camaban hinüber; aber der hatte ein streunendes Kätzchen aufgehoben und las jetzt mit demonstrativer Unbekümmertheit die Flöhe aus seinem Fell. »Wir müssen Blut benutzen!«, kreischte Scathel, und mit diesen Worten streckte er blitzschnell die Hände nach Saban. »Packt ihn!«

Ein Dutzend Krieger wetteiferten miteinander, Saban zu ergreifen und festzuhalten, und alles geschah in einem solchen Tempo, dass ihm keine Zeit blieb, sich zu verteidigen. Haragg versuchte, ein paar der Männer von ihm wegzuziehen, aber der Händler wurde kurzerhand mit einem Speerschaft niedergeschlagen. Cagan tobte und stürzte vorwärts, um seinem Vater zu Hilfe zu eilen; es waren sechs Männer nötig, um den taubstummen Riesen zu überwältigen und mit dem Gesicht nach unten neben der Grube auf den Boden zu drücken. Saban wehrte sich verzweifelt, doch die Speerkämpfer pressten ihn hart an die Wand von Kerevals Hütte. Sie beachteten die heftigen Proteste des Clanführers nicht, denn die Nachricht, dass ein Teil von Ereks Gold verloren war, hatte sie in Wut versetzt.

Der Hohepriester schüttelte seinen mit Möwenfedern besetzten Umhang ab. Er war jetzt nackt. »Erek!«, schrie er. »Was ich diesem Mann antue, tu du seinem Bruder an!«

Saban war völlig hilflos; er konnte nur zuschauen, wie Scathel langsam auf ihn zukam. Der Gesichtsausdruck des Hohepriesters war von Triumph erfüllt, von Sieg und Erregung, und Saban erkannte, dass Scathel seine

Grausamkeit genoss. Camaban schenkte dem Streit keinerlei Beachtung, sondern kraulte das Kätzchen an der Kehle, während Scathel ein Feuersteinmesser von einem der Priester entgegennahm. »Reiß Lengar das Auge heraus!«, schrie er zu dem Gott im Himmel empor, dann packte er eine Hand voll von Sabans Haar. Die Speerkämpfer umklammerten ihn noch fester, und das Einzige, was Saban tun konnte, war, den Blick abzuwenden, als die Feuersteinklinge näher und immer näher rückte.

»Nein!«, rief Aurenna laut.

Das Messer erzitterte wie ein großer Schatten am Rande von Sabans Blickfeld.

»Nein!«, hielt Aurenna das Geschehen an. »Nicht, solange ich lebe!«

Scathel fauchte wütend und fuhr zu ihr herum.

»Nicht, solange ich lebe«, wiederholte sie ruhig. Sie hatte sich durch die Menschenmenge gedrängt und bot Scathel jetzt mutig die Stirn. »Wirf das Messer weg!«

»Was bedeutet er dir?«, verlangte Scathel zu wissen.

»Er erzählt mir Geschichten«, verkündete Aurenna. Sie starrte Scathel fest und unverwandt in die Augen, und Saban, der den Priester immer für ziemlich groß gehalten hatte, sah plötzlich, dass die Sonnenbraut fast genauso groß wie Scathel war. Sie trotzte ihm in all ihrer weißen und goldenen Herrlichkeit, und ihr Rücken war kerzengerade, ihr Ausdruck gelassen wie immer. »Und wenn ich zu meinem Ehemann gehe«, erklärte sie dem Priester, »wird er ein Zeichen wegen des Goldes schicken.«

Scathels Gesicht verzerrte sich. Ein junges Ding von einem Mädchen erteilte ihm Befehle — aber dieses Mädchen war eine Göttin, und es blieb ihm nichts übrig als zu gehorchen; also zwang er sich, den Kopf zu neigen und zurückzuweichen. »Werft ihn in die Grube«, befahl er den beiden Speerkämpfern.

Aber Aurenna schritt auch diesmal wieder ein. »Nein! Er hat mir immer noch einiges zu erzählen.«

»Er gehört in die Grube!« beharrte Scathel.

»Nicht, bevor ich gehe!« Aurenna fixierte Scathel mit starrem Blick, bis der Priester schließlich nachgab und den Speerkämpfern mit einer Geste bedeutete, Sabans Arme loszulassen.

Am nächsten Abend warf der Steinpfeiler im Tempel der Sonnenbraut nicht den leisesten Schatten, weil sich im Westen dicke graue Wolken am Himmel zusammengeballt hatten. Aber die Priester entschieden, die Zeit sei dennoch gekommen.

Im Morgengrauen des folgenden Tages würden sie zum Meerestempel wandern und am Abend Aurenna in das Feuer schicken.

In dieser Nacht kam ein starker Wind auf, der an den Reetdächern der Hütten zerrte und die Bäume peitschte. Saban fühlte sich trotz seines Pelzes in Trübsal eingehüllt; er hätte schwören können, dass er nicht eine Sekunde lang schlief, dennoch sah und hörte er nichts davon, wie Camaban sich mitten in der Nacht von seinem Schlafplatz erhob und heimlich aus der Hütte schlüpfte.

Camaban ging zu Malkins Heiligtum, dort betete er zu dem Wettergott. Er betete lange Zeit, während der Wind an der Palisadeneinfriedung der Siedlung rüttelte und den kleinen Wellen des Flusses weiße Schaumkronen aufsetzte. Camaban verneigte sich vor dem Gott, küsste die geschwärzten Füße des Götzenbildes, dann kehrte er wieder in Haraggs Hütte zurück und schlüpfte in seinen Umhang aus Bärenfell. Er horchte auf Cagans Schnarchen, hörte Saban im Schlaf wimmern, schloss die Augen und dachte an den Tempel hoch oben in den Bergen, den prachtvollen Tempel der Schatten: Er sah ihn im Geist wie durch Zauberhand in die grünen Hügel von Ratharryn versetzt, und er sah den Sonnengott über den Hügeln schweben - riesig und strahlend hell und alles umfassend; da begann Camaban zu weinen, denn er wusste, er konnte die Menschen glücklich machen, wenn nur die Dummköpfe

seine Pläne nicht vereiteln würden. Leider gab es so viele Dummköpfe, so entsetzlich viele. Aber dann schlief auch er ein.

Saban war der Erste, der sich bei Tagesanbruch regte. Er kroch zum Hütteneingang und sah, dass das gute Wetter vorbei war. Der Wind peitschte die Baumwipfel, und grauschwarze Wolken zogen tief über den Hügeln dahin. »Regnet es?«, fragte Camaban.

»Nein.«

»Hast du gut geschlafen?«

»Nein.«

»Ich habe sehr gut geschlafen«, behauptete Camaban. »Die ganze Nacht!«

Saban konnte die Fröhlichkeit seines Bruders einfach nicht ertragen; deshalb ging er in die Siedlung, wo die gerade erwachten Stammesmitglieder Vorbereitungen für den Tag und die Nacht trafen, die vor ihnen lagen. Sie würden Beutel mit Essen und Schläuche mit Wasser zum Meerestempel mitnehmen, denn die Zeremonie würde den größten Teil des Tages dauern; und nachdem die Braut in die Flammen gegangen war, würden sie um den Tempel tanzen, bis das Feuer weit genug heruntergebrannt war, dass Aurennas verkohlte Knochen herausgeholt und zu Staub zermahlen werden konnten.

Kerevel, der einen Umhang aus Biberfellen trug und in der Hand einen massiven Speer mit einer polierten Bronzespitze hielt, befahl seinen Kriegern, das Tor der Siedlung zu öffnen. Die Krieger hatten ihre Gesichter mit rotem Ocker bemalt und ihr langes Haar mit Fellstreifen zusammengebunden. Heute würde keiner fischen gehen. Heute würde der gesamte Stamm zum Meerestempel wandern. Von überall aus ganz Sarmennyn würden die Menschen zusammenströmen und sich vor dem Meerestempel versammeln, um die Sonnenbraut auf ihre Reise zu schicken. Haragg beobachtete die Vorbereitungen eine Weile, und dann - unfähig, das Ganze noch länger

mitanzuschauen - wandte er sich jäh ab. »Kommt mit mir auf die Jagd«, schlug er Saban vor.

»Dein Bruder wird mich nicht gehen lassen«, erwiderte Saban und wies mit einer Kopfbewegung auf die Speerkämpfer, die ihn auf Scathels Befehl hin bewachten. Heute würde Saban die Geisel des Hohepriesters werden. Er fragte sich, warum er in der Nacht nicht nach Osten geflohen war - aber er hatte es Aurennas wegen nicht getan. Da er sie liebte, brachte er es einfach nicht übers Herz, sie zu verlassen, auch wenn er nicht das Geringste tun konnte, um ihr zu helfen.

Haragg und Cagan fuhren in einem Einbaum über den Fluss und verschwanden in den Wäldern. Einen Moment später trat Scathel aus Kerevals großer Hütte. Der Hohepriester trug wieder seinen Federumhang, der sich im Wind blähte und flatterte. Sein Haar war mit getrocknetem roten Schlamm versteift, während um seinen Hals eine Kette aus den Zähnen von Meeresungeheuern hing. Um seine Taille lag ein Gürtel, in dem zwei Messer steckten. Leckan, der nächstälteste Priester, trug einen Umhang, der aus gegerbter Menschenhaut bestand, und die Köpfe der beiden Männer, denen man die Haut abgezogen hatte, hingen an Lederschnüren über seinen Rücken hinab, ihr langes Haar im Wind wehend. Ein anderer Priester trug ein Hirschgeweih auf dem Kopf. Sie tanzten aus der Hütte, und der wartende Stamm begann, sich in Schleifen von einer Seite zur anderen zu bewegen. Ein Trommler fing an, auf seine mit Fellen bespannte Trommel zu schlagen, und in die wiegenden Schritte kam Rhythmus, als jemand ein Lied anstimmte. Camaban schloss sich den Tanzenden an. Er trug einen Umhang aus Rehleder und hatte sich mit Ruß schwarze Streifen ins Gesicht gemalt.

Scathel wies auf Saban. »Packt ihn!« befahl er; sogleich umzingelten zehn der rot bemalten Krieger Saban und bedrohten ihn mit ihren Speeren. Sie trieben ihn zum Rand

der Grube, doch bevor sie ihn in die Tiefe stoßen konnten, erschien Aurenna.

Ihr blasses Gesicht wirkte abgespannt und verhärmt, unter ihren Augen lagen dunkle Schatten, aber ihr hoch gewachsener, schlanker Körper war in eine frische wollene Robe gehüllt, und das Ersatzgold glänzte an ihrer Brust und ihrem Hals. Ihr Haar hing glatt gekämmt herab, obwohl der Wind die goldblonden Strähnen sofort hochhob, als sie langsam auf die tanzenden Priester zuschritt. Sie sah Saban nicht an, sondern hielt den Blick auf den Boden gesenkt, und dann, als Scathel sie rief, wandte sie sich gehorsam um zum Tor. Die Menge seufzte, und die Tanzenden beeilten sich, sich dem Umzug anzuschließen, die Aurenna zum Meerestempel geleiten würde.

Scathel nickte den Speerkämpfern zu, die Saban bewachten, und zwei von ihnen zerrten ihm den Umhang von den Schultern; ein dritter zog sein Messer, schlitzte Sabans Gewand vom Halsausschnitt bis zum Saum auf und nahm ihm dann das Kleidungsstück weg, sodass er nackt war. »Spring!«, befahl der Speerkämpfer.

Saban sah sich ein letztes Mal Hilfe suchend um. Camaban blickte ihn nicht an, und Aurenna war inzwischen durch das Tor gegangen. Jetzt drohte ihm einer der Krieger mit seinem Speer, und so sprang Saban schließlich resigniert in die Grube. Sie war sehr tief und der Aufprall auf dem Boden schmerzhaft; als er wieder aufstand, sah er, dass er den Rand der Grube nicht erreichen konnte. Das kräftige Gitter aus Ästen wurde über sein Gefängnis geschoben und mit Holzpflöcken befestigt, die seine Häscher in den Boden hämmerten.

Nun gab es nur noch das Seufzen des Windes und das Dröhnen der Trommeln, das schließlich in der Ferne verhallte, als der Stamm die Siedlung verließ. Einer der beiden Speerkämpfer, die zurückgeblieben waren, um Saban zu bewachen, ließ einen Wasserschlauch durch das Gitter hinunter, dann ging er fort; Saban kauerte sich auf

dem Boden der Grube zusammen, die Arme um die Knie geschlungen und den Kopf auf einen Unterarm gelehnt.

Aurenna würde sterben. Und er würde gefoltert, geblendet und verstümmelt werden. Weil das Gold nach Ratharryn gelangt war.

In Ratharryn hatten die Priester ebenfalls diesen Tag zur Sommersonnenwende erklärt; also entzündete der Stamm bei Einbruch der Dämmerung die Feuer und bereitete sich auf den Stiertanz und das Flammenspringen vor. Derrewyn ignorierte die allgemeine Festtagsstimmung. Sie hockte in einer Ecke von Lengars Hütte, durch einen Ledervorhang vor den Blicken der Männer verborgen. Sie war nackt. Lengar bestand darauf, dass sie nackt ging, denn er genoss es, sie zu demütigen und sie als Hure von Cathallo zu beschimpfen. Sie war Lengars Ehefrau; er hatte sie gezwungen, ihn in Cathallos Tempel zu heiraten. Aber seit den letzten Monden konnte jeder von Lengars Freunden Derrewyn zu sich bestellen, und sie musste wohl oder übel gehorchen, zu ihnen gehen oder sich auf eine Tracht Prügel gefasst machen; sie hatte Narben im Gesicht, auf den Schultern und den Armen, wo sie alle betrunken auf sie eingedroschen hatten. Jegar hatte sie am schlimmsten geschlagen, weil sie ihn am meisten verspottete. Derrewyn verspottete sie alle, denn das war ihre einzige Verteidigung. Jetzt kauerte sie hinter dem Vorhang, während sie auf die Unterhaltung der drei Männer horchte und die Bewegungen des Babys in ihrem Bauch fühlte. Sie wusste, es war Lengars Kind und zweifellos ein Sohn. Er würde in zwei oder drei Monaten geboren werden. Die Männer zeigten zwar weniger Interesse an ihr seit ihrer Schwangerschaft, aber sie beleidigten sie noch immer. Keiner von ihnen ahnte jedoch etwas von dem kochenden Zorn, der in ihr brannte. Sie glaubten, sie hätten den Stolz von Derrewyn aus Cathallo gebrochen.

Die drei Männer in der Hütte — Lengar, Jegar und Vakkal — sprachen über Cathallo. Vakkal war der Anführer aus

Sarmennyn, der Lengar geholfen hatte, Clanführer zu werden; inzwischen sprach er Ratharryns Sprache und trug die gleichen blauen Tätowierungen zur Schau wie die Krieger von Ratharryn. Jetzt hörte er aufmerksam zu, als Lengar erklärte, Cathallo sei reif für die endgültige Niederlage. Sannas' Tod war ein Verlust für den Stamm gewesen, von dem er sich nicht wieder erholt hatte, und mit Sannas war auch die Magie dahin, von der Lengar glaubte, dass sie Cathallo in der Vergangenheit vor Unheil schützte. Deshalb sollten Ratharryns Krieger, so sagte Lengar, Cathallo im Spätsommer abermals angreifen — nur dass sie diesmal die Siedlung des Feindes in Schutt und Asche legen würden. Sie würden den großen Tempel von Cathallo niederreißen, den heiligen Hügel einebnen und auf die Grabhügel von Cathallos Ahnen pissen.

»Hörst du zu, Hure?«, rief Jegar. Derrewyn gab keine Antwort. »Mürrisches Miststück«, knurrte Jegar, und Derrewyn entnahm seinem unartikulierten Nuscheln, dass er wieder dabei war, sich mit dem fremdländischen Fusel zu betrinken.

Heute Abend, sagte Vakkal, würden sie in Sarmennyn die Sonnenbraut in den Feuertod schicken.

»Vielleicht sollten wir Derrewyn auch verbrennen«, schlug Jegar vor.

»Slaol würde sie nicht wollen«, erwiderte Lengar. »Schick Slaol eine Hure, und er wird sich von uns abwenden.«

»Er wird uns nicht danken«, ermahnte Vakkal sie, »wenn wir heute Abend nicht zuschauen, wie er untergeht.« Auf Ratharryns Feldern brannten bereits die Sommersonnenwendfeuer, und die Stier-Männer warteten schon darauf, zwischen den Holzpfeilern von Slaols Tempel zu tanzen.

»Du hast Recht, wir müssen gehen«, sagte Lengar. »Du bleibst hier, Hure!«, rief er Derrewyn hinter dem Vorhang zu, und er ließ einen seiner jungen Krieger in der Hütte zurück, um die Schätze zu bewachen, die in der festgestampften

Erde des Fußbodens und unter dem großen Stapel kostbarer Felle versteckt lagen. »Wenn die Hure dir Ärger macht«, erklärte Lengar dem jungen Speerkämpfer, »dann verprügele sie!«

Der Speerkämpfer setzte sich neben das Feuer. Er war noch ziemlich jung, obwohl er bereits zwei blaue Tätowierungen aufweisen konnte, Symbol für die beiden Krieger aus Cathallo, die er bei einer Schlacht auf der Anhöhe oberhalb von Maden niedergemetzelt hatte. Wie so viele andere junge Männer im Stamm verehrte auch er Lengar, weil der neue Clanführer Ratharryns Speerkämpfer zu gefürchteten Kriegern gemacht und seinen Anhängern zu Reichtum verholfen hatte. Der junge Mann träumte davon, viele Rinder und Ehefrauen zu besitzen. Er träumte von einer großen Hütte ganz für ihn allein und von Heldengesängen, in denen seine kühnen Taten gepriesen wurden.

Ein plötzliches Geräusch veranlasste ihn, den Kopf zu drehen, und er sah, dass Derrewyn am Rand des Ledervorhangs erschienen war. Sie lag auf den Knien, und als der Krieger aufblickte, senkte sie unterwürfig den Kopf. Ihr langes Haar hatte sie sorgfältig gekämmt und sich eine Kette mit einem Bernsteinanhänger um den Hals gelegt — aber war sonst nackt. Sie hielt den Blick gesenkt und stieß ein gedämpftes Wimmern aus, während sie auf Händen und Knien vorwärts kroch. Der Speerkämpfer blickte instinktiv zur Tür der Hütte, um zu sehen, ob sie beobachtet wurden, aber draußen war niemand. Nur die ganz Alten und Kranken befanden sich noch in Ratharryn; alle übrigen Stammesmitglieder waren in Slaols Tempel versammelt, wo die Stier-Männer zu Ehren Slaols die jungen Mädchen besprangen.

Der Speerkämpfer beobachtete, wie Derrewyn näher rutschte. Der Schein des Feuers färbte die Schatten ihrer kleinen Brüste graublau und beleuchtete ihren geschwollenen Bauch. Dann blickte sie zu dem jungen Krieger auf, und in ihren Augen lag ein Ausdruck

unendlicher Traurigkeit. Sie wimmerte Mitleid erregend, dann kroch sie vorwärts in die Wärme des Feuers. Der Krieger runzelte missbilligend die Stirn. »Du musst wieder hinter den Vorhang zurück«, fuhr er sie an.

»Nimm mich in deine Arme«, bat sie. »Ich bin so schrecklich einsam. Halt mich fest.«

»Geh zurück!«, befahl er. Er hatte Angst, dass ihr glänzender praller Bauch platzen könnte, wenn er Gewalt anwenden würde, um sie hinter den Vorhang zurückzustoßen.

»Halte mich«, bat sie abermals flehend, dann schob sie seinen Speer beiseite und schlang ihm den linken Arm um den Hals. »Bitte halte mich.«

»Nein«, wehrte er ab, »nein!« Aber er fürchtete sich zu sehr vor ihr, um sie wegzustoßen; so ließ er es geschehen, dass sie seinen Kopf an sich zog. Er roch den Duft ihres Haares. »Du musst hier weg«, sagte er abermals, doch Derrewyn schob ihre rechte Hand zwischen seine Schenkel, wo das Bronzemesser mit der kurzen Klinge steckte, und riss die Waffe mit einer blitzschnellen Bewegung hoch, sodass sich die Schneide geradewegs in seinen Bauch grub. Ihr Wächter riss entsetzt die Augen auf, dann schnappte er keuchend nach Luft, als sie die scharfe Klinge in seinen Eingeweiden herumdrehte und mit einer ruckartigen Bewegung weiter nach oben führte, durch die Muskelbänder unter seinen Lungenflügeln und in das Gewirr von Blutgefäßen um sein Herz herum, sodass der warme, pulsierende Schwall seines Lebensbluts über ihr Handgelenk und ihre Schenkel strömte. Verzweifelt versuchte der Krieger, sie von sich zu stoßen, aber er hatte keine Kraft mehr; Derrewyn hörte das Rasseln in seiner Kehle, sah, wie sich seine Augen trübten, und zum ersten Mal, seit Lengar nach Ratharryn zurückgekehrt war, verspürte sie aufrichtige Freude. Es war, als ob Sannas' ruheloser Geist gekommen war, um sie zu erfüllen, und dieser Gedanke ließ sie ganz still werden; aber dann sank der Tote mit seinem ganzen Gewicht gegen sie, deshalb zog

sie das blutbeschmierte Messer aus seinem Körper und kippte ihn zur Seite, sodass sein Kopf in das Feuer fiel. Sein Haar - fettig, weil er sich nach dem Essen die Hände an den Strähnen abgewischt hatte - knisterte und brannte gleich darauf lichterloh, der flackernde Lichtschein erhellte den düsteren Raum.

Derrewyn war bereits auf der anderen Seite der Hütte. Sie eilte zu dem Stapel von Fellen, der Lengar als Bett diente, riss die Pelze zur Seite und begann, mit der blutigen Messerklinge im Boden zu scharren. Sie riss die Erde auf, stieß tief hinunter, bis das Messer auf Leder traf, scharrte dann mit beiden Händen das Erdreich weg, zog den Beutel heraus und trug ihn in das Licht des Feuers.

Im Inneren des Beutels lagen eine der großen Goldrauten aus Sarmennyn und zwei der kleineren. Derrewyn hatte gehofft, alles Gold könnte hier zu finden sein; aber Lengar musste den Schatz aufgeteilt und die übrigen Stücke irgendwo anders in der Hütte versteckt haben. Einen Moment lang spielte sie mit dem Gedanken, die Hütte auseinander zu nehmen, die Pelze hinauszuwerfen und den Fußboden aufzugraben — aber diese drei Rauten würden sicherlich genügen.

Sie zog eines von Lengars Hemden an, band sich Lederstreifen an die Füße und griff nach Lengars kostbarem Bronzeschwert, das an einem der Stützpfosten der Hütte hing. Sie nahm den Beutel mit den drei Goldrauten und eilte zur Hüttentür, wo sie innehielt, um vorsichtig nach draußen zu spähen. Es war noch immer nicht ganz dunkel, aber sie konnte niemanden sehen; so raffte sie die Falten des Gewands zusammen und duckte sich unter dem Türsturz hindurch.

Speerkämpfer bewachten die beiden erhöhten Fußwege, die durch Ratharryns hohen Schutzwall führten, deshalb rannte Derrewyn zu dem Graben zwischen den Eingängen. In diesem Sommer hatte es viel Regen gegeben, und der Grund des Grabens war schlammig; doch sie plantschte

durch den Morast und kletterte dann den hohen Wall hinauf. Sie kroch langsam auf Händen und Knien, um mit den Schatten zu verschmelzen; und entweder sahen die Wachen sie nicht oder Lahanna behütete an diesem Abend Derrewyn; jedenfalls erreichte sie die Krone des Schutzwalls, ohne entdeckt zu werden. Dort blieb sie für einen Moment stehen und drehte sich in dem Augenblick um, als die Sonne strahlend hell durch eine Lücke in den dunklen Wolken schien, die den ganzen südwestlichen Horizont bedeckten. Der Stamm tanzte gerade um die Tempelpfeiler, während weit in der Ferne, auf dem höher gelegenen Land, der neue Himmelstempel stand, jetzt wieder leer und verlassen.

Derrewyn fauchte die Sonne an, als ob sie eine Katze wäre. Lengar verehrte Slaol, folglich war Slaol Derrewyns Feind; sie kauerte zwischen den Schädeln, die den Schutzwall krönten, und spuckte nach der Sonne, die all die dunkelvioletten Wolken rot und goldgelb gefärbt hatte. Dann verschwand ihre Helligkeit im Nu wieder.

Und Derrewyn mit ihr! Sie rutschte an der Außenseite des Walls hinunter und rannte zwischen den dunklen Bäumen hindurch, bis sie den Fluss erreichte, wo sie sich nach Norden wandte; als sie an der Insel vorbeikam, wo sie das erste Mal mit Saban gelegen hatte, erinnerte sie sich wieder an ihn, aber in ihrer Erinnerung schwang keine Spur von Liebe oder Zärtlichkeit mehr. Liebe und Zärtlichkeit waren gründlich aus ihrem Herzen vertrieben worden - zusammen mit Freundlichkeit und Lachen und Mitleid, alles von ihren Tränen fortgeschwemmt. Sie war Cathallos Hure geworden, und jetzt würde sie Mittel und Wege finden, um für Cathallo Rache zu nehmen.

Die kurze Dunkelheit der Mittsommernacht senkte sich herab, und immer noch wanderte sie nach Norden.

Später, sehr viel später, hörte sie die Hunde hinter sich bellen; aber sie hatte sich zum Fluss geflüchtet, und Hunde können einen Geist nicht durch Wasser verfolgen, deshalb wusste Derrewyn, dass sie es geschafft hatte. Zwar musste

sie sich noch an den Speerkämpfern vorbeischleichen, die in Maden lagerten, und die Sümpfe durchqueren; aber sie fühlte sich zuversichtlich und stark, weil Lahanna über ihr am Himmel leuchtete, und in der Hand hielt sie einen kleinen Teil der kostbaren Macht des Sonnengottes, den sie Lahanna schenken würde.

Sie war entkommen, trug Lengars Kind unter dem Herzen, und die Fortsetzung hieß Krieg.

In Sarmennyn begann es am Nachmittag zu regnen. Der Wind frischte zunehmend auf, der Regen fiel stärker, und über dem Gitter aus Ästen konnte Saban sehen, dass sich der Himmel zu einem düsteren Grau verfärbt hatte, durchzogen von bedrohlichem Schwarz. Der Wind zerrte an den Reetdächern der Hütten, und der strömende Regen begann, die Grube unter Wasser zu setzen.

Als das erste Donnergrollen ertönte, legte Saban den Kopf in den Nacken und sandte ein Gebet zu Malkin; dann scharrte er mit beiden Händen an den triefend nassen Seitenwänden der Grube, bis er einen scharfkantigen Stein herausgelöst hatte, den er dazu benutzte, eine Stufe in das Erdreich zu graben. Er hackte eine zweite Stufe heraus, eine dritte, und versuchte dann, die Stufen zu erklimmen; aber seine nassen Füße rutschten auf dem feuchten, glitschigen Erdreich aus, und er fiel jedes Mal wieder in das stetig ansteigende Wasser zurück.

Vor Frustration schluchzte er auf, fand den Stein wieder und machte sich daran, die Stufen zu verbreitern. Das Wasser stand ihm jetzt bis zu den Knöcheln. Regen prasselte ununterbrochen auf das Gitter über seinem Kopf und tropfte ihm ins Gesicht, der Wind heulte unaufhörlich, und der Lärm der entfesselten Naturgewalten war so laut, dass er nicht das splitternde Geräusch hörte, als das Gitter von der Grube gezogen wurde. Dass sich jemand zu seiner Rettung anschickte, merkte er erst, als plötzlich ein nasser Umhang

zu ihm heruntergelassen wurde und Haraggs Stimme ihn anwies, sich daran festzuhalten.

Saban erblickte Haragg und Cagan in dem düsteren Licht über ihm. Er packte den Umhang, und Cagan lupfte ihn wie ein Kind, zog ihn mit Schwung aus der Grube, sodass er der Länge nach im Gras landete. Dort lag er, nass und an allen Gliedern zitternd, während er in das Auge des Sturms starrte, der von der See herübergezogen war, um die Küste anzugreifen. Die Wipfel der Bäume wurden in dem tosenden Unwetter wild hin- und hergeworfen, ganze Arme voll Reet flogen von den Hüttendächern und wehten weit über den Fluss. Von den Männern, die zu Sabans Bewachung zurückgelassen worden waren, fehlte jede Spur.

»Es wird Zeit«, drängte Haragg und zerrte Saban aus dem Gras, doch Saban schüttelte die Hand des Händlers ab. Stattdessen schlich er zu Kerevals Hütte und schob den Ledervorhang beiseite; fast befürchtete er, seine Bewacher im Inneren vorzufinden, doch die Hütte war leer, und er trocknete sich ab, indem er sich auf einem großen Fell wälzte; dann zog er sich ein Hirschlederhemd über.

Haragg war ihm in die Hütte gefolgt. »Wir müssen gehen«, trieb er ihn abermals an. »Wohin?«

»Weit fort. Hier herrscht der blanke Wahnsinn. Wir müssen dich schleunigst von Scathel wegbringen.«

»Es ist Ereks Wahnsinn«, entgegnete Saban, als er sich ein Paar Stiefel, einen Umhang und einen von Kerevals Bronzespeeren nahm. »Wir müssen zum Meerestempel«, erklärte er Haragg.

»Warum? Um sie sterben zu sehen?«, fragte Haragg.

»Um zu sehen, welches Zeichen Erek schickt«, erläuterte Saban und trat wieder hinaus in den peitschenden Regen. Einer der Speerkämpfer war jetzt im Zentrum der Siedlung erschienen und spähte in die leere Grube hinunter. Als er sich umwandte, um seinen Kameraden herbeizurufen, sah er plötzlich Saban und rannte mit erhobenem Speer auf ihn zu.

»Runter mir dir in das Loch!«, brüllte er, obwohl seine Worte in dem Tosen des Sturms untergingen.

Saban wog seinen Speer in der Hand. Der Wächter schüttelte den Kopf, wie um anzudeuten, dass er nicht die Absicht hatte, Saban zu erstechen, sondern lediglich wollte, dass er freiwillig wieder in Scathels Grube sprang. Dieser dachte jedoch nicht im Traum daran, sondern begann, Richtung Tor zu marschieren - der Wächter stürzte vorwärts, um ihm den Weg abzuschneiden, doch Saban schlug seinen Speer beiseite. Plötzlich wurde er von all dem Zorn und Kummer der vergangenen Wochen übermannt, von der Wut darüber, hilflos mitansehen zu müssen, wie Aurenna so ruhig und gelassen in den Tod ging. Deshalb holte er abermals mit seinem Speer nach dem Wächter aus, schwang ihn wie eine Streitaxt, sodass die Speerklinge quer durch das Gesicht des Mannes schnitt. Blut spritzte in den Wind und wurde in einem roten Sprühregen fortgeweht, und Saban rammte die Speerklinge mit einem hasserfüllten Aufschrei in den Bauch des Mannes, stieß wieder und immer wieder zu, bis der Wächter rücklings in den Schlamm fiel und Saban einen gestiefelten Fuß auf den Sterbenden setzen musste, um die Klinge wieder herauszuziehen.

Dann rannte er davon, dicht gefolgt von Haragg und Cagan.

Saban rannte nicht aus Angst vor dem Geist des sterbenden Mannes davon, sondern weil der lange Tag bereits in abendliche Dunkelheit überging, obwohl er annahm, dass die Finsternis eher von den Sturmwolken herrührte als von Slaols Untergang. Und dies, so glaubte er, war ein Sturm von der gleichen Art wie derjenige, durch den es damals das Gold nach Ratharryn verschlagen hatte - ein Sturm, verursacht durch einen Kampf zwischen den Göttern. Saban schwankte in den heftigen, unberechenbaren Windböen. Sein Umhang wurde ihm fast weggerissen, flatterte wie ein monströser Fledermausflügel an seinen Schultern; kurzerhand band er die Schnur an seinem Hals

auf und beobachtete, wie der Lederumhang davonwirbelte und über das triefend nasse Land trieb. Dann kämpfte er sich weiter durch das Unwetter, fast blind von dem peitschenden Regen und unfähig, irgendetwas anderes als das Heulen des Sturms zu hören, während um ihn herum die Elemente tobten.

Er kam zu den Hügeln über dem Meer und beobachtete in ehrfürchtiger Scheu, wie der Ozean das Land in Stücke zu zerschmettern versuchte. Die Wellen waren mit weißen Kämmen bewehrt und so hoch wie Hügel; ihre Gischt spritzte über die Klippen, als die gewaltigen Brecher gegen die Felsen donnerten, und warf dann ein Stück zu den schwarzen Wolken empor, bevor die weißen Schaumflocken mit dem Sturm landeinwärts geweht wurden. Saban marschierte weiter, den Kopf gesenkt, die Augen tränend von Salz und Wind, während er dem Sturm die Stirn bot, und der Himmel schien dunkler als je zuvor. Haragg und Cagan hielten sich an seiner Seite. Heute würden sie ganz sicherlich keinen letzten Blick auf Slaol werfen können, wenn er hinter dem Horizont versank, und vielleicht, dachte Saban, würde Slaol ja nie wieder zu sehen sein. Vielleicht war dies das Ende der Welt, welcher Gedanke ihn laut aufschreien ließ.

Ein Blitzstrahl zuckte weit draußen auf dem Meer aus den Wolken herab, tauchte die Welt in gespenstisches Weiß und Schwarz, und gleich darauf ertönte krachender Donner am Firmament - Saban senkte den Kopf aus Angst vor den Göttern. Er stieg jetzt einen niedrigen Hügel hinauf, und als er die Kuppe erreichte, schoss abermals ein grellweißer, gezackter Blitzstrahl durch die Wolken - in seinem unheimlichen Licht sah Saban den Meerestempel unter sich. Zuerst dachte er, er sei verlassen, doch dann fiel ihm auf, dass die Menschenmenge in die Felder gerannt war, wo sie sich Schutz suchend zwischen verstreut herumliegenden Findlingen zusammenkauerte. Nur ein paar Männer waren noch immer in dem Tempelkreis, und ihre Anwesenheit trieb

Saban vorwärts. Haragg und Cagan blieben auf der Hügelkuppe, um sich hinter die Felsen zu flüchten.

Am Fuß des Kliffs wogte das dunkle, aufgewühlte Meer, und die Gischt flog über die Spitze des Kliffs hinweg bis zu den Tempelpfeilern. Auf dem Felsvorsprung direkt unterhalb der Landspitze, wo ein Feuer hätte lodern sollen, war nichts außer dünnem Gekräusel von Dampf und Rauch zu sehen. Priester und Speerkämpfer kauerten innerhalb des Steinkreises auf dem Boden, und als Saban näher kam, entdeckte er Aurennas weiße Robe unter ihnen.

Sie lebte noch.

Einige Männer schleppten Holz zum Rand der Klippe und ließen die nassen Scheite in das schwach glimmende Feuer fallen. Scathel stand hoch aufgerichtet da und brüllte Befehle, sein flatternder Umhang durch das Wüten des Sturms aller schmückenden Federn beraubt, und wenn er auch Saban sich nähern sah, so nahm er doch keine Notiz von ihm. Kereval blickte entgeistert drein, voller Furcht vor dem, was dieses Omen bedeutete.

Camaban blickte ebenfalls zu Saban auf, begann dennoch in diesem Moment, die Riten zu vollziehen. Er zerrte Aurenna zum Anfang der Steinstraße, die zu dem Feuer führte, und zog ein Messer aus dem Gürtel, um die Goldstücke von ihrem Gewand zu trennen die Kereval als Ersatz für Ereks verlorene Schätze erworben hatte. Aurenna schien wie in Trance zu sein. Scathel kämpfte sich durch den Sturm, um Camaban anzubrüllen, doch Camaban brüllte noch lauter, sodass Scathel nachgab und zurückwich - dann war Saban an der Seite seines Bruders. »Sie muss in das Feuer gehen!«, rief Camaban. »Es gibt kein Feuer!«

»Sie muss in das Feuer gehen, Idiot!«, schrie Camaban, er packte Aurennas regendurchnässte Robe am Halsausschnitt und schlitzte sie mit seinem Messer auf.

Saban packte die Hand seines Bruders, um ihn an seinem Tun zu hindern, aber Camaban schüttelte ihn ab. »Dies ist die Art und Weise, wie es gemacht wird!«, rief er über das

wilde Brausen des Sturms hinweg. »Und es muss richtig gemacht werden! Begreifst du das denn nicht? Nur so kann es geschehen!«

Und plötzlich begriff Saban. Aurenna musste ihre Pflicht tun und in das Feuer gehen - wenn es indes kein Feuer gab, dann war das nicht ihre Schuld. Also trat Saban beiseite und schaute zu, wie sein Bruder Aurennas langes Gewand zerschnitt. Die schwere Wolle flatterte wie eine Fahne wild im Wind; dann zog Camaban an dem durchnässten Stoff und zog abermals, bis das Brautgewand zu Aurennas Füßen niederfiel und sie nackt war.

Sie war nackt, weil eine Braut in diesem Zustand zu ihrem Ehemann ging; und Aurennas Bräutigam hieß Slaol. Camaban schrie sie an: »Geh vorwärts! Geh!« Und Aurenna schritt tatsächlich vorwärts, obwohl es schwierig war, weil die Elemente gegen ihren schmalen Körper antobten; trotzdem zwang sie sich, einen Fuß vor den anderen zu setzen, noch immer wie in Trance, und Camaban folgte unmittelbar hinter ihr, drängte sie weiter, während die entsetzten Priester die Szene von dem Steinkreis des Tempels aus verfolgten.

Ein Rest von Rauch oder Dampf stieg hartnäckig über der Kliffspitze auf, um augenblicklich in nichts zerstäubt zu werden. Saban ging neben Aurenna her, blieb jedoch außerhalb der Steinreihen, die die heilige Straße säumten, und der Sturm schien noch lauter zu brüllen, als Aurenna sich dem Ende des Weges näherte. Ihre Füße rutschten auf dem nassen Gras, ihr triefnasses Haar flatterte wild, aber sie beugte sich gehorsam vor und warf sich in den Sturm. »Geh zu!«, schrie Camaban sie an. »Mach voran!«

Am Rand des Kliffs sah Saban, dass zwischen den aufgeschichteten Scheiten noch immer ein Rest von Feuer schwelte. Der Holzstoß war riesig gewesen, und er war gegen Mittag angezündet und mit so viel weiterem Brennmaterial versehen worden, dass die Hitze sich ständig gesteigert hätte - aber der Wind und die Gischt und der

peitschende Regen hatten die Flammen niedergedrückt, hatten das Feuer auf nasse, schwarze und verkohlte Scheite reduziert; doch in seinem Kern, tief drinnen, glühten einige Kohlen weiter gegen den Sturm an.

»Da!«, rief Camaban plötzlich erregt. »Da!« Saban und Aurenna hoben die Köpfe, um zu sehen, dass der südwestliche Horizont nicht vollkommen schwarz war, sondern einen schmalen, rot leuchtenden Spalt aufwies. Der Sonnengott war da! Er blickte herunter, und sein Blut schimmerte durch die Wolken. »Jetzt spring!«, schrie Camaban.

Ein ohrenbetäubender Donnerschlag erschütterte die Welt. Grelle Blitze zuckten die Klippen entlang.

»Spring!«, brüllte Camaban abermals, und Aurenna schrie vor Furcht oder vielleicht auch vor Triumph, als sie vom Rand der Felsen trat, um sich in die von Regen und Gischt durchnässten Überbleibsel des Feuers zu werfen. Sie taumelte, als sie auf dem Felsvorsprung landete, aus dem Gleichgewicht gebracht durch den Sturm und die schwarz verkohlten Holzscheite unter ihren Füßen, die in alle Richtungen wegrutschten; dann fiel sie gegen die Felswand, und Saban sah einen letzten dünnen Rauchkräusel aufsteigen - plötzlich gab es kein Feuer mehr. Aurenna hatte getan, was von ihr verlangt wurde, und der Gott hatte sie zurückgewiesen.

Saban sprang auf den steinernen Sims hinunter. Hastig zog er sein Hemd aus und zwängte sie Aurenna über den Kopf. Sie schien unfähig, die Arme zu heben, und so zerrte er das Gewand an ihrem Körper herunter, um sie vor dem kalten Regen zu schützen. In dem Moment hob sie den Kopf und blickte ihn an - ohne zu zögern schlang er seine nackten Arme um sie und hielt sie fest an sich gedrückt ... Sie schluchzte an seiner Schulter hoch über der sturmgepeitschten See, zitternd und am Ende ihrer Kräfte.

Aber sie lebte. Sie hatte sich als Opfer angeboten - und über Sarmennyn würde die Katastrophe hereinbrechen.

Der Sturm begann abzuflauen. Das Meer brandete noch immer wüst gegen die Klippen und sprühte weiße Gischtfetzen in die dunkle Abendluft; aber der Wind verlor merklich an Kraft, und es regnete nur noch wenig, statt wie entfesselte Fluten herunterzustürzen.

Saban half Aurenna auf die Kliffspitze. Sie hatte die Arme in die Ärmel des Hemdes geschoben und klammerte sich jetzt wie eine Schlafwandlerin an ihn. »Sie ist gegangen!«, rief Camaban den Priestern zu.

Haragg war von dem Hügel heruntergekommen und stimmte in Camabans Erklärung ein. »Ja, das ist sie!«

Kereval sah völlig niedergeschmettert aus. Das Schicksal der Sonnenbraut galt als eine Vorhersage, ein Hinweis auf das Geschick des Stammes im kommenden Jahr - noch keiner hatte jemals eine Braut in das Feuer springen und danach wieder fortgehen sehen.

Scathel kreischte wie ein Tobsüchtiger, in seiner Wut entriss er einem der Krieger den Speer und rückte drohend gegen Camaban vor. *»Du* warst das!«, schrie er. »Das war dein Werk! Du hast den Sturm herbeibeschworen! Du bist gestern Nacht in Malkins Heiligtum gesehen worden! Du hast den Sturm auf dem Gewissen!« Damit schloss sich ein Dutzend Krieger dem Hohepriester an, und sie rückten mit stoßbereit erhobenen Speeren und Mordgier im Blick vor.

Saban hatte seinen Speer fallen lassen, um Aurenna zu helfen, und jetzt klammerte sie sich so fest an ihn, dass er seinem Bruder nicht beistehen konnte - aber Camaban brauchte keine Hilfe.

Er hob einfach nur eine Hand.

In dieser Hand hielt er eine goldene Raute. Die große Goldraute aus Sannas' Hütte!

Wie angewurzelt blieb Scathel stehen. Er starrte auf das Stück Gold, dann hob er schweigend die Hand, um die Speerkämpfer aufzuhalten.

»Du willst, dass ich den Schatz ins Meer werfe?«, fragte Camaban. Er öffnete seine andere Hand, um elf der kleineren Rauten vorzuweisen. »Von mir aus. Ich habe nichts dagegen!« Er lachte plötzlich, ein irres Lachen. »Was bedeutet mir schon Ereks Gold? Was bedeutet es euch?«, fragte er mit schriller Stimme. »Du hast es losgelassen, Scathel! Du konntest noch nicht einmal eure Schätze bewachen! Also lass es auch jetzt wieder los! Gib es dem Meer zurück!« Er wandte sich ab und tat so, als wollte er die Schätze in den abflauenden Wind schleudern.

»Nein!«, flehte Scathel.

Camaban drehte sich wieder zu ihm um. »Warum nicht? Du hast es verloren, Scathel! Du elendes Stück getrockneten Eidechsendrecks, du hast Ereks Gold veruntreut! Und ich habe einen Teil davon zurückgebracht.« Er hielt die Goldstücke hoch in die Luft. »Ich bin ein Zauberer, Scathel von Sarmennyn«, ließ er seine Stimme weithin schallen. »Ich bin ein Zauberer, und du bist nichts als Staub unter meinen Füßen. Ich habe die Geister der Luft und die Geister des Windes nach Cathallo reisen lassen, um dieses Gold zu retten - Gold, das nach Sarmennyn gekommen ist, obwohl du den Vertrag brechen wolltest, den euer Clanführer mit meinem Bruder abgeschlossen hatte. Du, Scathel von Sarmennyn, hast dich Erek widersetzt! Er will, dass sein Tempel nach Ratharryn versetzt wird, er will, dass sein Ruhm wiederhergestellt wird, und was tut Scathel von Sarmennyn? Er steht dem Gott im Weg wie ein geiferndes Wildschwein vor einem Hirsch. Du widersetzt dich Ereks Wünschen, du arbeitest ihm entgegen! Also, warum sollte ich dir dieses Gold zurückgeben, das Erek dir genommen hat? Es wird ins Meer wandern.« Er stand auf dem Kliff oberhalb des erloschenen Feuers und drohte abermals, den Schatz in die schäumenden Wellen zu schleudern.

»Nein!«, schrie Scathel. Wie gebannt starrte er auf das Gold, als wäre es Erek persönlich. Tränen strömten über seine ausgezehrten Wangen, und in seinen Augen lag ein

Ausdruck faszinierten Staunens. Er ließ sich auf die Knie fallen. »Bitte nicht!«, winselte er erbarmungswürdig.

»Du wirst einen Tempel nach Ratharryn befördern?«, fragte Camaban.

»Ich werde einen Tempel nach Ratharryn schaffen«, gab Scathel demütig sein Wort, noch immer auf den Knien liegend.

Camaban zeigte nach Norden. »In deinem Wahnsinn, Scathel«, sagte er, »hast du einen Doppelkreis aus Steinen oben in den Bergen erbaut. Das ist der Tempel, den ich haben will.«

»Dann sollst du ihn haben«, versprach Scathel.

»Ist das abgemacht?«, fragte Camaban.

»Es ist besiegelt!«

Beharrlich hielt Camaban die große Goldraute über sich. »Erek hat die Sonnenbraut zurückgewiesen, weil du seinen Wünschen zuwidergehandelt hast! Erek will seinen Tempel in Ratharryn haben!« Die Stammesmitglieder waren inzwischen aus dem Schutz der Felsen hervorgekommen und hörten Camaban zu, der hoch aufgerichtet und Furcht einflößend am dunklen Rand des Kliffs stand, wo der Wind sein langes schwarzes Haar zauste und die Knochen klappern ließ, die in die Strähnen eingeflochten waren. »Nichts geschieht ohne Grund«, rief er. »Euer Gold zu verlieren war eine Tragödie, aber eine Tragödie mit einer ganz bestimmten Bedeutung. Und was bedeutet sie? Sie bedeutet, dass Erek seine Macht verstärken will! Er will sein Licht bis in den Mittelpunkt der Welt strahlen lassen! Er will seine richtige Braut zurückfordern, nämlich die Erde selbst! Er wird euch Leben und Glück schenken - aber nur dann, wenn ihr tut, was er wünscht. Und wenn ihr seinen Tempel nach Ratharryn schafft, dann werdet ihr alle wie Götter sein!« Er sank in sich zusammen, erschöpft. »Ihr werdet alle wie Götter sein .«, murmelte er nochmals.

»Danke, dass du sie gerettet hast«, flüsterte Saban, einen Arm um Aurenna geschlungen.

»Törichter Knabe«, winkte Camaban ab. Dann marschierte er vorwärts und kniete vor Scathel nieder.

Er legte das Gold, sämtliche zwölf Rauten, auf das Gras zwischen ihnen; dann umarmten sich die beiden Männer wie Brüder, die sich nach langen Jahren der Trennung endlich wieder gefunden hatten.

Beide weinten, und beide gelobten, den Willen des Sonnengottes zu erfüllen.

So war Aurenna am Leben geblieben, Camaban hatte den Sieg davongetragen, und Ratharryn würde seinen Tempel bekommen.

11. KAPITEL



Scathel wusste nicht, was aus Aurenna werden sollte: Sie war den Weg ins Feuer gegangen und hatte überlebt - das gab es bisher noch nie bei einer Sonnenbraut. Scathels erster Impuls war, sie zu töten, während Kereval sie zu seiner eigenen Gemahlin machen wollte; aber Camaban, dessen Autorität jetzt fast unangefochten galt in Sarmennyn, entschied, sie freizulassen. »Erek hat ihr erlaubt, am Leben zu bleiben«, erklärte er dem Stamm, »weshalb er hier auf Erden eine Verwendung für sie haben muss. Wenn wir sie töten oder sie zu einer Eheschließung zwingen, dann widersetzen wir uns Erek.«

Bald darauf wanderte Aurenna nach Norden, wo ihre Familie lebte, und sie blieb den ganzen Winter über dort; aber im Frühling kam sie wieder in den Süden und brachte zwei ihrer Brüder mit.

Die drei kamen in einem Boot den Fluss heruntergefahren, dessen Rumpf aus gebogenen Weidenzweigen bestand und mit gegerbten Häuten bespannt war. Aurenna trug ein Gewand aus Rehleder und hatte ihr goldblondes Haar im Nacken zusammengebunden. Sie traf gegen Abend in Kerevals Siedlung ein, und die untergehende Sonne beleuchtete ihr Gesicht, als sie zwischen den Hütten hindurchging, wo die Leute schweigend vor ihr zurückwichen. Einige glaubten, sie wäre noch immer eine Göttin, andere dachten, die Zurückweisung durch Erek hätte sie in einen bösen Geist verwandelt; und alle fürchteten ihre Macht.

Sie bückte sich vor dem Eingang zu Haraggs Hütte. Saban saß allein im Inneren, damit beschäftigt, Feuersteinbrocken zu behauen und zu Pfeilspitzen zu formen. Er mochte diese Arbeit, denn es war befriedigend, die glatten, scharfkantigen Stücke aus dem höckerigen, groben Gestein entstehen zu sehen; aber dann wurde plötzlich das Licht verdeckt, in dem er gearbeitet hatte, und er blickte irritiert auf. Und er erkannte Aurenna nicht, weil sie sich nur als eine dunkle, verschwommene Silhouette gegen das Licht draußen abzeichnete. »Haragg ist nicht hier«, brummte er.

»Ich bin gekommen, um dich zu sehen«, erwiderte Aurenna - in dem Moment erkannte Saban sie, und sein Herz war auf einmal so übervoll, dass er kein Wort hervorbrachte. Voller Sehnsucht wünschte er den ganzen Winter, sie wieder zu sehen, hatte aber befürchtet, dass sich sein Wunsch wohl nie erfüllen würde; jetzt war sie doch gekommen! Sie duckte sich unter dem niedrigen Türsturz hindurch und setzte sich Saban gegenüber, während ihre beiden Brüder draußen hocken blieben. »Ich habe zu Erek gebetet«, sagte sie ernst, »und er hat mir gesagt, ich soll dir helfen, den Tempel zu transportieren. Es ist mein Schicksal.«

»Steine schleppen soll dein Schicksal sein?« Saban lächelte fast.

»Und bei dir sein«, ergänzte Aurenna; sie blickte ihn ängstlich an, voller Furcht, dass er ihre Hilfe womöglich ablehnen würde.

Saban wusste nicht, was er sagen sollte. »Bei mir sein?«, fragte er unsicher und überlegte, was genau sie eigentlich damit meinte.

»Wenn du mich haben willst«, sagte sie und errötete, obwohl es so dämmrig in der Hütte war, dass Saban ihre Verlegenheit nicht bemerkte. »Ich habe die ganzen letzten Monde zu Erek gebetet«, fuhr Aurenna mit schüchterner Stimme fort, »und ihn gefragt, warum er mich nicht genommen hat. Warum hat er Schande über meine Familie gebracht? Und ich habe mit unserem Priester gesprochen; er gab mir einen Becher mit einem Trank, und dann habe ich einen wilden Traum geträumt: In diesem Traum hat Erek mir gesagt, dass ich die Mutter des Hüters seines neuen Tempels in Ratharryn sein soll.«

»Du sollst Mutter werden?«, fragte Saban, und er wagte kaum zu glauben, was sie da so ruhig und gelassen vorschlug.

»Wenn du mich haben willst«, sagte sie bescheiden. »Ich habe kaum von etwas anderem geträumt«, gestand er.

Aurenna lächelte. »Gut, dann werde ich bei dir bleiben, und meine Brüder können eure Steine transportieren.« Sie erklärte, dass ihre Brüder, Caddan und Makin, daran gewöhnt waren, große Felsbrocken von den zerklüfteten Berggipfeln in das tiefer gelegene Land zu schleppen, wo die Familien die Blöcke zerteilten und Axtklingen daraus anfertigten. »Und ich habe gehört«, fuhr sie bedächtig fort, »dass du die Aufgabe, die Steine zu bewegen, schwierig findest?«

Es war nicht Saban, der diese Aufgabe schwierig fand, sondern Haragg - denn Kereval hatte dem Händler die Aufgabe übertragen, den Tempel nach Ratharryn zu versetzen, und die damit verbundenen Probleme bereiteten dem Hünen großes Kopfzerbrechen. Das ganze vergangene

halbe Jahr hatte er damit verbracht, zwischen Scathels Tempel und Kerevals Siedlung hin- und herzupendeln, und er war sich noch immer nicht darüber im Klaren, wie die Steine von der Stelle bewegt werden sollten - oder ob man sie überhaupt versetzen konnte. Er quälte sich mit dem Problem herum, hörte sich Vorschläge an und verfiel dann in Unentschlossenheit. Lewydd und Saban behaupteten, sie wüssten, wie es sich machen ließe; aber Haragg scheute sich, ihren Rat anzunehmen. »Es ist durchaus machbar«, sagte Saban jetzt zu Aurenna, »aber nur, wenn Haragg sich dazu entschließt, Lewydd und mir zu vertrauen.«

»Ich werde ihm empfehlen, euch zu vertrauen«, versprach Aurenna. »Wenn er meinen Traum hört, wird er dem Gott gehorchen.«

Aurennas Rückkehr beunruhigte die Priester, denn sie befürchteten, Aurennas Macht könnte ihnen den Rang streitig machen; deshalb baute Saban ihr eine Hütte am Flussufer, näher am Meer. Von überall aus ganz Sarmennyn und sogar aus den Ländern jenseits von Sarmennyns Grenzen strömten nun Leute herbei, um ihren Segen zu empfangen. Fischer brachten ihre Boote, um sie von Aurenna segnen zu lassen, und unfruchtbare Frauen wünschten ihre Fürsprache in Bezug auf Kinder. Aurenna bestritt zwar, irgendwelche überirdischen Kräfte zu besitzen; aber trotzdem kamen die Leute in Scharen zu ihr, einige siedelten sich sogar in ihrer Nähe an und bauten sich Hütten, bis der Ort als Aurennas Siedlung bekannt wurde. Lewydd, Speerkämpfer und Sohn eines Fischers, kam ebenfalls, um dort zu leben, und brachte gleich eine Ehefrau mit; Aurennas Brüder bauten sich Hütten neben seiner, sie nahmen sich ebenfalls Ehefrauen. Auch Haragg und Camaban erschienen, und Haragg verneigte sich vor Aurenna; er sah ungeheuer erleichtert aus, als sie ihm erklärte, Erek habe verfügt, dass Saban und Lewydd die Tempelsteine transportieren sollten. »Meine Brüder werden die heilige Last aus den Bergen herunterschaffen«, sagte sie

zu Haragg, »Saban wird Boote bauen, um die Steine zu befördern, und Lewydd wird sie nach Ratharryn steuern.«

Haragg akzeptierte Aurennas Wort und schloss sich danach Camaban an, der durch ganz Sarmennyn reiste und allen seine Vision predigte; denn für diese schwierige Aufgabe würden sie die Hilfe des Stammes brauchen, und deshalb mussten die Leute überzeugt werden. Zu Anbeginn der Zeit, so berichtete Camaban, hatten die Götter alle gemeinsam getanzt, und die Erdbewohner hatten glücklich und zufrieden in ihrem Schutz gelebt; aber irgendwann begannen Männer und Frauen, die Mondgöttin und die Erdgöttin mehr zu lieben als Erek - da zerschlug Erek den Götterreigen und entfernte sich von den Menschen. Dennoch würde - wenn Erek wieder zurückgeholt werden könnte - die alte Glückseligkeit wiederhergestellt sein. Es würde keinen Winter mehr geben, keine Krankheit und keine Waisenkinder, die im Dunkeln schluchzten. Haragg predigte über dasselbe Thema, und die verheißungsvollen Versprechungen wurden mit Erstaunen und Hoffnung von den Stammesmitgliedern aufgenommen. Innerhalb eines einzigen Jahres verwandelte sich die störrische Opposition des Stammes gegen das Versetzen eines Tempels nach Ratharryn in begeisterte Zustimmung und Unterstützung.

Kerevals Volk dazu zu überreden, beim Transport der Tempelsteine zu helfen, gelang leichter, als dafür zu sorgen, dass Lengar den Tempel auch annahm; daher machte sich Scathel, der jetzt Camabans eingeschworener Verbündeter war, im Frühling auf nach Ratharryn. »Sag Lengar, dass der Tempel, den wir ihm schicken, ein Kriegstempel ist«, riet Camaban dem Hohepriester.

»Aber das stimmt doch gar nicht!«, protestierte Scathel.

»Nein, aber wenn Lengar glaubt, es sei ein Kriegstempel«, erklärte Camaban geduldig, »dann wird er darauf brennen, ihn in Empfang zu nehmen. Sag ihm, dass es seinen Speerkämpfern zur Unbesiegbarkeit verhelfen wird, wenn er uns das Gold im Austausch für die Tempelsteine gibt. Sag

ihm, es wird ihn zum größten Krieger der Welt machen, und bis in alle Ewigkeit werden Loblieder über seinen Heldenmut und seine Tüchtigkeit gesungen.«

Also wanderte Scathel nach Sarmennyn und tischte Lengar diese Lügen auf; Lengar war derart beeindruckt von dem hoch gewachsenen, hageren Hohepriester und seinen Verheißungen von Unbesiegbarkeit, dass er tatsächlich ein halbes Dutzend der kleinen Goldrauten herausrückte, obwohl er mit keinem Wort diejenigen erwähnte, die Derrewyn gestohlen hatte.

Als Scathel aus Ratharryn zurückkehrte, brachte er Galeth' Sohn Mereth, mit, der sich angeboten hatte, Saban zu helfen. Mereth war ein Jahr jünger als Saban und hatte die ungeheure Kraft und Geschicklichkeit seines Vaters geerbt. Er konnte Holz bearbeiten, Steine heben, einen Tempelpfeiler aufstellen und Äxte und Messer aus Feuerstein schlagen; alle diese Dinge erledigte er gewandt, flink und sorgfältig. Wie sein Vater besaß er riesige Hände und ein großzügiges Herz, obwohl ihm bei seiner Ankunft in Sarmennyn schwer zu Mute war, denn er brachte traurige Nachrichten mit. Sabans Mutter hatte das Zeitliche gesegnet.

Saban weinte um sie, während Mereth ihm schilderte, wie sie ihre Leiche in das Totenhaus getragen hatten. »Wir haben in Lahannas Tempel Töpfe für deine Mutter zerbrochen . Lengar will diesen Tempel abreißen.«

»Er will Lahannas Tempel zerstören?«, empörte Saban sich.

»Cathallo verehrt Lahanna, deshalb darf Ratharryn nicht mehr zu der Mondgöttin beten«, erklärte Mereth und fügte dann hinzu, dass Derrewyn die Leute von Cathallo um sich versammelt hatte.

Auch dies hörte Saban zum ersten Mal. Derrewyn war nach Cathallo entwischt, und zwar mit Lengars Kind unter dem Herzen! Saban bestürmte Mereth, ihm sämtliche Einzelheiten zu erzählen, an die er sich erinnern konnte, obwohl Mereth nur wenig mehr wusste, als er bereits

berichtet hatte. Saban fühlte eine grimmige Freude bei der Neuigkeit, und das wiederum verursachte ihm Gewissensbisse wegen Aurenna. »Derrewyn muss das Kind doch inzwischen bekommen haben, oder?«, meinte er.

»Davon ist mir nichts bekannt«, erwiderte Mereth.

Mereth und Saban bauten Schlitten und Boote, während Caddan und Makin, Aurennas Brüder, auf den Berg stiegen, um die Steine von Scathels Tempel aus dem Hochtal herunterzubefördern. Sie benutzten Schlitten, jeder so breit wie ein Mann und doppelt so lang, die zwei stabile Eichenkufen hatten, bespannt mit kräftigen Holzbohlen. Im ersten Jahr bauten sie ein Dutzend dieser Schlitten, und Lewydd beförderte sie von Aurennas Siedlung aus flussabwärts in einem Boot mit zwei Rümpfen, die durch Holzbalken miteinander verbunden waren. Der Fluss schlängelte sich an Kerevals Siedlung vorbei durch die Wälder und weiter durch das öde Land, wo die Bäume spärlich und vom Wind gebeugt waren; dann bildete er eine Schleife nach Norden, bis er schließlich zu seicht für Lewydds Boot wurde, aber inzwischen war er unter dem Schatten des Berges angelangt, wo der neue Tempel stehen sollte.

Aurennas Brüder brauchten eine große Anzahl von Männern, um die Steine von der Stelle zu bewegen; aber das Volk von Sarmennyn war von Camaban und Haragg erleuchtet worden, sodass kein Mangel herrschte an Helfern. Die Frauen sangen, als die Männer die Schlitten den Berg hinaufzogen. Die ersten der Tempelsteine wurden durch Schaukelbewegungen aus ihren Gruben gelöst und dann auf die Schlitten gehievt. Aurennas Brüder begannen mit den kleineren Steinen, weil lediglich ein Dutzend Männer erforderlich war, um sie zu heben, und weil zwei solcher Steine auf einen Schlitten passten. Ein Dutzend Männer zog den ersten Schlitten zum Rand des Hochtals, wo er plötzlich über die Kante kippte; diesmal waren dreißig Männer nötig - nicht um ihn zu ziehen, sondern um zu verhindern, dass sich

der Schlitten selbstständig machte an dem steilen Abhang. Es dauerte einen ganzen Tag, die ersten beiden Steine den Hang hinunterzubefördern, und einen weiteren vollen Tag, um den Schlitten vom Fuß des Berges zum Flussufer zu ziehen; weitere zwei Jahre würde es dauern, um den gesamten Tempel hügelabwärts zu schaffen. Doch in all dieser Zeit geriet nur ein einziges Gefährt außer Kontrolle, das den Abhang hinunterdonnerte, am Fuß des Hügels umkippte und seine Ladung in tausend Stücke bersten ließ. Die größten Steine, die von mindestens dreißig oder sogar vierzig Männern hochgehievt werden mussten, wurden neben dem Fluss auf ihren Schlitten gelagert, während die kleineren Steinpfeiler, die ein Dutzend Männer zu verfrachten vermochte, im Gras liegen blieben. Der erfahrene Seemann sollte die Steine nach Ratharryn bringen, denn der Tempel würde den größten Teil seiner Reise auf dem Wasserweg zurücklegen. Lewydd war auch derjenige, der die Konstruktion der Doppel-Boote ersann. Im ersten Jahr - nachdem bereits ein paar Steine den Berg hinuntergebracht worden waren - lud er zwei der kleineren Findlinge auf dasselbe Wasserfahrzeug, das die Schlitten stromaufwärts befördert hatte. Er bemannte beide Bootsrümpfe mit einem Dutzend Paddlern, dann fuhren sie flussabwärts. Das Gefährt bewegte sich schnell, getragen von der Strömung, und Lewydd brachte voller Zuversicht die Steine zu der Stelle, wo sich der Fluss verbreiterte und in die See mündete. Er wollte herausfinden, wie sich das Boot auf den höheren Wellen des Meeres verhielt; doch kaum hatte sich die erste hohe grüne Sturzflut an dem Doppelbug gebrochen, als die beide Rümpfe durch das große Gewicht der Steine auseinander gedrückt wurden, das Boot in zwei Teile zerbrach und die Steinpfeiler in der Brandung versanken. Haragg schrie laut auf und behauptete, sie packten die Arbeit ganz falsch an; aber Camaban versicherte den Männern, die von den Klippen aus zuschauten, dass Dilan, der Meeresgott, seinen Preis

eingefordert hatte und dass nun keine weiteren Teile mehr verloren gehen würden. Sie opferten dem Gott eine Färse am Strand und ließen ihr Blut ins Wasser fließen, und einen Moment später wurden drei Tümmler vor der Küste gesichtet - Scathel erklärte, damit habe Dilan das Opfer angenommen.

»Drei Rümpfe, nicht zwei«, erklärte Lewydd Saban. Lewydd und seine Besatzung waren wohlbehalten ans Ufer geschwommen; der junge Seemann zog den Schluss, dass nicht Dilan die Steine genommen hatte, sondern dass die Unzulänglichkeit des Bootes daran schuld war. »Ich brauche drei Rümpfe für jedes Boot«, erklärte er, »und sie müssen miteinander vertäut werden. Und ich möchte zehn Flöße dieser Art oder noch mehr, wenn du die richtigen Bäume finden kannst.«

»Dreißig Bootsrümpfe!«, rief Saban aus, während er sich fragte, ob es überhaupt genügend Bäume in Sarmennyns spärlichen Wäldern gab, um so viele Flöße zu bauen. Er hatte daran gedacht, einige der bereits vorhandenden Wasserfahrzeuge des Stammes zu benutzen; aber Camaban bestand darauf, dass die Boote neu und ausschließlich Ereks Ruhm geweiht sein mussten, die nach der Fahrt Richtung Osten verbrannt würden.

In diesem Sommer wurde die neue Sonnenbraut ins Feuer geschickt, und sie ging mit Glanz und Gloria in den Tod. Das Volk von Sarmennyn hatte Erek noch nie zuvor so feurig rot gesehen, so gewaltig und majestätisch wie an diesem Mittsommerabend - die Braut starb ohne einen Laut. Aurenna ging nicht zum Meerestempel, um der Zeremonie beizuwohnen, sondern blieb in ihrer Hütte. Sie war schwanger.

Das Kind kam zu Beginn des nächsten Jahres auf die Welt. Es war ein Junge, und Aurenna nannte ihn Leir, was »Einer, Der Gerettet Wurde« hieß; sie gab ihm diesen Namen, weil sie vor dem Feuer bewahrt worden war. »Ich habe nie wirklich geglaubt, dass ich sterben würde«, vertraute Aurenna Saban eines Winterabends nach Leirs Geburt an.

Sie saßen auf ihrem speziellen Stein, dem rötlich gesprenkelten, graugrünen Felsblock, der am Flussufer in der Nähe ihrer Hütte lag, und teilten sich einen Bärenpelz gegen die Kälte.

»Das dachte ich schon«, gestand Saban.

Sie lächelte. »Ich habe jeden Tag zu Erek gebetet, und irgendwie wusste ich, er würde mich am Leben lassen.«

»Woher hast du das gewusst?«

Aurenna schüttelte den Kopf, fast so, als ob Sabans Frage sich erübrigte. »Ich wusste es ganz einfach«, sagte sie, »obwohl ich es bei mir nicht in Worte zu fassen wagte. Natürlich wollte ich Ereks Braut sein«, fügte sie hastig hinzu, »aber ich wollte ihm noch anders dienen. Als ich eine Göttin war, hatte ich Träume, und in diesen Träumen sagte Erek zu mir, dass die Zeit der Veränderung käme. Dass sich die Zeit seiner Einsamkeit dem Ende näherte.«

Saban fühlte sich immer etwas unbehaglich, wenn sie davon sprach, eine Göttin gewesen zu sein. Er war sich nicht sicher, ob er ihr wirklich glaubte - aber er musste vor sich selbst zugeben, dass er nicht in Sarmennyn aufgewachsen war und daher die Vorstellung nicht kannte, dass ein Mädchen in eine Göttin verwandelt wurde oder sich sogar wieder in einen Menschen zurückverwandeln konnte. »Ich habe darum gebetet, dass du überleben würdest!«

»Solche Träume habe ich auch jetzt noch«, ergänzte Aurenna, ohne auf seine letzte Bemerkung einzugehen. »Ich glaube, sie sagen mir die Zukunft voraus - allerdings schaue ich dabei wie in dichten Nebel. Es ist ähnlich wie bei dir, als du Scathels Tempel zum ersten Mal gesehen hast - wie eine verschwommene Form im Nebel - genauso sind auch meine Träume, aber vermutlich werden sie mit der Zeit klarer.« Sie hielt einen Moment inne. »Das hoffe ich jedenfalls«, fuhr sie fort, »aber zumindest höre ich Erek sehr oft in meinem Kopf, und manchmal glaube ich, dass ich wirklich mit ihm verheiratet bin, jedenfalls die Braut bin, die er auf der Erde zurückgelassen hat, um sein Werk zu tun.«

»Du meinst, um einen Tempel zu versetzen?«, fragte Saban, plötzlich eifersüchtig auf Erek.

»Um den Winter auszuschalten«, erklärte Aurenna, »und dem Leid der Menschen ein Ende zu bereiten. Das ist der Grund, warum dein Bruder nach Sarmennyn gekommen ist und warum er dich vor Lengar gerettet hat. Du und ich, Saban, sind Ereks Diener!«

In diesen Monaten streiften Saban und Mereth durch die südlichen Wälder von Sarmennyn und fanden riesige, gerade gewachsene Eichen und Ulmen, größer als selbst die höchsten Tempelpfeiler in Ratharryn. Sie berührten die Stämme mit der Stirn, während sie die Baumgeister um Verzeihung baten, dann fällten sie die Bäume, säuberten sie von Ästen und Zweigen und benutzten Ochsengespanne, um die Stämme zu Aurennas Siedlung zu schaffen. Dort wurde das massive Holz weiterbearbeitet und zu Bootsrümpfen mit Dreierbug gefügt. Sie fertigten zuerst die Außenseite der Rümpfe, dann drehten sie die Stämme um und höhlten sie mit Breitbeilen aus Feuerstein, Stein oder Bronze aus. Ein Dutzend Männer arbeitete am Flussufer, und sie sangen, während sie ihre Beile schwangen und sich Haufen von Holzspänen auf der Erde türmten. Saban liebte diese Arbeit, weil er es gewohnt war, Holz zu bearbeiten, und es bereitete ihm großes Vergnügen zu beobachten, wie das saubere, helle Material nach und nach Gestalt annahm. Aurenna und die anderen Frauen waren ganz in der Nähe damit beschäftigt, Leder zu Riemen zu zerschneiden, die dazu dienten, die Dwarsbalken an den Rümpfen festzubinden und die Steine an den Balken. In jenen Tagen war Saban glücklich. Man akzeptierte ihn als Clanführer von Aurennas Siedlung; alle dort hatten ein gemeinsames Ziel und beobachteten mit Freude den zügigen Fortschritt der Arbeiten. Es waren gute Zeiten, angefüllt mit Frohsinn und Gelächter und nützlichem Tun.

Als die ersten drei Bootsrümpfe fertig waren, schnitzte Lewydd in jeden Bug ein Auge, damit der Gott, der die Boote

beschützte, nach Stürmen und Klippen Ausschau hielt, dann legte er die drei Rümpfe nebeneinander. Jeder Bootsrumpf war so lang wie drei Männer, und die Gesamtbreite der drei nebeneinander liegenden Boote entsprach der halben Länge der Rümpfe, die Saban jetzt mit riesigen Eichenbalken, so dick wie die Taille eines Mannes, miteinander verband. Die Balken wurden mit Feuerstein- und Bronzeäxten vierkantig zurechtgeschnitten, anschließend die unteren Hälften in Kerben eingepasst, die man aus den Dollborden der drei Bootsrümpfe herausgeschlagen hatte. Nachdem die Balken mit den Rümpfen verbunden waren, wurden sie mit langen Lederstreifen festgezurrt. Es war ein enormes, unförmig anmutendes Gebilde, dieses erste Boot; die Fischer schüttelten die Köpfe und sagten, es würde niemals schwimmen, aber das tat es doch. Zwanzig Männer hievten es bei Ebbe vom Ufer in den Schlick, und die herankommende Flut hob das Dreirumpfboot mühelos an. Sie nannten das Boot *Molot,* was Koloss bedeutete; Lewydd war überzeugt, dass es selbst das Gewicht des größten Steines tragen und trotzdem die Widrigkeiten und Tücken der See überstehen würde.

Am Ende des Winters reiste Camaban nach Ratharryn und kehrte genau an dem Tag nach Sarmennyn zurück, als der *Molot* fertig war. Er bewunderte das große Boot, warf einen Blick auf die anderen Rümpfe, die gerade in Arbeit waren, und ließ sich dann draußen vor Sabans Hütte nieder, um ihm Neuigkeiten von zu Hause zu berichten. Lengar, so erklärte er, befand sich auf dem Höhepunkt seiner Macht; aber Melak von Drewenna war im Winter gestorben, und zwischen Melaks Sohn und einem Krieger namens Stakis hatte es einen Kampf um die Clanführerswürde gegeben. Stakis hatte gewonnen. »Was nicht das ist, was wir wollten«, schloss Camaban. Er nahm eine Schüssel mit Haferschleim von Aurenna entgegen und nickte ihr dankbar zu.

»Was gibt es denn gegen Stakis einzuwenden?«, wollte Saban wissen.

»Wir müssen die Steine natürlich durch sein Gebiet transportieren«, erklärte Camaban, »und es könnte sein, dass er uns nicht besonders freundlich gesonnen ist. Trotzdem hat er eingewilligt, uns zu treffen.«

»Uns?«

»Uns alle!« Camaban macht eine vage Handbewegung, die die ganze Welt hätte umfassen können. »Ein Stammestreffen. Wir, Ratharryn und Drewenna. Einen Mond vor der Sommersonnenwende. Leider« - er legte eine Pause ein, um etwas von dem Haferschleim aufzuschöpfen - »leider« - fuhr er mit vollem Mund fort -»kann Stakis Lengar nicht ausstehen. Was ihm wirklich keiner übel nimmt. Unser Bruder muss seine Speerkämpfer beschäftigen, deshalb plündert er Drewennas Viehherden.«

»Er kämpft nicht gegen Cathallo?«

»Doch, ständig, nur dass sich die Cathaller in ihren Sümpfen verstecken und ihr neuer Clanführer ein guter Krieger ist - einer von Kitals Söhnen, Rallin.«

»Derrewyns Vetter«, murmelte Saban, als er sich wieder an den Namen erinnerte.

»Wohl eher Derrewyns Knecht und Handlanger«, meinte Camaban rachsüchtig. »Sie bezeichnet sich jetzt als Zauberin und lebt in Sannas' alter Hütte, wo sie Lahanna ständig etwas vorjammert, und Rallin wagt ohne ihre Erlaubnis noch nicht mal zu pinkeln! Es ist irgendwie seltsam« - er hielt inne, um mehr von dem Haferschleim zu essen - »dass es Cathallo gefällt, von einer Frau regiert zu werden, nicht? Zuerst Sannas, jetzt Derrewyn! Eine Zauberin, dass ich nicht lache! Sie pfuscht ein bisschen mit Kräutern herum und stößt Drohungen aus. Das hat wohl kaum etwas mit Zauberei zu tun.«

»Hat sie Lengars Baby inzwischen zur Welt gebracht?«, fragte Saban. In Gedanken sah er plötzlich ein dunkles Gesicht vor sich, umrahmt von schwarzem Haar, das Bild

einer lachenden Derrewyn, dann ein Bild desselben Gesichts, schluchzend und schreiend. Er erschauerte.

»Das Kind ist gestorben«, gab Camaban gleichmütig Auskunft, dann erschien ein höhnischer Ausdruck auf seinem Gesicht. »Was ist das für eine Zauberin, die nicht mal ihr eigenes Kind am Leben erhalten kann?« Er stellte die leere Schüssel auf den Boden. »Lengar will, dass du Aurenna zu dem Stammestreffen mitbringst.«

»Warum?«

»Weil ich ihm gesagt habe, dass sie schön ist«, erwiderte Camaban. »Was ein entscheidender Grund ist, sie hier zu lassen.«

»Lengar würde sie nicht anrühren«, knurrte Saban. »Er nimmt sich jede Frau, die er haben will«, widersprach Camaban, »und keiner wagt es, ihn daran zu hindern, weil alle Angst vor seinen Speerkämpfern haben. Unser großer Bruder, Saban, ist ein Tyrann!«

Kereval, Scathel, Haragg, Camaban und ein Dutzend anderer Stammesältester und Priester reisten zu dem Stammestreffen. Sieben Boote wurden benötigt, um die Abordnung zu befördern; Saban fuhr mit Lewydd in einem Fischerboot, das von acht Paddlern vorwärts bewegt wurde. Das Wetter war stürmisch, und die See würde rau sein, aber Lewydd hegte keine Bedenken. »Dilan wird uns beschützen«, versprach er Saban, der seiner ersten richtigen Seereise mit großer Beklommenheit entgegensah.

Die Flotte legte bei Sonnenaufgang vom Ufer ab und paddelte den Fluss hinunter, bis sie das Meer erreichten, wo sie im Schutz einer Landspitze warteten. »Die Gezeiten«, sagte Lewydd, um die Pause zu erklären. »Was ist damit?«

»Die Gezeiten bedeuten nicht nur Hoch- und Niedrigwasser, sondern sie verhalten sich auch wie Winde im Wasser. Sie strömen die Küste hinauf und hinunter, aber im Gegensatz zu den Winden halten sie sich an einen Rhythmus. Wir werden mit dem Wasserwind nach Osten

fahren, und wenn der Gezeitenwechsel eintritt, der Wind sich also gegen uns wendet, werden wir ausruhen, bis er wieder als unser Gehilfe wirkt.« Lewydd hatte in Malkins Tempel ein Ferkel geopfert und das Blut des Tieres dann über den Bug des Bootes verspritzt, jetzt warf er den Kadaver ins Wasser. Die Mannschaften der anderen sechs Boote taten das Gleiche.

Als der Gezeitenwechsel eintrat, nahm Saban zwar nichts davon wahr, aber Lewydd bemerkte es, seine acht Paddler stießen einen lauten Ruf aus und ruderten aufs Meer hinaus. Sie entfernten sich ein gutes Stück von der Küste, bevor sie sich nach Osten wandten; jetzt wehte der Wind von hinten, deshalb ließ Lewydd ein Segel hissen. Das Segel bestand aus zwei aneinander genähten Ochsenhäuten und war an einer Spiere an der Spitze des kurzen, dicken Masts aufgehängt; als nun der Wind das Leder blähte, kam es Saban so vor, als flöge das Boot, obwohl die Wellen immer schneller heranrollten. Die riesigen nassen Berge türmten sich hinter ihnen auf, und Saban befürchtete jedes Mal, dass die Wassermassen auf das Boot herunterkrachen und es in der Tiefe versenken würden. Aber dann hob sich das Heck wieder, und die Paddler verdoppelten ihre Anstrengungen; einen schreckerfüllten Moment lang trug die Welle das Boot mit gewaltigem Schwung vorwärts, bevor der Wellenkamm unter dem Rumpf hindurchglitt - das Boot trieb kurz rückwärts, und das Segel knallte wie eine Peitsche. Die anderen Besatzungen ruderten mit ihnen um die Wette und tauchten ihre Paddel so hart und schnell unter Wasser, dass die Gischt zur Sonne hinaufspritzte. Sie sangen dabei, wetteiferten nicht nur im Gesang sondern auch in der Schnelligkeit miteinander, obwohl das Singen manchmal verstummte, wenn die Männer große Muscheln benutzten, um Wasser aus ihren Booten zu schöpfen.

Am späten Vormittag steuerten die sieben Gefährte die Küste an. Wieder herrschte Gezeitenwechsel, erklärte Lewydd, und obwohl es möglich war, mit Hilfe von Paddeln

und Segeln gegen diese Strömung anzusteuern, würden sie nur sehr langsam und mühselig vorankommen - daher suchten die Boote einstweilen Schutz in einer kleinen Bucht. Sie gingen nicht an Land, sondern warfen die Anker aus - große Steine, durch die ein Loch geschlagen worden war und die man mit langen Leinen aus zusammengedrehten Lederstreifen an der Bordwand befestigt hatte. Die sieben Boote lagen den Nachmittag über in der Bucht, und die meisten der Männer nutzten die Pause, um zu schlafen; doch Saban blieb wach und sah Krieger mit Speeren und Bögen auf den Klippen oberhalb der kleinen Bucht auftauchen. Die Männer starrten auf die Boote hinunter, unternahmen aber keinen Versuch, sie anzugreifen.

Lewydd und die anderen erwachten gegen Abend und stärkten sich mit gedörrtem Fisch und Wasser; dann wurden die Steine wieder vom Meeresgrund hochgehievt, die Segel gesetzt und die Paddel erneut ins Wasser eingetaucht. Slaol ging in einem blendend roten Lichtschein, durchbrochen von dünnen, schleierartigen Wolkenstreifen, am Horizont unter; die ganze endlos weite Meeresfläche glitzerte blutrot, bis der letzte Rest von Farbe den Himmel verließ, das Grau der Abenddämmerung in Schwarz überging und sie in die Nacht hinaussegelten. Zuerst schien kein Mond, und die Küste war dunkel, aber es sah aus, als hätten noch nie zuvor so viele Sterne am Himmel geleuchtet. Lewydd brachte Saban bei, sich an einem Stern in der Gruppe zu orientieren, die die Fremdländischen »das Mondkalb« nannten, während sie bei den Bewohnern von Ratharryn als »Hirsch« bekannt war. Der Stern bewegte sich über den Himmel; aber wie alle Fischer, so kannte auch Lewydd seine Bahn, genauso wie er die dunklen Umrisse der niedrigen Hügel am nördlichen Ufer erkannte, die für Saban lediglich verschwommene Flecken darstellten. Später, als Saban aus einer Art Halbschlaf erwachte, bemerkte er, dass es jetzt zu beiden Seiten Land gab, weil sie durch eine Meerenge fuhren. Ein fast voller Mond war aufgegangen, und Saban konnte die anderen

Boote rechts und links neben ihnen hergleiten sehen, während Lahannas Licht rhythmisch von ihren nassen Paddeln reflektiert wurde.

Er schlief abermals ein und wachte erst bei Tagesanbruch wieder auf. Die Paddler steuerten ihre Boote jetzt auf den Strahlenkranz der aufgehenden Sonne zu. Große Flächen glänzenden Schlicks erstreckten sich seitlich der Fahrrinne, und Leute wanderten durch das geriffelte Watt, starrten die Boote neugierig an. »Sie suchen nach Schalentieren«, erklärte Lewydd, dann hob er seinen Speer, weil sich vom südlichen Ufer einige Einbäume näherten. »Zeig ihnen deinen Bogen«, sagte Lewydd, und Saban hob pflichtschuldigst seine Waffe hoch. Sämtliche Männer in Sarmennyns Booten schwenkten jetzt drohend Speere oder Bögen, und die Boote der Fremden scherten wieder ab. »Wahrscheinlich nur Fischer«, meinte Lewydd.

Das Meer verengte sich zunehmend zwischen den weiten Schlickflächen, auf denen kunstvolle Fischreusen, aus Hunderten von kleinen Zweigen geflochten, dunkle Muster bildeten. Als Saban über den Bootsrand blickte, sah er ein Gewimmel von schlangenähnlichen Leibern auf dem Meeresboden. »Aale«, sagte Lewydd, »nur Aale.

Eine Köstlichkeit!« Aber sie hatten keine Zeit zum Fischen, denn wieder setzte der Gezeitenwechsel ein, und die Paddler sangen laut, als sie die Boote auf die Mündung eines Flusses zutrieben, der zwischen schimmernden Ufern ins Meer strömte. Lewydd teilte seinen Gefährten mit, es sei der Fluss Sul, denselben Namen gebrauchten sie auch in Ratharryn. Vögel flogen flügelklatschend von den schlammigen Ufern auf, protestierten lauthals gegen die Eindringlinge, und der Himmel war von weißen Schwingen und krächzenden Schreien erfüllt.

Sie warteten wieder auf Hochwasser, dann ließen sie sich von der Flut eine weite Strecke den Sul flussaufwärts tragen. In dieser Nacht schliefen sie an Land; am nächsten Morgen - jetzt unabhängig vom Einfluss der Gezeiten - paddelten sie

mit ihren Booten weiter gegen den Strom und glitten unter riesigen Bäumen dahin, die sich an einigen Stellen über das Wasser neigten und einen grünen Tunnel bildeten. »Das hier ist alles Drewennas Land«, erklärte Lewydd.

»Du bist schon einmal hier gewesen?«, fragte Saban.

»Als ich die jungen Männer eures Stammes bei ihren Mannbarkeitsprüfungen gejagt habe«, antwortete Lewydd grinsend.

»Es ist gut möglich, dass ich euch damals gesehen habe«, überlegte Saban. »Aber ihr habt mich nicht gesehen.«

»Oder vielleicht haben wir dich doch gesehen«, meinte Lewydd, »und entschieden, dass es sich nicht lohne, Jagd auf einen Wicht wie dich zu machen!« Er lachte, dann senkte er seinen Speerschaft über den Bootsrand, um die Wassertiefe zu messen. »Auf diesem Weg werden wir die Steine transportieren«, eröffnete er Saban.

»In nur drei Tagen?«, fragte dieser, erfreut über die kurze Dauer der Reise.

»Die Steine zu transportieren wird sehr viel länger dauern«, erteilte Lewydd ihm einen Dämpfer. »Ihr Gewicht wird die Boote langsam machen, und wir müssen auf gutes Wetter warten. Sechs Tage, vielleicht auch sieben? Und noch mehr, um die Steine flussaufwärts zu bringen. Wir werden von Glück reden können, wenn wir eine Reise pro Jahr schaffen.«

»Nur eine?«

»Wenn wir nicht verhungern wollen«, erläuterte Lewydd, womit er meinte, dass die Paddler ihre Fischerei oder Landwirtschaft nicht zu lange im Stich lassen konnten. »In einem guten Jahr bringen wir es vielleicht auch auf zwei Fahrten.« Er stocherte mit seinem Speerschaft im Flussbett, nicht um die Wassertiefe zu messen, sondern um das Boot vorwärts zu stoßen. Die sieben Boote stemmten sich jetzt gegen die starke Strömung des Flusses; die meisten Männer hatten ihre Paddel beiseite gelegt und standen aufrecht in den Fahrzeugen, um ihre Speere auf die gleiche Art zu benutzen wie Lewydd. Ab und zu konnten sie Weizen- und

Gerstefelder durch die Bäume sehen oder Weiden mit Kühen. Schweine wühlten in dem Erdreich am Flussufer, wo Reiher hoch oben in den Bäumen nisteten; farbenprächtige Eisvögel sausten von beiden Uferseiten quer über die Wasserfläche. »Und von hier nach Ratharryn ...«, meinte Lewydd, »wie lange das dauern wird, weiß ich nicht.« Er erklärte, dass sie dem Sul folgen könnten, bis er zu seicht für die Boote wurde; dort würden die Steine und die Boote dann ans Ufer gehievt und auf Schlitten zu einem anderen Fluss gezogen werden müssen, der etwa eine Tagesreise entfernt war. Dieser Fluss strömte in den Mai, und sobald sie den Fluss Mai erreicht hätten, könnten sie stromaufwärts paddeln, bis sie nach Ratharryn gelangten.

»Weitere Schlitten?«, erkundigte Saban sich.

»Die Leute von Ratharryn werden sie bauen. Oder die Bewohner von Drewenna.« Lewydd kannte den Grund für das Stammestreffen, das der neue Clanführer von Drewenna angesetzt hatte. Die Steine müssten durch sein Land befördert werden, und für die Durchreise würden sie seine Unterstützung brauchen - zweifellos wollte Starkis eine reiche Belohnung dafür, wenn er Tempelsteine vor seinen Speerkämpfern verschonte.

Jetzt verengte sich der Fluss unter den grünen Bäumen, und jedes Boot trug einen dicht belaubten Zweig an seinem Bug, um zu zeigen, dass die Männer aus Sarmennyn in Frieden kamen; dennoch rannten die Leute, die sie den Fluss heraufkommen sahen, ängstlich davon und versteckten sich hastig. »Bist du schon einmal in Sul gewesen?«, fragte Saban Lewydd.

»Noch nie«, erwiderte Lewydd. »Obwohl wir manchmal bei unseren Raubzügen in die Nähe der Siedlung vorgedrungen sind.« Er erklärte, dass die Siedlung Sul zu groß und zu gut bewacht war und dass die Plünderer von Sarmennyn daher immer einen Bogen um den Ort machten.

Die Siedlung war berühmt, denn sie galt als das Heim der Göttin Sul, die heißes Wasser aus der Erde quellen ließ und

so dem Fluss, der sich um die Spalten in den Felsen schlängelte, wo diese wundervolle Quelle sprudelte, ihren Namen gegeben hatte. Der Clanführer von Drewenna herrschte über die Siedlung und ließ sie streng bewachen; denn Sul zog Scharen von Leuten an, die Heilung suchten, und die Bittsteller mussten Geschenke mitbringen, wenn sie Zugang zu den Quellen haben wollten. Saban hatte schon viele Geschichten über Sul gehört; seine Mutter hatte ihm erzählt, wie einst ein Ungeheuer dort lebte, eine riesige Bestie, größer noch als ein Auerochse, mit einer Haut, so hart wie Knochen, mit einem großen Horn auf der Stirn und gewaltigen Hufen, schwerer als Steine. Jeder, der zu den heißen Quellen zu gelangen versuchte, musste zuerst an dem Ungeheuer vorbei, und keinem war es jemals gelungen, nicht einmal dem großen Helden Yassana, dem Sohn von Slaol, dessen Lenden das gesamte Volk von Ratharryn entstammte. Aber dann hatte Sul ein Schlaflied gesungen, wobei das Ungeheuer seinen schweren Kopf in ihren Schoß bettete, und sie hatte ihm eine Flüssigkeit ins Ohr gegossen; daraufhin hatte sich das Ungeheuer in Stein verwandelt und Sul eingeschlossen. Das Ungeheuer und die Göttin waren noch immer da, hatte Sabans Mutter erzählt, und nachts konnte man ihr trauriges Schlaflied von den Felsen aufsteigen hören, wo das heiße Wasser sprudelte.

Die berühmte Siedlung lag am Nordufer des Flusses. Stromabwärts dehnten sich weite Felder in gerodeten Wäldern, die einst in dem fruchtbaren Tal standen, und eine große Zahl von Booten lag am Ufer, hinter dem Saban Rauch von reetgedeckten Hütten aufsteigen sah. Die Hügel ragten ziemlich nahe zu beiden Seiten des Flusses auf, steile Hügel, die im Vergleich zu Sarmennyns kahlen, sturmumtosten Hängen jedoch saftig und grün wirkten.

Das Volk in Sul hatte gehört, dass Boote stromaufwärts zogen, und am Anleger wartete bereits eine Gruppe von Tänzerinnen, um Kereval und seine Begleiter willkommen zu heißen. Scathel ging als Erster an Land. Der Priester war

nackt und trug einen großen gebogenen Knochen, die Rippe eines Meeresungeheuers; er kauerte sich in den Schlamm und reckte prüfend die Nase in die Luft, um Gefahren ausfindig zu machen, dann drehte er sich dreimal im Kreis, bevor er den Ort für sicher erklärte.

Stakis, ein narbenbedeckter junger Krieger, der neue Clanführer von Drewenna, begrüßte die fremdländische Abordnung, und Saban fiel die Aufgabe zu, seine blumigen Worte zu übersetzen. Stakis umarmte Saban und erklärte, er freue sich sehr, den Bruder des mächtigen Lengar kennen zu lernen, obwohl Saban spürte, dass die Freude nur vorgetäuscht war. Tatsächlich ging das Gerücht um, dass Stakis nur deshalb die Clanführerswürde von Drewenna errungen hatte, weil er als stark genug galt, um sich Ratharryns hartnäckigen Forderungen zu widersetzen, während man Melaks Sohn, der erwartet hatte, der Nachfolger seines Vaters zu werden, für zu schwach hielt. Lengar war noch nicht eingetroffen, obwohl eine Rauchfahne an dem klaren Himmel über den östlichen Hügeln signalisierte, dass sein Trupp bereits gesichtet worden war.

Die Tänzerinnen geleiteten die Besucher aus Sarmennyn zu einigen neuen Hüten, die speziell dem Stammestreffen dienen sollten, und dahinter, auf dem Grasland im Norden der Siedlung, befanden sich zahlreiche Unterkünfte für die Leute, die gekommen waren, um das Treffen mitzuerleben. Es gab Jongleure in der Menschenmenge und Männer, die wilde Tiere gezähmt hatten: Wölfe, Baummarder und einen jungen Bären. Einen größeren Bären, ein mächtiges altes Männchen mit einem narbendurchzogenen Pelz und Klauen von der Farbe versengten Holzes, hatte man in einen Holzkäfig gesperrt; Stakis versprach, einen Kampf zwischen dem Bären und seinen besten Hunden zu arrangieren, sobald Lengars Männer kämen. In den Hütten wartete eine Schar von Sklavinnen. »Sie gehören euch«, bedeutete Stakis seinen Gästen großzügig. »Amüsiert euch mit ihnen.«

Lengar traf am Abend ein. Trommeln verkündeten seine Ankunft, und die gesamte Menschenmenge wanderte ostwärts, um den mächtigen Clanführer und sein Gefolge zu begrüßen. Zuerst kamen sechs Tänzerinnen, alle nackt bis zur Taille, die den Boden mit Eschenzweigen fegten, gefolgt von einem Dutzend nackter Priester, ihre Körper mit Kreide bemalt, ihre Köpfe mit Geweihen gekrönt. Neel, den Saban als den jüngsten von Ratharryns Priestern in Erinnerung hatte, trug jetzt das große Hirschgeweih, zum Zeichen dafür, dass er der Hohepriester war.

Hinter den heiligen Männern marschierte eine Gruppe von zwanzig Kriegern, die den Zuschauern ein erstauntes Aufkeuchen entlockten: Denn sie trugen trotz der sommerlichen Hitze lange Fuchspelzumhänge und hohe Fuchsfellhüte, geschmückt mit Schwanenfedern. Ihre Rüstung bestand aus Speeren mit glänzenden Bronzeklingen und schweren Bronzeschwertern — alle sahen ähnlich aus, was sie seltsam eindrucksvoll erschienen ließ.

Und in ihrer Mitte marschierten Ratharryns Kriegsherren, die Heeresführer, angeführt von ihrem berühmten Clanführer. Lengar war jetzt etwas stämmiger und beleibter als früher, er trug einen Vollbart, sodass er große Ähnlichkeit mit seinem Vater aufwies; aber seine von eintätowierten Hörnern umrahmten Augen waren so stechend und verschlagen wie ehedem. Er trug ein Lederhemd, auf dem die Bronzerauten glänzten, während seinen Kopf ein Bronzehelm zierte, anders als jeder, den Saban je zuvor gesehen hatte. Er lächelte durchtrieben, als er Saban entdeckte, dann ging er weiter, um Stakis zu begrüßen. Drewennas Tänzerinnen umkreisten die Neuankömmlinge, wirbelten dabei feinen Staub mit ihren Füßen auf. Hinter den Kriegern marschierte eine zwanzigköpfige Gruppe von Sklaven, von denen einige schwere Säcke schleppten, die wohl Geschenke für Stakis enthielten, wie Saban annahm.

Als die offizielle Begrüßung vorbei war, kam Lengar auf Saban zu. »Mein kleiner Bruder«, sagte er, »nicht mehr

Sklave!«

»Was ich allerdings nicht dir zu verdanken habe«, erwiderte Saban. Er hatte seinen Bruder weder umarmt noch geküsst; er hatte ihm nicht einmal die Hand hingestreckt; aber Lengar schien auch keine liebevolle Begrüßung zu erwarten.

»Du hast es mir zu verdanken, Saban, dass du überhaupt noch lebst«, meinte Lengar von oben herab. Dann zuckte er die Achseln. »Aber jetzt können wir Freunde sein. Deine Ehefrau ist auch hier?«

»Sie konnte nicht reisen.«

Lengars gelbliche Augen verengten sich zu Schlitzen. »Warum nicht?«

»Weil sie schwanger ist«, log Saban.

»Na und? Wenn sie ein Junges verliert, hast du das Vergnügen, ihr ein neues zu machen.« Lengar runzelte die Stirn. »Angeblich ist sie sehr schön.«

»So heißt es allgemein.«

»Du hättest sie mitbringen sollen. Ich hatte es dir schließlich befohlen, nicht? Hast du etwa vergessen, dass ich dein Clanführer bin?« Sein Zorn wuchs, aber er schüttelte den Kopf, um seine Wut zu verdrängen. »Deine Frau kann auf ein andermal warten!« Jetzt tippte er die blaue Tätowierung auf Sabans nackter Brust an. »Nur ein einziges Tötungsmal, kleiner Bruder? Und nur ein Sohn, wie ich gehört habe? Ich habe sieben, die ich anerkenne, aber ich habe noch jede Menge anderer Söhne gezeugt.« Er zog Saban an seinem Hemd und führte ihn zu den Hütten, die für die Abordnung aus Ratharryn vorgesehen waren. »Dieser Tempel«, fragte er mit gedämpfter Stimme, »ist er wirklich ein Kriegstempel?«

»Jawohl, Sarmennyns großer Kriegstempel«, erklärte Saban.

»Sein geheimes Heiligtum.«

Lengar schien beeindruckt. »Und er wird uns zum Sieg verhelfen?«

»Er wird dich zum größten Kriegsherrn aller Zeiten machen«, versprach Saban.

Lengar sah erfreut aus. »Und was werden die Bewohner von Sarmennyn tun, wenn ich ihren Tempel nehme und ihr Gold behalte?«

»Vielleicht werden sie gar nichts tun«, murmelte Saban, »aber zweifellos wird dich Slaol bestrafen!«

»Mich bestrafen!«, fuhr Lengar zornig auf und wich einen Schritt zurück. »Du klingst genau wie Camaban. Wo ist er übrigens?«

»Er ist fortgegangen, um sich den Tempel der Göttin anzusehen.« Saban wies mit einer Kopfbewegung auf den hohen Palisadenzaun, der die Siedlung und die Quelle der Göttin umgab; als er sich wieder zu seinem Bruder umwandte, sah er Jegar auf sich zukommen.

Saban war überrascht über den intensiven Hass, der bei Jegars Anblick in ihm aufwallte, und einen Moment lang wurde er wieder von all dem alten Schmerz um Derrewyn überwältigt. Seine Gefühle mussten sich wohl auf seiner Miene widerspiegeln, denn Lengar wirkte erfreut über seine Reaktion. »Du erinnerst dich an Jegar, kleiner Bruder?«, fragte er.

»Ich erinnere mich an ihn«, erwiderte Saban stoisch, während er seinem Feind starr in die Augen blickte. Jegar schien jetzt reich zu sein, denn er war in einen Umhang aus prächtigen Otterfellen gehüllt und trug eine goldene Kette um den Hals und ein Dutzend Goldringe an den Fingern; aber die Finger seiner rechten Hand waren immer noch verkrümmt und unbrauchbar, wie Saban bemerkte. Sein Haar wies Streifen aus rotem Ocker auf, und seinen Bart hatte er zu kleinen Zöpfen geflochten.

»Nur eine einzige Tätowierung, Saban?«, fragte auch Jegar verächtlich.

»Ich könnte noch eine haben, wenn ich wollte«, sagte Saban trotzig.

»Noch eine!« Jegar tat so, als wäre er beeindruckt; dann schüttelte er den Otterfellumhang von den Schultern, um seine Brust zu enthüllen, die über und über mit Tätowierungen bedeckt war. Jede blaue Narbe bestand aus einer Reihe von Punkten, die mit einem Knochenkamm in seine Haut gehämmert worden waren. »Jede Narbe ist der Geist eines getöteten Feindes«, prahlte Jegar, »und jeder Punkt eine Frau, die ich mir zu Eigen gemacht habe.« Er legte einen Finger auf einen blauen Punkt. »Und ich erinnere mich noch sehr gut an diese hier. Sie hat sich heftig gewehrt! Sie hat geschrien!« Er blickte Saban durchtrieben an. »Erinnerst du dich an sie?« Saban schwieg, und Jegar lächelte kalt. »Und als sie danach weinte, hat sie geschworen, dass du dich an mir rächen würdest.«

»Ich halte Schwüre, die in meinem Namen geleistet werden«, versicherte Saban steif.

Jegar brüllte vor Lachen, und Lengar boxte Saban leicht vor die Brust. »Du wirst Jegar in Ruhe lassen«, mahnte er, »weil er mich bei den morgigen Verhandlungen vertreten wird.« Er wies auf die große gerodete Fläche, umzäunt von einem Kreis aus Holzpfählen, wo die Verhandlungen zwischen den drei Stämmen stattfinden würden.

»Du wirst nicht selbst sprechen?«, fragte Saban schockiert.

»Man hat mir berichtet, dass sich in dem Wald nördlich von hier ein Auerochsenbulle aufhält«, erklärte Lengar lässig, »und ich habe die Absicht, Jagd auf ihn zu machen. Jegar weiß, was er Stakis sagen soll.«

»Stakis wird beleidigt sein«, protestierte Saban.

»Gut. Es ist Drewenna, und ich bin Ratharryn. Er verdient es, beleidigt zu werden!« Lengar wandte sich ab und zog davon, drehte sich aber nochmals zu Saban um. »Wie bedauerlich, dass du deine Frau nicht mitgebracht hast, Saban! Ich hätte gerne herausgefunden, ob sie wirklich so schön ist, wie alle sagen.«

»Bestimmt ist sie das«, forderte Jegar Saban heraus. »Deine letzte Frau war auch sehr schön. Wusstest du übrigens, dass sie jetzt als Zauberin in Cathallo lebt? Sie belegt uns mit Flüchen und bösen Zaubern — aber wie du siehst, leben wir beide noch. Und wir können beide nicht klagen.« Er hielt inne. »Ich freue mich schon darauf, deine Frau kennen zu lernen, Saban.« Höchst zufrieden marschierte er hinter Legar her, und beide Männer lachten schallend.

Der Bär tötete sieben Hunde, bevor er selber starb. Drei Männer wurden bei wilden Schlägereien ermordet, ausgelöst durch den starken Met, den Stakis verteilte, und die Priester, die Blutfehden befürchteten, töteten die Mörder; dann senkte sich die Nacht herab, und Lahanna blickte von einem sternenhellen Himmel herunter, als die betrunkenen Krieger einer nach dem anderen zu schnarchen begannen — endlich kehrte Friede in das Tal ein.

Camaban nahm nicht an dem Stammestreffen teil. Stattdessen setzte er sich mit Neel, dem Hohepriester von Ratharryn, zusammen und erklärte ihm, wie der neue Tempel aufgebaut werden sollte. Camaban hatte Holzstücke mitgebracht, von Saban geschnitzt, die die Tempelsteine darstellen sollten; er steckte sie in die Erde, um den Doppelkreis mit seinem Zugang zu entwerfen, der der Stelle gegenüberliegen würde, wo die Mittsommersonne aufging. »In Sarmennyn lagen die Sonnentore mit Blick auf die untergehende Sonne«, erklärte Camaban, »aber in Ratharryn müssen sie der aufgehenden Sonne zugewandt sein.«

»Warum?«, erkundigte Neel sich.

»Weil wir die Sonne begrüßen wollen, nicht verabschieden.«

Neel starrte auf die kleinen Holzstücke. »Warum kommst du nicht nach Ratharryn und baust den Tempel mit uns zusammen?«, fragte er störrisch. Er fühlte sich unbehaglich in Camabans Gegenwart, denn er hatte ihn als verkrüppeltes Kind in Erinnerung, Mitleid erregend und

schmutzig; irgendwie konnte Neel diese Erinnerung nicht mit dem selbstsicheren, anmaßenden Zauberer in Einklang bringen, der ihm jetzt Befehle erteilte. »Ich bin kein Baumeister«, klagte er.

»Du bist eine widerwärtige kleine Kröte, die meinem Bruder immer nur das sagt, was er hören will, statt ihm mitzuteilen, was die Götter wirklich erwarten ... aber wenn du tust, was ich dir sage, dann werden die Götter deinen Gestank ertragen. Und warum sollte ich nach Ratharryn kommen? Ihr habt genug Baumeister, ohne dass ich meine kostbare Zeit vergeuden muss.« Camaban wollte das Land jenseits des westlichen Meeres besuchen, weil er gehört hatte, dass die dortigen Priester und Zauberer Dinge wussten, die dem Volk auf dem Festland noch völlig unbekannt waren; außerdem fand er die praktische Seite der Angelegenheit, Steine zu befördern oder aufzustellen, ziemlich langweilig. »Die Arbeit wird nicht allzu schwer sein«, behauptete er und zeigte Neel, wie die Steine der Größe nach geordnet werden mussten: der größte neben den Sonnentoren und der kleinste auf der gegenüberliegenden Seite. Dann holte er einen Lederbeutel hervor, der eine lange Schnur aus Sehnen enthielt. »Achte besonders hierauf!«

»Was ist das?«

»Die Abmessungen des Tempels. Befestige ein Ende der Schnur im Mittelpunkt des Alten Tempels, dann beschreibe mit dem anderen Ende einen Kreis. Dieser Kreis kennzeichnet den Außenrand des äußeren Steinkreises. Der innere Kreis liegt einen Schritt weiter drinnen.«

Neel nickte. »Was machen wir mit dem derzeitigen Tempel?«

»Lasst ihn stehen«, meinte Camaban wegwerfend. »Er schadet nicht.« Dann ließ er Neel alle seine Anweisungen wiederholen und dann noch einmal, weil er sichergehen wollte, dass der Neue Tempel hier exakt so wiedererstünde, wie er in dem hoch gelegenen, terrassenförmigen Tal in Sarmennyn angelegt worden war.

Während Camaban und Neel sich unterhielten, versammelten sich die drei Stämme zu ihren Beratungen. Lengar ging wie angekündigt auf die Jagd und nahm ein Dutzend Krieger, einige Sklaven und zwanzig Hunde mit; daher war es Jegar, trotz der Hitze des Tages in seinen dicken Otterfellumhang gehüllt, der Ratharryns Männer zu dem Versammlungsort führte.

Geschenke wurden ausgetauscht. Stakis gab sich seinen Gästen gegenüber recht großzügig, was auch kein Wunder war; denn er hatte die Absicht, einen hohen Preis für das Entgegenkommen zu verlangen, dass er Sarmennyns Steine durch sein Land befördern ließ. Er überhäufte Kereval mit Schafsfellen, Pelzen, Feuersteinbrocken, Tontöpfen und einem Beutel voll kostbaren Bernsteins. Er schenkte ihm Kämme, Nadeln und eine feine Axt mit einer polierten Klinge aus grünlichem Stein; dafür erhielt er von Kereval einen Schildkrötenpanzer, zwei Bronzeäxte, acht dekorierte Tonkrüge mit Met und eine Halskette aus spitzen Zähnen, die von einem seltsamen Meereslebewesen stammten.

Stakis überreichte Jegar genau die gleichen Geschenke, die er Kereval gemacht hatte, und wenn er beleidigt darüber war, dass Jegar sie an Stelle von Lengar begrüßte, so ließ er sich seinen Ärger zumindest nicht anmerken. Als die Geschenke ausgetauscht worden waren und Jegar eine blumige Dankesrede gehalten hatte, nahm Stakis seinen Platz auf der Südseite des Kreises ein; nun rückten zwei von Ratharryns Kriegern mit Lengars Geschenken für Drewennas neuem Clanführer an. Sie brachten die Gaben in einem großen, aus Weidenzweigen geflochtenen Korb, bedeckt mit einer gegerbten Tierhaut, und stellten ihn vor Stakis auf den Boden; dann zogen sie das Leder fort, um einen ganzen Korb voller Bronzespeerspitzen zu enthüllen. Danach holten sie einen zweiten Korb, und in diesem kamen, nachdem die Abdeckung entfernt worden war, ein großes Bronzeschwert zum Vorschein, ein Bündel Bögen und mehr als ein Dutzend Steinäxte. Die Männer ringsum waren beeindruckt, denn

Lengars Geschenke übertrafen alle Erwartungen; aber die Parade ging immer noch weiter, denn die beiden Krieger schleppten jetzt ein drittes Tablett herbei, das sechs Bronzeäxte enthielt, zwei Auerochsenhörner und einen Stapel von Dachsfellen sowie Wolfspelze. Stakis war entzückt, besonders über das größte der Auerochsenhörner, das er in seinen Schoß nahm; dann beobachtete er mit aufgerissenen Augen, wie ein vierter Korb, noch schwerer und größer als die anderen, auf der Bildfläche erschien. Dieser letzte Korb wurde jedoch vor Jegar auf den Boden gestellt, und die Lederabdeckung blieb an Ort und Stelle, wie um anzudeuten, dass dieses letzte Geschenk erst dann überreicht würde, wenn Stakis Ratharryns Wünschen willfahrte.

Saban dachte, dass sich sein Bruder für jemanden, der sonst nur äußerst ungern Geschenke austeilte, diesmal bemerkenswert verschwenderisch zeigte. Scathel sah ausnahmsweise einmal erfreut aus - tatsächlich strahlte er übers ganze Gesicht, denn wie mochte der neue Clanführer von Drewenna jetzt noch den Transport der Tempelsteine behindern? Und je eher die Steine in Ratharryn waren, desto eher würde Ereks Gold an Sarmennyn zurückgegeben werden. Aber Stakis wollte noch mehr, trotz seiner Dankbarkeit für Lengars Geschenke. Er wollte Ratharryns Hilfe, um den Mann zur Strecke zu bringen, der sein Rivale bei dem Kampf um die Clanführerswürde von Drewenna gewesen war. Es hieß, Melaks Sohn lebe jetzt als Ausgestoßener in den Wäldern; aber er hatte sechzig Krieger mitgenommen, und diese Männer verübten ständig Überfälle auf Stakis' Gebiet. »Bringt mir Kellans Kopf in einem Korb«, tat Stakis kund, »und ihr dürft jeden einzelnen Stein von Sarmennyn durch mein Land bewegen.«

Haragg hockte sich neben Jegar und drängte ihn, das Angebot anzunehmen - aber Jegar schien verwirrt. Er wollte wissen, wo Kellan steckte, exakt wie viele Männer er um sich

hatte und womit sie bewaffnet waren. Und warum konnte Stakis seinen Rivalen nicht selbst zur Strecke bringen?

Stakis erklärte, dass er es mehrfach versucht hatte, aber Kellan zog sich ständig vor ihm zurück und wich in den Süden Ratharryns aus. »Wenn eure Männer nach Westen kommen«, unterbreitete er, »und meine nach Osten marschieren, geht er uns in die Falle.«

Es schien ein ziemlich simpler Vorschlag zu sein, dennoch zerbrach sich Jegar noch immer den Kopf darüber. Wie konnte Stakis sicher sein, dass Kellan nicht in südwestlicher Richtung zu dem Volk von Duran geflohen war? Hatte Stakis vielleicht mit dem Clanführer von Duran gesprochen?

»Natürlich«, beteuerte Stakis, »und er hat Kellan nicht gesehen.«

»Wir auch nicht«, behauptete Jegar. »Zwar könnten wir nach ihm suchen . aber wenn ein Mann nicht gefunden werden will, dann werden die Wälder ihn bis in alle Ewigkeit verstecken. Mein Freund, Saban« - an dieser Stelle bedachte er Saban mit einem spöttischen Lächeln - »möchte die Steine möglichst bald transportieren. Vielleicht kann er einige der Tempelblöcke schon in diesem Sommer herbringen! Wenn er allerdings warten will, während wir jeden Baum absuchen und auf jeden Busch klopfen, dann werden die Steine niemals ankommen. Außerdem kann es sein, dass Kellan längst tot ist.«

»Er lebt«, entgegnete Stakis. »Aber eure Bereitschaft«, fügte er hinzu, »Kellan zur Strecke zu bringen, würde mir genügen. Gebt mir dieses Versprechen, Jegar, und ich werde euch erlauben, die Steine durch mein Land zu transportieren.«

»Ohne zusätzliche Bezahlung?«, fragte Jegar und ließ die Angelegenheit mit Kellan vorerst offen.

»Ein Mann hat ein Anrecht auf Bezahlung, wenn er jemandem erlaubt, Waren durch sein Land zu befördern«, erwiderte Stakis, während er sich den Abgesandten aus

Sarmennyn zuwandte. »Ihr müsst jeden Stein, den ihr nach Drewenna bringt, mit einem Stück Bronze ausgleichen, groß genug, um eine Speerspitze daraus anzufertigen. Und für jeweils zehn Steine werdet ihr mich mit weiteren Speerspitzen bezahlen.«

»Wir werden dir eine Speerspitze aus Bronze für jeweils zehn Steine geben«, schaltete sich jetzt Saban ein. Er hatte kein Recht, in Lengars Namen zu sprechen, aber Stakis' Preis war geradezu unverschämt hoch. Dennoch übersetzte er dem Clanführer von Sarmennyn seine Worte, und dieser nickte zögernd.

»Wie viele Steine sind es überhaupt?«, wollte Stakis wissen.

»Zehn mal sieben«, gab Saban Auskunft, »und zwei.«

Die Männer aus Drewenna schnappten überrascht nach Luft. Sie hatten gedacht, dass Sarmennyn vielleicht zwei der drei Dutzend Steine herausrücken würde, aber nicht doppelt so viele. »Ich will eine Speerspitze aus Bronze für jeden Stein«, erklärte Stakis beharrlich.

»Lass mich mit Kereval sprechen«, bat Saban; dann beugte er sich zu dem Clanführer hinüber und wechselte in die Sprache der Fremdländischen. »Er verlangt zu viel.«

»Ich werde ihm insgesamt zehn Speerspitzen überlassen«, meinte Kereval, »mehr nicht.« Er blickte über den Kreis hinweg auf die aufgetürmten Geschenke. »Stakis hat ja bereits einen ganzen Korb voll davon! Will er sämtliche Männer von Drewenna mit Metallspeeren bewaffnen?«

»Für jeweils zehn Steine«, wandte sich Saban wieder an Stakis, »werden wir dir eine Speerspitze zahlen. Das muss genügen.«

Jegar beobachtete diese Auseinandersetzung mit Belustigung. Doch bevor Stakis auf Sabans Angebot antworten konnte, ertönte plötzlich ein Hornsignal in den bewaldeten Hügeln unmittelbar nördlich des Versammlungsplatzes. Stakis runzelte die Stirn, verärgert

über den Lärm, doch Jegar lächelte beschwichtigend. »Lengar ist auf der Jagd«, erklärte er.

»Kein Auerochse wird sich so nahe an Sul heranwagen«, erhob Stakis Einspruch, während er in die Bäume starrte.

»Vielleicht ist er hierher getrieben worden?« schlug Jegar vor. »So wie du von uns willst, dass wir Kellan auf eure Bronzespeere zutreiben?«

»Womit ihr einverstanden seid?«, fragte Stakis eifrig. Genau in dem Moment ertönte das Horn zum zweiten Mal, und Jegar beugte sich vor, um die Abdeckung von dem vierten Korb wegzuziehen. Auf diesem lagen keine Geschenke, sondern Waffen. Es war üblich, dass Männer grundsätzlich unbewaffnet zu einem Stammestreffen kamen; doch jetzt rannten die Krieger von Ratharryn vorwärts, griffen nach Speeren und Bögen, und plötzlich stürmte eine Schar von Speerkämpfern aus dem Wald - die ersten Pfeile landeten zwischen Stakis' Männern.

»Zurück!«, schrie Jegar Saban zu. »Zurück in eure Hütten. Wir haben keinen Streit mit Sarmennyn!« Er hatte seinen Umhang abgeworfen, und Saban sah, dass sich in seiner verkrüppelten rechten Hand ein Bronzeschwert befand. Es war mit Lederstreifen an seinem Arm festgebunden, und plötzlich begriff Saban, warum Jegar trotz der sommerlichen Hitze die ganze Zeit in seinem dicken Otterpelzumhang dagesessen hatte - nämlich um die Waffe darunter zu verbergen. »Weicht zurück!«, brüllte Jegar.

Lengar war überhaupt nicht auf der Jagd gewesen, sondern hatte sich mit dem Rest seiner Speerkämpfer in den Wäldern nördlich von Sul getroffen; jetzt griff er die unbewaffneten Männer von Drewenna an, bei ihm waren Kellan und die anderen Abtrünnigen. Sie hatten Stakis verraten, hereingelegt und überrumpelt — nun würde er sterben.

Saban rannte zusammen mit den übrigen unbewaffneten Kriegern von Sarmennyn zu den Hütten. Er schnappte sich hastig seinen Bogen und einen Köcher voller Pfeile, doch

Kereval legte ihm eine Hand auf den Arm. »Dies ist nicht unser Kampf«, mahnte der Clanführer.

Es war überhaupt kein Kampf, sondern ein wildes Abschlachten. Einige von Stakis' Männern waren zum Fluss geflohen, wo sie versuchten, in aller Eile Boote zu Wasser zu lassen; aber eine Gruppe von Lengars Bogenschützen bombardierte die Flüchtenden von oberhalb des Ufers mit Pfeilen. Sie hörten erst zu schießen auf, als Ratharryns Speerkämpfer den Fluss erreichten und die wenigen Überlebenden niedermetzelten. Hunde heulten, Frauen schrien, und die Sterbenden stöhnten. Stakis selbst war mit dem größten Teil seiner Gefolgsleute zu der Siedlung von Sul geflohen, während Jegar und Lengar sich dicht an ihre Fersen hefteten. Einige wenige von Drewennas Männern rannten auf ihre Gegner zu und schlüpften zwischen den angreifenden Kriegerverbänden durch, um den schützenden Wald zu erreichen; als Lengar diese Männer flüchten sah, rief er Jegar zu, sie zur Strecke zu bringen. Dann sprang Lengar mit einem Satz auf die Palisadeneinfriedung zu, die die Siedlung umgab, packte den oberen Abschluss und schwang sich geübt hinüber. Eine große Schar seiner Speerkämpfer mühte sich ab, ihm zu folgen; dann kam einer von ihnen auf die Idee, eine Axt zu nehmen und eine Lücke in den hinderlichen Zaun zu schlagen — immer noch mehr Männer vergrößerten die Lücke und strömten hindurch zu den reetgedeckten Hütten, die die heilige Quelle umgaben. Kellan und seine Männer beteiligten sich an dem blutigen Gemetzel innerhalb der zertrümmerten Einfriedung.

Die Männer aus Sarmennyn schauten benommen von ihren Hütten aus zu, wo Camaban zu ihnen gestoßen war. »Es ist Lengars Angelegenheit«, tat er gleichgültig, »nicht unsere! Lengar hat keinen Streit mit Sarmennyn.«

»Trotzdem ist es eine Schande«, brauste Saban auf. Er konnte sterbende Männer nach ihren Göttern rufen hören, sah Frauen über den Toten schluchzen und Blut in den Fluss rinnen. Einige der Angreifer führten Freudentänze auf,

während andere die Geschenke bewachten, die Jegar Stakis in so hinterhältiger, verräterischer Absicht überreicht hatte. »Es ist eine Schande!«, wiederholte Saban empört.

»Wenn deine Leute einen Waffenstillstand brechen«, meinte Scathel verächtlich, »dann braucht das nicht unsere Sorge zu sein, obwohl es zu unserem Vorteil ist. Kellan wird uns ganz zweifellos die Steine durch sein Land befördern lassen, ohne irgendeine Bezahlung dafür zu verlangen.«

Jegar war mit einem Dutzend Speerkämpfer zwischen den Bäumen verschwunden, um die letzten von Drewennas Flüchtlingen zu verfolgen. Plötzlich erinnerte sich Saban wieder an das Versprechen, das Derrewyn in seinem Namen gemacht hatte, sowie an seine eigenen Racheschwüre, und so griff er nach seinem Speer. »Was tust du da? Was hast du vor?« Lewydd hielt Saban, als dieser sich wortlos abwenden wollte, am Arm fest. »Es ist nicht dein Kampf«, versuchte auch Lewydd, ihn zu überzeugen.

»Das ist es doch!«, gab Saban zurück.

»Wie unklug, sich auf einen Kampf mit Wölfen einzulassen!«, warnte Camaban.

»Ich habe etwas versprochen!« Saban schüttelte Lewydds Hand ab, um auf die Wälder zuzurennen.

Lewydd ergriff seinen eigenen Speer und folgte ihm.

Tote und Sterbende lagen unter den Bäumen. Wie alle anderen Männer, die an dem Stammestreffen teilgenommen hatten, so hatten auch Stakis' Krieger ihre besten Kleider und ihren schönsten Schmuck angelegt; jetzt waren Jegars Männer dabei, ihnen die Halsketten, Amulette und Kleider vom Leib zu reißen. Sie blickten alarmiert auf, als Saban und Lewydd auftauchten; aber die meisten erkannten Saban, und keiner fürchtete Lewydd, weil die grau tätowierten Fremdländischen an diesem Tag nicht ihre Feinde waren.

Saban erklomm den Hügel auf der Suche nach Jegar; dann hörte er zu seiner Rechten plötzlich einen lauten Schrei und hastete zwischen den Bäumen hindurch, um zu sehen, wie sein Feind mit einem Schwert auf einen Sterbenden

einhackte. Das Schwert war an Jegars verstümmelter Hand festgebunden, was ihn aber nicht daran hinderte, es mit Schwindel erregender Wucht zu schwingen. »Jegar!«, schrie Saban und hob seinen Speer. Es wäre leichter gewesen, einen Pfeil von der golddurchwirkten Sehne seines Bogens abzuschießen, doch das wäre die Methode eines Feiglings gewesen. »Jegar!«, schrie er erneut.

Jegar fuhr herum, seine Augen glühten vor Erregung, dann sah er den Jagdspeer in Sabans Hand, und es dämmerte ihm, dass Saban hier kein Verbündeter war, sondern ein Feind. Zuerst sah er erstaunt aus, dann lachte er. Er bückte sich, hob seinen schweren Kampfspeer hoch und richtete sich wieder auf, um Saban mit beiden Waffen in Händen gegenüberzutreten. »Dreiundsechzig Männer habe ich abgeschlachtet«, prahlte er, »und einige von ihnen hatten sogar noch mehr Tätowierungen als ich.«

»Ich habe zwei getötet, soviel ich weiß«, erwiderte Saban, »aber gleich werden es drei sein - die Geister von dreiundsechzig Ermordeten im Jenseits werden in meiner Schuld stehen, und Derrewyn wird mir danken.«

»Derrewyn!« Jegar schnaubte verächtlich. »Eine Hure. Du würdest für eine Hure sterben?« Plötzlich stürmte er auf Saban zu, während er gleichzeitig mit seinem Speer nach ihm ausholte, und er lachte höhnisch, als Saban ungeschickt zur Seite wich. »Geh nach Hause, Saban«, riet Jegar ihm voller Verachtung zu und senkte seine Speerklinge wieder. »Worauf könnte ich schon stolz sein, wenn ich einen Ochsen wie dich töten würde?«

Saban stieß mit seinem Speer nach Jegar, aber die Klinge wurde einfach weggeschlagen. Dann griff Jegar abermals an, fast lässig; diesmal schlug Saban den Speer seines Widersachers beiseite und sah im selben Moment das Schwert auf der anderen Seite aufblitzen - und er musste sich mit einem Rückwärtssprung retten, um dem kraftvollen Hieb auszuweichen. Dann kam wieder der Speer, dann das Schwert, und er wich ständig zurück über den mit feuchten

Blättern bedeckten Humusboden, wie gebannt durch die blitzenden Klingen, die Jegar mit solch sicherem Geschick handhabte. Kämpfen war Jegars Leben, und er übte jeden Tag seine Waffen; deshalb hatte er längst gelernt, die Behinderung durch seine verkrüppelte Hand wettzumachen. Jegar stieß abermals mit seinem Speer zu, dann brach er seinen Angriff abrupt ab, um Saban kopfschüttelnd zu betrachten. »Du bist es nicht wert, getötet zu werden«, verhöhnte er ihn. Einige seiner Männer waren auf den Hügel heraufgekommen, um den Kampf zu beobachten, und Jegar winkte sie fort. »Es ist unsere Auseinandersetzung«, teilte er ihnen mit, »aber sie ist vorbei.«

»Das ist sie nicht«, schrie Saban und stürzte sich mit seinem Speer auf Jegar, um die Waffe sofort zurückzureißen, als Jegar zu parieren begann, und dann abermals zuzustoßen, wobei er auf Jegars Kehle zielte - aber Jegar wich geschickt zur Seite und schlug Sabans Speer mit seinem Schwert zu Boden.

»Willst du wirklich sterben, Saban?«, säuselte er. »Weil du nämlich nicht sterben wirst. Wenn du mich bekämpfst, werde ich dich nicht töten. Stattdessen werde ich dich zwingen, vor mir niederzuknien, und dann werde ich auf deinen Kopf pissen, wie ich es schon einmal getan habe.«

»Und ich werde auf deine Leiche pissen«, stellte Saban grimmig in Aussicht.

»Dummkopf«, zischte Jegar. Er stieß die Speerklinge mit schlangenartiger Schnelligkeit vorwärts und drängte Saban zurück; dann stach er abermals zu, und Saban sprang auf einen Felsblock, sodass er höher als Jegar stand. Doch Jegar schwang sein Schwert und holte mit der scharfen Klinge nach seinen Beinen aus, wodurch er Saban zwang, noch höher zurückzuweichen, bis er nicht mehr weiterkonnte. Jegar lachte höhnisch, als er die Furcht auf Sabans Gesicht sah, und sprang vorwärts, um Saban mit seinem Speer zu durchbohren - in dem Moment wurde er von Slaol getroffen.

Der Sonnenstrahl drang durch das Laubdach über ihren Köpfen, bahnte sich einen Weg durch Myriaden von sich ständig bewegenden grünen Blättern. Es war ein Speer aus Licht, der durch die Zweige der Bäume glitt, Jegar in die Augen traf und blendete. Die gleißende Helligkeit hielt nur einen Herzschlag lang an; aber Jegar zuckte unwillkürlich zusammen und drehte mit einem Ruck den Kopf weg - in diesen Bruchteilen von Sekunden sprang Saban von dem Felsblock und rammte Jegar seinen Speer geradewegs in die Kehle. Er schrie laut, als er zustieß: Dieser Schrei galt Derrewyns Qualen, seinem eigenen Sieg und der triumphierenden Freude, die er empfand, als er das Blut seines Feindes in einem hellroten Sprühregen aus der Wunde spritzen sah.

Jegar sank zu Boden. Er hatte seinen Speer fallen lassen und hielt mit beiden Händen seine Kehle umklammert, wo sein Atem blutige Blasen warf. Heftig zuckend zog er die Knie an den Bauch, und seine Augen rollten wild, als Saban die bronzene Speerspitze in seiner Kehle herumdrehte und dann noch einmal, sodass immer mehr Blut in das Moos floss. Dann riss er den Speer mit einem Ruck heraus, Jegar blickte mit einem Ausdruck der Ungläubigkeit zu ihm auf, und Saban stieß seinem Feind die Speerklinge in den Bauch.

Ein letztes Zittern schüttelte Jegars Körper, dann blieb er vollkommen reglos liegen. Saban starrte keuchend und mit weit aufgerissenen Augen auf seinen Feind hinunter, wagte kaum zu glauben, dass Jegar wirklich tot war. Er hatte sich schon besiegt geglaubt, was auch zutraf - aber dann hatte Slaol plötzlich eingegriffen. Saban zog den Speer aus Jegars Leichnam, dann wandte er sich um und blickte Ratharryns schockierte Krieger an. »Geht und sagt Lengar, dass Derrewyn gerächt ist«, befahl er ihnen. Er spuckte auf Jegars Leiche.

Die Männer wichen zurück, und Saban bückte sich, um die Lederschnüre zu lösen, die das Schwert an Jegars erschlaffter Hand festhielten. »Wie lange werdet ihr in Sul

bleiben?«, fragt er Lewydd, der den kurzen Kampf über in Sabans Nähe geblieben war.

»Nicht lange«, meinte Lewydd. »Wir müssen zur Sommersonnenwende zu Hause sein. Warum?«

»In vier Tagen komme ich hierher zurück«, erwiderte Saban, »und ich möchte gerne mit euch wieder nach Sarmennyn reisen. Wartet auf mich.«

»Vier Tage«, sagte Lewydd, dann zuckte er zusammen, als er sah, was Saban tat. »Wo gehst du hin?«, fragte er.

»Ich werde in vier Tagen zur Stelle sein«, wiederholte Saban, mehr wollte er nicht sagen. Dann hob er sein Bündel auf und marschierte hügelwärts.

Das Massaker in Sul hatte sein Ende gefunden.

12. KAPITEL



Saban war erschöpft, hungrig und verwundet. Den größten Teil einer Nacht und eines Tages wanderte er nun schon, indem er von Sul aus zuerst die östliche Richtung einschlug und dann einem ausgetretenen Händlerpfad folgte, der nördlich durch die endlosen Wälder führte. Jetzt, am zweiten Abend nach seinem Aufbruch aus Sul, kletterte er einen langen, sanft ansteigenden, vor Zeiten gerodeten Hügel hinauf, obwohl alles Getreide, das jemals an diesem Abhang gediehen haben musste, längst verschwunden war, verdrängt von dichtem Farngestrüpp. Es gab keinerlei Schweine - die einzigen Tiere, die Farnkraut fraßen - und auch keine anderen Lebewesen. Selbst der Himmel war an diesem drückend schwülen Abend bar aller Vögel, und als Saban stehen blieb, um zu horchen, konnte er nichts hören,

nicht einmal das Rascheln des Windes in dem Farngestrüpp - genauso still und leer wie jetzt musste die Welt gewesen sein, bevor die Götter Tiere und Menschen erschaffen hatten. Die Wolken über der tief am Himmel stehenden Sonne waren grauviolett und aufgeplustert und tauchten alles Land hinter ihm in Schatten.

Saban hatte seinen Bogen, seinen Köcher und seinen Speer bei Lewydd zurückgelassen; er trug nur Jegars blutbefleckte Tunika mit ihrem schwer wiegenden Inhalt in Händen. Er war schmutzig, und sein Haar hing strähnig herunter. Seit er Sul verlassen hatte, hatte er sich immer wieder gefragt, warum er diese Reise eigentlich unternahm, und keine überzeugenden Antworten gefunden, abgesehen von den Geboten der Pflicht und des Anstands. Er trug eine Schuld, und das Leben war voller Schulden, die beglichen werden mussten, wenn einem das Schicksal freundlich gesinnt sein sollte. Jeder wusste das. Die Götter verhalfen einem Fischer zu einem guten Fang, folglich musste er ihnen etwas dafür zurückgeben. Eine Ernte war üppig, deshalb galt es, einen Teil davon den Göttern zu opfern. Eine Gefälligkeit zog die andere nach sich, und ein Fluch war für den Menschen, der ihn aussprach, ebenso gefährlich wie für die Person, gegen die er sich richtete. Jede gute und jede schlechte Sache auf der Welt war ausgewogen, weshalb die Leute auch so sehr auf Omen achteten - obwohl einige Männer, wie zum Beispiel Lengar, sich nicht im Geringsten um das Gleichgewicht der Dinge scherten. Die häuften einfach Böses auf Böses und trotzten auf diese Weise den Göttern, aber Saban fühlte sich nicht so unbekümmert. Es machte ihm Sorgen, dass ein Teil seines Lebens aus dem Gleichgewicht geraten war; deshalb hatte er diesen weiten Weg zu dem mit Farngestrüpp überwucherten Hügel auf sich genommen, wo sich nichts regte und kein Laut zu hören war. Auf dem Kamm des Hügels erstreckten sich weitere Wälder, und Saban fürchtete sich davor, in ihren dunkler werdenden Schatten zu wandern, als sich die Abenddämmerung

herabsenkte; seine Furcht verstärkte sich sogar noch, als er die hohen Bäume erreichte; dort, am Rand des Waldes und, wie Wächter zu beiden Seiten des Weges aufragend, steckten zwei dünne Stangen mit aufgespießten menschlichen Köpfen.

Inzwischen waren es bloß noch Totenschädel, weil die Vögel die Augen und alles Fleisch weggepickt hatten, obwohl an einem der Schädel noch immer Reste von Haar an der gelblich verfärbten, pergamentartigen Kopfhaut haftete. Die leeren Augenhöhlen starrten in düsterer Warnung den Hügel hinunter. Kehr sofort um, sagten sie, kehr rasch wieder um und geh! Saban marschierte weiter.

Unterwegs sang er mit lauter Stimme. Er hatte zwar kaum noch Atem übrig, aber er wollte nicht, dass plötzlich ein Pfeil aus dem Laub gesaust kam, deshalb war es besser, seine Anwesenheit den Speerkämpfern zu melden, die dieses Gebiet bewachten. Er sang die Geschichte von Dickel, dem Eichhörnchengott. Es war ein Kinderlied mit einer beschwingten Melodie, das erzählte, wie Dickel einmal den Fuchs mit einem Trick dazu hatte bringen wollen, ihm seine lange Schnauze und seine scharfen Zähne zu überlassen; aber der Fuchs hatte sich umgedreht, während Dickel seine Zauberformel aussprach, und so hatte das Eichhörnchen stattdessen den buschigen roten Schwanz des Fuchses erhalten. »Puschelschwanz, Puschelschwanz«, sang Saban, der sich daran erinnerte, dass seine Mutter ihm immer genau dieses Lied vorgesummt hatte; dann hörte er plötzlich ein Geräusch hinter sich, leise, verstohlene Schritte auf dem laubbedeckten Boden, und er blieb wie angewurzelt stehen.

»Wer bist du, Puschelschwanz?«, fragte eine spöttische Stimme.

»Mein Name ist Saban, Sohn von Hengall«, stellte Saban sich vor. Ein scharfes Aufkeuchen wurde laut, und er wusste, dass der Mann hinter ihm mit dem Gedanken spielte, ihn zu töten. Er hatte sich als Lengars Bruder zu erkennen gegeben, und in diesem Land genügte das bereits, ihn zum Tode zu verurteilen; deshalb fügte er hinzu: »Ich bringe ein Geschenk«, und hob das blutverkrustete Bündel in seiner Hand.

»Ein Geschenk für wen?«, erkundigte sich der Mann. »Für eure Zauberin.«

»Wenn ihr dein Geschenk nicht gefällt« drohte der andere an, »wird sie dich töten.«

»Wenn ihr dieses Geschenk nicht gefällt«, gab Saban zurück, »dann habe ich es verdient zu sterben.« Er wandte sich um und entdeckte nicht nur einen Krieger, sondern drei - alle mit unzähligen Tätowierungen auf der Brust, mit Bögen

und Speeren bewaffnet, mit den verbitterten und misstrauischen Mienen von Männern, die einen nicht enden wollenden Kampf austragen, aus tiefster Leidenschaft kämpfen. Sie bewachten eine Grenze, die durch die Totenschädel geschützt war, und Saban fragte sich, ob die aufgespießten Köpfe der Feinde wohl das gesamte Gebiet von Cathallo umringten.

Die Männer zögerten, und Saban wusste, sie neigten noch immer dazu, ihn umzubringen; aber er war unbewaffnet und zeigte keine Furcht, deshalb ließen sie ihn widerwillig am Leben. Zwei der Wächter begleiteten ihn Richtung Osten, während der dritte Mann vorauslief, um die Siedlungsbewohner darauf aufmerksam zu machen, dass ein Eindringling im Anmarsch war. Die beiden Männer trieben Saban zur Eile an, denn die Nacht rückte näher; doch die sommerliche Abenddämmerung dauerte lange, und am Himmel schien immer noch ein Rest schwachen Lichts, als sie Cathallo erreichten.

Rallin, der neue Clanführer, wartete am Rand der Siedlung auf Saban. Ein Dutzend Krieger stand neben ihm, und dahinter hatten sich die Stammesmitglieder versammelt, um einen Blick auf diesen Bruder von Lengar zu werfen, der es wagte, nach Cathallo zu kommen. Rallin war nicht älter als Saban, aber er sah eindrucksvoller und Furcht erregend aus, denn er war ein großer Mann mit breiten Schultern und einem ernsten Gesicht, gezeichnet von einer langen Wundnarbe, die sich vom Bart bis zu seinem linken Augenwinkel hinaufzog. »Saban von Ratharryn«, begrüßte er Saban mürrisch.

»Jetzt Saban von Sarmennyn«, erwiderte Saban und verbeugte sich respektvoll.

Rallin ignorierte Sabans Erklärung. »Wir pflegen Männer aus Ratharryn zu töten«, grollte er. »Wir töten sie, wo immer wir sie finden, wir schlagen ihnen die Köpfe ab und spießen sie auf Stangen auf.« Durch die Menschenmenge ging ein

Murmeln, und einige riefen laut, dass Sabans Kopf zu der Sammlung hinzugefügt werden sollte.

»Ist es wirklich Saban?« Eine andere Stimme ertönte, und Saban wandte sich um, um Morthor, den Hohepriester mit den leeren Augenhöhlen, in der Menge zu entdecken. Sein langer Bart war jetzt weiß.

»Es ist schön, dich zu sehen, Morthor«, sagte er und wünschte sogleich, er hätte andere Worte gewählt.

Aber Morthor lächelte. »Es ist schön, dich zu hören«, antwortete er, dann wandte er seine blinden Augen Rallin zu. »Saban ist ein guter Mann.«

»Er stammt aus Ratharryn«, schnauzte Rallin.

»Ratharryn hat mir das hier angetan«, antwortete Saban und hielt seine linke Hand mit dem fehlenden Finger hoch. »Ratharryn hat mich zum Sklaven gemacht und ausgestoßen. Ich komme nicht aus Ratharryn.«

»Aber du bist in Ratharryn geboren«, erwiderte Rallin verbissen.

»Wenn ein Kalb in deiner Hütte zur Welt kommt, Rallin«, fragte Saban, »macht dieser Umstand das Kalb dann zu deinem Sohn?«

Rallin dachte einen Moment lang nach. »Warum kommst du denn hierher?« verlangte er zu wissen.

»Um Morthors Tochter ein Geschenk zu bringen«, verkündete Saban.

»Was für ein Geschenk?«, fragte Rallin. »Das hier«, sagte Saban. Er hob das Bündel hoch, weigerte sich jedoch, es auszuwickeln; dann ertönte plötzlich ein lauter, gebieterischer Schrei, und Rallin fuhr herum, um zu dem hohen Ringwall des Heiligtums hinüberzustarren.

Eine bleiche, schlanke Gestalt stand allein in der Dunkelheit des Tempels. Sie gab Rallin ein Zeichen, der Clanführer trat augenblicklich zur Seite, und Saban ging auf die Frau zu, die an der Stelle auf ihn wartete, wo die Doppelsteinpfeiler der westlichen Straße an den Tempelwall grenzten. Es war Derrewyn, und Lahanna hüllte sie in ihren

silbrigen Schein, um sie schön zu machen. Sie trug ein schlichtes Rehlederhemd, das bis zu ihren Knöcheln reichte und fast weiß im Mondlicht erschien, während um ihren Hals eine Kette aus Knochen hing. Doch als Saban näher kam, sah er, dass Derrewyns Schönheit kaum mehr als der Abglanz des Mondes war in ihrer Magerkeit, und ihr Gesicht, das feine Falten durchzogen, wirkte finster und verbittert. Ihr schwarzes Haar war straff zurückgekämmt und zu einem festen Knoten geschlungen, ihr Mund, früher so weich und stets bereit zu lächeln, bildete jetzt einen schmallippigen Spalt. In ihrer rechten Hand hielt Derrewyn den Schenkelknochen, der einst Sannas gehört hatte, und sie hob ihn hoch, als Saban das letzte Steinpfeilerpaar der Straße erreichte. »Du hast es gewagt, hierher zu kommen?«, fragte sie.

»Um dir ein Geschenk zu bringen«, erklärte Saban. Sie warf einen kurzen Blick auf das Bündel, dann nickte sie kurz; Saban band das blutbefleckte Hemd auf und kippte seinen Inhalt auf den nackten, vom Mondschein erhellten Boden zwischen ihnen.

»Jegar«, sagte Derrewyn, als sie den abgetrennten Kopf trotz des vielen Blutes erkannte, das seinen Bart verklebte und seine Haut verkrustete.

»Es ist Jegar«, bestätigte Saban. »Ich habe ihm den Kopf mit seinem eigenen Schwert abgeschlagen.«

Derrewyn starrte einen Moment lang auf die grausige Gabe, dann schnitt sie eine Grimasse. »Meinetwegen?«

»Warum würde ich dir den Kopf sonst bringen?«

Sie blickte ihn an, und es schien, als fiele eine Maske von ihrem Gesicht ab, denn sie schenkte ihm ein müdes Lächeln. »Du bist jetzt Saban von Sarmennyn?«

»Richtig.«

»Und du hast eine Ehefrau? Eine Frau, die Slaol liebt?«

Saban ignorierte die Bitterkeit, die in ihrer Frage mitschwang. »Alle Fremdländischen lieben Slaol«, berichtete er.

»Und dennoch kommst du jetzt zu mir«, erwiderte Derrewyn, die Maske des Zorns wieder an Ort und Stelle, »kommst mit einem Geschenk zu mir gekrochen! Warum? Weil du Schutz vor Lengar brauchst?«

»Nein«, protestierte Saban.

»Aber den brauchst du«, klärte Derrewyn ihn auf. »Du hast seinen besten Freund getötet und bildest dir ein, er wird sich nicht dafür rächen? Wenn du eine von diesen Läusen in Ratharryn anfasst, wird sich der Rest von ihnen an deine Fersen heften und unbarmherzig Jagd auf dich machen.« Sie blickte ihn stirnrunzelnd an. »Du glaubst, Lengar wird dich nicht töten? Du glaubst, er wird deine Ehefrau nicht schänden, so wie er mich geschändet hat? Du hast ihm Schaden zugefügt!«

»Ich bin gekommen, um dir das hier zu bringen«, sagte Saban, während er aufJegars Kopf wies. »Das ist alles.« In Wahrheit hatte er bisher noch kaum einen Gedanken an Lengars Reaktion auf Jegars Tod verschwendet. Sein Bruder würde von rasendem Zorn erfüllt sein, davon war Saban überzeugt, und er würde wahrscheinlich auf Rache sinnen; aber Saban glaubte, in Sarmennyn sicher vor ihm zu sein.

»Du hast mir also dein Geschenk gebracht, und das ist alles«, sagte Derrewyn. »Worauf hast du eigentlich gehofft, Saban? Auf meine Dankbarkeit?« Sie raffte ihr Rehlederhemd, zog es fast bis zur Taille hoch. »Ist es das, was du willst?«

Saban wandte sich ab, um über die dunklen Felder zu blicken. »Du solltest nur wissen, dass ich nicht vergessen habe.«

Derrewyn ließ das Gewand wieder fallen. »Nicht vergessen? Was?«, fragte sie mürrisch.

»Dass wir Liebende waren«, antwortete Saban, »und dass ich mit dir das Glück kennen gelernt habe. Und seit damals hat es nicht einen einzigen Tag gegeben, an dem ich nicht an dich dachte.«

Derrewyn blickte ihn eine lange Zeit forschend an, dann seufzte sie. »Ich habe gewusst, dass du mich nicht vergessen hast«, bekannte sie, »und immer auf deine Rückkehr gehofft.« Sie zuckte die Achseln, »Jetzt bist du hier. Und? Wirst du bleiben? Wirst du uns helfen, gegen deinen Bruder zu kämpfen?«

»Ich muss wieder nach Sarmennyn«, eröffnete er ihr. Derrewyn schnaubte höhnisch. »Um euren berühmten Tempel zu versetzen? Den Tempel, der den großen Slaol nach Ratharryn locken wird? Ein strahlend heller Lichtkranz am Himmel, wenn er euch mit seiner Ankunft beehrt? Glaubst du wirklich, dass er kommen wird?«

»Ja«, sagte Saban, »das glaube ich.«

»Aber um *was* zu tun?« Diesmal sprach Derrewyn ohne Hohn oder Verachtung.

»Was Camaban verkündet«, berichtete Saban. »Es wird keinen Winter mehr geben, keine Krankheit, keine Traurigkeit.«

Derrewyn starrte ihn an, dann warf sie den Kopf in den Nacken und lachte schallend; ihr spöttisches Gelächter hallte von der gegenüberliegenden Seite des hohen Kreidewalls wider, der weiß in dem dunklen Zwielicht leuchtete. »Kein Winter mehr! Keine Traurigkeit mehr! Hörst du das, Saban? Hörst du das? Ratharryn will den Winter ausmerzen!« Sie hielt inne und zeigte mit dem Schenkelknochen auf Saban. »Aber das brauche ich Sannas wohl kaum zu erzählen, nicht? Sie weiß, was Camaban will - weil er ihr das Leben gestohlen hat.« Sie wartete nicht lange auf seine Reaktion, sondern spuckte hasserfüllt aus und marschierte dann vorwärts, um Jegars Kopf an seinem blutdurchtränkten Haarschopf zu packen. »Komm mit, Saban von Sarmennyn«, forderte sie ihn auf, »und dann werden wir herausfinden, ob ihr den Winter mit euren klappernden Steinen aus dem Westen bezwingen werdet. Wenn ihr es doch nur könntet! Alle wären wieder glücklich!

Wir könnten jung und glücklich sein und würden keine Schmerzen im Leib spüren.«

Sie führte ihn in das Heiligtum. Es war sonst niemand dort, nur der aufgehende Mond, der auf die riesigen Steine herableuchtete, in denen winzige Sprenkel von Sternenlicht eingebettet zu sein schienen. Derrewyn nahm Saban zu Sannas' alter Hütte mit, die noch immer das einzige Gebäude innerhalb des hohen Kreidewalls bildete; dort warf sie Jegars Kopf neben den Eingang, bevor sie ihr Hemd raffte und über den Kopf zog. Sie löste die Knochenhalskette und ließ sie auf das Gewand fallen. »Du auch.« Sie bedeutete ihm mit einer Geste, dass er sich ebenfalls ausziehen sollte. »Keine Sorge, ich will dich nicht vergewaltigen, Saban. Ich möchte lediglich mit der Göttin sprechen. Sie mag es, wenn wir nackt sind - genauso wie eure Priester, damit nichts zwischen ihnen und den Göttern liegt.« Sie duckte unter dem Türsturz hindurch. Saban zog sein Hemd und die Stiefel aus, dann folgte er Derrewyn in die Hütte. Jemand, vermutlich Derrewyn, hatte einen Babyschädel über der Tür angebracht. Es musste kurz nach der Geburt gestorben sein, denn die Knochenlücke in der Schädeldecke hatte sich noch nicht geschlossen. Das Innere der Hütte sah aus wie eh und je. Von den in Schatten getauchten Dachsparren hingen noch immer dieselben Bündel herunter, und auf dem Boden lagen nach wie vor unordentliche Stapel von Fellen, Körbe voller Knochen und Gefäße mit Kräutern und Salben.

Derrewyn setzte sich im Schneidersitz auf eine Seite des Feuers und wies Saban an, ihr gegenüber Platz zu nehmen. Sie schürte das Feuer, legte Holzscheite nach, sodass es hell aufflackerte und ominöse Schatten über die Fledermausflügel und Geweihe tanzten, die von dem Stützpfosten herabhingen. Die Flammen beleuchteten Derrewyns nackten Körper, und Saban sah, dass sie erschreckend dürr geworden war. »Ich bin nicht mehr schön, nicht wahr?«, fragte sie.

»Doch«, erwiderte Saban.

Sie lächelte. »Du lügst, genau wie deine Brüder.« Nun griff sie in ein großes Tongefäß und nahm eine Hand voll getrockneter Kräuter heraus, die sie in das Feuer warf. Sie warf noch mehr Kräuter in die Flammen, eine Hand voll nach der anderen, sodass die kleinen, blassen Blätter zuerst hell aufloderten und dann die Flammen zu ersticken begannen. Das Licht wurde trüber, und die Hütte füllte sich mit dichtem Rauch. »Atme den Rauch ein«, befahl Derrewyn, und Saban beugte sich vor, um tief einzuatmen. Fast erstickte er an dem Rauch, und in seinem Kopf drehte sich alles; doch er zwang sich, abermals einzuatmen, und stellte fest, dass der Geruch des Rauches etwas seltsam Süßliches und Widerwärtiges an sich hatte.

Derrewyn schloss die Augen und wiegte sich langsam hin und her. Sie atmete durch die Nase, aber hin und wieder stieß sie einen tiefen Seufzer aus, und dann, ganz plötzlich, begann sie zu weinen. Ihre mageren Schultern bebten, ihr Gesicht verzog sich, und die Tränen begannen zu fließen. Es war, als ob ihr das Herz bräche. Sie stöhnte und keuchte und schluchzte, die Tränen strömten unaufhörlich über ihr Gesicht. Dann krümmte sie sich plötzlich vornüber, als ob sie sich übergeben müsste, und Saban befürchtete schon, sie würde den Kopf in das schwelende Feuer sinken lassen; aber genauso plötzlich und unerwartet richtete sie sich wieder kerzengerade auf und starrte zu dem spitzen Dach empor, während sie keuchend nach Atem rang. »Was siehst du?«, fragte sie ihn.

»Ich sehe nichts«, erwiderte Saban. Ihm war schwindelig, als ob er zu viel Schnaps getrunken hätte, aber er sah nichts. Keine Zeichen, keine Bilder, keine Erscheinungen. Er hatte Angst gehabt, er würde Sannas sehen, aus dem Totenreich zurückgekehrt - aber es gab nichts außer Schatten und Rauch und Derrewyns bleichen Körper mit den vorstehenden Rippen.

»Ich sehe Tod«, flüsterte Derrewyn. Die Tränen strömten noch immer unaufhaltsam über ihre Wangen. »Es wird so

viele Tote geben«, flüsterte sie. »Ihr baut einen Tempel des Todes!«

»Nein!«, protestierte Saban.

»Camabans Tempel«, murmelte Derrewyn, ihre Stimme nicht lauter als das Wispern eines Windhauchs, der einen Tempelpfeiler streift, »der Winterschrein, der Schattentempel.« Sie wiegte sich von einer Seite zur anderen. »Das Blut wird sich wie feiner Nebel auf den Steinen niederschlagen.«

»Nein!«

»Und die Sonnenbraut wird dort sterben«, flüsterte Derrewyn. »Nein.«

»Deine Sonnenbraut.« Jetzt starrte Derrewyn Saban an, aber sie sah ihn nicht wirklich, denn sie hatte die Augen so verdreht, dass nur noch das Weiße auszumachen war. »Sie wird dort sterben, Blut auf Stein.«

»Nein!«, schrie Saban, und seine Heftigkeit riss Derrewyn abrupt aus ihrer Trance.

Ihr Blick wurde wieder klar, und sie sah überrascht aus. »Ich erzähle nur, was ich sehe«, erklärte sie ruhig, »und was Sannas mir zu sehen gibt - sie sieht Camaban ganz deutlich, denn er hat ihr das Leben gestohlen.«

»Er hat ihr das Leben gestohlen?«, fragte Saban verwirrt.

»Er wurde beobachtet, Saban«, sagte Derrewyn erschöpft. »Ein Kind hat einen hinkenden Mann im Morgengrauen den Tempel verlassen sehen, und an ebendiesem Morgen wurde Sannas tot in ihrer Hütte gefunden.« Sie zuckte die Achseln. »Daher kann Sannas nicht zu ihren Ahnen gehen, nicht, bevor Camaban sie freigibt - und ich kann ihn nicht töten, denn dann würde ich zusammen mit ihm auch Sannas töten und müsste ihr Schicksal teilen.« Sie sah zutiefst niedergeschlagen aus, dann schüttelte sie den Kopf. »Ich möchte zu Lahanna gehen, Saban. Ich möchte im Himmel sein. Hier auf Erden gibt es keine Freude, keine Glückseligkeit mehr.«

»Es wird wieder Freude und Glückseligkeit geben«, widersprach er energisch. »Wir werden Slaol zurückholen, und dann ist Schluss mit Wintern und Krankheiten und Traurigkeit.«

Derrewyn lächelte wehmütig. »Keinen Winter mehr«, sagte sie sehnsüchtig, »und alles nur, indem das Muster wiederhergestellt wird.« Sie genoss Sabans Verblüffung. »Wir erfahren alles, was in Sarmennyn geschieht«, erklärte sie. »Die Händler kommen und sprechen mit uns. Wir wissen von eurem Tempel und euren Hoffnungen. Aber woher wisst ihr, dass das Muster unterbrochen ist?«

»Es ist ganz einfach so«, antwortete Saban schlicht.

»Ihr seid wie Mäuse«, meinte sie verächtlich, »die glauben, der Weizen wird zu ihrem Nutzen angebaut, und dass sie durch Gebete die Menschen daran hindern können, den Weizen abzuernten.« Sie starrte in den matten Schein des Feuers, und Saban betrachtete sie nachdenklich. Er versuchte, diese verbitterte Zauberin mit dem hübschen, fröhlichen Mädchen in Einklang zu bringen, das er einmal gekannt hatte - und vielleicht dachte Derrewyn das Gleiche, denn plötzlich hob sie den Kopf und blickte zu ihm auf. »Wünschst du dir nicht manchmal, alles wäre noch so wie früher?«, fragte sie.

»Doch«, sagte Saban, »das wünsche ich mir ständig.«

Sie lächelte über die Inbrunst, die in seiner Stimme mitschwang. »Ich auch«, sagte sie leise. »Wir waren damals glücklich, wir beide, nicht wahr? Aber wir waren auch Kinder. Es liegt noch gar nicht so lange zurück, aber du versetzt jetzt Tempel, und ich sage Rallin, was er tun soll.«

»Was sagst du ihm?«

»Dass er jeden aus Ratharryn töten soll, natürlich. Dass er sie alle töten soll. Sie greifen uns ständig an, aber die Sümpfe schützen uns; und wenn sie um die Sümpfe herumzugehen versuchen, überrumpeln wir sie in den Wäldern und töten sie einen nach dem anderen.« Ihre Stimme war voller Rachegelüste. »Aber wer hat mit dem

Morden angefangen? Lengar! Und wen verehrt Lengar? Slaol! Er ist nach Sarmennyn gegangen und hat dort gelernt, Slaol mehr als alle anderen Götter zu verehren - seitdem nimmt das Abschlachten kein Ende mehr. Slaol ist entfesselt worden, Saban, und er bringt uns Blut und Tod.«

»Er ist unser Vater«, verteidigte Saban Slaol, »und er liebt uns.«

»Liebt uns!«, blaffte Derrewyn. »Er ist grausam, Saban, und warum sollte ein grausamer Gott uns von den Wintern befreien? Oder uns Krankheit und Traurigkeit ersparen?« Sie erschauderte. »Wenn man Slaol nur als einen von vielen Göttern verehrt, dann wird er in Schach gehalten - und alles ist im Gleichgewicht. Aber ihr habt ihn zum Oberhaupt aller Götter erhoben, und jetzt wird er euch seine Peitsche spüren lassen.«

»Nein«, wehrte Saban ab.

»Und ich werde ihn bekämpfen«, fuhr Derrewyn fort, »denn das ist meine Aufgabe. Ich bin jetzt Slaols Feindin, Saban, weil seine Grausamkeit in Schranken gehalten werden muss.«

»Er ist nicht grausam«, widersprach Saban beharrlich.

»Sag das den bedauernswerten Mädchen, die er jedes Jahr in Sarmennyn verbrennt«, hielt Derrewyn ihm schroff vor, »obwohl er deine Aurenna ja verschont hat, nicht?« Sie lächelte. »Ich kenne ihren Namen, wie du siehst. Ist sie eine gute Frau?«

»Ja.«

»Freundlich?«

»Ja.«

»Und schön?«, fragte Derrewyn spitz.

»Ja.«

»Also wurde sie Slaol präsentiert, nicht? Sie war für ihn bestimmt!« Diese letzten Worte zischte sie. »Glaubst du etwa, er wird das vergessen? Sie ist gezeichnet, Saban, gezeichnet von einem Gott - und Camaban ebenfalls! Er hat

ein mondförmiges Mal auf dem Bauch. Vertraue niemals Menschen, die von den Göttern gezeichnet sind.«

»Aurenna ist nicht gezeichnet«, wandte Saban ein.

Derrewyn lächelte. »Sie ist durch ihre Schönheit gezeichnet, Saban. Ich weiß das, denn ich bin auch einmal schön gewesen.«

»Du bist immer noch schön.« Er meinte es ernst, aber sie lachte ihn aus.

»Ihr würdet besser daran tun, hundert Tempel für hundert verschiedene Götter zu bauen oder einen einzigen Tempel für tausend Götter, aber diesen speziellen für Slaol? Da wäre es besser, überhaupt keinen zu bauen. Es wäre wirklich besser, die Steine zu nehmen und ins Meer zu werfen.« Sie schüttelte den Kopf, als wüsste sie, dass ihr Rat vergebens war. »Hol mir die Halskette, die ich draußen habe fallen lassen«, befahl sie ihm.

Saban gehorchte und hob die klappernden Knochen an der Sehnenschnur auf. Es waren, wie er zu seiner Bestürzung erkannte, die Knochen eines Neugeborenen, winzige Rippen und Rückenwirbel und kleine, zerbrechliche Fingerknochen. Er reichte Derrewyn die Kette über die schwelenden Reste des Feuers hinweg; Derrewyn biss die Sehne durch und zog einen einzelnen kleinen Rückenwirbel von der Schnur. Sie griff hinter sich nach einem rot bemalten Gefäß mit einer breiten Öffnung, die mit Bienenwachs versiegelt war. Sie benutzte ein Messer, um den Wachsdeckel abzuheben, und augenblicklich breitete sich ein schrecklicher Gestank in der Hütte aus, der sogar den durchdringenden, unangenehm süßlichen Geruch des Rauches überlagerte; aber Derrewyn schien der Ekel erregende Gestank nichts auszumachen, obwohl sich ihr Kopf direkt über dem Gefäß befand. Sie steckte den kleinen Knochen kurz in den Topf, dann holte sie ihn wieder heraus, und Saban sah, dass er mit einer klebrigen, hellen, gummiartigen Paste beschmiert war.

Nun stellte sie das Gefäß beiseite, zog einen flachen Korb zu sich heran und durchwühlte seinen Inhalt, um schließlich

zwei Hälften einer Haselnussschale herauszufischen. Dann legte sie den winzigen Knochen in die Nussschale, schloss die Schale sorgfältig und wickelte ein Stück Sehne drumherum. Die Sehne schlang sie mehrmals um die Nuss, nahm dann eine Lederschnur und machte aus dem Ganzen ein Amulett, das Saban um den Hals tragen konnte. Sie hielt es ihm hin. »Nimm das!«

»Was ist es?«, fragte Saban nervös, als er das Amulett in Empfang nahm.

»Ein Talisman«, erklärte Derrewyn beiläufig, während sie den stinkenden Topf mit einem Stück Leder bedeckte.

»Was für ein Talisman?«

»Lengar hatte mir einen Sohn gemacht«, erklärte sie ruhig, »und der Knochen in der Nussschale gehörte diesem Kind - die Salbe in dem Topf ist das, was von seinem Fleisch übrig geblieben ist.«

Saban überlief ein Schauder. »Ein Knochen von deinem eigenen Kind?«

»Lengars Kind«, berichtigte Derrewyn, »und ich habe es getötet, so wie du eine Laus töten würdest. Es wurde geboren, Saban, es schrie nach Milch, und ich habe ihm die Kehle durchgeschnitten.« Sie starrte Saban an, ihr Blick fest und unverwandt. Wieder überlief ihn ein Schauder, und er versuchte, sich den Hass vorzustellen, der in ihrem Herzen loderte. »Aber eines Tages werde ich ein anderes Kind haben«, fuhr sie fort. »Ich werde eine Tochter haben und sie aufziehen und eine Zauberin aus ihr machen, so wie ich es bin. Ich werde warten, bis Lahanna mir sagt, dass der richtige Zeitpunkt gekommen ist - dann werde ich bei Rallin liegen und ein Mädchen gebären, das diesen Stamm führt, wenn ich tot bin.« Sie seufzte, dann wies sie mit einer Kopfbewegung auf das Nussschalen-Amulett. »Sag Lengar, dass sein Leben in dieser Schale eingefangen ist und dass du das Amulett einfach zerstören wirst, wenn er dich bedroht oder dich angreift oder dich auch nur beleidigt.

Zertrümmere es mit einem Stein oder verbrenne es, und er wird sterben. Sag ihm das!«

Saban hängte sich die Haselnussschale um den Hals, sodass sie neben dem Bernsteinanhänger hing, der ein Geschenk seiner Mutter gewesen war. »Du hasst ihn«, bemerkte er, »also, warum zertrümmerst du das Amulett dann nicht selbst?«

Derrewyn lächelte. »Es war auch mein Kind, Saban.«

»Aber ...«, begann Saban und brach dann hilflos ab.

»Wenn du das Amulett zerstörst«, fuhr sie fort, »wirst du auch mir damit wehtun. Es wird mich vielleicht nicht töten, denn es ist meine Magie, und ich kann Talismane herstellen, die ihm entgegenwirken - aber es wird wehtun. Es wird wehtun. Nein!« Sie sah, wie Saban Anstalten machte, das Amulett wieder abzunehmen. »Du wirst es brauchen, Saban. Erst hast du mir ein Geschenk gemacht, und jetzt musst du mein Geschenk annehmen. Du hast mir Jegars Leben gegeben, deshalb gebe ich dir das Leben deines Bruders - denn glaub mir, er trachtet nach deinem.« Sie rieb sich die Augen, dann kroch sie an ihm vorbei in die frische Luft. Saban folgte ihr.

Derrewyn schlüpfte in ihre Rehledertunika, dann bückte sie sich, um Jegars Kopf zu betrachten. Sie drehte ihn herum und spuckte ihm hasserfüllt in die Augen.

»Ich werde ihn auf einen Pfahl spießen und hier vor dieser Hütte aufstellen«, sagte sie, »und eines Tages steht vielleicht Lengars Kopf daneben.«

Saban kleidete sich ebenfalls wieder an. »Ich werde bei Tagesanbruch gehen«, sagte er, »mit deiner Erlaubnis.«

»Mit meiner Hilfe«, korrigierte Derrewyn. »Ich werde Speerkämpfer ausschicken, die dir Geleitschutz geben.« Sie beförderte Jegars Kopf mit einem Fußtritt in die Hütte. »Wir werden uns Wiedersehen, Saban«, prophezeite sie; dann schlang sie abrupt ihre Arme um ihn, während sie ihr Gesicht in seiner Tunika vergrub und ihn mit erstaunlicher

Kraft an sich drückte. Er fühlte, wie sie zitterte, und hielt sie fest.

Augenblicklich löste sie sich wieder von ihm. »Ich werde dir zu essen geben«, sagte sie kalt, »und einen Platz zum Schlafen. Morgen früh kannst du gehen.«

Am nächsten Morgen brach er auf.

Lengar war bereits nach Ratharryn zurückgewandert, als Saban wieder in Sul eintraf. »Er dachte, du seist geflohen«, erklärte Lewydd Saban.

»Du hast ihm nicht gesagt, dass ich noch einmal herkomme?«

»Ich habe ihm überhaupt nichts gesagt. Warum sollte ich auch? Aber je eher du wieder in Sarmennyn bist, desto besser. Er will dich töten.«

Saban berührte die Form der Nussschale unter seinem Hemd, verlor jedoch kein Wort darüber. Würde der Talisman wirken? Würde er ihn überhaupt brauchen? Wenn er im fernen Sarmennyn blieb, würde er Lengar nie wieder gegenübertreten müssen, und deshalb war er froh, als Kereval sich an dem Tag nach seiner - Sabans - Rückkehr aus Cathallo endlich von der heißen Quelle losriss, in der er ausgiebig gebadet hatte, mit der Behauptung, dass sie ihn von den Schmerzen in seinen Knochen heilte. Die Seereise nach Hause Richtung Westen war sehr viel strapaziöser, weil die Boote diesmal gegen den Wind fahren mussten; und obwohl sie die Hälfte der Zeit von der Flut getragen wurden, mussten sie über weite Strecken angestrengt paddeln und brauchten einen ganzen Tag länger als auf der Hinreise. Schließlich steuerten sie jedoch um die Landspitze herum, und die Mannschaften sangen, als die Flut sie stromaufwärts zu Kerevals Siedlung trug.

Am nächsten Tag pflückte Saban Färberwaid auf einer Hügelflanke, und Aurenna weichte die Pflanzen in Wasser ein; als der blaue Farbsud fertig war, tätowierte sie Saban ein zweites Tötungsmal auf die Brust. Sie hämmerte die Symbole mit einem in Waid getauchten Kamm ein, um die

blaue Farbe tief in seine Haut einzubringen; während sie arbeitete, erzählte Saban ihr alles, was in Sul geschehen war, und wie er Jegars Kopf zu Derrewyn gebracht hatte. Anschließend, während das Blut auf seiner Brust trocknete, saßen er und Aurenna am Fluss, und sie betastete die Nussschale. »Erzähl mir von Derrewyn«, bat sie.

»Sie ist jetzt sehr dünn«, begann Saban, »und verbittert.«

»Daraus kann man ihr wohl kaum einen Vorwurf machen, nicht?«, meinte Aurenna. Sie betrachtete die Nussschale stirnrunzelnd. »Das Ding gefällt mir nicht. Wer andere mit einem Fluch belegt, kann dadurch selbst zu Schaden kommen.«

»Oder der Talisman erhält mich am Leben«, bemerkte Saban und nahm ihr das Amulett aus der Hand. »Ich werde ihn tragen, bis Lengar stirbt, und ihn dann vergraben.« Er hängte sich den Talisman wieder um den Hals. Er wagte es nicht, ihn Camaban zu zeigen, weil er befürchtete, sein Bruder könnte ihn benutzen, um Derrewyn wehzutun - deshalb versteckte er ihn sorgfältig unter seiner Kleidung. Er befürchtete auch, Camaban würde ihn über seine Reise nach Cathallo ausfragen und ihn als einen Dummkopf beschimpfen, weil er diese Reise überhaupt unternommen hatte; aber Camaban war damit beschäftigt, einen Händler zu finden, der ihn zu der Insel jenseits des westlichen Meeres mitnehmen könnte. Schließlich fand er ein paar Männer, die die Reise mit einer Ladung Feuerstein planten, und so verließ Camaban Sarmennyn.

»Ich werde die Geheimnisse ihrer Priester erfahren«, erklärte er Saban, »und zu gegebener Zeit wieder da sein.«

»Und wann ist das?«

»Wann immer ich zurückkomme, natürlich«, befand Camaban und stieg in das Boot. Einer der Händler reichte ihm ein Paddel, aber Camaban schlug es verächtlich weg. »Ich paddle nicht«, sagte er hochmütig. »Ich sitze, und ihr paddelt. Jetzt fahrt los!« Er hielt sich am Dollbord des Bootes fest und ließ sich stromabwärts Richtung Meer davontragen.

Inzwischen waren zehn Boote für den Transport der Tempelpfeiler fertig, jedes mit drei fest aneinander gebundenen Rümpfen; sie wurden flussaufwärts geschleppt zu der Stelle, wo hohes Gras um die wachsenden Stapel von Tempelsteinen wuchs. Die kleineren Steine, die ungefähr die Größe eines Mannes besaßen, konnten jeweils zu zweit in ein Boot verfrachtet werden; aber die größeren brauchten jeder ein Boot für sich, und Saban verlud als Erstes einen dieser riesigen Felsbrocken. Bei Flut wurde eines der Boote ans Ufer des Flusses eingeholt und sein Heck fest am Ufer vertäut. Saban stemmte ein Ende des Blockes hoch, der noch immer auf seinem Schlitten ruhte, und schob einen Balken darunter. Dann stemmte er das andere Ende hoch, sodass drei weitere Balken unter den Stein geschoben werden konnten; schließlich packten vierzig Männer die Balken, hievten den Stein hoch und schwankten mit ihrer Last Richtung Boot. Sie brauchten das gewaltige Gewicht nur einige Schritte weit zu tragen, dennoch wurden einige von ihnen nervös, als sie ins Wasser traten, sodass noch ein weiteres Dutzend Männer gebraucht wurde, damit der Stein nicht kippt. Die Männer schwitzten vor Anstrengung, schoben sich jedoch Schritt für Schritt weiter vorwärts, bis der große Pfeiler über den vierkantigen Balken schwebte, die die drei Rümpfe überspannten. Sie ließen den Stein vorsichtig herunter, und das Boot sank unter der enormen Last so tief ins Wasser, dass einer der Rümpfe auf Grund gesetzt wurde. Lewydd und ein Dutzend Helfer zogen das Boot wieder aus dem Schlamm, und Saban sah jetzt, wie wenig Freibord das Boot hatte; aber Lewydd war zuversichtlich, dass sie die Reise nach Ratharryn überstehen würden, wenn Malkin, der Wettergott, freundlich war. Er und ein Dutzend anderer Männer kletterten an Bord und paddelten flussabwärts, gefolgt von einer Schar aufgeregter Männer, die am Ufer entlanglief.

Es dauerte drei Tage, um die zehn Boote zu beladen. Fünf der Boote beförderten große Steine, während die anderen

fünf mit je zwei kleineren beladen waren; nachdem sämtliche Säulen an ihren Balken festgezurrt waren, wurden die Boote stromabwärts getrieben. Es gab zwei Stellen, wo der Fluss nicht genügend Wassertiefe hatte, und über diese Stellen mussten die Boote gezogen werden, als ob sie Schlitten wären; aber innerhalb von zwei Tagen waren alle Boote sicher in Aurennas Siedlung angelangt, wo man sie an den Uferbäumen festmachte.

Bei Ebbe ruhten die wuchtigen Rümpfe im Schlamm, während sie bei Flut auf dem Wasser wogten und ruhelos an ihrer Vertäuung zerrten.

Sie warteten auf gutes Wetter. Es war bereits Spätsommer, aber Lewydd betete jeden Morgen in Malkins Tempel und stieg dann auf die Hügel hinter der Siedlung, um nach Westen zu spähen. Er wartete darauf, dass der Wind abflaute und die See ruhiger wurde; aber der Wind blies in jenen Spätsommertagen anhaltend stark und böig, und von Westen her rollten unablässig hohe, mit weißen Schaumkronen bewehrte graue Wellen heran, um sich donnernd am Gestade zu brechen.

Die Ernte wurde eingebracht, und dann setzten die Regenfälle ein; es schüttete unaufhörlich wie aus Kübeln, sodass Saban jeden Morgen das Regenwasser aus den vertäuten Booten schöpfen musste. Der Himmel blieb dunkel und wolkenverhangen - Saban glaubte schon fast nicht mehr daran, dass sie die Steine noch in diesem Jahr würden transportieren können; aber Lewydd weigerte sich, die Hoffnung aufzugeben, und sein Optimismus war gerechtfertigt, denn als Saban eines Morgens aufwachte, herrschte eine seltsame Ruhe ringsum. Der Tag war warm und sonnig, der Wind hatte sich gelegt, und die Fischer hielten das schöne Wetter für beständig. Es kam häufig vor, sagten sie, dass der Wettergott um diese Jahreszeit - kurz bevor der Herbst mit heulenden Stürmen und heftigen Regenschauern Einzug hielt - noch einmal eine ganze Reihe herrlich warmer und windstiller Tage zu schicken pflegte;

also wurden die zehn Boote mit Wasserschläuchen und Säcken voller Dörrfisch und Körben mit dem Fladenbrot beladen, das auf heißen Steinen gebacken wurde. Dann bespritzte Scathel jedes Boot mit dem Blut eines frisch geschlachteten Ochsen, und gegen Mittag glitten die Boote, jedes mit zwölf Paddlern bemannt, schließlich die Flussmündung hinunter, um die ersten Tempelsteine übers Meer zu befördern.

Es gab viele Männer im Stamm, die sagten, dass die Bootsbesatzungen niemals zurückkehren würden. Draußen auf hoher See, so behaupteten sie, würden die Boote voll laufen und kentern - das Gewicht der Steine würde sie auf den Meeresgrund hinabziehen, wo die grauen Seeungeheuer warteten. Saban und Aurenna gingen zur Küste und beobachteten, wie die zehn Boote, begleitet von zwei schlanken Fischerbooten, die Landspitze umrundeten und dann aufs Meer hinaussteuerten. Die Nörgler irrten sich. Die zehn Boote ritten mühelos auf den flachen Wellen dahin, die Ledersegel wurden über den Steinen gehisst, die Paddel tauchten tief ins Wasser, und die kleine Flotte glitt gen Osten, getragen von dem sanften Wind und der günstigen Strömung.

Jetzt konnte Saban nichts weiter tun, als auf Lewydds Rückkehr zu warten. Er wartete, während die Tage immer kürzer wurden, der Wind auffrischte und die Luft empfindlich kalt wurde. An manchen Tagen wanderten Saban und Aurenna zu der südlichen Landzunge, wo sie vom Rand der Klippen aus übers Meer starrten, um nach Lewydds Booten Ausschau zu halten; obwohl sie Fischerboote draußen auf den Wellen schaukeln sahen und viele mit Waren beladene Händlerboote, entdeckten sie nirgendwo eines der mit drei Rümpfen ausgestatteten Boote. Tag für Tag peitschte der Wind das Meer zu höheren Wellen auf, die weiß schäumend gegen die Felsen brandeten und Gischtflocken in die Luft wirbeln ließen, und immer noch fehlte jedes Anzeichen von Lewyyd. Es gab Tage, an denen

die Fischer nicht hinausfahren wollten, weil die See und der Wind zu stürmisch waren, und von da an fürchtete Saban ernstlich um Lewydds Leben.

Der erste Frost kam, und danach der erste Schnee. Aurenna war wieder schwanger, und an manchen Morgenden wachte sie weinend auf, obwohl sie immer abstritt, dass ihre Tränen Lewydd galten. »Er lebt«, behauptete sie beharrlich. »Er lebt.«

»Warum weinst du dann?«

»Weil es Winter ist«, erwiderte sie, »und weil Erek im Winter stirbt und ich ihm so nahe bin, dass ich seinen Schmerz fühlen kann.« Sie zuckte zurück, als Saban ihre Wange berührte. Es gab Zeiten, da spürte er deutlich, wie sie sich innerlich von ihm entfernte, mit all ihren Gedanken und Empfindungen auf Erek konzentriert. Oft saß sie auf ihrem Stein am Fluss, die Hände zu beiden Seiten ausgestreckt, und behauptete, ihrem Gott zuzuhören; Saban, der keine Stimmen in seinem Kopf vernahm, war eifersüchtig.

»Es wird wieder Frühling werden«, tröstete er. »Wie immer«, erwiderte Aurenna und wandte sich von ihm ab.

Saban und Mereth bauten weitere Boote. Sie fanden die letzten großen Eichen in den nahe gelegenen Wäldern, und diese Stämme reichten gerade, um noch fünf Flöße daraus zu zimmern. Wenn Lewydd zurückkehrte und seine Boote mit zurückbrachte, würden sie insgesamt fünfzehn haben — mit fünfzehn Fahrzeugen könnten sämtliche Steine auf vier Reisen nach Osten gebracht werden. Aber wenn Lewydd nicht mehr zurückkehrte, dann würde es nicht gelingen, den Tempel nach Ratharryn zu versetzen. Es verging Tag auf Tag, während der Winter das Land fest in seiner Gewalt hatte, ohne dass irgendeine Nachricht oder ein Lebenszeichen von Lewydd eintraf.

Lewydds lange Abwesenheit begann das Volk von Sarmennyn zu beunruhigen. Gerüchte breiteten sich aus.

Einem dieser Gerüchte zufolge waren die zehn Boote gekentert und ihre Besatzungen ertrunken, in die Tiefe gezogen von den schweren Steinen — weil Erek nicht wollte, dass der Tempel versetzt wurde. Andere Leute behaupteten, dass Lewydd und seine Männer von den Kriegern von Drewenna abgeschlachtet worden waren, die beschlossen hatten, die Steine für sich zu behalten — statt die Schlitten zur Verfügung zu stellen, wie es ihr neuer Clanführer nach dem Massaker von Sul versprochen hatte. Die Gerüchte nährten sich aus sich selber, und zum ersten Mal, seit Aurenna unbeschadet dem Feuer entronnen war, erhoben sich kritische Stimmen, die Camaban und Kereval Vorwürfe machten. Haragg versuchte den Stamm davon zu überzeugen, dass Camabans und Kerevals Entscheidung richtig gewesen war und dass alles gut werden würde; aber mehr und mehr Leute murrten, dass der Tempel niemals hätte weggegeben werden dürfen. Mehr als hundert der Jüngeren des Stammes waren mit den Booten hinausgefahren, und die Stammesmitglieder befürchteten, sie würden diese Männer niemals Wiedersehen. Sie hatten Witwen und Waisen zurückgelassen, es gab in Sarmennyn nur noch gefährlich wenige Speerkämpfer, und da so viele der Vermissten Fischer waren, bedeutete das, dass in diesem Winter Hunger in Sarmennyn herrschen würde — das alles war die Schuld derjenigen, die gesagt hatten, der Tempel gehörte nach Ratharryn. Scathel, Haragg und Kereval versuchten, dem Zorn der Stammesmitglieder Einhalt zu gebieten, und rieten den Leuten zu Geduld; aber die Gerüchte machten weiterhin die Runde und führten schließlich eines Winterabends zu einem regelrechten Massenaufstand, als eine große Menge zorniger Leute Kerevals Siedlung verließ und unter brennenden Fackeln den Fluss überquerte, mit Kurs auf Aurennas Siedlung.

Scathel nahm ein Boot flussabwärts, um Saban zu warnen, dass Männer im Anmarsch waren, die die Siedlung niederbrennen und die neuen Boote zerstören wollten.

Kereval hatte versucht, sie aufzuhalten, berichtete der Hohepriester — aber Kereval war kränklich, und seine Autorität ließ zu wünschen übrig.

Wütend spuckte Haragg aus. »Wer führt sie an?«, fragte er seinen Bruder. Scathel nannte einige der Männer, die sich der Siedlung näherten, und Haragg zitterte vor Zorn. »Sie sind nichts als Würmer«, sagte er verächtlich und griff nach seinem Speer.

»Lass mich mit ihnen reden«, bat Saban. »Reden werden sie nicht aufhalten«, gab Haragg zurück, als er den Pfad hinuntermarschierte, den Speer in der Hand. Cagan begleitete ihn. Saban wies Mereth an, die Frauen der Siedlung in den Wald zu bringen; dann rannte er hinter Haragg her, und er holte den Hünen genau in dem Moment ein, als er der fackeltragenden Menschenmenge auf dem schmalen Waldweg entgegentrat. Haragg hob drohend seinen Speer. »Ihr kämpft gegen Erek«, schrie er, aber bevor er noch ein weiteres Wort sagen konnte, sauste ein Pfeil auf ihn zu und traf ihn in die Brust; Haragg taumelte rückwärts gegen eine Eiche. Cagan brüllte vor Verzweiflung, riss den Speer seines Vaters an sich und ging wie ein wilder Stier gegen die Leute vor. Er wurde mit weiteren Pfeilen und einem Hagel von Steinen empfangen, aber seine Widersacher hätten ebenso gut versuchen können, einen Auerochsen mit ihren Pfeilen niederzustrecken. Der taubstumme Riese schlug unbeholfen mit dem Speer um sich und trieb die Männer ein Stück zurück, wobei Saban ihm zu Hilfe eilte. Doch dann stellte ihm plötzlich einer der Aufrührer ein Bein; Cagan stürzte zu Boden, die Menge trampelte über den massigen Mann hinweg und stach mit ihren Speeren auf ihn ein, während er sich qualvoll unter den Klingen krümmte. Saban packte Haragg am Arm, zog den Händler mit einem Ruck auf die Füße und zerrte ihn weg, damit er nicht den Tod seines Sohnes mitansehen musste. »Cagan!«, schrie Haragg in tiefster Qual.

»Lauf!«, schrie Saban. Ein Pfeil sirrte an seinem Ohr vorbei, und ein weiterer bohrte sich in einen Baumstamm dicht neben ihm.

Die Menge stürmte hinter ihnen her, ihr Hass und ihre blinde Wut durch Cagans Tod noch mehr aufgestachelt. Ein Speer wurde geschleudert, er schlitterte den Pfad entlang, und die scharfe Spitze verfehlte Sabans Knöchel nur um Haaresbreite, dann sah Saban plötzlich Aurenna in der Mitte des Weges stehen. »Geh zurück!«, schrie er ihr zu, aber sie winkte ihn beiseite. Ihr goldblondes Haar wallte ihr über die Schultern, und ihr Rehlederhemd spannte sich über ihrem prallen Bauch. »Lauf!«, rief Saban. »Sie haben Cagan getötet. Lauf weg!« Er versuchte, sie wegzuziehen, doch Aurenna schüttelte energisch seine Hand ab und weigerte sich, von der Stelle zu weichen. Sie wartete, genauso ruhig und gelassen wie damals, als sie darauf gewartet hatte, als Sonnenbraut ins Feuer zu schreiten; dann, als die tobende, wutentbrannte Menschenmenge in Sicht kam, ging sie langsam vorwärts, um sich den Männern entgegenzustellen.

Sie hob nicht die Hände, sprach nicht, stand einfach nur hoch aufgerichtet da, und die Angreifer hielten abrupt inne. Soeben hatten sie einen Mann getötet, aber jetzt sahen sie sich der Braut von Erek gegenüber, einer Frau, die entweder Göttin oder Zauberin war, einer Frau mit Macht; und keiner hatte den Mut, sie anzugreifen, obwohl ein Mann aus der Menge trat, um sie anzusprechen. Es handelte sich um Kargan, einen Neffen von Kereval, ein berühmter Krieger in Sarmennyn. Er trug Rabenflügel im Haar und hatte Rabenfedern an dem Schaft seines Speeres befestigt, der länger und schwerer als jeder andere in Sarmennyn war. Kargan hatte ein langes, kantiges Kinn, stechende Augen und unzählige graue Tätowierungen, die von der Zahl der Seelen zeugten, die er im Kampf abgeschlachtet hatte; doch er neigte respektvoll den Kopf vor Aurenna. »Wir haben nichts gegen dich, Aurenna!«

»Gegen wen dann, Kargan?«, fragte sie ruhig.

»Gegen die Leute, die unsere jungen Männer geraubt haben«, erwiderte Kargan. »Gegen die Dummköpfe und Narren, die einen Tempel quer durch die Welt bewegen wollen!«

»Wer hat eure jungen Männer geraubt, Kargan?«, fragte Aurenna.

»Du weißt, wer, Aurenna.«

Aurenna lächelte. »Unsere jungen Männer werden morgen zurückkehren«, verkündete sie. »Sie werden in ihren Booten kommen, und ihr Lied wird den Fluss hinunterschallen. Morgen wird große Freude herrschen — also, warum dann heute Abend noch mehr Traurigkeit verursachen?« Sie hielt inne und wartete, aber niemand ergriff das Wort. »Geht zurück in eure Siedlung«, befahl sie der Menge, »denn wir werden unsere Männer morgen wieder bei uns haben. Erek hat es versprochen.« Mit einem letzten stillen Lächeln wandte sie sich ab und ging davon.

Kargan zögerte, aber Aurennas ruhige Bestimmtheit hatte den Leuten den Zorn genommen, und sie gehorchten ihr. Saban beobachtete, wie sie kehrtmachten und davonmarschierten, dann folgte er Aurenna. »Und wenn die Boote morgen nicht kommen«, fragte er, »wie sollen wir sie dann daran hindern, uns zu töten?«

»Aber die Boote werden kommen«, erwiderte Aurenna. »Erek hat es mir in einem Traum gesagt.« Sie war absolut zuversichtlich, sogar erstaunt darüber, dass Saban an ihrer Eingebung zweifeln könnte. »Die Nebelschleier in meinen Träumen haben sich aufgelöst«, erklärte sie ihm glücklich, »und ich kann jetzt Ereks Zukunft sehen.« Sie winkte Saban zu, dann führte sie Haragg in ihre Hütte, um den Schmerz des Händlers zu lindern. Sein Atem ging mühsam und rasselnd, denn der Pfeil hatte ihn tief in die Brust getroffen, und aus seinem Mund rann hellrotes Blut; aber Aurenna versicherte ihm, dass er überleben würde, und verabreichte ihm einen Heiltrank; dann zog sie den Pfeilschaft aus seiner Wunde.

Am nächsten Morgen, nachdem Cagans Leiche auf einem Scheiterhaufen verbrannt worden war, machte sich fast der gesamte Stamm auf den Weg nach Süden zu der Landspitze, wo der Fluss ins Meer mündete; dort warteten sie auf den Felsen über den grauen Wassern. Die weißen Vögel kreisten am Himmel, und ihre Schreie klangen wie das Wehklagen der Geister von Ertrunkenen. Saban stand mit Scathel und Mereth auf der Kliffspitze, und Kargan war mit den Männern gekommen, die ihm am vergangenen Abend gefolgt waren; nur Aurenna ließ sich nicht blicken. »Die Boote werden kommen«, hatte sie Saban an diesem Morgen versichert, »ich brauche sie nicht zu begrüßen.« Sie war bei Haragg geblieben.

Der Morgen verstrich, und das Einzige, was kam, war ein Sturm. Der Regen prasselte auf das Meer, und die kalten Windböen peitschten die Gesichter der Wartenden. Scathel betete, Saban kauerte im Windschatten eines Felsblocks, und Kargan wanderte ruhelos auf der Kliffspitze hin und her, während er mit seinem schweren Speer auf das nasse Gras einhämmerte.

Schließlich baute sich Kargan vor Saban auf. »Du und dein Bruder, ihr habt den Wahnsinn nach Sarmennyn gebracht«, sagte er grimmig.

»Ich habe überhaupt nichts gebracht«, gab Saban zurück. »Der Wahnsinn ist über euch gekommen, als ihr das Gold verloren habt.«

»Das Gold wurde gestohlen!«, schrie Kargan.

»Nicht von uns.«

»Und ein Tempel kann nicht versetzt werden!«

»Das muss er aber«, entgegnete Saban müde, »sonst werden du und ich nie wieder Glück und Zufriedenheit erleben.«

»Glück und Zufriedenheit?«, fauchte Kargan. »Du glaubst, die Götter wollen, dass wir glücklich und zufrieden sind?«

»Wenn du wissen willst, was die Götter wollen«, versetzte Saban, »dann frag Scathel. Er ist Priester«, und er wies auf

den hageren Mann, der am Rand der Klippen gebetet hatte; aber Scathel reckte nicht mehr die Arme gen Himmel. Stattdessen starrte er nach Osten, starrte angestrengt in die grauen, sich ständig verlagernden Regenschleier, und plötzlich stieß er einen lauten Ruf aus. Er schrie abermals auf und wies mit seinem Stab nach Osten, all die wartenden Menschen fuhren herum, um in die Richtung zu blicken, in die der Hohepriester zeigte.

Und sie sahen Boote ... eine ganze Flotte, die gegen Sturm und Regen Richtung Heimat zog, während sie sich gegen die Strömungen der einsetzenden Ebbe behauptete. Lewydd hatte die riesigen Boote mit den drei nebeneinander liegenden Rümpfen auseinander genommen und so aus jedem großen Boot drei gemacht; die Balken, die die Steine gestützt hatten, lagen in den Bootsrümpfen verstaut. Eifrig paddelten die frierenden Männern, die darauf erpicht waren, endlich nach Hause zu gelangen. Die Menschenmenge, die in der Nacht zuvor Cagan ermordet hatte und bereit gewesen war, jeden in Aurennas Siedlung abzuschlachten, jubelte jetzt. Lewydd, der in dem Boot an der Spitze der Flotte stand, winkte freudig mit seinem Paddel. Saban zählte die Boote und sah, dass sie alle zurückgekehrt waren, jedes einzelne. Sie erhoben sich aus den trägen Wellen und glitten auf die Leeseite der Landspitze in der Flussmündung, wo die erschöpften Paddler anhielten, um auf Hochwasser zu warten.

Die Abendflut beförderte die Flotte flussaufwärts, und genau wie Aurenna vorausgesagt hatte, sangen die Besatzungen, als sie mit ihren Fahrzeugen die Siedlung am Flussufer ansteuerten. Sie sangen das Lied von Dilan, dem Meeresgott, und tauchten ihre Paddel zum Rhythmus des Liedes ins Wasser; die Menschenmenge, die den Booten stromaufwärts gefolgt war, stimmte in ihren Lobgesang ein.

Lewydd sprang an Land und wurde überschwänglich begrüßt, doch dann drängte er sich durch die Menge, um die

Arme um Saban zu schlingen. »Wir haben's geschafft!«, jubelte er. »Wir haben's geschafft!«

Saban hatte ein großes Feuer auf der freien Fläche neben den halb fertigen Booten angezündet. Die Frauen hatten Wurzeln und Getreide zerstampft, und Saban verteilte Wildbret am Spieß. Die Bootsbesatzungen bekamen trockene Pelze, und Kargan kehrte mit Krügen voller Met und noch mehr Leuten aus Kerevals Siedlung zurück, sodass es Saban so vorkam, als drängte sich ganz Sarmennyn vor seiner Hütte, um Lewydds Reisebericht zu hören. Er erzählte ausführlich von den Erlebnissen, und die versammelten Zuhörer stöhnten oder japsten oder jubelten, als er beschrieb, wie die Boote die Steine bei Sommerende zum Fluss Sul befördert hatten. Bis dahin sei die Reise ohne Zwischenfälle verlaufen, erklärte er. Die Boote waren mühelos auf den hohen Meereswellen geritten, die Steine hatten sich nicht aus ihrer Vertäuung gelöst, und sie waren sicher in die Flussmündung gelangt. Aber dann fingen die Schwierigkeiten an.

Die Anhänger von Stakis, der von Lengar besiegt worden war, streiften noch immer durch Drewenna, und einige dieser Gesellen hatten Tributzahlungen verlangt, die Lewydd nicht leisten konnte. Also war er in der Mündung des Suls geblieben, wo er einen Schutzzaun um ihr Lager errichtet und darauf gewartet hatte, dass die Männer von Kellan, dem neuen Clanführer von Drewenna, eintrafen, um die Strolche zu vertreiben.

Kellans Speerkämpfer hatten die Boote den Sul hinauf eskortiert; doch als sie den seichten Oberlauf des Flusses erreichten, wo die Boote nicht mehr schwimmen konnten, warteten keine Schlitten auf sie! Kellan hatte zwar versprochen, die benötigten Transporthilfen bereitzustellen, aber er hatte sein Versprechen nicht gehalten; so war Lewydd nach Ratharryn gewandert, hatte dort mit Lengar gestritten und ihn um Hilfe gebeten, bis dieser sich schließlich bereit erklärt hatte, Kellan zur Mithilfe zu

überreden. Zu diesem Zeitpunkt waren die Herbstwinde jedoch schon sehr kalt und stürmisch gewesen, es hatte in Strömen geregnet; viele Tage harter, ermüdender Arbeit waren erforderlich, die Bäume zu fällen und die großen Schlitten zu bauen, auf die zuerst die Steine, anschließend die Boote verladen wurden.

Ochsen hatten all die Lasten über die Hügel zu dem nach Osten strömenden Fluss gezogen, wo die Boote zu Wasser gelassen und die Steine wieder auf die Boote verladen worden waren; dann hatte Lewydd die Flotte nach Osten geleitet, bis sie zu Mais Fluss gelangten, von wo aus er die Boote nach Ratharryn staken ließ.

Und dort lagerten die Tempelsteine nun. Zuletzt hatte er die großen Boote in ihre drei Rümpfe zerteilt und die Rückreise angetreten; sie mussten die Boote wieder durch die seichten Quellflüsse ziehen und bei der Siedlung Sul erneut zu Wasser lassen; aber als sie schließlich die Mündung des Flusses erreichten, waren sie von bitterer Kälte und heftigen Winterstürmen überrascht worden. Lewydd hatte es nicht gewagt, über die stürmische, aufgewühlte See in Richtung Heimat zu fahren, und so hatte er in der Mündung des Suls gewartet, bis sich das Wetter wieder besserte.

Jetzt waren er und alle seine Männer wieder daheim, die ersten Tempelsteine indessen sicher nach Ratharryn gelangt. Saban weinte, weil Cagan tot und verbrannt war, aber auch, weil es wieder Freude auf Erden geben würde. Denn der Tempel begann an seinem neuen Bestimmungsort zu entstehen.

13. KAPITEL



Aurennas zweites Kind war ein Mädchen, und Aurenna nannte sie Lallic, was in der Sprache der Fremdländischen »die Auserwählte« hieß. Saban war zuerst gar nicht glücklich über den Namen, denn er schien dem Kind bereits ein Schicksal aufzubürden, noch bevor die Vorsehung eine Chance gehabt hatte, über sein Leben zu entscheiden; aber Aurenna bestand auf Lallic, und Saban gewöhnte sich schließlich daran. Aurenna empfing danach nie wieder, doch ihr Sohn und ihre Tochter waren kräftig und gesund. Sie lebten am Fluss, und Leir konnte schwimmen, fast noch bevor er anfing zu laufen. Er lernte, ein Boot zu paddeln, mit einem Bogen zu schießen und an den seichten Stellen des Flusses mit einem Speer zu fischen. Während Bruder und Schwester nun heranwuchsen, sahen sie die Tempelsteine auf ihrer Reise zum Meer an ihrer Hütte vorbeigleiten.

Es dauerte fünf Jahre, um sämtliche Findlinge nach Ratharryn zu befördern. Lewydd hatte gehofft, die Reisen in kürzerer Zeit zu bewältigen, doch er wollte mit seiner schwerfälligen Flotte nur dann aufs Meer hinaussteuern, wenn ihm die Wetterbedingungen sicher erschienen. In einem Jahr konnten überhaupt keine Steine transportiert werden, und in dem darauf folgenden war nur eine einzige Fahrt möglich; aber wenn die Boote dann tatsächlich ausliefen, verhielten sich die Götter stets wohlwollend, es gingen keine Steine mehr verloren, und nicht ein Mann ertrank.

Lewydd brachte Neuigkeiten aus Ratharryn von seinen Unternehmungen mit; er erzählte Saban, wie der Tempel neu aufgebaut wurde und wie der Krieg zwischen Lengar und Cathallo weiterging. »Keine Seite kann diesen Krieg gewinnen«, erklärte Lewydd, »und keine Seite wird nachgeben — aber dein Bruder glaubt, dass ihm der Tempel Glück bringt. Er denkt noch immer, es sei ein Kriegstempel.«

In dem einen Jahr brachte er die Nachricht mit, dass Derrewyn ein Kind geboren hatte.

»Eine Tochter«, sagte Saban.

»Du hast schon davon gehört?«, wollte Lewydd wissen.

Saban schüttelte den Kopf. »Nein, ich habe es erraten. Und geht es ihr gut?«

Lewydd zuckte die Achseln. »Das weiß ich nicht. Es heißt nur, dass die Priester deines Bruders Mutter und Kind mit einem Fluch belegt haben.«

In dieser Nacht ging Saban zum Tempel der Sonnenbraut in Kerevals Siedlung und vergrub das Bernsteinamulett seiner Mutter neben einem der Steine. Er verneigte sich vor Slaol und bat den Gott, die Flüche aufzuheben, die Lengars Priester über Derrewyn und ihre Tochter ausgesprochen hatten. Seine Mutter, das wusste er, würde ihm verzeihen; aber ob Aurenna ebenso viel Verständnis aufbrächte, bezweifelte er: Als sie ihn fragte, was aus dem Bernsteinamulett geworden sei, behauptete er, die Sehnenschnur sei zerrissen und der Anhänger in den Fluss gefallen.

Im Frühling des fünften Jahres schaukelten die allerletzten Steine des Schattentempels den Fluss hinunter. Es waren nur noch elf von den dunklen Pfeilern übrig, alle wurden auf die mit drei Rümpfen versehenen Boote gehievt und stromabwärts zu einem Liegeplatz unweit von Aurennas Siedlung befördert. Lewydd brannte darauf, die Schlussfracht nach Osten zu schaffen; aber sowohl Scathel als auch Kereval wollten die Steine diesmal auf ihrer Reise begleiten. Denn mit der Auslieferung der letzten Felsblöcke würde Sarmennyn sein Teil der Abmachung erfüllt haben, und Lengar musste den Rest von Ereks Schatz herausrücken. Scathel und Kereval wollten dabei sein, wenn ihrem Stamm die Schätze erstattet wurden, und sie bestanden darauf, dass eine kleine Armee von dreißig Speerkämpfern sie nach Ratharryn begleitete; außerdem dauerte es seine Zeit, den Proviant zu beschaffen, den diese Männer benötigten.

Kaum waren die zusätzlichen Boote ausgerüstet worden, als der Wind plötzlich die Richtung änderte, scharf aus Osten blies und kalte Böen, Regenschauer und kurze, steile Wellen brachte. Lewydd weigerte sich, die Boote aufs Spiel zu setzen, und so warteten sie im Fluss, während sie unter der Wucht der heftigen Brise und dem Einfluss der Gezeiten an den Leinen zerrten. Tag für Tag blies der Wind kalt und böig, und als er schließlich wieder auf West drehte, wehte er immer noch zu stark, und Lewydd war nicht bereit, sich mit der Flotte aufs Meer hinauszuwagen.

Also warteten sie weiterhin; eines Tages gegen Ende des Frühlings, an einem Tag, als der Wind um die Baumwipfel heulte und die Wellen weiß schäumend gegen die Felsen brandeten, tauchte im Westen ein Boot auf, das von dem Land jenseits des Meeres kam. Das Boot war mit einem Dutzend Paddlern bemannt, die mit aller Kraft gegen den Sturm ankämpften. Sie beschimpften ihn wütend, schöpften ihr Boot aus, paddelten weiter, verfluchten den Sturmgott und beteten zu dem Meeresgott — irgendwie schafften sie es zuletzt, ihre zerbrechliche Barke an den schroffen, von Gischt überspülten Klippen der Landspitze vorbeizusteuern und in die Flussmündung zu steuern. Sie trieben das Gefährt gegen den Sog der Ebbe stromaufwärts, zu ungeduldig, um auf die Flut zu warten — und sie sangen, während sie paddelten, rühmten sich ihres Sieges über die Naturgewalten. Das Boot brachte Camaban nach Sarmennyn zurück. Er allein hatte auf See keine Furcht gezeigt. Nur er hatte kein Wasser geschöpft, hatte weder gepaddelt noch geflucht oder gesungen, sondern nur schweigend und gelassen dagesessen; und jetzt, als das Boot vor Aurennas Siedlung anlegte, ging er mit offensichtlicher Unbekümmertheit an Land. Er schwankte leicht, als ob sich der Boden unter seinen Füßen noch immer wie ein stampfendes, rollendes Schiff bewegte, dann betrat er Aurennas Hütte.

Zuerst erkannte Saban seinen Bruder nicht wieder. Camaban war zwar noch immer so dünn wie ein Strohhalm, aber sein Gesicht erschreckte jeden Betrachter; denn er hatte seine Stirn und Wangen mit tiefen vertikalen Schnittwunden entstellt, aus denen mittels Ruß zahlreiche schwarze Streifen geworden waren. Sein langes Haar hatte er zu Hunderten von schütteren Zöpfen geflochten, die sich wie Schlangen um seinen Kopf wanden und mit den Beinknöcheln eines Kindes behängt waren. Leir und Lallic wichen ängstlich vor dem Fremden zurück, der neben Sabans Feuer saß kein Wort sprach und nicht einmal reagierte, als Aurenna ihm Essen anbot.

Er saß die ganze Nacht dort, hellwach, schweigend und vollkommen reglos.

Am Morgen schürte Aurenna das Feuer und erhitzte Steine, um einen Topf mit Fleischbrühe darauf zu setzen; aber Camaban gab immer noch nichts von sich. Der Wind rüttelte an dem Reetdach der Hütte, zerrte an den vertäuten Booten und trieb Regenschauer über die Siedlung, wo die Besatzung von des Zauberers Boot Obdach gefunden hatte.

Saban bot seinem Bruder Essen an, aber Camaban starrte nur geistesabwesend in das Feuer. Eine einzelne Träne kullerte über eine schwarze Narbe auf seiner Wange, doch das konnte auch der vom Wind aufgewirbelte Rauch in der Hütte gewesen sein, der sein Auge reizte.

Erst am späten Vormittag kam plötzlich Leben in Camaban. Zuerst runzelte er die Stirn und strich sich das Haar aus dem Gesicht, dann blinzelte er, als ob er gerade aus einem tiefen Traum erwacht wäre. »Sie haben einen großen Tempel in dem Land jenseits des Meeres«, berichtete er unvermittelt.

Aurenna starrte gebannt fasziniert an, doch Saban runzelte die Stirn, weil er befürchtete, sein Bruder würde verlangen, dass dieser neue Tempel ebenfalls auf die Reise ging.

»Ein großer Tempel«, sagte Camaban mit von Ehrfurcht erfüllter Stimme, »ein Tempel der Toten!«

»Ein Tempel, der Lahanna geweiht ist?«, fragte Saban, denn Lahanna hatte schon immer als die Hüterin der Toten gegolten.

Camaban schüttelte den Kopf. Eine Laus krabbelte aus seinem Haar in seinen Bart hinunter, der genau wie sein Kopfhaar geflochten, jedoch mit kleinen Fingerknochen geschmückt war. Er roch nach Meerwasser. »Es ist ein Tempel, der Slaol geweiht ist«, flüsterte er, »den Toten, die mit Slaol vereint sind!« Auf einmal lächelte er, und Sabans Kindern erschien dieses Lächeln so wölfisch, dass sie ängstlich vor ihrem sonderbaren Onkel zurückwichen. Camaban deutete mit den Händen die Form eines niedrigen Hügels an. »Der Tempel ist ein Hügel, Saban«, erklärte er begeistert, »umringt von Steinen und innen ausgehöhlt — mit einem Steinhaus für die Toten in der Mitte. Am Tag von Slaols Tod strömt das Licht der Sonne einen mit Steinen ausgekleideten Schacht hinunter, und ihre Strahlen fallen genau in das Zentrum des Totenhauses. Ich habe dort gesessen, habe zwischen den Spinnen und Gebeinen gesessen - und Slaol hat zu mir gesprochen.« Er runzelte die Stirn, während er abermals ins Feuer starrte. »Natürlich ist der Tempel nicht für Lahanna erbaut worden!«, erklärte er nun gereizt. »Sie hat unsere Toten gestohlen, und wir müssen sie zurückfordern.«

»Lahanna hat die Toten gestohlen?«, fragte Saban, verwirrt über diese seltsame Vorstellung.

»Natürlich!«, schrie Camaban und wandte Saban sein schaurig gestreiftes Gesicht zu. »Wieso habe ich das nicht schon viel eher erkannt? Was passiert, wenn wir sterben? Wir gehen natürlich in den Himmel, um mit den Göttern zu leben - aber zu Lahanna! Sie stiehlt unsere Toten. Wir sind wie Kinder ohne Eltern.« Es schauderte ihn. »Ich habe einmal einen Mann getroffen, der glaubte, dass die Toten nirgendwo hingehen, dass sie in den bodenlosen Abgründen zwischen den Sternen umherirren, und den habe ich damals ausgelacht. Aber vielleicht hatte er Recht! Als ich in dem

Haus der Toten mit all den Gebeinen um mich herum saß, habe ich die Toten von Ratharryn nach mir rufen hören. Sie wollen gerettet werden, Saban, sie wollen wieder mit Slaol vereint sein! Wir müssen sie retten! Wir müssen sie wieder in das Licht zurückholen!«

»Du musst etwas essen«, mahnte Aurenna.

»Nein, ich muss gehen«, erwiderte Camaban. Er blickte Saban abermals an. »Haben sie schon angefangen, den Tempel in Ratharryn aufzubauen?«

»Ja, das hat Lewydd berichtet«, bestätigte Saban.

»Wir müssen den Tempel ändern«, ordnete Camaban an. »Er braucht ein Totenhaus. Du und ich werden ihn neu errichten. Kein Hügel natürlich. In diesem Punkt irren sich die Leute jenseits des Meeres. Aber es muss ein Ort sein, der dafür geeignet ist, die Toten von Lahanna wegzulocken.«

»Du kannst den Tempel bauen«, äußerte Saban bestimmt, »ich werde hier bleiben.«

»Das wirst du keineswegs!«, brüllte Camaban, und Aurenna eilte durch die Hütte, um Lallic zu beruhigen, die zu weinen begonnen hatte. Camaban wies mit einem knochigen Finger auf Saban. »Wie viele Steine müssen noch geliefert werden?«

»Elf«, gab Saban Auskunft. »Genau diejenigen, die du auf dem Fluss siehst.«

»Und du wirst mit ihnen reisen«, sagte Camaban energisch. »Weil es deine Pflicht gegenüber Slaol ist! Bring die Steine nach Ratharryn, und ich werde dich dort treffen.« Er runzelte die Stirn. »Ist Haragg hier?«

Saban machte eine ruckartige Kopfbewegung, um anzudeuten, dass sich der große Mann in seiner Hütte aufhielt. »Sein Sohn ist gestorben«, fügte er hinzu.

»Zweifellos das Beste für ihn«, meinte Camaban schroff.

»Und Haragg selbst wurde verwundet«, fuhr Saban fort, »aber er ist wieder genesen, obwohl er noch immer um Cagan trauert.«

»Dann müssen wir ihm Arbeit verschaffen«, erklärte Camaban, dann erhob er sich von seinem Platz und ging hinaus in den Wind und den Regen. »Es ist deine Pflicht, nach Ratharryn zu fahren, Saban! Um deinetwillen habe ich Aurenna das Leben gerettet! Ich habe dir das Leben gerettet! Und zwar nicht, damit du an diesem Flussufer vermodern kannst — sondern ich habe es für Slaol getan, und auch du wirst dich ihm erkenntlich zeigen, indem du seinen Tempel aufbaust.« Er ging zu Haraggs Hütte und hämmerte mit der Faust auf das moosüberwucherte Reetdach. »Haragg!«, rief er. »Ich brauche dich!«

Mit einem verdutzten Ausdruck kam Haragg an die Tür. Er war jetzt vollkommen kahl und unnatürlich dünn, sodass er vorzeitig gealtert aussah. Nach der schweren Verletzung durch den Pfeil war er lange Zeit krank gewesen, und es hatte Tage gegeben, da war Saban überzeugt gewesen, der Hüne läge im Sterben - aber Haragg hatte überlebt. Dennoch schien es Saban, dass Haragg seelisch sehr viel schwerer verwundet worden war als körperlich. Jetzt starrte Haragg Camaban wortlos an, und einen flüchtigen Moment lang erkannte er den Mann mit dem schwarz gestreiften Gesicht nicht, dann lächelte er. »Du bist zurückgekommen!«, sagte er erfreut.

»Natürlich bin ich das!«, schnauzte Camaban. »Ich habe immer gesagt, dass ich wiederkehren würde, oder etwa nicht? Glotz mich nicht an, Haragg, sondern komm mit! Du und ich haben eine Menge Dinge zu besprechen und eine weite Reise zu machen.«

Haragg zögerte einen kurzen Moment; dann nickte er heftig, und ohne mehr einen einzigen Blick auf seine Hütte zu verschwenden, geschweige denn irgendetwas zu holen, was er für unterwegs brauchen könnte, folgte er Camaban in den Wald.

»Wo geht ihr hin?«, rief Saban ihnen nach.

»Nach Ratharryn natürlich!«, teilte Camaban ihm mit.

»Du gehst zu Fuß?«, fragte Saban erstaunt.

»Ich will nie wieder ein Boot sehen«, krächzte Camaban inbrünstig, »nie wieder, solange ich lebe!«, und damit marschierte er weiter. Um seinen neuen Tempel noch größer zu machen. Um Slaol an die Lebenden zu binden und die Toten an Slaol. Um einen Traum zu verwirklichen.

»Camaban hat Recht«, sagte Aurenna an diesem Abend.

»Meinst du?«

»Erek hat uns gerettet«, erklärte sie, »deshalb müssen wir dorthin reisen, wohin er will. Es ist unsere Pflicht.«

Saban wiegte sich auf den Fersen vor und zurück. Es war Nacht, die Kinder schliefen, das Feuer glimmte nur noch und erfüllte die Hütte mit Rauch. Der Wind war abgeflaut, und es regnete nicht mehr, obwohl von dem Reetdach immer noch Wasser heruntertropfte. »Camaban hat nichts davon gesagt, dass du ebenfalls nach Ratharryn gehen sollst«, bemerkte Saban.

»Aber Erek will mich dort haben«, gab Aurenna zurück.

Saban stöhnte innerlich, denn er wusste, jetzt musste er mit dem Gott streiten. »Mein Bruder Lengar würde nichts lieber tun, als dich in Ratharryn willkommen zu heißen. Er wird dich sehen, dich begehren und dich dann nehmen. Ich werde natürlich um dich kämpfen, aber seine Krieger werden mich mit ihren Schwertern niederstrecken, und du wirst auf seine Felle gezerrt und geschändet werden.«

»Das wird Erek nicht zulassen«, sagte Aurenna ruhig.

»Außerdem«, meinte Saban störrisch, »will ich nicht nach Ratharryn. Ich bin hier sehr glücklich!«

»Aber deine Arbeit hier ist getan«, hielt Aurenna ihm vor. »Es müssen keine Boote mehr gebaut und keine Steine mehr von dem Berg heruntergeholt werden. Ereks Tempel geht nach Ratharryn, und er hat uns das Leben gerettet, also ist Ratharryn der Ort, wohin auch wir sollen.« Sie lächelte. »Wir fahren nach Ratharryn und werden die Welt wieder zu ihren Anfängen zurückdrehen.«

Es war ein Streit, den Saban niemals gewinnen konnte, denn Erek war gegen ihn; also machte Aurenna sich und die

Kinder für die Reise fertig. Dennoch wollten die Meereswinde nicht abflauen, und die hohen Wellen brachen sich ohne Unterlass weiß schäumend und donnernd an der Landspitze; Tag für Tag verging, bis der Sommer Brombeerblüten und Zaunrübe, Winde und Ehrenpreis brachte, und immer noch wollte Lewydd die Reise nicht wagen. »Die Götter«, mutmaßte er eines Abends, »halten uns zurück.«

»Es sind die fehlenden Steine«, entgegnete Aurenna. »Die beiden, die wir im Fluss verloren haben, und der eine, der oben auf dem Berg den Abhang hinuntergepoltert und zerbrochen ist. Wenn wir diese Steine nicht ersetzen, wird der Tempel nie vollständig sein.«

Saban schwieg, obwohl er einen verstohlenen Blick auf Lewydd warf, um zu sehen, wie dieser auf die Zumutung reagieren würde, noch mehr Steine aus den Bergen herunterschleppen zu müssen.

Aurenna schloss die Augen und wiegte sich vor und zurück. »Es ist ein Tempel für Erek«, flüsterte sie, »aber er wird gebaut, um ihn dazu zu bewegen, zu Modron zurückzukehren« - Modron war der fremdländische Name für Garlanna, die Göttin der Erde - »deshalb sollte ein Stein für sie sein. Ein großer - um drei zu ersetzen, die verloren gegangen sind.«

»Einen könnten wir ja noch vom Berg holen«, meinte Lewydd widerstrebend.

»Nicht von dem Berg«, erhob Aurenna Einspruch, »sondern von hier.« Am Morgen zeigte sie Lewydd den grünlichen Felsblock am Flussufer, auf dem sie und Saban so gerne saßen - den großen Stein mit den glitzernden Quarzsprenkeln und den rötlich schimmernden Flecken in seinem Inneren. Der Mutterstein, so nannte Aurenna ihn, denn er lag im dunklen Schoß von Mutter Erde eingebettet, während die übrigen Felsblöcke aus dem terrassenförmigen Tal unter Ereks Himmel geholt worden waren.

Er war riesig, dieser Mutterstein, doppelt so schwer wie der schwerste der Tempelpfeiler, und er lag tief in dem

grasbewachsenen Ufer verankert. Zwei Tage lang starrte Saban ihn an, während er über einen Weg nachgrübelte, wie man ihn aus dem Erdreich herausheben und befördern könnte; dann ging er mit Mereth in die Wälder, wo sie sechs hohe Bäume fällten. Sie behauten die Stämme, um glatte runde Pfähle zu erhalten, und zersägten sie dann in achtzehn kürzere Stücke.

Am nächsten Tag hoben sie den Mutterstein mit Eichenhebeln aus dem Boden. Saban grub auf beiden Seiten des Steins tiefe Löcher in das Erdreich, die wie Dachsbaue bis weit unter den Fels reichten; anschließend wurden die Hebelstangen in die Erde hinuntergeschoben, dann hievten jeweils sechs Männer auf jeder Seite das vordere Ende des Felsbrockens hoch. Leicht ließ er sich nicht bewegen, und die Männer mussten immer wieder das Erdreich unter dem Felsbrocken wegscharren, um ihn aus dem Griff der Erde zu befreien. Aber schließlich hob er sich doch, und Mereth bugsierte eine der kürzeren Gleitrollen unter den Stein.

Drei Tage lang hievten und zerrten sie mit vereinten Kräften, bis er auf den vorgesehenen achtzehn Gleitrollen ruhte — jetzt konnte Lewydd eines der leeren Dreirumpfboote zum Ufer verholen. Er vertäute das Boot, sodass der Bug dem Stein zugewandt war; nun wartete er, bis die Ebbe einsetzte und das Wasser so weit zurückgewichen war, dass das Boot im Schlick lag. Nachdem das Boot an Ort und Stelle feststeckte, hebelten Sabans Männer den Felsbrocken vorwärts, während andere am schlammigen Ufer standen und an Seilen zogen, um den Mutterstein auf den Gleitrollen entlangzubewegen. Der Felsblock war fast dreimal so groß wie ein ausgewachsener Mann, aber schmaler, und er rollte durchaus willig. Die Helfer zogen die Gleitrollen weg, wenn sie hinter dem Felsblock hervorkamen, und legten sie dann wieder vor den Stein; so wurde der große zungenförmige Brocken Stück für Stück vorwärts gezogen und gestoßen, bis das eine Ende über das Ufer sowie das Boot hinausragte.

»Vorsicht jetzt!«, rief Saban. Eine der Gleitrollen war auf das Boot verfrachtet worden, und zwei Männer hielten sie fest, während ein Dutzend andere am hinteren Ende des Steins Hebelstangen ansetzten. »Hievt ihn hoch!«, rief Saban, der riesige Stein rutschte vorwärts und hing dann vornüber. »Lasst ihn kippen! Lasst ihn runter!«, schrie Saban und beobachtete, wie sich das vordere Ende des Steins abwärts neigte, um auf das Boot aufzuschlagen. Die drei Rümpfe ächzten alarmierend unter dem gewaltigen Gewicht. Weitere Gleitrollen wurden auf das Boot gelegt, und die Männer hebelten und zerrten abermals; gleichzeitig platschte der Regen herab, die Frauen schauten atemlos zu und die Flut setzte ein; schließlich wurde die riesige Steinzunge endgültig auf das Boot geschoben. Der Mutterstein war so lang, dass er fast die gesamte Länge des Bootes einnahm.

»Jetzt müssen wir sehen, ob das Boot auch schwimmt«, meinte Lewydd - er, Saban und Aurenna warteten am Flussufer, während die abendliche Dunkelheit hereinbrach und die Flut weiter stieg. Sie zündeten ein Feuer an, und in seinem Licht sahen sie das dunkle Auflaufwasser um die drei Rümpfe des Bootes wirbeln. Höher und immer höher stieg das Wasser, bis Saban schon befürchtete, es würde über die Dollborde in die Rümpfe fließen; aber dann gab der Schlick unter dem Boot mit schmatzenden Geräuschen nach, die drei Rümpfe wurden hochgehoben und bewegten sich in der Strömung. »Ich hätte nie gedacht, dass wir es schaffen würden, diesen Stein loszukriegen«, sagte Lewydd erstaunt.

»Wir müssen ihn immer noch nach Ratharryn bringen«, gab Saban zu bedenken.

»Erek wird helfen«, behauptete Aurenna zuversichtlich.

»Das Boot schwimmt bereits.« Lewydd war besorgt, dass auf hoher See die Wellen unweigerlich über die Dollborde schwappten und die Boote überfluteten. Die beiden äußeren Rümpfe, in denen die Paddler knieten, ließen sich ziemlich problemlos ausschöpfen; aber der Mutterstein über dem

mittleren nahm so viel Platz ein, dass ein Mann große Schwierigkeiten haben würde, sich dort hineinzuzwängen und den Rumpf vom Wasser zu befreien.

»Setzt einen kleinen Jungen hinein«, schlug Saban vor; am nächsten Morgen stellten sie fest, dass gerade genügend Platz war für einen Jungen vor dem Stein und für einen anderen dahinter; Lewydd nahm an, wenn die beiden Jungen immer wieder das Seewasser herausschöpften, dann könnte das schwer beladene Boot die Reise überstehen. »Immer vorausgesetzt«, fügte er hinzu, »dass sich das Wetter bessert.«

Aber das Wetter blieb schlecht. Die Boote warteten, die Krieger waren reisefertig, doch die Stürme peitschten das Meer zu hohen Wellen auf und brachten immer noch mehr kalten, prasselnden Regen. Ein weiterer Monat verging, der Sommer verstrich, und Saban hegte schon die Befürchtung, dass er niemals abreisen könnte — oder hoffte es vielmehr —, denn er wollte nicht wirklich nach Ratharryn zurückkehren. Sein Zuhause war jetzt Sarmennyn, die Siedlung hier an diesem Fluss, wo er vorgehabt hatte, den Rest seines Lebens zu verbringen, seine Kinder heranwachsen zu sehen und ein Mitglied von Kerevals Stamm zu werden. Er hatte geplant, sich Sarmennyns Zeichen ins Gesicht tätowieren zu lassen und Asche hineinzureiben, sodass sie grau schimmerten. Nur leider bestanden Camaban und Aurenna jetzt beharrlich darauf, dass er in das Herzland zurückkehrte, was Saban eigentlich nicht wollte; deshalb begrüßte er das schlechte Wetter, das ihn an den Ufern von Sarmennyns Fluss festhielt, wo er und Mereth sich die Wartezeit damit vertrieben, einen Baumstamm zu bearbeiten und auszuhöhlen; er war als zu kurz ausgemustert worden, um als Bootsrumpf für die Beförderung der Steine zu dienen, er würde jedoch ein prächtiges Fischerboot abgeben. Sie planten, dieses Boot Lewydd zu schenken, als Belohnung für den Transport des Tempels.

Inzwischen hatte Mereth eine der Frauen von Sarmennyn zur Ehefrau genommen, und auch er überlegte, ob er zurückgehen oder bleiben sollte. »Ich würde gerne meinen Vater Wiedersehen«, äußerte er jedoch, »und Rai möchte Ratharryn sehen.« Rai war seine Frau.

Saban kippte einen Sack voller Sand in das neue Boot, dann verrieb er den feinkörnigen Sand mit einem Stein an den Bordwänden, um das Holz glatt zu schmirgeln. »Ich hingegen freue mich, Galeth wieder zu sehen«, sagte Saban und dachte, dass er auch gerne vor dem Grab seines Vaters niederknien würde; aber ihm fiel kein anderer Grund ein, der ihn dazu bewegen könnte, seine alte Heimat aufzusuchen. Er berührte die Nussschale unter seiner Kleidung, dann wippte er auf die Fersen zurück und überlegte, warum er sich so gegen Ratharryn sträubte. Natürlich war da die Angst vor Lengar, doch Saban besaß den Nussschalentalisman, und er war überzeugt von seiner Wirkung — also, warum fürchtete er sich dann davor, nach Hause zu reisen? Wenn der Tempel gebaut wurde, dann würde Slaol zurückkehren, und alles würde gut sein - nachdenklich blickte er auf den Fluss, wo die Steine in den Booten ruhten. Wenn diese letzten Findlinge den Himmelstempel ergänzten, würde Camabans Wunschtraum vollkommen sein - und was dann? Würde sich wirklich alles ändern? Würde Slaol sengend heiß vom Himmel herunterstrahlen, um Winter und Krankheit auszulöschen? Oder würde sich die Welt nur ganz langsam verändern? Würde überhaupt irgendetwas geschehen?

»Du siehst beunruhigt aus«, bemerkte Mereth. »Nein«, erwiderte Saban, obwohl es stimmte. Er war beunruhigt über seine Schwarzseherei. Camaban glaubte, Scathel glaubte, und Aurenna glaubte; tatsächlich glaubte sogar die Mehrzahl von Kerevals Stammesangehörigen daran, dass sie im Begriff waren, die Welt zu verändern; aber Saban war sich nicht sicher, ob er ihren Glauben teilte. Vielleicht, argumentierte er, lag es daran, dass er der Einzige war, der Camaban noch als verkrüppeltes Kind gekannt hatte, als

ausgestoßenen Stotterer, den verachteten, vertriebenen Sohn. Oder vielleicht hing es damit zusammen, dass er sich in diesen Fluss und seine Ufer verliebt hatte. »Ich habe gerade überlegt«, sagte er, »ob ich dieses Boot vielleicht mit Lewydd teilen könnte? Ob ich Fischer werden sollte?«

»Alles, was du jemals fangen wirst, ist eine Erkältung«, ernüchterte Mereth ihn. Er schälte einen dünnen Streifen Holz ab, sodass die Kurve des Bugs perfekt aussah. »Nein«, beharrte er, »ich schätze, du und ich werden nach Hause zurückgehen, Saban, und wir sollten uns vielleicht besser an diesen Gedanken gewöhnen. Es ist das, was unsere Ehefrauen wollen, und was Ehefrauen wollen, bekommen sie offenbar auch immer.«

Der Sommer ging vorüber, und der Wind ließ nicht nach; Saban bezweifelte allmählich, dass die Steine noch in diesem Jahr den Fluss verlassen würden; doch dann — genau wie im ersten Jahr — bescherte der nahende Herbst eine Schönwetterperiode mit spiegelglatter See und lauen, sanften Winden. Lewydd wartete zwei Tage, sprach mit den Fischern, betete in Malkins Tempel und erklärte dann, dass der kleine Verband auslaufen könnte. Die Boote wurden wieder mit Proviant und Frischwasser beladen, die Paddler nahmen ihre Plätze ein, und Mereth und Saban brachten ihre Familien in zwei der langen schmalen Einbäume unter, die die Steine nach Osten geleiten würden. Scathel opferte eine Färse und goss ihr Blut über die festgezurrten Steine, Kereval küsste seine vielen Ehefrauen zum Abschied, endlich war es Zeit zum Aufbruch.

Die schwer beladenen Boote glitten stromabwärts zu der Windschattenseite der Landspitze in der Flussmündung, während die Paddler mit einem Lied Erek huldigten. Die Daheimgebliebenen standen am Flussufer und horchten auf die kräftigen Stimmen, die nach und nach in der Ferne verhallten. Sie horchten, bis kein Geräusch mehr zu hören war außer dem Plätschern des Wassers und dem Seufzen des Windes. Sarmennyn hatte Wort gehalten. Es hatte

seinen Tempel nach Ratharryn geschickt, und das Einzige, was die Leute jetzt noch tun konnten, war, auf die Rückkehr ihres Clanführers, ihres Hohepriesters und ihrer Schätze zu warten.

Das Wetter blieb ruhig und windstill, und das musste auch so sein, denn das Boot, das den Mutterstein trug, war schwerfällig und langsam. Als Saban diese Reise zum ersten Mal gemacht hatte, war sie ihm ziemlich kurz vorgekommen; aber damals hatte er auch in einem schlanken Einbaum gesessen, der so glatt und schnell durch das Wasser geglitten war wie ein Messer durch Fleisch; doch die großen Boote schienen sich ihren Weg durch die Wellen zu erkämpfen. Die Flut trug sie vorwärts, und die Männer paddelten bis an die Grenze der Erschöpfung; die Reise ging trotzdem langsam vonstatten. Saban und seine Familie saßen in einem der Boote, das Kerevals Krieger beförderte, und das war frustrierend, denn das Boot hätte der Flotte vorausfahren können, musste aber leider neben den schwerfällig dahinschlingernden Flößen bleiben. Das Boot mit dem Mutterstein war am langsamsten, und die beiden kleinen Jungen im mittleren Rumpf schöpften unentwegt Wasser. Wenn das Boot sänke, hatte Scathel die Jungen gewarnt, würde man sie dafür verantwortlich machen und sie ertrinken lassen; diese Drohung veranlasste sie, eifrig und unermüdlich mit ihren Muscheln ihre Aufgabe zu erfüllen. Aurenna hielt Lallic umklammert, während Leir eine Leine um die Taille hatte, sodass er wie ein Fisch an einer Angelschnur eingeholt werden konnte, falls er über Bord fiel. Die Sonne schien, Beweis dafür, dass Erek ihre Reise billigte.

Jedes Mal warfen sie, wenn die Gezeiten wechselten, die Steinanker aus und fuhren dann weiter, wenn das Wasser wieder nach Osten strömte. Es spielte keine Rolle, ob dieser Gezeitenwechsel bei Tag oder bei Nacht eintrat oder dass sie zwischen den Gezeiten schliefen und häufig unter dem Sternenhimmel reisten; denn der Mond war nur eine dünne Sichel, die tief am Himmel stand, und daher bestand wenig

Gefahr, dass Lahannas Eifersucht die Reise stören würde. Tag für Tag und Nacht für Nacht krochen die Boote weiter Richtung Osten, bis schließlich nach neun Tagen und Nächten die grünen Hügel rechts und links an der Küste zu sehen waren und davor die weiten glänzenden Schlickflächen, die langsam trockneten, als die Ebbe einsetzte und der Fluss schrumpfte. Sie paddelten angestrengt, veranstalteten ein Wettrennen mit den zurückweichenden Wassermassen sowie auch untereinander, während die Ufer immer näher rücken und endlich die Mündung des Suls in Sicht kam. Die Paddler steuerten die Boote den schmaleren Strom zwischen den hohen schlammigen Ufern entlang, vorbei an Hummerkörben und Aalreusen, bis zu einer Stelle, wo eine kleine Siedlung von Fischern ihre Hütten in der Nähe jener Palisade hatten, die Lewydd bei Ankunft der allerersten Steine gebaut hatte; dort konnten sie endlich ausruhen. Scathel gab dem Clanführer der Siedlung eine steinerne Axtklinge im Austausch für eine magere Ziege, die er Erek opferte, zum Dank dafür, dass der gefährlichste Teil der Reise nun hinter ihnen lag. Die Fischer schauten verwirrt zu, wie die fremdländischen Krieger vor der untergehenden Sonne tanzten. In früheren Zeiten hätte es nichts als Feindschaft zwischen den beiden Völkern gegeben; doch die Bewohner der Siedlung hatten sich Drewenna gegenüber zu Loyalität verpflichtet und die Flussleute inzwischen an die reisenden Steine gewöhnt.

Lewydd sandte einen der Fischer mit einer Nachricht zu Kellan, dem Clanführer von Drewenna, und bat ihn, Männer zu schicken, zum Ziehen der Schlitten, die am Ende des ersten Teils der Flussreise warteten; und am nächsten Morgen fuhren sie mit der hereinkommenden Flut den Sul hinauf. An diesem ersten Tag kamen sie ziemlich mühelos voran, doch danach war die Flut kaum noch eine Hilfe, und sie mussten die Boote stromaufwärts staken. Sie brauchten drei Tage, um Sul zu erreichen, wo Kereval entschied, eine

zweitägige Ruhepause einzulegen. Aurenna und Saban nahmen die Kinder mit, um in der heißen Quelle zu plantschen, die über die Felsen sprudelte und einen Teich inmitten von Adlerfarnen und Moospolstern bildete. Die Felsen oberhalb des Teiches waren mit Fetzen von Wolle übersät, wo Bittsteller ihre Gebete an die Göttin hinterlassen hatten; den ganzen Tag über kamen ununterbrochen Lahme, Verkrüppelte und Kranke zu Suls Tempel mit Gebeten um Hilfe. Aurenna wusch sich das Haar in der Quelle, und Saban kämmte es ihr aus; die Bewohner von Sul schauten voller Erstaunen zu, denn Aurenna war groß, makellos schön und von stoischer Gelassenheit. Ein Mann fragte Saban, ob sie eine Göttin sei, und ein anderer bot ihm sieben Ochsen, zwei Axtklingen, einen Bronzespeer und drei seiner Töchter an, wenn Saban ihm Aurenna als Ehefrau überließe.

Diese Nacht verbrachten sie in einer der Hütten, die Stakis für das Stammestreffen gebaut hatte. Saban zündete ein Feuer an, auf dem sie Forellen brieten; dann betrachtete er Aurenna schweigend, bis sie seines Starrens überdrüssig wurde. »Was ist?«, fragte sie. »Warum starrst du mich so an?«

»Bist du eine Göttin?«, fragte Saban.

»Saban!«, sagte sie vorwurfsvoll.

»Ich glaube, du bist eine.«

»Nein«, erwiderte sie lächelnd, »aber Erek hat mich wirklich für etwas Besonderes ausersehen. Das ist der Grund, warum wir reisen.« Sie wusste, Saban machte sich Sorgen um sie; also beugte sie sich vor und berührte tröstend seine Hand. »Und Erek wird uns behüten. Warte nur!«

Saban wachte im Morgengrauen auf; er entdeckte, dass im Laufe der Nacht ein Kriegerverband aus Ratharryn zu dem Tempel gekommen war. Der Anführer des Kriegerverbandes war Gundur, einer von Lengars engsten Freunden und der Mann, der Saban an dem Morgen, als er Haraggs Sklave geworden war, aus seiner Hütte gezerrt hatte. Gundur war

von südlich des Flusses gekommen, aus Drewenna, und Saban sah, wie Gundur und seine Männer zwischen den Hütten von Sul umherstolzierten. Dieses Gebiet gehörte zwar Kellan, aber die Speerkämpfer aus Ratharryn spielten sich wie die Herren auf. Saban aß zusammen mit Gundurs Männern und hörte zu, als sie von Lengars Kriegen erzählten: wie er eine Herde von Cathallos Ochsen gestohlen hatte, wie er Raubzüge bis tief in das Land des Volkes im Osten von Ratharryn unternommen hatte und wie er von dem Volk, das an der Mündung des Flusses Mai lebte, hohe Abgaben erpresst hatte. Im Augenblick, so sagte Gundur, hielt Lengar sich in Drewenna auf. Er war dorthin gegangen, erklärte Gundur, um Kellans Speerkämpfer zu holen. »Die Ernte ist eingebracht«, fuhr Gundur fort, »also gibt es wohl kaum einen besseren Zeitpunkt, um Cathallo anzugreifen, nicht? Wir werden sie ein für alle Mal erledigen. Du kannst dich uns anschließen, Saban. Dann teilen wir uns die Beute. Na, was hältst du davon?« Gundur lächelte, als er diese Einladung aussprach. Er schien freundlich, als wollte er andeuten, dass die alte Feindschaft zwischen Saban und Lengar lange vergessen sei.

»Was führt dich nach Sul?«, wollte Saban wissen.

»Du«, erwiderte Gundur. »Lengar hat gehört, die letzten Tempelsteine wären eingetroffen, und er hat uns geschickt, um herauszufinden, ob das auch wirklich stimmt.«

»So ist es«, sagte Saban und wies auf die Boote. »Und du solltest Lengar auch sagen, dass Kereval von Sarmennyn mitgekommen ist, um seine Schätze in Empfang zu nehmen.«

»Ich werde es ausrichten«, versprach Gundur, dann wandte er sich ab, um zu beobachten, wie Aurenna von den Hütten zum Fluss hinunterging. Sie trug einen Wasserschlauch, den sie am Fluss füllte und anschließend zu den Hütten zurücktrug; Gundur starrte sie die ganze Zeit über fasziniert an. »Wer ist das?«, fragte er mit fast ehrfürchtig klingender Stimme. »Meine Frau«, sagte Saban kalt.

»Ich werde Lengar mitteilen, dass ihr beide hier seid. Er wird sehr erfreut sein.« Gundur erhob sich. Er zögerte einen kurzen Moment, und Saban fragte sich, ob er vorhatte, von Jegars Tod anzufangen, der sich in so unmittelbarer Nähe der Stelle ereignet hatte, wo sie gerade gegessen hatten; doch Gundur fragte lediglich, ob Saban die Absicht habe, die Steine noch am selben Tag flussaufwärts zu transportieren.

»Das haben wir vor, ja«, bestätigte Saban.

»Dann sehen wir dich in Ratharryn«, verabschiedete Gundur sich, und er führte seine Männer nach Süden; Saban und seine Familie kehrten indessen zu den Steinen zurück und widmeten sich wieder der ermüdenden Aufgabe, die schweren Boote gegen die Strömung des Flusses stromaufwärts zu staken. Jetzt wusste Lengar also, dass Aurenna in das Herzland gekommen war, und auch, wie schön sie war; Saban berührte verstohlen den Nussschalentalisman, der an seinem Hals hing.

Die Reise wurde weniger beschwerlich, als sie eine halbe Tagesreise weit den Sul hinaufgefahren waren; denn jetzt konnten die Männer im Wasser waten und die Boote durch den seichten Fluss ziehen. Am nächsten Tag gelangten sie an eine Stelle, wo ein kleiner Nebenfluss von Süden her in den Sul mündete, und Lewydd steuerte die Boote in diesen schmaleren Strom. Die Strömung war weniger stark, fast träge, und sie kamen leicht voran, sodass sie noch am selben Abend den Ort erreichten, wo das Wasser schließlich zu seicht war für die Boote und wo die großen Schlitten warteten. Am Morgen darauf trafen Männer aus Drewenna ein, und sie hievten die elf kleinen Steine von den Booten auf die Schlitten, um dann die Boote selbst auf noch größere Schlitten zu verladen.

Nur der Mutterstein blieb an Ort und Stelle, und es dauerte einen ganzen Tag, um das Boot mitsamt dem schweren Stein nach einem Schlitten am Ufer auszurichten und weitere Gleitrollen zu fabrizieren. Nach der Nachtruhe schirrten sie Ochsen an, um den Felsblock über die Gleitrollen zu ziehen,

und beförderten den Mutterstein schließlich von dem Boot auf den Schlitten. Weitere vierundzwanzig Stunden später zogen sie das Boot an Land, während die ersten Steine bereits nach Osten geschleppt wurden.

Es dauerte drei Tage, um die Wasserscheide zu überqueren. Sie folgten einem grasbewachsenen Pfad, der sanft anstieg und dann ebenso sanft wieder zu dem Ufer des ostwärts strömenden Flusses abfiel. Hier wurden die Boote von den Schlitten gehievt und wieder zu Wasser gelassen, die Steine hingegen wieder auf die Boote verladen. Lewydd und seine Männer arbeiteten so schon fünf Jahre lang. Fünf Jahre lang Hieven und Stemmen, Schleppen und Schieben und Schwitzen - und jetzt war die große Aufgabe fast vollbracht. Sie brauchten drei Tage, um sämtliche Steine von den Schlitten zu wuchten und in die Boote zu verladen; aber schließlich und endlich war die Arbeit getan, die niemals wiederholt werden müsste.

Am nächsten Morgen steuerten sie die Boote den Fluss hinunter, und die Männer sangen, als sie auf der Strömung dahintrieben. Sie brauchten sich nicht zu beeilen; lediglich einige Stöße mit der Stange waren erforderlich, um gelegentliche Hindernisse zu umschiffen. Die Sonne schien, sandte ihre Strahlen zwischen den letzten grünen Blättern hindurch, während sich der Fluss langsam zwischen Ufern dahinschlängelte, die dicht mit gefiederten Weidenröschen bewachsen waren. Die krächzenden Schreie von Saatkrähen schallten von den Feldern herüber, und Waldspechte hämmerten in den Bäumen. Es herrschte Frieden. Als sie an Cheol, der südlichsten Siedlung von Ratharryn, vorbeiglitten, versammelten sich die Bewohner am Flussufer, um zu tanzen und die Steine mit einem Willkommenslied zu begrüßen. »Morgen!«, rief Saban den Leuten am Ufer zu. »Morgen werden wir in Ratharryn sein! Sagt ihnen, dass wir kommen!«

Hinter Cheol strömte der Fluss wieder zwischen Wäldern dahin. Die Strömung war jetzt schneller, so schnell, dass die

Männer, die sich dazu entschlossen hatten, den Uferweg zu nehmen, fast rennen mussten, um mit der Flotte Schritt zu halten. Die Mannschaft wurde jetzt von freudiger Erregung erfasst. Das große Werk war seiner Vollendung nahe, und Saban hätte seine Siegesfreude am liebsten laut zur Sonne hinaufgerufen. Sie hatten all die Mühen und Anstrengungen um Slaols willen auf sich genommen, und sicherlich würde Lengars Feindseligkeit angesichts der Pracht und Herrlichkeit von Slaols Anerkennung dahinschwinden. Saban war sich nicht sicher, in welcher Form der Gott diese Anerkennung zum Ausdruck bringen würde, aber seine Zweifel in Bezug auf Camabans Träum schwanden mehr und mehr. Es war die Unternehmung selbst, die seinen Glauben wiederhergestellt hatte; denn er hatte persönlich erlebt, wie viel Anstrengung nötig gewesen war, die Steine und Boote zu befördern — er konnte nicht glauben, dass fünf solch harte, mühsame Jahre umsonst gewesen sein sollten. Slaol musste einfach darauf reagieren! So wie eine kurze Hebelstange aus Holz einen großen Stein von der Stelle bewegen konnte, so konnten unbedeutende Menschen einen großen, mächtigen Gott bewegen ... Camaban hatte sicherlich Recht.

»Passt auf, dass die Strömung sie nicht mitreißt!«, rief Lewydd plötzlich; mit einem Ruck erwachte Saban aus seinen glücklichen Gedankengängen, um zu sehen, dass sie schon fast die Stelle erreicht hatten, wo der Fluss in den breiteren Mai einmündete, und dass es höchste Zeit wurde, die Boote zum Ufer zu lenken sowie sie dort für die Nacht zu vertäuen. Am nächsten Morgen würden sie die Tempelsteine flussaufwärts gegen die Strömung des Mai nach Ratharryn ziehen müssen; deshalb würden sie diese letzte Nacht der langen Reise unter den Bäumen verbringen, die dicht auf dem schmal zulaufenden Landstreifen zwischen den beiden Flüssen wuchsen.

Sie machten die Boote am Ufer fest, dann zündeten sie Feuer an. Es war eine warme, trockene Nacht, daher

brauchten sie keine Schutzhütten; sie entfachten jedoch eine Kette von Feuern von Flussufer zu Flussufer, um die bösen Geister abzuwehren, und Kerevals Krieger wurden eingeteilt, abwechselnd neben den Feuern Wache zu halten und dafür zu sorgen, dass sie die ganze Nacht hindurch brannten. Die übrigen Reisenden versammelten sich und sangen Lieder, bis sie von Müdigkeit überwältigt wurden; in ihre Umhänge gewickelt, schliefen sie unter den Bäumen ein. Saban horchte auf die Geräusche des Flusses, bis die Träume kamen. Er träumte von seiner Mutter, sah sie einen Holzpflock in den Stützpfosten ihrer Hütte hämmern, und als er sie fragte, warum sie das täte, gab sie keine Antwort.

Und plötzlich war sein Traum von neuen Geräuschen erfüllt, von schrillen Schreien und Panik; er erwachte mit stark klopfendem Herzen, um zu erkennen, dass es überhaupt kein Traum war. Schlaftrunken und verwirrt setzte er sich auf, hörte laute, aufgeregte Rufe hinter der Feuerkette und ein seltsames Sirren irgendwo über seinem Kopf. Gleich darauf prallte etwas mit einem dumpfen Aufschlag gegen einen Baum, und plötzlich begriff er, dass es ein Pfeil war und dass das seltsame Sirren das Geräusch weiterer Pfeile war, die durch die Blätter schwirrten. Hastig packte er seinen Bogen und den Köcher voller Pfeile und rannte zu der Feuerkette. Sofort schossen zwei Pfeile aus der Dunkelheit ganz dicht an ihm vorbei, und er begriff, dass das Licht der Flammen ihn zu einer Zielscheibe machte; deshalb versteckte er sich hinter ein paar Büschen, wo Mereth und Kereval Schutz gesucht hatten. »Was geht hier vor?«, flüsterte Saban.

Keiner der beiden Männer wusste es. Zwei von Kerevals Kriegern waren verwundet worden, aber keiner hatte den Feind gesehen oder wusste auch nur, wer die Angreifer waren; doch dann kam Kargan, Kerevals Neffe, herbeigerannt, während er nach seinem Onkel rief, und seine Stimme löste prompt einen weiteren Pfeilhagel aus.

»Sie stehlen einen der Steine!«, schrie Kargan.

»Sie stehlen einen Stein?« Saban konnte nicht glauben, was er da hörte.

»Und schleppen eines der Boote stromaufwärts!«, berichtete Kargan aufgeregt.

Zufällig hatte Scathel Kargans Worte mitbekommen. »Wir müssen sie verfolgen«, krächzte er.

»Und was ist mit den Frauen und Kindern?«, verlangte Kereval zu wissen. »Wir können sie doch nicht allein lassen.«

»Warum würden sie denn einen Stein stehlen wollen?«, fragte Mereth verwundert.

»Vielleicht wegen seiner Macht?«, schlug Saban vor. Die Geräusche im Wald verhallten schließlich in der Ferne, und es sausten keine weiteren Pfeile mehr durch die Finsternis.

»Wir sollten sie verfolgen«, forderte Scathel abermals; doch als Saban und Kargan in die Dunkelheit hinter der Feuerkette schlichen, fanden sie nichts. Der Feind war verschwunden, und am Morgen, als Nebelschwaden über den Flüssen wallten, entdeckten sie, dass eines der großen Boote fortgeschleppt worden war: und zwar das mit den kleineren Steinen beladene. Einer der beiden verwundeten Männer starb an diesem Morgen.

Saban sah, dass der Mond auch nach der Morgendämmerung am Himmel blieb, und er erinnerte sich wieder daran, dass er von seiner Mutter geträumt hatte, die Zeit ihres Lebens Lahanna verehrte. Die Mondgöttin, so befürchtete er, setzte sich zur Wehr, aber dann fand er ein paar der feindlichen Pfeile und sah, dass sie mit Rabenfedern versehen waren. Schwarze Federn, genau wie diejenigen, die die Krieger von Ratharryn verwendeten - doch er ließ nichts verlauten von seinem Verdacht, denn das große Werk war fast vollbracht.

Der letzte Teil der Reise führte sie den Mai hinauf. Die Sonne schien warm, aber die allgemeine Stimmung war düster und die Erinnerung an die Pfeile in der Nacht Angst erregend. Misstrauisch beobachteten die Männer die

bewaldeten Ufer, während sie die Boote durch das hüfthohe Wasser zogen. Der Leichnam des Speerkämpfers lag auf dem langen Mutterstein; Scathel hatte darauf bestanden, dass die Leiche nach Ratharryn befördert werden sollte, denn er wollte dem toten Krieger die Schätze auf die Haut legen, damit der Geist des Verstorbenen begriff, auch seine Reise und sein Tod seien nicht umsonst gewesen.

Saban ging das Flussufer hinauf, während er Leir an der Hand hielt. Aurenna trug Lallic und hörte interessiert zu, als Saban die Hügel vorstellte, an denen sie vorbeikamen. »Der Hügel dort drüben ist der Ort, wo einmal ein riesiger Bär erlegt wurde, und auf dem daneben hat Rannos, der Gott der Blitze, einmal einen Dieb erschlagen; dieser hier aber«, erklärte er und zeigte auf einen bewaldeten Hügel zu seiner Linken, »ist der Ort, wo unser Totenhaus steht.«

»Ein Totenhaus?«, fragte Leir.

»In Ratharryn verbrennen wir unsere Toten nicht«, unterwies Saban seinen Sohn, »sondern legen sie in einen kleinen Tempel, damit die Vögel und wilden Tiere ihr Fleisch essen können. Dann begraben wir die Gebeine oder legen sie manchmal auch in einen Grabhügel.«

Leir schnitt eine Grimasse. »Ich würde lieber verbrannt als gefressen werden.«

»Was spielt es für eine Rolle, ob man verbrannt oder von den Vögeln gefressen wird«, entgegnete Saban, »solange man zu den Ahnen geht?«

Sie umrundeten den Hügel und sahen, dass sich am Flussufer ein Stück weiter vor ihnen eine große Menschenmenge versammelt hatte, die ein Willkommenslied zu singen begann, als die ersten Boote sichtbar wurden. »Wer von den Männern ist Lengar?«, erkundigte Aurenna sich.

»Ich sehe ihn nicht«, erwiderte Saban, und als er näher kam, sah er, dass Lengar sich nicht unter den Leuten befand. Mereth' jüngere Halbbrüder waren da und auch Sabans Schwestern und eine Menge anderer, an die er sich

von seiner Kindheit her erinnerte; als sie ihn erblickten, kamen sie auf ihn zugerannt und streckten die Hände aus, um ihn zu berühren, als ob er die Macht eines Zauberers besäße. Als sie Saban das letzte Mal gesehen hatten, war er kaum mehr als ein Junge gewesen - doch jetzt stand hier ein erwachsener Mann, groß, bärtig und kräftig, mit harten, ausgeprägten Gesichtszügen und einem eigenen Sohn. Sie starrten Aurenna erstaunt an, zutiefst beeindruckt von ihrem goldenen Haar und dem sanften, schönen Gesicht, das so makellos und so gänzlich unangetastet von den Narben jedweder Krankheit war. Lengar, so erklärten sie Saban, hielt sich noch in Drewenna auf; und dann teilte sich die Menge, um Galeth durchzulassen. Er war jetzt alt, weißhaarig, mit einem milchig weißen Auge, einem krummen Rücken und einem schütteren Bart. Zuerst umarmte er Mereth, seinen ältesten Sohn, dann drückte er Saban an sich. »Du bist für immer zurückgekommen?«, fragte er. »Ich weiß nicht, Onkel.«

»Du solltest hier bleiben«, wisperte Galeth. »Du solltest in Ratharryn bleiben und Clanführer sein!«

»Ihr habt doch schon einen Clanführer.«

»Wir haben einen Tyrannen«, berichtigte Galeth grimmig, seine Hände auf Sabans Schultern. »Wir haben einen Mann, der den Krieg mehr liebt als den Frieden, einen Mann, der glaubt, jede Frau gehöre ihm.« Er blickte Aurenna an. »Bring sie fort, Saban«, fügte er eindringlich hinzu, »und hol sie nicht eher wieder zurück, bist du hier Clanführer geworden bist.«

»Hat Lengar den Tempel aufgebaut?«

»Die Arbeiten sind gerade im Gange«, teilte Galeth ihm mit, »aber Camaban tauchte im Frühjahr auf, und er und Lengar hatten einen heftigen Streit. Camaban kam mit Haragg, beide sagten, der Tempel müsse verändert werden; aber Lengar bestand darauf, dass er genauso erstellt werden müsse, wie er ursprünglich war, weil er ihm Macht verschaffen würde — daraufhin verschwand Camaban mit

seinem Gefährten wieder.« Galeth blickte wieder zu Aurenna hinüber. »Bring deine Frau fort, Saban! Bring sie in Sicherheit! Wenn Lengar sie erblickt, wird er sie dir wegnehmen!«

»Zuerst möchte ich den Tempel sehen«, beharrte Saban, und er führte Aurenna den Hügel hinauf, wo durch die Schlitten, die die Steine vom Fluss herauftransportiert hatten, eine breite Spur in der Grasnarbe entstanden war. Kereval und seine Männer folgten, weil sie sehen wollten, wie ihr Tempel an seinem neuen Bestimmungsort aussah.

»Lengar versichert uns unentwegt, dass es ein großer Kriegstempel ist«, erklärte Galeth, während er neben Saban herhinkte. »Er glaubt, Slaol ist nicht nur der Gott der Sonne, sondern auch der Gott des Krieges! Wir haben einen anderen Kriegsgott, habe ich zu ihm gesagt — aber Lengar behauptet steif und fest, dass Slaol der mächtige Gott des Krieges und der Vernichtung ist. Dein Bruder glaubt, er wird den Tempel vollenden und dann über die ganze Welt herrschen.«

Saban lächelte. »Damit wird die Welt vielleicht nicht ganz einverstanden sein.«

»Was Lengar will, das nimmt er sich einfach«, sagte Galeth grimmig, wobei er erneut einen besorgten Blick auf Aurenna warf.

Saban berührte seinen Nussschalentalisman. »Wir werden sicher sein, Onkel«, beschwichtigte er, »wir werden sicher sein!«

Der Weg führte zuerst nach Norden, während er sich zwischen abgeernteten Feldern emporwand und um die hohen Bäume herumführte, in deren Mitte das Totenhaus versteckt lag; dann bog er nach Westen ab, und jetzt wurde der hohe Erdwall von Ratharryn zu seiner Rechten sichtbar. Saban zeigte Leir die gewaltige Schutzvorrichtung und erklärte ihm, dass er hier aufgewachsen war. Zu beiden Seiten des Weges erhoben sich jetzt die Grabhügel der Ahnen; Saban sank auf die Knie und beugte den Kopf ins

Gras, um den Ahnen dafür zu danken, dass sie ihn all die Jahre über beschützt hatten.

Nachdem sie die Grabhügel hinter sich gelassen hatten, bog der Weg nach Süden ab, wo er in ein kleines Tal abfiel und schließlich in den geheiligten Pfad mündete, den Gilan damals hatte anlegen lassen, als die ersten Steine aus Cathallo eintrafen. Die Wölbung des Hügels vor ihnen diente dem gleichen Zweck wie die doppelte Schleife in Cathallos heiligem Pfad, nämlich um den Tempel bis zum letzten Moment vor den Blicken der Näherkommenden zu verbergen; Saban fühlte wachsende Erregung, als er zwischen dem Ringgraben und den Kreidewällen hinaufkletterte. Zuletzt stand der Schattentempel in dem Hochtal in Sarmennyn, und jetzt würde er ihn an einem gänzlich anderen Ort Wiedersehen - auf wunderbare Weise quer durch ein weites Land und ein kaltes grünes Meer nach Ratharryn versetzt. Er griff nach Aurennas Hand, und sie lächelte ihm zu, ebenso aufgeregt und erwartungsvoll wie er.

Das Erste, was sie von dem Tempel sahen, war der einzige noch erhaltene Sonnenstein, der hoch über dem geheiligten Pfad aufragte; danach kamen die Doppelsteinpfeiler am Sonnentorweg des Heiligtums in Sicht, und als sie die Kuppe des Hügels erreichten, lag der Tempel vor ihnen.

Er stand bereits mehr als zur Hälfte. Der Zugang aus den mit Decksteinen verbundenen Pfeilern war fertig und der Doppelkreis von Steinen um den Mittelpunkt des Tempels zu fast zwei Dritteln vollständig, gesäumt von den vier Mondsteinen. Saban schätzte, dass nur noch dreißig weitere Steine aufgestellt werden mussten, wofür die Löcher bereits gegraben worden waren; auf der anderen Seite des Tempels, hinter dem Ringgraben und den Wällen wartete ein letztes Kontingent von Sarmennyns Steinen auf seine Bestimmung. Alles, was jetzt noch getan werden musste, war, diese Pfeiler über den erhöhten Fußweg im Eingangsbereich zu tragen und die Schlusssteine vom Flussufer heraufzubringen, dann

würde der Tempel fertig sein. Aber er war bereits so weit komplett, dass man erkennen konnte, wie das Heiligtum aussehen würde, wenn sich wirklich alles an seinem vorgesehenen Platz befand. Saban hielt bei dem mit Flechten überzogenen Sonnenstein an und betrachtete das, was er, Lewydd und so viele andere im Laufe der letzten fünf Jahre vollbracht hatten. »Nun?«, fragte Galeth.

Saban schwieg. Er hatte lange auf diesen Moment gewartet, und er erinnerte sich an die ehrfürchtige Ergriffenheit, die er empfunden hatte, als der Doppelkreis von Steinen das erste Mal aus Sarmennyns Nebeln vor ihm aufragte - dennoch blieb jetzt irgendwie ein Gefühl der Ergriffenheit aus. Er hatte gedacht, er würde von dem Anblick des Tempels überwältigt sein, hatte gedacht, dass er vielleicht sogar in spontaner Anbetung auf die Knie sinken würde - aber hier sahen die beiden Kreise enttäuschend klein und alles andere als beeindruckend aus - die Findlinge wirkten sogar zusammengeschrumpft. In Sarmennyn, eingebettet in das dunkle, enge Tal und scheinbar über dem luftigen Abgrund schwebend, hatten die Steine dem endlos weiten, sturmumtosten Himmel eine Ehrfurcht gebietende Macht entrissen, während sie über ein ganzes Land hinweg dorthin blickten, wo die Sonne in einem fernen Meer unterging. In Sarmennyn hatten die Blöcke eine Falle gebildet, um einen Gott einzufangen - doch hier ließ das weite Grasland die dunklen Pfeiler klein erscheinen. Und es war nicht nur das Grasland, das ihre Wirkung beeinträchtigte, sondern auch die sieben größeren und helleren Steine aus Cathallo. »Nun?«, fragte Galeth erneut.

Wieder ließ Saban Galeths Einwurf unbeachtet. »Wir sind letzte Nacht angegriffen worden«, sagte er stattdessen.

Galeth berührte seine Lenden. »Von Ausgestoßenen?«

»Wir wissen nicht, wer es war«, gab Saban vor, während er an die schwarz befiederten Pfeile dachte.

»Die Ausgestoßenen sind ziemlich unverfroren geworden«, bemerkte Galeth. Jetzt legte er Saban eine Hand auf den

Arm, senkte die Stimme: »Und die Leute fliehen.«
»Vor den Ausgestoßenen?«
»Vor Lengar!« Galeth beugte sich noch näher zu seinem Neffen. »Es gehen Gerüchte um, Saban, dass sich die Geister der Toten versammelt haben, um Lengar zu töten. Die Leute haben Angst!«
»Aber wir haben letzte Nacht keine Toten gesehen«, ließ Saban verlauten und ging ein paar Schritte weiter auf die Torpfeiler zu, die aus Cathallo gekommen waren. Er musste den Kopf in den Nacken legen, um zu den Spitzen dieser Blöcke hinaufzublicken, während die größten Steine der beiden neuen Kreise nicht viel größer als er selbst waren und die meisten ein ganzes Stück kleiner. »Was hat Camaban über den Tempel gesagt?«, fragte er Galeth.
»Er wollte, dass er in neuer Form gebaut wird«, berichtete Galeth kopfschüttelnd. »Ich weiß nicht, was er sonst noch wollte, aber er schien ganz und gar nicht erfreut zu sein - Lengar hat ihn angebrüllt, und sie haben sich heftig gestritten; dann sind Camaban und sein Gefährte fortgegangen.«
»Dies ist die Form, die der Tempel in Sarmennyn aufwies«, sagte Saban, während er noch immer auf die Steine starrte.
»Du bist enttäuscht?«, fragte Aurenna.
»Es ist nicht meine Enttäuschung, die zählt«, äußerte Saban ernst, »sondern das, was Slaol denkt.« Er blickte jetzt über den Tempel hinweg zu den südlichen Grabhügeln, die sich dicht an dicht auf der Kuppe der Erhebung drängten. Darunter lagen neue Grabhügel, ihre Kreideflanken weiß in der Sonne, und er nahm an, in einem dieser neueren Gräber ruhte sein Vater. »Wo ist Camaban jetzt?«, wollte er von Galeth wissen.
»Wir haben ihn den ganzen Sommer über nicht gesehen«, gab der alte Mann Auskunft.
»Er wollte, dass ich herkomme, um den Tempel fertig zu stellen«, erklärte Saban.

»Nein!«, erwiderte Galeth hitzig. »Du musst weg, Saban. Nimm deine Ehefrau und geh!« Er wandte sich an Aurenna. »Lass nicht zu, dass er hier bleibt! Ich bitte dich inständig darum!«

Aurenna lächelte. »Wir sollen aber in Ratharryn sein. Erek« - sie korrigierte sich - »Slaol will, dass wir hier sind.«

»Camaban hat darauf bestanden, dass wir herkommen«, fügte Saban hinzu.

»Aber Camaban ist nicht mehr da«, drängte Galeth. »Er ist schon seit vier Monden fort. Ihr solltet ihm folgen.«

»Wohin?«, fragte Saban. Er führte Aurenna um den Tempel herum, vorbei an dem niedrigen Wall, der außerhalb des Ringgrabens lag, bis er zu der Stelle kam, wo er an jenem weit zurückliegenden Tag nach seinen Mannbarkeitsprüfungen mit Derrewyn in dem hohen Gras gegessen hatte. Sie hatte eine Kette aus Gänseblümchen geflochten, wie er sich erinnerte, und plötzlich wurde er von einer tiefen Traurigkeit überwältigt - denn es schien, dass sie fünf Jahre hart gearbeitet hatten, und zwar für nichts und wieder nichts. Der Tempel war versetzt worden, aber Slaol würde niemals von diesen kleinen Steinen angezogen werden. Die meisten waren nur knapp so hoch wie ein Kind! Der Tempel sollte den Gott zur Erde zurückbringen - doch über dieses lächerliche Gebilde würde Slaols Blick so desinteressiert hinwegschweifen wie der Blick eines Habichts über eine Ameise. Kein Wunder, dachte Saban, dass Camaban sich davongemacht hatte, denn all ihre mühevolle Arbeit war umsonst gewesen. »Vielleicht sollten wir tatsächlich wieder nach Hause gehen«, sagte er zu Aurenna.

»Aber Camaban hat darauf bestanden, dass .«, begann sie.

»Camaban ist wieder gegangen!«, erwiderte Saban schroff. »Er ist fortgegangen, und wenn er nicht mehr hier ist, brauchen wir auch nicht zu bleiben. Wir werden nach Sarmennyn zurückkehren.« Die Musik von Sarmennyn war inzwischen auch seine Musik geworden, die Geschichten von

Sarmennyns Stämmen seine Geschichten, die Sprache von Sarmennyn seine Sprache - er verspürte keinerlei Verwandtschaft mehr mit diesem furchterfüllten Ort und seinem schäbigen Tempel. Er wandte sich ab und ging zu dem Sonnenstein, wo Kereval stand. »Mit deiner Erlaubnis«, sagte Saban zu dem Clanführer, »würde ich gerne mit dir nach Hause zurückkehren.«

»Ich wäre traurig, wenn du das nicht tätest«, bekannte Kereval lächelnd. Der Clanführer war jetzt weißhaarig und gebeugt; aber er hatte lange genug gelebt, um seine Abmachung erfüllt zu sehen - deshalb war er glücklich.

Scathel mischte sich ein: »Aber wir gehen nicht eher zurück, bis wir das Gold und die anderen Schätze wiederhaben.«

»Mein Bruder weiß das«, winkte Saban ab, und genau in dem Moment ließ ihn ein warnender Ausruf herumfahren; sechs Reiter waren zwischen den Grabhügeln im Süden aufgetaucht. Alle trugen Speere und die kurzen Bögen der Fremdländischen über den Schultern, und alle sechs waren Krieger aus Sarmennyn, die vor langer Zeit in Ratharryn einrückten, um Lengar dabei zu helfen, die Clanführerswürde an sich zu reißen. Ihr Anführer war Vakkal, dessen Gesicht noch immer die grauen Aschetätowierungen von Sarmennyn aufwies, auf dessen Armen jetzt jedoch die blauen Tätowierungen von Ratharryn prangten. Er war ein großer Mann mit einem harten, kantigen Gesicht und einem kurzen schwarzen Bart, der wie das Fell eines Dachses von einem weißen Streifen durchzogen war. Er trug ein Lederhemd, gepanzert mit Bronzestreifen, hatte ein Bronzeschwert an der Hüfte, und seine langen geflochtenen Haare waren mit Fuchsschwänzen geschmückt. Er saß ab, kam auf Kereval zu, dann kniete er in einer Geste der Ergebenheit vor dem Clanführer nieder.

»Lengar lässt euch grüßen«, sagte Vakkal.

»Er folgt euch?«, fragte Kereval.

»Morgen wird er eintreffen«, erwiderte Vakkal und trat dann zur Seite, als seine fünf fremdländischen Krieger kamen, um ihren Clanführer zu begrüßen. Saban sah, wie die Leute von Ratharryn den Kriegern Platz machten, sah, wie sie hastig zurückwichen, als ob es plötzlich Unglück brächte, sich in der Nähe eines Speerkämpfers aufzuhalten. Vakkal starrte Aurenna an, die, peinlich berührt von seinem anzüglichen Blick, zurücktrat, um sich neben Saban zu stellen. »Ich kenne dich nicht«, sagte Vakkal herausfordernd zu Saban.

»Wir sind uns schon einmal begegnet«, berichtigte Saban, »als du das erste Mal nach Ratharryn gekommen bist.«

Vakkal lächelte, obwohl seine Augen hart und kalt blieben. »Du bist Saban«, knurrte er, »Jegars Mörder.«

»Und mein Freund!«, warf Kereval ein.

»Wir sind alle Freunde«, behauptete Vakkal, sein Blick noch immer bohrend auf Saban geheftet.

»Bringt Lengar uns das Gold?«, verlangte Scathel zu wissen.

»Ja«, sagte Vakkal und wandte endlich den Blick von Saban ab. »Er bringt das Gold, und bis er kommt, bittet er nur darum, dass du und deine Männer seine verehrten Gäste sind.« Er drehte sich um und wies auf Ratharryn. »Lengar heißt euch willkommen in seinem Heim und lässt ein Festmahl vorbereiten.«

»Und wir sollen das Gold bekommen?«, wiederholte Kereval eifrig.

»Alles Gold«, versprach Vakkal mit einem aufrichtigen Lächeln. »Den ganzen Schatz.«

Voller Dankbarkeit fiel Kereval auf die Knie. Er hatte einen Tempel geschickt und war seinem Gott treu geblieben - jetzt würde sein Stamm endlich die Schätze zurückerhalten. »Morgen«, sagte er glücklich, »morgen werden wir unser Gold nehmen, und dann können wir uns gleich wieder verabschieden.«

Nach Hause, dachte Saban sehnsüchtig, nach Hause. Morgen. Morgen würde alles vorbei sein, und alle könnten heimkehren.

14. KAPITEL



Ratharryn war enorm gewachsen. Es gab inzwischen mehr als doppelt so viele Hütten wie zu dem Zeitpunkt, als Saban den Ort verlassen hatte; tatsächlich waren sie jetzt so zahlreich, dass sie mehr als die Hälfte der Fläche innerhalb des ringförmigen Schutzwalls einnahmen; auf dem höher gelegenen Gelände jenseits des Schutzwalls, in der Nähe des hölzernen Tempels für Slaol, bestand nun sogar eine ganz neue Siedlung. Am alarmierendsten empfand Saban es jedoch, dass man Lahannas Tempel durch ein großes, rundes, mit Reet gedecktes Gebäude ersetzt hatte. »Früher war es ein Tempel«, klagte Galeth, »jetzt ist es Lengars Festhalle.«

»Seine Festhalle?« Saban war schockiert. Es grenzte an Frevel, einen Tempel in eine Festhalle umzuwandeln.

»Derrewyn, die wieder in Cathallo lebt, verehrt Lahanna«, erklärte Galeth, »folglich hat Lengar entschieden, die Göttin zu beleidigen. Er hat den größten Teil der Tempelpfeiler herausgerissen, auf die übrigen ein Dach gesetzt, und jetzt hält er dort seine Gelage ab.« Galeth hatte Saban durch den Eingang der riesigen Hütte in ein höhlenartiges Inneres geführt, das sogar noch größer und höher als Kerevals großes Versammlungsgebäude in Sarmennyn war. Ein Dutzend Pfeiler des Alten Tempels hatte man stehen gelassen, nur dass sie jetzt ein hohes reetgedecktes

Spitzdach trugen, das mittels eines Loches im First den Rauch entweichen ließ. Gleichwohl sah man dieses Lüftungsloch kaum, denn die Dachbalken waren mit einer Vielzahl von Speeren und rauchgeschwärzten Totenschädeln behängt. »Die erbeuteten Waffen und Köpfe seiner Feinde«, knurrte Galeth mit gedämpfter Stimme. »Mir gefällt dieser Ort nicht. Ganz und gar nicht.«

Saban verabscheute die Halle, und Lahanna, dachte er, würde sich sicherlich für die schändliche Entweihung ihres Tempels rächen. Die Festhalle war so groß, dass Kerevals sämtliche Männer - weit über hundert an der Zahl - auf dem mit Binsen und Farnkraut bestreuten Fußboden schlafen konnten; und alle aßen dort an diesem Abend, taten sich gütlich an Schweinefleisch, Forelle, Brot, Sauerampfer, Pilzen, Birnen und Brombeeren. Saban und Aurenna aßen in Galeth' Hütte, wo ihr Gastgeber ihnen von Lengars zahllosen Gräueltaten berichtete. Sie hörten Geschichten von endlosen Raubzügen und bewaffneten Überfällen, von Massakern an Fremden, von der Bereicherung der Krieger und der Versklavung unzähliger Angehöriger benachbarter Stämme; dennoch hatte Cathallo die ganze Zeit über beharrlich Widerstand geleistet, berichtete Galeth. »Alle, die Ratharryn hassen«, sagte er, »unterstützen Cathallo.« So führten Cathallo und Ratharryn noch immer Krieg gegeneinander, obwohl es Ratharryn war, das die meisten und heftigsten Überfälle verübte. In Ratharryn konnte jetzt kein Junge mehr zum Mann werden, bis er einen erbeuteten Kopf mit zurückgebracht hatte, um ihn der Sammlung von Totenschädeln in Lengars Hütte hinzuzufügen. »Es genügt heutzutage nicht mehr, in den Wäldern zu überleben«, ergänzte Galeth, »sondern ein Junge muss auch seinen Mut im Kampf unter Beweis stellen, und wenn er als Feigling betrachtet wird, dann muss er ein ganzes Jahr lang Frauenkleider tragen. Er muss sich hinhocken, um zu pissen, und mit den Sklavinnen Wasser holen gehen. Sogar seine

eigene Mutter verachtet ihn!« Er schüttelte den Kopf und schnalzte missbilligend mit der Zunge.

»Trotzdem baut Lengar den Tempel?«, fragte Aurenna, verwirrt darüber, dass ein Mann, der so sehr den Krieg liebte, einen Tempel errichtete, der eine Zeit des Friedens und des Glücks bringen sollte.

»Es ist ein Kriegstempel!«, verkündete Galeth. »Lengar behauptet, Kenn und Slaol sind ein und derselbe Gott.«

»Kenn?«, fragte Aurenna.

»Der Gott des Krieges«, erklärte Saban.

»Slaol ist Kenn, und Kenn ist Slaol«, erläuterte Galeth angewidert. »Aber Lengar sagt auch, dass ein großer Clanführer und Kriegsherr einen großen Tempel haben muss, und er brüstet sich gerne damit, einen kompletten Tempel gestohlen zu haben, einfach so vom anderen Ende der Welt.«

»Gestohlen?«, erkundigte Aurenna sich stirnrunzelnd. »Er tauscht ihn doch gegen Gold ein!«

»Er baut den Tempel zu seinem eigenen Ruhm«, klagte Galeth, »obwohl es Gerüchte gibt, dass der Tempel niemals fertig werden wird.«

»Was für Gerüchte?«, wollte Saban wissen.

Der alte Mann wiegte sich vor und zurück. Das Feuer beleuchtete sein abgezehrtes Gesicht und warf seinen Schatten an die Unterseite des reetgedeckten Daches. »Es hat böse Omen gegeben«, erklärte er leise. »Es sind mehr Ausgestoßene als je zuvor in den Wäldern, und sie werden immer unverfrorener. Lengar ist mit seinen gesamten Speerkämpfern ausgezogen, um sie zu bekämpfen; doch alles, was sie gefunden haben, waren Leichen, die von den Bäumen herabbaumelten. Es heißt, die Ausgestoßenen werden von einem toten Clanführer angeführt, und keiner unserer Speerkämpfer wagt es jetzt noch, sie herauszufordern - es sei denn, ein Priester begleitet sie, der Zauberformeln spricht und die bösen Geister bannt.« Galeth' Ehefrau, Lidda, die mittlerweile krumm und zahnlos

war, schrie laut auf und tastete unter ihrer Pelzdecke herum, um ihre Lenden zu berühren. »Kerngesunde Kinder sind gestorben«, fuhr Galeth fort, »und in Arryns und Mais Tempel schlug ein Blitz ein. Einer der Pfeiler ist vollkommen verkohlt und zersplittert!«

Lidda seufzte. »Man hat Leichen hinter dem Himmelstempel wandeln sehen«, stöhnte sie, »und sie haben keine Schatten geworfen.«

»Es ist also kein Himmelstempel mehr«, sagte Saban bitter. Der Eindruck luftiger, schwereloser Leichtheit, den die ersten Steine vermittelt hatten, war durch Sarmennyns vierschrötig wirkenden Steinkreis zerstört worden. Es handelte sich nicht einmal mehr um einen Schattentempel, sondern um etwas Verkümmertes und Unzulängliches.

»In den Wäldern wurde eine Esche gefällt, und sie schrie wie ein Kind!«, berichtete Galeth. »Obwohl ich es nicht selbst gehört habe«, fügte er hinzu. »Äxte sind stumpf, bevor sie benutzt werden.«

»Der aufgehende Mond war so rot wie Blut«, ergänzte Lidda die Liste von Klagen, »und ein Dachs hat einen Hund getötet. Ein Kind wurde mit sechs Fingern geboren.«

»Einige sagen« - Galeth senkte die Stimme und blickte Aurenna misstrauisch an - »dass der fremdländische Tempel Unglück gebracht hat. Und als Camaban im Frühling hierher kam, riet er, den Tempel umzubauen, weil alles falsch stände.«

»Und Lengar war dagegen?«, fragte Saban.

»Lengar hält Camaban für verrückt«, erwiderte Galeth, »und glaubt, Slaols Feinde würden versuchen, die Fertigstellung des Tempels zu verhindern. Er hat Camaban als einen Feind Slaols bezeichnet! Deshalb ist Camaban fortgegangen.«

»Und die Priester?«, fragte Saban. »Was sagen die Priester?«

»Sie sagen gar nichts. Sie fürchten Lengar. Er hat einen von ihnen getötet!«

»Einen Priester?«, fragte Saban empört.

»Der wollte ihn davon abhalten, Lahannas Tempel zu entweihen und in eine Halle zu verwandeln - also hat Lengar ihn getötet.«

»Und Neel?«, fragte Saban. »Was hat er getan?«

»Neel!« Bei der Erwähnung des Hohepriesters spuckte Galeth nur verächtlich aus, »... ist nichts weiter als ein Hund an Lengars Fersen!« Er wandte sich an Aurenna. »Du musst hier weg, Aurenna, bevor Lengar zurückkehrt.«

»Lengar wird mich nicht anfassen«, meinte Aurenna in der Sprache von Ratharryn, die sie von Saban gelernt hatte.

»Wir sind mit Kriegern aus Sarmennyn hier«, erklärte Saban, »und sie werden sie beschützen.« Er berührte das Nussschalenamulett unter seinem Gewand.

Galeth schien diese Behauptung mit Skepsis aufzunehmen. »Als mein Bruder noch Clanführer war«, erzählte er Aurenna, »waren wir glücklich.«

»Ja, das stimmt«, bekräftigte Lidda.

»Wir haben in Frieden gelebt«, sagte Galeth, »oder haben es zumindest versucht. Natürlich hat es Hunger gegeben, in manchen Zeiten herrscht leider Hunger; aber mein Bruder wusste, wie man Nahrung einteilt. Doch seit Lengar Clanführer ist, hat sich alles geändert. Alles ist anders geworden.«

Am nächsten Morgen, bei wolkenlosem Himmel und warmem Sonnenschein, beförderten hundert Männer den Mutterstein ans Ufer und hievten ihn auf einen Schlitten, vor den sechzehn Ochsen gespannt wurden.

Die Tiere zogen den Stein vom Ufer fort, während Galeth Saban und Aurenna zum Himmelstempel führte, um zu erfahren, welchen Platz sie sich für den Stein wünschten. Es war Aurenna, die entschied, dass der Mutterstein für sich allein innerhalb des Doppelkreises stehen sollte, gegenüber dem von Decksteinen überspannten Torweg der Sonne. Auf diese Weise, sagte sie, würde die aufgehende Sonne am Tag der Sommersonnenwende den Mutterstein berühren und ihn

so zu einem Symbol der Vereinigung von Sonne und Erde machen. Es war niemand da, der diesen Einfall anfocht, deshalb wies Galeth ein Dutzend Männer an, ein Loch an der Stelle auszuheben, die Aurenna bezeichnet hatte.

Galeth schaute zu, wie die Grassoden abgehoben wurden und die Geweihstöcke die kreidehaltige Erdschicht darunter aufhackten. »Ich kann nicht mehr graben«, erklärte er Saban. »Meine Gelenke schmerzen. Ich kann jetzt nicht mal mehr eine Axt schwingen.«

»Du hast ja auch hart genug gearbeitet«, tröstete Saban ihn.

»Wenn jemand nicht mehr arbeiten kann, sollte er auch nicht mehr essen, wie?«, sagte Galeth, dann wandte er sich ab, um zu beobachten, wie die Ochsen den Mutterstein zogen, der so lang war, dass er über beide Enden des Schlittens hinausragte. Drei der kleineren Steine folgten, diese wurden von Männern vorwärts bewegt. »Alles Sklaven«, klärte Galeth Saban auf. »Unsere Speerkämpfer sind ständig auf der Jagd nach Sklaven und Nahrung. Wir handeln jetzt mit Sklaven, und der Handel macht Lengar reich.«

Im Süden ertönte ein Hornsignal. Es war ein dröhnender, schwingender Ton, der die warme Herbstluft erzittern ließ. Saban blickte Galeth fragend an; der nickte müde. »Dein Bruder!«

Saban überquerte die beiden Tempelwälle und den Graben und stellte sich neben Aurenna. Er schlang einen Arm um sie und legte seine andere Hand auf die Schulter seines Sohnes. Wieder ertönte das Hornsignal, dann herrschte lange Zeit Stille. Saban beobachtete den Hügel in der Nähe, auf dem sich die Gräber wie Buckel abzeichneten. Weiter dahinter, verschwommen durch die flimmernde Wärme, lag der baumbestandene dunkle Horizont.

Sie warteten in angespanntem Schweigen, aber auf der Hügelkuppe zeigte sich nichts. Ein Windstoß hob Aurennas Haar und ließ das Gras wogen, sodass es für einen

Augenblick fahl erschien, dann wieder grünbraun. Lallic zappelte in den Armen ihrer Mutter, und Aurenna beruhigte das Kind. Die Männer, die die Grube für den Mutterstein aushoben, hatten ihre Geweihstöcke fallen gelassen und starrten angestrengt nach Süden. Selbst die Ochsen, die den Felsblock zogen, standen still, die Köpfe gesenkt, ihre Flanken blutig von den Stachelstöcken. Ein Habicht schwebte im Gleitflug über den geheiligten Pfad, während er seinen schwarzen Schatten als scharf umrissene Silhouette auf die Kreidewälle warf.

»Kommt ein böser Mann?«, fragte Leir seinen Vater ängstlich.

Saban lächelte. »Es ist dein Onkel!« Liebevoll zerzauste er seinem Sohn das Haar. »Du musst ihn mit Respekt behandeln.«

Das Ochsenhorn ertönte abermals, diesmal sehr viel lauter und näher, und Leir, erschrocken über das dröhnende Schmettern, zuckte unter Sabans Hand zusammen, obwohl auf dem Hügelkamm noch immer nichts zu sehen war. Dann schmetterte das Ochsenhorn zum vierten Mal, und ein Vorbote erschien auf der Kuppe eines der Grabhügel. Er trug eine lange Stange, von der eine Fahne aus Fuchsruten und Wolfsschwänzen herabhing. Der Fahnenträger war in einen Umhang aus Wolfsfell gehüllt, und die Maske des Wolfes thronte wie ein zweites Gesicht auf seinem Kopf. Er stand hoch aufgerichtet da, eine finstere Gestalt vor dem sonnigen Himmel, und schwenkte die Fahne - einen Herzschlag später füllte sich die gesamte Hügelkuppe mit Kriegern.

Sie waren in einer langen Gefechtslinie aufmarschiert, und wenn sie Eindruck machen wollten, so gelang ihnen das ganz zweifellos. Im einen Moment war der Hügelkamm noch menschenleer, im nächsten wimmelte es dort oben von Speerkämpfern in solch einer Menge, dass Saban wusste, es handelte sich um die vereinte Streitmacht von Ratharryn und Drewenna. Ihre Speere bildeten eine gezackte Mauer, und ihr plötzliches Gebrüll erschreckte Lallic. Es war eine

Furcht einflößende Machtdemonstration, nur dass sich diese Streitmacht nicht einem Feind präsentierte, sondern Lengars eigenem Heimatort. Lengar war selbstverständlich klar, dass auch Cathallo von dieser Horde erfahren würde, alle sollten seine Macht fürchten!

Lengar selbst, groß und stattlich in einen Umhang gehüllt, einen Speer in der Hand und ein Schwert im Gürtel, erschien in der Mitte seiner Streitmacht. Ein Dutzend Männer, seine Heerführer, umringten ihn, und neben ihm stand - klein und gedrungen wirkend - Kellan, Clanführer von Drewenna und Lengars Lakai. Lengar stand einen Moment lang reglos da, dann winkte er seine Eskorte vorwärts. »Wie werden sie nur alle verköstigt?«, wunderte sich Aurenna laut.

»Im Sommer ist das nicht weiter schwierig«, erklärte Saban. »Es gibt reichlich Wild und Schweine. Mehr Schweine, als du dir vorstellen kannst. Es ist ein fruchtbares, ergiebiges Land. Und im Winter«, fügte er hinzu, »plündert man die Herden seiner Nachbarn.«

Lengar erblickte Saban und marschierte auf ihn zu. Der Clanführer von Ratharryn trug sein langes Lederhemd, das mit Bronzestreifen benäht war; um seine Schultern lag ein wollener Umhang, und in der Hand hielt er einen massiven Speer mit einer polierten Bronzeklinge. Streifen von Fuchsfell hingen von dem Speerschaft herab, und weitere Fellstreifen waren um sein Arme und Beine gewickelt. Adlerfedern schmückten sein Haar, das eingeölt worden war, sodass es glatt an seinem Kopf klebte; dies erinnerte Saban wieder an jenen lang zurückliegenden Tag, als der Fremde gestorben war und Lengar ihn - Saban - bis zur Siedlung verfolgt hatte. Die eintätowierten Male, jedes ein Symbol für einen getöteten Feind, reichten jetzt bis zu Lengars Handrücken und Fingern hinunter, während die tätowierten Hörner neben seinen Augen seinem Gesicht eine bösartige Macht und Schärfe verliehen. Saban spürte, wie Leir unwillkürlich erzitterte, und er tätschelte dem Jungen beruhigend den Kopf.

Lengar blieb ein paar Schritte von Saban entfernt stehen. Einen oder zwei Augenblicke lang starrte er Saban schweigend an, dann sagte er spöttisch: »Mein kleiner Bruder! Ich dachte schon, du würdest es niemals wagen, nach Hause zu kommen.«

»Warum sollte sich ein Mann davor fürchten, heimzukehren?«, fragte Saban.

Aber Lengar hörte ihm überhaupt nicht zu. Er starrte Aurenna an. Sie war noch immer so groß und schlank und anmutig wie an dem Tag, als Saban ihr das erste Mal begegnet war - nach wie vor eine sehr anziehende Frau, die Clanführere über das Meer hätte locken können. Sie begegnete Lengars Blick ruhig und gelassen, während Lengar ehrlich erstaunt aussah, als traute er seinen Augen nicht. Er fuhr fort, Aurenna anzustarren, ließ seinen Blick von ihrem Kopf bis zu ihren Zehenspitzen wandern und dann wieder hinauf. »Ist das Aurenna?«, fragte er.

»Meine Ehefrau«, bestätigte Saban, den Arm noch immer um ihre Schultern gelegt.

»Dann hat Gundur also die Wahrheit gesagt«, sagte Lengar leise.

»Worüber?«, wollte Saban wissen.

Lengar starrte Aurenna noch immer an. »Über deine Frau natürlich«, gab er schroff von sich. Seine Heerführer standen wie angeleinte Hunde hinter ihm, allesamt große, kräftige Männer mit langen Speeren, langen Umhängen, langem geflochtenem Haar und langen Bärten - auch sie starrten hungrig auf die große, hellhaarige Frau aus Sarmennyn. Schließlich zwang Lengar sich, den Blick von Aurenna abzuwenden. »Dein Sohn?«, fragte er Saban, während er mit einer Kopfbewegung auf Leir wies.

»Er heißt Leir, Sohn von Saban, Sohn von Hengall.«

»Und dieses Kind ist eine Tochter?« Lengar betrachtete Lallic, die in Aurennas Armen lag.

»Sie heißt Lallic«, erklärte Saban.

Lengar lächelte spöttisch. »Nur ein Sohn, Saban? Ich habe sieben!« Er richtete das Wort wieder an Aurenna. »Ich könnte dir viele Söhne schenken.«

»Ich bin mit dem Sohn deines Bruders vollauf zufrieden«, antwortete Aurenna.

»Dem Sohn meines Halbbruders«, erwiderte Lengar verächtlich, »und wenn der Junge sterben würde, wäre dein Leben vergeblich gewesen«, fügte er, zu Saban gewandt, hinzu. »Was nützt dir eine Frau, die nur einen einzigen Sohn wirft? Würdest du eine Sau behalten, die nur ein Ferkel geworfen hat? Und es kommt nur zu häufig vor, dass Söhne sterben.« Er starrte wieder Aurenna an, schien tatsächlich unfähig, irgendwo anders hinzuschauen. Abermals musterte er sie von Kopf bis Fuß, ohne sich die Mühe zu machen, sein Verlangen zu verbergen. »Weißt du noch, Saban«, fragte er, den Blick unentwegt auf Aurenna geheftet, »wie unser Vater uns immer geraten hat, Mädchen mit breiten Hinterteilen zu heiraten? Frauen sind genau wie Kühe, pflegte er zu sagen. Dennoch hast du diese Frau ausgewählt. Vielleicht würdest du mehr Söhne haben, wenn du dich an Hengalls Rat gehalten hättest?«

»Ich werde mir keine andere Ehefrau nehmen«, äußerte Saban steif.

»Du wirst tun, was man dir sagt, Bruder«, erklärte Lengar, »nun, wo du in Ratharryn bist.« Er wandte sich um und zeigte mit seinem Speer auf einen neuen Grabhügel auf dem niedrigen Hügelkamm. »Das dort ist Jegars Grabhügel. Du glaubst, ich hätte ihn vergessen?«

»Ein Mann sollte seine Freunde in Erinnerung behalten«, erwiderte Saban.

Der Speer wies jetzt auf Saban. »Du schuldest Jegars Familie eine Entschädigung für seinen Tod. Der Preis wird viele Ochsen, viele Schweine betragen. Ich habe es ihnen versprochen.«

»Und du hältst deine Versprechen?«, hakte Saban nach.

»Du wirst dieses Versprechen halten«, drohte Lengar, »sonst werde ich dir etwas wegnehmen, Bruder, etwas sehr Wertvolles.« Er blickte auf Aurenna und lächelte gezwungen. »Aber wir wollen uns nicht streiten. Dies ist ein glücklicher Tag! Du bist nach Hause zurückgekehrt, und du hast die letzten Steine gebracht - der Tempel wird bald fertig sein!«

»Und du wirst unserem Stamm die Schätze zurückgeben«, warf Aurenna ein.

Lengar verzog das Gesicht. Er konnte es gar nicht leiden, wenn ihm eine Frau sagte, was er zu tun hatte; aber er nickte zustimmend. »Ich werde euch die Schätze aushändigen«, meinte er kurz angebunden. »Ist Kereval hier?«

»Ja - in der Siedlung«, informierte Saban ihn.

»Dann sollten wir ihn nicht warten lassen. Kommt!« Lengar streckte die Hand nach Aurenna aus, aber sie weigerte sich, von Sabans Seite zu weichen, und Lengar tat so, als hätte er es nicht bemerkt.

Die Speerkämpfer strömten an Saban und Aurenna vorbei. »Ich glaube, wir sollten jetzt gehen«, sagte Saban. »Wir sollten einfach kehrtmachen und Ratharryn verlassen.«

Aurenna schüttelte den Kopf. »Wir sollen hier in Ratharryn bleiben«, beharrte sie.

»Nur weil Camaban uns befohlen hat, nach Ratharryn zu kommen!«, protestierte Saban. »Und er ist fortgegangen ... ist geflohen! Wir sollten ihm besser folgen.«

»Erek, Slaol, hat uns befohlen, hierher zu kommen. Ganz gleich, ob mit oder ohne Camaban, dies ist der Ort, wo ich hingehöre.« Sie wandte sich ab, um auf die kümmerlichen Steine des unfertigen Tempels zu blicken. »Slaol spricht in

meinen Träumen immer deutlicher zu mir«, flüsterte sie, »er will, dass ich hier bin. Das ist der Grund, warum er mein Leben verschont hat - um mich hierher zu führen.« Saban wollte widersprechen, aber es war hoffnungslos, gegen einen Gott zu kämpfen. In seinen Träumen sprachen die Götter nicht mit ihm. Aurenna drehte sich um und beobachtete stirnrunzelnd die Scharen von Speerkämpfern, die zu der Siedlung marschierten. »Warum braucht dein Bruder so viele Krieger?«, fragte sie.

»Weil er Cathallo angreifen will«, erklärte Saban.

»Wir sind gerade rechtzeitig eingetroffen, um einen Krieg mitzuerleben.«

Sie wanderten zu der Siedlung zurück. Kleine Jungen trieben Schweine aus den Wäldern zu einem kleinen Stück Land in der Nähe von Slaols altem Tempel, wo die Tiere geschlachtet wurden. Frauen und Kinder schnitten das Fleisch von den Knochen, während Hunde um sie herumstrichen, in der Hoffnung, ein paar Innereien oder Fleischabfälle zu ergattern; aber die Reste wurden in Mörsern zerstampft, mit Gerste vermischt und dann in die Schweinedärme gestopft, die später in heißer Asche gebraten werden würden. Das schrille Quieken der sterbenden Tiere riss nicht ab, und das widerwärtig riechende Blut rann in hellroten Bächen den Abhang hinunter, wo die hungrigen Hunde es gierig aufleckten. Im Inneren der Siedlung war der Gestank noch schlimmer, denn dort kochten Frauen Töpfe voll von dem klebrigen Gift, mit dem die Krieger ihre Speere für den Angriff auf Cathallo präparieren sollten. Andere Frauen trafen Vorbereitungen für das abendliche Festmahl. Schwäne wurden gerupft, Schweinefleisch geröstet und Getreide zwischen Mahlsteinen zerkleinert. Die Gerbergruben, gefüllt mit Tierkot und Harn, trugen noch zu dem unerträglichen Gestank bei. Männer befestigten Pfeilspitzen an Schäften und bearbeiteten Speerklingen mit Hämmern, um die Schneiden zu schärfen.

Aurenna ging zu Galeth' Hütte, um die Kinder zu versorgen, während Saban auf der Suche nach alten Freunden durch die Siedlung streifte. Bei Arryns und Mais Tempel, wo er den vom Blitz getroffenen Pfeiler bestaunte, der zersplittert und verkohlt war, traf er Geil, die älteste Witwe seines Vaters, die gerade einen Strauß Weidenröschen am Tempeleingang niederlegte; sie umarmte Saban und brach dann in Tränen aus. »Du hättest nicht zurückkehren sollen«, schluchzte sie, »denn Lengar tötet jeden, den er nicht leiden kann.«

»Es hat sich gelohnt, zurückzukehren«, entgegnete Saban, »nur um dich wiederzusehen.«

»Ich werde den nächsten Winter nicht mehr überleben«, sagte die alte Frau, während sie sich die Tränen mit den Enden ihrer weißen Haarsträhnen abwischte. Sie starrte auf die Blumen, die sie neben die Eingangspfeiler gelegt hatte. »Und alle unsere Söhne sterben«, fügte sie voll Trauer hinzu, dann schniefte sie und hinkte zu ihrer Hütte.

Saban ging in den Tempel und lehnte die Stirn gegen einen Pfeiler, den er und Galeth vor vielen Jahren aufgestellt hatten. Er war damals sah einmal ein Mann gewesen. Er schloss die Augen und sah plötzlich ein Bild von Derrewyn, wie sie nackt aus dem Fluss watete, ihr langes schwarzes Haar tropfnass. Hatte Mai, die Flussgöttin, diese Vision gesandt? Und was bedeutete sie? Er betete zu Mai, dass sie seine Familie beschützen möge, und klopfte dann gegen den Pfeiler, um die Aufmerksamkeit der Göttin auf sein Gebet zu lenken, als ihn plötzlich ein lauter Ausruf herumfahren ließ. »Saban!« Es war Lengars herrische Stimme. »Saban!«

Lengar stolzierte zwischen den Hütten hindurch, begleitet von zwei Speerkämpfern, die offensichtlich seine Leibwächter waren. »Saban!«, rief Lengar abermals, dann sah er seinen Bruder in dem Tempel und eilte auf ihn zu. Die Leute in der Nähe wichen zur Seite, um ihm Platz zu machen.

Lengar war in Rage, seine rechte Hand an dem hölzernen Heft des Bronzeschwertes an seiner Hüfte. »Warum hast du mir verheimlicht, dass letzte Nacht einer der Steine gestohlen wurde?«

Saban zuckte die Achseln. »Gestohlen von Männern mit schwarz befiederten Pfeilen«, erklärte er. »Warum sollte ich dir etwas melden, was du schon weißt?«

Lengar schien entgeistert. »Willst du damit etwa sagen .«

»Du weißt genau Bescheid«, unterbrach Saban ihn.

Lengar brüllte ihn nieder. »Ich habe ein Abkommen mit Sarmennyn!«, schrie er. »Und dieses Abkommen hatte zum Inhalt, dass sie mir einen Tempel bringen sollten. Und zwar einen vollständigen - nicht nur einen Teil davon!«

»Es waren deine Männer, die den Stein gestohlen haben«, verteidigte Saban sich.

»Meine Männer!«, höhnte Lengar. »Meine Männer haben überhaupt nichts getan! Du hast den Stein verloren!« Er versetzte Saban einen Fausthieb vor die Brust. »Du hast ihn verloren, Saban!«

Die beiden Speerkämpfer beobachteten Saban misstrauisch, für den Fall, dass er mit einem eigenen Wutanfall auf den Zornausbruch seines Bruders reagieren würde; aber Saban schüttelte nur müde den Kopf. »Du glaubst, du bist betrogen worden, weil ein Stein fehlt?«, fragte er. »Ein einziger Stein von so vielen?«

»Wenn ich dir deinen Schwanz abhacke, Bruder, wirst du ihn dann vermissen? Dennoch ist es nur ein winziges, kümmerliches Stück Fleisch«, fauchte Lengar. »Sag mir, als diese Männer euch mit ihren schwarz befiederten Pfeilen beschossen haben, habt ihr da einen von ihnen getötet? Habt ihr einen Gefangenen gemacht?«

»Nein.«

»Woher weißt du dann, wer sie waren?«

»Ich weiß es nicht«, gestand Saban, aber es benutzten eben nur Ratharryns Krieger schwarz befiederte Pfeile. Die Krieger von Cathallo mischten ihre rabenschwarzen Federn

mit den blauen von Eichelhähern, während die Krieger von Drewenna ihre Pfeile mit einer Mischung aus schwarzen und weißen Federn versahen.

»Du weißt es nicht«, höhnte Lengar, »weil du nicht gegen sie gekämpft hast, stimmt's?« Er hob den Saum von Sabans Gewand hoch. »Nur zwei Tätowierungen, Saban? Immer noch ein Feigling?«

»Eine Tätowierung ist für Jegar«, erwiderte Saban trotzig, »und er hat mich nicht als Feigling erlebt.«

Aber Lengar biss nicht an. Stattdessen hatte er die Nussschale an ihrer Lederschnur entdeckt, und bevor Saban ihn davon abhalten konnte, hatte er den Talisman unter dem Hemd hervorgezogen. »Cathallo verpackt seine Zaubermittel in Haselnussschalen«, sagte er mit gefährlich sanfter Stimme. Er hob den Blick, um Saban in die Augen zu starren. »Was ist das für ein Zauberding?«

»Er enthält ein Leben.«

»Wessen?«

»Es ist der Knochen von jemandes Knochen«, gab Saban Auskunft, »und Fleisch von seinem Fleische.«

Lengar hielt einen Moment inne, während er sich diese Antwort durch den Kopf gehen ließ; dann zog er mit einem harten Ruck an der Lederschnur, um Saban vorwärts zu zerren, wobei jedoch die Nuss von der Schnur abriss. »Ich habe gefragt, wessen Leben es ist?«

»Deines, Bruder«, sagte Saban.

Lengar lächelte wölfisch. »Hast du dir etwa eingebildet, kleiner Bruder, dass diese Nussschale deine Frau beschützen würde?«

»Slaol wird Aurenna beschützen.«

»Aber dieser Talisman hier, kleiner Bruder«, zischte Lengar, während er Saban die Nuss vors Gesicht hielt, »ist nicht von Slaol. Er ist von Lahanna. Bist du zu Derrewyn zurückgekrochen?«

»Ich bin nicht zu ihr gekrochen«, erwiderte Saban. »Ich bin mit einem Geschenk zu ihr gegangen.«

»Ein Geschenk für meine Feindin?«

»Ich habe ihr Jegars Kopf gebracht«, bekannte Saban. Er wusste, es war äußerst gefährlich, Lengar herauszufordern, besonders da er keine Waffe bei sich hatte - aber er konnte einfach nicht anders.

Lengar trat zurück und brüllte nach Neel, dem Hohepriester. »Neel! Komm sofort her! Neel!«

Der Priester trat aus seiner Hütte. Er hinkte wegen des Pfeils, der seinen Schenkel durchbohrt hatte in jener Nacht, als Lengar Hengall tötete. Sein Haar war von getrocknetem Schlamm verkrustet, um seinen Hals lag eine Kette aus Knochen, und an seinem Gürtel hingen zahlreiche Beutel, in denen er Kräuter und Amulette aufbewahrte. Er verneigte sich vor Lengar, der ihm die Nussschale reichte. »Dies ist ein Talisman, um mich zu vernichten«, knurrte Lengar, »ein Zaubermittel, das Derrewyn fabriziert hat. Sag mir, woraus es besteht.«

Neel warf einen nervösen Blick auf Saban, dann holte er ein kleines Feuersteinmesser aus einem seiner Beutel und schnitt die Sehnen durch, die die Schalen zusammenhielten. Er zog die beiden Nusshälften auseinander, dann schnüffelte er an dem Inhalt. Er schnitt eine Grimasse angesichts des Gestanks, dann berührte er den winzigen Knochen mit einem Finger. »Es muss ein Knochen von Derrewyns Kind sein«, entschied er.

»Es war auch mein Kind«, begehrte Lengar auf.

»Sie hat es getötet«, erklärte Neel, »und seine Knochen und sein Fleisch benutzt, um dich mit einem Fluch zu belegen.«

»Ein Fluch von Lahanna?«

»Derrewyn würde keinen anderen Gott anrufen«, bestätigte Neel.

Lengar nahm ihm die Nussschalen aus der Hand und setzte die beiden Hälften sorgfältig wieder zusammen. »Wird es funktionieren?«, fragte er.

Neel zögerte. »Lahanna hat hier keine Macht .«

»Das versicherst du mir andauernd«, schimpfte Lengar. »Jetzt können wir deinen Glauben ja mal auf die Probe stellen.« Er blickte Saban an. »Um mich zu töten, kleiner Bruder, was solltest du da tun? Den Talisman zerquetschen?«

Saban schwieg. Lengar lachte. »Eines Tages werde ich dein Fleisch an die Schweine verfüttern und deinen Schädel als Pinkeltopf benutzen.« Seine Worte waren herausfordernd, aber seine Miene verriet Nervosität, als er die Nuss zwischen beide Handflächen nahm und langsam zuzudrücken begann. Er hielt einen Moment inne, fragte sich offensichtlich, ob es klug war, die Göttin herauszufordern; aber Lengar hatte Ratharryn nicht zu einem gefürchteten Gegner gemacht, indem er Vorsicht hatte walten lassen. Ein Mann musste Risiken eingehen, wenn er Macht und Ansehen erringen wollte, und Lengar war bereit, sein Leben zu verpfänden, wenn er damit sein Ziel erreichte - also drückte er abermals zu. Es erforderte mehr Kraft, als er erwartet hatte, aber schließlich gab die Schale nach, und der Talisman zerbrach. Er hielt die klebrigen Bruchstücke in Händen und wartete mit angehaltenem Atem. Nichts geschah.

Lachend quetschte er dann die Überreste des Talismans nochmals zusammen und drückte Neel die schmierigen Brocken in die Hand. »Wirf sie in das nächste Feuer«, befahl er und schaute zu, wie der Priester gehorsam zu dem Kochfeuer gegenüber ging und den Talisman in die Flammen warf. Das Feuer loderte ein wenig auf, es war ein leises Zischen von Fett zu hören, und Lengar lebte immer noch.

»Warum sollte ich auch nur einen einzigen Gedanken an Lahannas Fluch verschwenden?«, verlangte Lengar laut zu wissen. »Ich lebe in ihrem Tempel, und sie rührt sich nicht. Wir sind Slaols Volk! Kenns Volk!« Diese letzten Worte brüllte er förmlich, sodass die Leute ihn nervös anstarrten, als er sich die Hände abwischte. »Da hast du Derrewyns

Fluch«, sagte er verächtlich zu Saban. »Oder bin ich etwa tot?«

Neel lachte über diesen Scherz. »Ganz im Gegenteil!«, krähte der Hohepriester.

Lengar klopfte auf seinen Bauch. »Ich scheine ziemlich lebendig zu sein!«

»Und wie!« Der Priester kicherte abermals.

»Aber Derrewyn leidet Schmerzen, ja?«, fragte Lengar den Priester.

»O Ja!« Neel nickte. »Ja! Sie leidet Schmerzen!« Er krümmte und wand sich, um den Schmerz zu veranschaulichen, der Derrewyn quälen würde. »Schreckliche sogar!«

»Und Saban ist enttäuscht«, schnaubte Lengar verächtlich; dann bedachte er seinen Bruder mit einem derart eisigen, vernichtenden Blick, dass Saban befürchtete, jeden Moment von Lengars Schwert durchbohrt zu werden. Zu seiner Überraschung lächelte Lengar gleich darauf jedoch nur. »Ich werde dir ein Angebot unterbreiten, kleiner Bruder. Zwar habe ich guten Grund, dich zu töten, aber was ist es für ein Verdienst, einen Feigling zu töten? Deshalb kannst du wieder nach Sarmennyn zurückkriechen — aber wenn du dich jemals wieder blicken lässt, werde ich dir den Kopf abschlagen.«

»Nichts wäre mir lieber, als für immer in Sarmennyn zu sein«, erwiderte Saban.

»Aber du wirst ohne deine Ehefrau gehen«, fuhr Lengar fort. »Und damit du auf deine Kosten kommst, Bruder, werde ich sie dir abkaufen. Ihr Preis ist der Preis von Jegars Leben.«

»Aurenna ist nicht zu verkaufen«, brauste Saban auf, »und ihre Leute sind Sarmennyns Leute. Glaubst du allen Ernstes, sie werden sie dir überlassen, damit du deine Begierde befriedigst?«

Lengar lachte höhnisch. »Ich glaube, kleiner Bruder, dass deine Ehefrau heute Abend mir gehören wird und dass du sie bringen wirst.« Er stieß Saban mit einem Finger an. »Hast

du gehört? Du wirst sie zu mir geleiten. Anscheinend vergisst du, Saban, dass dies hier Ratharryn ist, wo ich herrsche und wo die Götter mich lieben.« Er wandte sich halb ab, dann drehte er sich lächelnd um. »Oder möchtest du Clanführer werden? Du brauchst nichts weiter zu tun, als mich zu durchbohren.« Nach einem flüchtigen Moment des Wartens, ob Saban ihn angreifen würde, streckte er die Hand aus und tätschelte Saban die Wange, bevor er mit seinen grinsenden Speerkämpfern davonstampfte.

Und Saban stürzte los auf der Suche nach Aurenna; er war zutiefst erleichtert, sie sicher und wohlbehalten vorzufinden. »Wir müssen fliehen«, drängte er sie, aber Aurenna spottete über seine Panik.

»Es ist meine Pflicht, zu bleiben«, sagte sie. »Erek will, dass ich hier bin. Wir haben etwas Großes zu vollbringen!«

Der Nussschalentalisman hatte versagt, Aurenna war in ihren Traum von dem Sonnengott versunken, und Saban saß in der Falle.

An diesem Abend gab Lengar ein üppiges Festmahl für die Männer aus Sarmennyn. Es bestand aus Austern, Schwanenkeulen, Forelle, Schweinefleisch und Wild. Seine Sklavinnen servierten es in der Festhalle, und Lengar versorgte seine Gäste großzügig mit hochprozentigem, berauschendem Honigwein.

Lengars Männer sowie die Krieger aus Drewenna feierten draußen, weil für so viele nicht genug Platz in der Festhalle war. Außerdem bereiteten sich die Männer draußen auf die Schlacht gegen Cathallo vor und hatten sich deshalb zuerst in Slaols altem Tempel versammelt, wo sie eine Färse opferten und sich auf das bevorstehende Blutbad einstimmten; dann erhoben sie ihre Krüge und tranken reichlich, denn sie glaubten, die feurige Flüssigkeit verliehe einem Mann Mut. Die Frauen versammelten sich in Arryns und Mais Tempel, wo sie für die Männer beteten.

Aurenna und Saban aßen mit Kereval und seinen Männern. Scathel beschwerte sich über Aurennas Anwesenheit und erklärte, eine Frau habe in einer Festhalle nichts zu suchen, aber Kereval beschwichtigte den nörgelnden Priester. »Sie ist eine von uns«, sagte er, »eine von uns, und es ist ja nur für diese Nacht. Außerdem«, fügte er hinzu, »ist Aurennas Schicksal eng mit der Rückkehr der Schätze verbunden, nicht wahr?«

Nach Einbruch der Dunkelheit betrat Lengar die Halle. Das höhlenartige Gebäude wurde von zwei großen Feuern erhellt, deren Rauch zu den Totenschädeln aufstieg, die rot im Schein der Flammen schimmerten. Dunkle Schleier kräuselten sich um die Schädel, bevor sie durch das Loch im Dachfirst entwichen. Das Essen war gut und reichlich gewesen, der Met stark, und Kerevals Männer befanden sich in heiterer Stimmung, als Lengar erschien, begleitet von sechs Speerkämpfern. Der Clanführer von Ratharryn war für die bevorstehende Schlacht gekleidet, mit schimmernden Bronzestreifen auf seinem Hemd und Adlerfedern an seinem Speer. Er schlug mit seinem Speerschaft gegen den Türpfosten der Hütte, um sich über den allgemeinen Lärm hinweg Gehör zu verschaffen.

»Männer von Sarmennyn!«, rief er in der Sprache der Fremdländischen. »Ihr seid wegen eures Goldes hierher gekommen! Wegen eurer Schätze! In deren Besitz ich bin!«

Beifälliges Gemurmel erhob sich. Lengar ließ den Applaus einen Moment lang andauern, dann lächelte er. »Aber ich habe mich nur bereit erklärt, die Schätze zurückzugeben, wenn ihr mir dafür einen Tempel bringen würdet.«

»Wir haben den Tempel gebracht!«, rief Scathel.

»Ihr habt mir den größten Teil davon gebracht«, klärte Lengar ihn auf, »aber ein Stein fehlt. Er scheint euch gestohlen worden zu sein.«

Das Gemurmel wurde jetzt ärgerlich, so ärgerlich, dass die Speerkämpfer hinter Lengar vortraten, um ihren Clanführer zu schützen - doch Lengar winkte sie zurück. »Wird der

Tempel noch Macht haben, wenn ein Stein fehlt?«, fragte Lengar. »Wenn wir die Leiche eines Feindes begraben, hacken wir eine Hand oder einen Fuß ab, damit sie unvollständig ist. Warum? Damit der Geist des Toten keine Macht mehr hat. Und jetzt ist mein Tempel unvollständig. Vielleicht wird Erek ihn gar nicht erkennen?«

»Oh, das wird er!«, behauptete Scathel beharrlich. Der hagere Priester hatte sich von seinem Platz erhoben und stand jetzt hoch aufgerichtet da, zitternd vor Zorn. »Er hat beobachtet, wie wir den Tempel versetzten! Erek hat unser Werk gesehen!«

»Aber vielleicht ist er wütend, weil ein Stein fehlt?«, gab Lengar zu bedenken, dann schüttelte er traurig den Kopf. »Ich habe gründlich über dieses Problem nachgedacht und mit meinen Priestern gesprochen; gemeinsam haben wir eine Lösung gefunden, die es euch gestatten wird, das Gold in euer Land zurückzubringen. Ist das nicht der Grund, weshalb ihr gekommen seid? Um das Gold wieder heimzuholen und dort glücklich zu sein?«

Er legte eine Pause ein. Scathel war vor Verwirrung verstimmt, deshalb stand Kereval auf. »Und wie sieht eure Lösung aus?«, fragte der Clanführer höflich.

Lengar lächelte. »Ich muss Erek zu seinem Tempel locken. Zu einem Tempel, der nicht vollständig ist. Und womit könnte man ihn besser zu uns locken als mit seiner Braut?« Er wies auf Aurenna. »Gebt mir diese Frau«, schlug er vor, »und ich werde euch euer Gold geben. Ich werde euch sogar noch mehr schenken! Ihr sollt noch reicher sein, als ihr früher gewesen seid, bevor euch das Gold gestohlen wurde — noch in dieser Nacht! Ich händige euch das Gold aus — aber nur, wenn mein Bruder mir seine Frau bringt.« Lächelnd richtete er seinen Speer auf Saban. »Du musst mir Aurenna überlassen.«

»Nein!«, schrie Saban. Jetzt wusste er, warum Lengar seine Männer ausgeschickt hatte, um den Stein zu stehlen; aber

niemand würde seinem — Sabans — Bericht Glauben schenken. »Nein!«, rief er abermals.

»Schick sie zu mir«, wandte sich Lengar erneut an Kereval, »und ich werde euch die Schätze bringen.« Damit machte er auf dem Absatz kehrt und ging wieder hinaus.

»Nein!«, schrie Saban zum dritten Mal.

»Doch!«, schrie Scathel noch lauter. »Doch! Warum sonst hat Erek sie im Meerestempel verschont? Keine Sonnenbraut ist jemals zurückgewiesen worden, nicht ein einziges Mal in der langen Geschichte unseres Stammes! Dieser Zurückweisung lag eine ganz bestimmte Absicht zu Grunde, und jetzt kennen wir diese Absicht.«

»Lengar will sie ja gar nicht für Erek«, brüllte Saban, »sondern für sich selbst!« Lewydd stand jetzt neben Saban und legte ebenfalls Protest ein, und einige von Lewydds Paddlern - die Männer, die fünf Jahre lang geschuftet hatten, um die Tempelsteine über Meer und Land zu befördern - hämmerten mit den Fäusten auf den linsenbestreuten Boden, um Saban zu unterstützen; aber die Krieger, die Männer, die gekommen waren, um die Schätze nach Hause zu begleiten, blickten weder Saban an noch Aurenna. Sie starrten nur schweigend vor sich hin.

Scathel spuckte wütend aus. »Fünf Jahre lang«, rief er aufgebracht, »haben wir uns zum Sklaven gemacht, um unser Gold zurückzubekommen. Im Schweiße unseres Angesichts haben wir geschuftet. Wir haben etwas vollbracht, von dem die meisten sagten, dass es unmöglich wäre, und jetzt sollen wir unserer Belohnung beraubt werden?« Sein knochiger Finger wollte Saban schier aufspießen. »Warum hat Erek ihr Leben verschont? Zu welchem Zweck hat er das getan, wenn nicht für diesen Tag?«

»Das ist eine gute Frage«, meinte Kereval ruhig.

»Es geht hier doch gar nicht um Erek, sondern um die Wollust meines Bruders!«, rief Saban zornig, aber sein

Protest wurde von den Kriegern niedergebrüllt. Für sie zählten nur die Schätze, sonst nichts.

Aurenna stand auf, ihre Tochter fest mit einem Arm an sich gedrückt. Sie berührte Sabans Hand. »Es spielt keine Rolle«, wisperte sie. »Sieh doch!« Sie blickte hinauf, wo der Rauch durch das Abzugsloch im Dach verschwand.

»Was meinst du?«, fragte Saban verwirrt. Aurenna schenkte ihm ein sanftes Lächeln. »Es ist Nacht«, sagte sie leise, »ein Fluch von Lahanna wirkt nur bei Sonnenlicht nicht, oder?« Sie wusste, dass Lengar Derrewyns Talisman zerstört hatte, und sie hatte eine Grimasse geschnitten beim Anhören der Geschichte. »Es wird böse für ihn ausgehen«, hatte sie gesagt, und auch jetzt versuchte sie, Saban zu beruhigen. »Er hat die Götter herausgefordert, und die Götter mögen es nicht, wenn man ihnen die Stirn bietet.«

»Schleppt sie raus!«, schrie Scathel, ungeduldig über die Verzögerung, und Kargan, der Anführer von Kerevals Speerkämpfern, machte seinen engsten Gefährten ein Zeichen.

»Lasst sie in Ruhe!«, befahl Kereval.

Aurenna blickte Saban noch immer in die Augen. »Alles wird gut werden«, sagte sie zuversichtlich, und dann ging sie mit Lallic in den Armen zur Tür der Hütte. Lewydd hob Leir hoch, als Saban hinter Aurenna hereilte, nach ihrem Arm griff und sie zurückzuhalten versuchte. Sie blickte ihn stirnrunzelnd an. »Du darfst mich jetzt nicht aufhalten«, bat sie und wich vor ihm zurück.

»Eher würde ich dich töten, als dich Lengar zu überlassen«, erwiderte Saban grimmig. Er hatte sich Derrewyns Schicksal niemals verziehen, und jetzt sollte er auch Aurenna einfach in das Bett seines Bruders ziehen lassen?

»Erek will, dass ich hier bin«, murmelte Aurenna.

»Erek will, dass du geschändet wirst?«, brüllte Saban.

»Ich vertraue Erek«, sagte Aurenna ruhig. »Ist nicht mein ganzes Leben sein Geschenk? Wie kann da irgendetwas

schlimm sein? Dein Bruder wird mich nicht schänden, weil Erek es nicht zulässt.«

Kereval trat näher, um die beiden abzufangen, aber dem Clanführer fiel keine andere Lösung ein. Er mochte sowohl Saban als auch Aurenna gern — doch sein Stamm hatte große Opfer gebracht, um das Gold zurückzubekommen, und jetzt mussten sie ein weiteres Opfer bringen. Er wollte sagen, dass es ihm Leid täte, aber die Worte kamen ihm einfach nicht über die Lippen; daher wandte er sich schweigend wieder ab. Scathel hat Recht, dachte der Clanführer. Aurenna hatte immer für Erek sterben sollen, und dadurch, dass sie dem Feuer im Meerestempel entronnen war, hatte sie Jahre des Lebens hinzugewonnen - also war vielleicht dieser Verlauf nicht so tragisch, wie er im ersten Moment erschien. Die Absicht des Sonnengottes war verborgen gewesen, sogar mysteriös, aber jetzt lag sie deutlich auf der Hand. Slaol kannte keine Gnade.

In der Festhalle herrschte Schweigen, als Aurenna den Ledervorhang an der Tür hochhob. Sie duckte sich unter ihm hindurch; Lewydd und Saban folgten ihr hinaus in die Nacht, um Lengar ein paar Schritte entfernt zu erblicken. Er war in Begleitung seiner mit Bronze behängten Krieger, die einen Ring um die Festhütte bildeten, Speere und Bögen kampfbereit in Händen. Einige hielten brennende Fackeln, um die mondlose Dunkelheit zu erhellen. Sie verhöhnten Saban laut, der zum Himmel hinaufblickte. »Es ist kein Mond da!«, sagte er beunruhigt.

»Alles wird gut werden«, beruhigte Aurenna ihn. »Ich weiß es. Erek hat mich nicht verlassen.«

»Bring sie zu mir!«, befahl Lengar.

Saban war unentschlossen, aber Aurenna zog ihn vorwärts und ging ruhig und gelassen auf Lengar zu, dessen Miene Triumph verriet.

»Ich habe dir ja gesagt, dass du sie bringen würdest, Saban«, rief er. »Was bist du doch für ein Schaf!« Er machte eine ruckartige Kopfbewegung, und vier seiner Männer

trieben Aurenna mit ihren Speeren von Saban weg. Sie schubsten sie in Lengars Richtung; andere Krieger, ihr Atem nach Schnaps stinkend, packten Lewydd und Saban und bugsierten sie unsanft durch die Kette von Kriegern. Saban blickte verzweifelt über seine Schulter zurück zu Aurenna, die zwischen zwei bewaffneten Wachen direkt hinter Lengar stand.

Dennoch ignorierte Lengar sie im Moment noch. Stattdessen starrte er auf die Festhalle und hob seinen Speer. »Jetzt!«, schrie er wie toll, »jetzt!« Einige der Krieger schleuderten ihre Fackeln auf das Dach der Festhalle, während andere ihre brennenden, mit Stroh umwickelten Stöcke unter die breiten Dachvorsprünge der Hütte rammten. Die Fackeln setzten das steile Reetdach im Handumdrehen in Brand, und die Flammen fraßen sich mit Übelkeit erregender Schnelligkeit am First aufwärts. Nach nur wenigen Augenblicken versuchten die ersten verängstigten Eingeschlossenen, dem Feuer zu entrinnen; doch sobald sie an der Hallentür erschienen, wurden sie von Pfeilen begrüßt, die sie mit brutaler Gewalt wieder zurücktrieben. Brennendes Reet stürzte in die Halle hinunter, die sich rasch mit stickigem Rauch füllte. Das Wetter war trocken gewesen, und die Halle fing so schnell Feuer wie ein gedörrter Bovist. Weitere Fackeln wurden auf das steile Dach geschleudert, jetzt ein Teppich aus Flammen und Dunkelheit; aber die Brandherde breiteten sich mit rasender Geschwindigkeit weiter aus, verschmolzen miteinander und loderten hell auf — gellend schrien die Menschen unter den aufgehängten Totenschädeln. Einige Männer versuchten in ihrer Verzweiflung, durch die Hüttenwände zu brechen, wurden jedoch sofort von Pfeilen durchbohrt. Einem Todesmutigen gelang es tatsächlich, sich aus dem brennenden Gebäude zu befreien; aber auch er wurde von einem halben Dutzend Pfeilen getroffen und dann mit einer Bronzeaxt niedergestreckt.

Aurenna beobachtete die Szene aus weit aufgerissenen Augen, während sie wie gelähmt vor Entsetzen dastand, eine Hand auf den Mund gepresst, ihre Tochter fest an sich gedrückt, damit Lallic das grauenvolle Gemetzel nicht sehen konnte. Die Wände der großen Halle brannten jetzt lichterloh. Das lange Haar eines toten Mannes, der in einem Spalt in der Wand eingeklemmt war, loderte plötzlich hell auf. Teile des Daches stürzten ein, spuckten einen Funkenregen in die Nacht. Totenschädel krachten herab, während brennendes Stroh zu den Sternen aufwirbelte. Lengars Krieger beobachteten das Inferno fasziniert. Unter den Zuschauern befanden sich auch einige von Kerevals Männern, diejenigen Krieger, die Vakkal nach Ratharryn gefolgt waren und die jetzt Ratharryns finsterem Clanführer ergeben waren - diese fremdländischen Krieger jubelten zusammen mit den anderen. Sie konnten durch die Lücken in den Wänden in das Innere der Hütte blicken, wo Menschen wie lebende Fackeln hilflos umhertaumelten, in Wirbel von Feuer eingehüllt. Ein Junge - einer der beiden, die das Boot des Muttersteins ausgeschöpft hatten - schrie um Hilfe. Saban konnte verkohltes Fleisch riechen. Das gellende, angsterfüllte Aufheulen verstummte nach und nach, obwohl hier und da noch immer eine dunkle Gestalt in dem Rauch und den Flammen zuckte - aber bald bewegte sich gar nichts mehr außer den zusammenbrechenden Dachbalken und den Wirbeln von Funken und Feuer und Rauch. Sekunden später stürzte das Ganze ein, ließ nur die zwölf Tempelpfeiler stehen. Flammen züngelten an den mächtigen Pfeilern empor. Ein rauchender Totenschädel rollte ins Gras. Lewydd hatte Leir auf die Füße gestellt und versuchte jetzt verzweifelt, sich aus den schraubstockartigen Griffen zweier Speerkämpfer zu befreien; aber plötzlich brach er zusammen, fiel auf die Knie und vergrub schluchzend das Gesicht in den Händen. Saban hockte sich neben ihn. »Es tut mir so Leid«, stammelte er und legte seinem Freund einen Arm und die Schultern,

während er mit dem anderen Arm Leir an sich drückte. »Lengar hatte niemals die Absicht, uns das Gold zurückzugeben«, wisperte er nun zu Lewydd. »Ich hätte es wissen müssen. Ich hätte es wissen müssen.«

»Leben die beiden etwa immer noch?«, ertönte plötzlich Lengars Stimme hinter Saban. »Erdrosselt sie! Nein, stoßt sie in die Flammen!«

Die Speerkämpfer griffen nach Saban und Lewydd. Im Westen war der Mond aufgegangen und stieg jetzt hinter den Bäumen auf dem höher gelegenen Gelände empor. Er war fast voll, riesig, flach und rot, wie geschwollen, gigantisch in dieser todbringenden Nacht; aber sein Licht wurde von den lodernden Flammen geschluckt. Dennoch nahm Saban in Lahannas Schein — dort, wo er über die dunklen Bäume hinwegstrahlte — plötzlich schemenhafte Gestalten oben auf dem Schutzwall wahr. Er sah, wie sich Schatten zwischen den weißen Totenschädeln bewegten, die die Siedlung vor den bösen Geistern schützten, und diese Schatten überquerten den Erdwall. Er drehte den Kopf nach Osten, während er sich erbittert gegen die Speerkämpfer wehrte, die ihn auf die Füße zu zerren versuchten; da oben sah er noch mehr gebückt schleichende Gestalten — aber niemand sonst in Ratharryn bemerkte die Schatten, weil sie alle in das Inferno starrten, wo über hundert Männer aus Sarmennyn im Rauch erstickt waren und jetzt unter einer Schicht von versengten Totenschädeln und lichterloh aufflammendem Reet verbrannten.

Die Speerkämpfer schafften es schließlich, Saban und Lewydd auf die Füße zu zerren, und genau in dem Moment schwirrten die ersten Pfeile durch die Nacht. Ein Mann in Sabans unmittelbarer Nähe stürzte zu Boden, einen dunklen Pfeilschaft in der Kehle. Saban rammte hart die Ellenbogen rückwärts, hörte, wie sein Widersacher keuchend nach Luft schnappte, und befreite sich mit einem Ruck aus seinem Griff. Weitere Pfeile trafen ihr Ziel, als Saban sich auf den Boden kauerte und Leir mit seinem Leib schützte. Bei dem

Tosen des Feuers konnte er nur wenig hören; aber er sah unentwegt Pfeile durch den Flammenschein sausen. Lewydd war jetzt ebenfalls frei, sein Widersacher von einem der Geschosse getroffen. Lengars Speerkämpfer reagierten nur sehr langsam, benebelt von dem Schnaps, den sie getrunken hatten, und sie hatten noch immer nicht die Angreifer genau entdeckt, die von dem Schutzwall der Siedlung in die dunklen Schatten geschlichen waren, wo sie jetzt Pfeil auf Pfeil abschossen. Die Feuersteinspitzen bohrten sich in Fleisch. Einige trafen die Hütten, und ein paar landeten ebenfalls im Feuer.

Saban zupfte Lewydd am Arm. »Komm!« Hastig hob er Leir hoch und rannte auf Aurenna zu, die die Gefahr nicht abzuschätzen vermochte. Lengars betrunkenen Männern war gerade erst klar geworden, dass sie angegriffen wurden; dennoch wussten sie noch immer nicht, woher der Angriff eigentlich kam. Saban erreichte Aurenna - aber einer ihrer Wächter sah ihn und sprang vorwärts, um ihm den Weg abzuschneiden. Der Mann öffnete den Mund, um Lengar eine Warnung zuzurufen, und in der Sekunde bohrte sich ein Pfeil geradewegs in seine Kehle. Der Krieger taumelte rückwärts, würgend und keuchend, während ein Strom von Blut aus seinem Mund quoll, dann fiel er leblos zu Boden. Plötzlich wirbelte Lengar herum, und Saban versetzte ihm mit seiner freien Hand einen Fausthieb. Es war ein verzweifelter, wilder Hieb, der Lengar an der Wange traf und ihn zu Boden schickte; mit seiner verletzten Hand griff Saban hastig nach Aurenna und zog sie in die Dunkelheit zwischen den Hütten, wo Frauen schrien und Hunde heulten. »Lauf!«, brüllte Saban sie an. »Lauf!«

Aber es gab keinen Ort, wohin sie hätte fliehen können. Feinde waren über die Nordseite des Schutzwalls in die Siedlung eingefallen, befanden sich jetzt bereits bei den Gerbergruben, und ihre Pfeile bohrten sich mit dumpfem Aufschlag in das Reetdach neben Saban; er sprang hastig zur Seite, packte Aurenna am Arm und zerrte sie zu Galeth'

Hütte. Dort stieß er Aurenna und Lallic hinein, dann Leir, danach duckte auch er sich unter dem niedrigen Türkranz hindurch. »Eine Waffe, schnell!«, rief er Galeth zu, der sich geweigert hatte, das mörderische Inferno mitanzusehen.

Saban nahm Galeth' alten Speer, den langen, schweren Kampfspeer, und gab Lewydd einen anderen.

Draußen gellten schrille Schreie durch die Nacht. Ein Trupp von Speerkämpfern stürmte vorbei, als Saban wieder in das Mondlicht hinaustrat. Keiner nahm jetzt Notiz von ihm. Er und Lewydd waren einfach nur zwei weitere Speerkämpfer im Kampfgetümmel, wo eine Hand voll von Leuten die zahllosen Feuer zu löschen versuchten, die auf den Reetdächern der Hütten ausgebrochen waren, als brennendes Stroh von der Festhalle herüberwehte. Aber die meisten der angsterfüllten, betrunkenen Menschen suchten nach einem Feind, und als Ratharryns Krieger endlich die gegnerischen Bogenschützen entdeckten und auf sie zustürmten, wichen die Angreifer wieder über den Schutzwall zurück und verschwanden in der Finsternis dahinter.

»Wer sind sie?«, rief Lewydd Saban zu.

»Cathallo?«, vermutete Saban. Er konnte sich keinen anderen Feind vorstellen, denn sicher hatte Rallin — wohl wissend, dass er am nächsten Tag angegriffen werden sollte — seine Bogenschützen durch die Nacht geschickt, um Lengars Männer aufzuscheuchen und zu demütigen.

Die feindlichen Bogenschützen waren inzwischen alle wieder verschwunden. Sie waren gekommen, um zu verwunden und zu töten, und dann in die Finsternis zurückgetaucht, aber die allgemeine Panik legte sich nicht. Einige von Ratharryns Kriegern griffen Drewennas Männer an, weil sie sie irrtümlich für den Feind hielten, und Drewennas Speerkämpfer wehrten sich, bis Lengar einschritt und sie anbrüllte, aufzuhören. Saban schlich sich in des Bruders Nähe.

Die Kämpfe wurden nach und nach eingestellt. Männer und Frauen erschlugen die Flammen auf den Hüttendächern mit Umhängen und Fellen oder rissen das brennende Reet von den Dächern herunter. Verwundete krochen auf allen vieren oder lagen reglos und blutüberströmt auf dem Boden. Die zwölf Tempelpfeiler ragten verkohlt und rauchend über dem lodernden Feuer auf, das noch immer in der Festhalle wütete. Lengar trennte zwei miteinander kämpfende Krieger; dann fuhr er herum, als einer der Tempelpfeiler krachend niederstürzte, um einen Regen von Funken und Flammen über die Siedlung zu schicken. In dem plötzlichen hellen Lichtschein sah er Saban und den Speer in der Hand seines Bruders. Lengar lächelte wölfisch. »Du willst Clanführer werden, kleiner Bruder? Du willst mich töten?«

»Lass mich ihn töten«, sagte Lewydd rachsüchtig. »Lass mich!«

»Nein!« Saban schob Lewydd aus dem Weg und tat ein paar Schritte vorwärts.

Lengar warf seinen eigenen Speer beiseite und zog sein Schwert. Er blickte gelangweilt drein, als ob die lästige Aufgabe, Saban zu töten, ein Kinderspiel für ihn sei. Die Zuversicht und Selbstsicherheit des Älteren hätten Saban eine Warnung sein sollen — aber er war zu wütend, um auf der Hut zu sein. Er wollte seinen Bruder einfach nur umbringen, und Lengar wusste es, genauso wie er wusste, dass Sabans blinde Wut ihn ungeschickt machen würde, also zu einer leichten Beute. »Nur vorwärts, kleiner Bruder«, verhöhnte er Saban.

Saban wog den schweren Speer in der Hand, holte tief Luft und bereitete sich darauf vor, sich mit einem gewaltigen Satz auf seinen Bruder zu stürzen; aber in diesem Moment schrie plötzlich ein Mann und wies aufgeregt zum Südeingang der Siedlung. Sowohl Lengar als auch Saban fuhren überrascht in die Richtung herum, in die der Krieger zeigte. Beide starrten mit offenem Mund geradeaus. Und beide vergaßen ihren erbitterten Kampf vorläufig.

Denn durch die Nacht wandelte ein Toter.

Dritter Teil



DER TEMPEL DER TOTEN

15. KAPITEL



Ein Toter schritt im Mondlicht dahin, und die Leute von Ratharryn stöhnten laut, von Grauen gepackt angesichts dieses neuerlichen Schreckens, der ihren Stamm heimsuchte.

Der wandelnde Leichnam war splitterfasernackt und so mager wie ein Gerippe. Seine Augen bildeten dunkle Löcher in einer bleichen Maske, seine Haut war gespenstisch weiß, seine Rippen schwarz umrandet, sein strähniges Haar grau. Hautfetzen und kleine Haarbüschel fielen von ihm ab und schwebten in der Nachtluft davon, als verwese er bereits während seines Marsches. Der Mond stand jetzt höher am Himmel, war kleiner, blasser und heller als zuvor, und ein Speerkämpfer neben Lengar heulte plötzlich in blankem Entsetzen auf: »Er hat keinen Schatten! Er hat keinen

Schatten!« Krieger, die betrunken gekämpft hatten, flohen jetzt in Panik oder ließen sich auf den Boden fallen, verbargen ihre Gesichter in den Händen. Allein Lengar wagte es, auf das tote Wesen zuzugehen, das keinen Schatten warf, und selbst Lengar zitterte an allen Gliedern.

Dann sah Saban, der bisher vor Angst wie gelähmt dagestanden hatte, dass der Geist durchaus einen Schatten im Mondlicht warf. Und er sah auch, dass der vermeintliche Leichnam jedes Mal, wenn er sein Gewicht auf den linken Fuß verlagerte, leicht einknickte. Außerdem waren die dünnen, grauweißen Fetzen, die sich von seinem Körper lösten, nicht etwa verwesendes Fleisch, sondern Asche, die in dem leichten Wind davonwehte. Der Mann hatte im Fluss gebadet, sich in Asche gewälzt und seine Augenhöhlen und Rippen mit Ruß geschwärzt; nun fiel die allmählich trocknende Asche in Flocken von seiner Haut und seinen Haaren.

»Camaban!«, fauchte Lengar. Auch er hatte den hinkenden Gang erkannt; er sprach den Namen zornig aus, verärgert und beschämt darüber, dass er sich vor so einem jämmerlichen Gespenst gefürchtet hatte.

»Bruder!«, sagte Camaban. Er breitete die Arme aus, um Lengar zu umarmen - der jedoch reagierte auf diese Geste, indem er sein Schwert zog. »Bruder!«, wiederholte Camaban vorwurfsvoll. »Du würdest mich töten? Wie sollen wir Cathallo jemals besiegen, wenn du mich tötest? Wie sollen wir Cathallo ohne Zauberkunst besiegen?« Er machte ein paar unbeholfene Tanzschritte, während er zum Mond hinaufschrie: »Zauberei! Tricks und Fallstricke! Bannflüche im Dunkeln und Magie im Mondlicht!« Er heulte und stöhnte, erzitterte von Kopf bis Fuß, als hätten die Götter Gewalt über seinen Körper; dann, nachdem sich der Anfall gelegt hatte, blickte er Lengar stirnrunzelnd an. »Du brauchst meine Hilfe nicht, um Derrewyns Flüche zu entkräften?«

Lengar hielt seine Schwertklinge weiterhin drohend auf seinen Bruder gerichtet. »Deine Hilfe?«, knurrte er.

»Ich bin gekommen«, erklärte Camaban so laut, dass die Krieger, die zu den Hütten geflüchtet waren, ihn hören konnten, »um Cathallo zu vernichten. Ich bin gekommen, um Cathallo zu Staub zu zermahlen. Ich bin gekommen, um die Götter gegen Cathallo zu hetzen; aber zuerst, Bruder, müssen du und ich Frieden schließen. Wir müssen uns umarmen!« Wieder machte er einen Schritt auf Lengar zu, der zurückwich und einen Blick auf Saban warf. »Für seinen Tod wird noch Zeit genug sein«, winkte Camaban ab, »zuerst musst du Frieden mit mir schließen. Ich bedaure unseren Streit zutiefst. Es ist nicht richtig, dass wir Feinde sind!«

Lengar hielt Camaban mit seinem Schwert in Schach. »Du bist zurückgekommen, um Cathallo zu vernichten?«

»Ratharryn wird niemals groß und mächtig sein, solange Cathallo blüht«, verkündete Camaban mit weithin schallender Stimme, »und wie sehr ich mir doch wünsche, dass Ratharryn wieder groß und mächtig wird!« Er schob Lengars Schwert behutsam beiseite. »Es ist nicht nötig, dass wir uns streiten, Bruder! Solange du und ich im Streit miteinander liegen, solange bleibt Cathallo unbesiegt. Deshalb umarme mich, Bruder, im Namen des Sieges! Und dann werde ich zu deinen Füßen niedersinken, um deinem Volk zu zeigen, dass ich mich geirrt habe und du Recht hattest.«

Der Gedanke, Cathallo vernichtend zu schlagen, war mehr als genug, um Lengar zum Einlenken zu bewegen — daher breitete er für Camaban die Arme aus.

Saban, der in der Nähe seiner beiden Brüder stand, musste wieder an den Tag zurückdenken, als Hengall mit Cathallo Frieden geschlossen hatte, indem er Kital umarmte; aber dann erkannte er plötzlich, dass Camaban überhaupt nicht gekommen war, um Frieden zu schließen. Als Camaban seinen rechten Arm um Lengars Hals schlang, schimmerte ein kleiner, mattschwarzer Gegenstand in seiner Hand, und

Saban sah, dass es ein Messer war, ein Feuersteinmesser mit einer schwarzen Klinge; kurz genug, dass Camaban es in seiner Handfläche hatte verbergen können; das Messer stach blitzschnell von hinten in Lengars Kopf und schnitt tief in seinen Nacken, sodass plötzlich ein Strahl von warmem, dunklem Blut herausspritzte. Lengar versuchte verzweifelt, zurückzuweichen und sich aus dem Griff seines Bruders zu befreien, aber Camaban hielt ihn mit überraschender Kraft fest. Er lächelte durch seine schwarz-weiße Maske und grub die Feuersteinklinge noch tiefer in Lengars Nacken, bewegte sie hin und her, sodass die scharfe Schneide des Steins angespannte Muskeln und pulsierende Adern durchschnitt. Lengars Blut floss in Strömen und wusch die Asche von Camabans magerem Körper ab. Lengar röchelte jetzt nur noch, Blut sprudelte aus der tiefen Wunde in seiner Kehle, und noch immer wollte Camaban ihn nicht loslassen. Das Messer sägte abermals, dann endlich löste Camaban seinen Griff, sodass Lengar kraftlos auf die Knie fiel. Camaban versetzte ihm einen harten Fußtritt in den Mund, zwang Lengars Kopf zurück, dann stach er ein letztes Mal mit dem kurzen Messer zu und schnitt seinem Bruder die Kehle von einem Ohr zum anderen durch.

Lengar brach zusammen. Ein paar Augenblicke lang zuckte er noch heftig, während das Blut pulsierend aus seiner aufgeschlitzten Kehle quoll; aber das Pulsen wurde rasch schwächer und hörte schließlich ganz auf. Saban starrte auf die leblose Gestalt am Boden. Er wagte kaum zu glauben, dass Lengar tatsächlich tot war und Aurenna in Sicherheit. Lahannas Mond schien, ließ die Pfütze von schwarzem Blut neben Lengars eingeöltem Haarschopf wie Lack glänzen.

Camaban bückte sich und hob Lengars Bronzeschwert auf. Lengars Krieger hatten fassungslos und ungläubig zugeschaut, wie ihr Clanführer starb; doch jetzt murrten einige von ihnen zornig und rückten gegen Camaban vor, der sein Schwert hob, um sie in Schach zu halten. »Ich bin ein Zauberer!«, schrie er drohend. »Ich kann Würmer in eure

Bäuche zaubern, eure Eingeweide in Schleim verwandeln und eure Kinder qualvoll verenden lassen!« Die Krieger blieben ängstlich stehen. Gegen menschliche Feinde würden sie jederzeit kämpfen, aber angesichts der überirdischen Macht eines Zauberers schrumpfte ihr Mut auf ein Nichts zusammen.

Camaban wandte sich wieder zu Lengars Leichnam um und hackte unentwegt mit seinem Schwert auf ihn ein, um ihm schließlich mit einer Reihe von ungeschickten Hieben den Kopf abzutrennen. Erst dann drehte er sich um und blickte Saban an.

»Er weigerte sich, den Tempel neu aufzubauen«, erklärte Camaban mit ruhiger Stimme. »Ich habe ihm gesagt, dass es unbedingt notwendig wäre, aber er wollte nicht. Der Tempel steht falsch, verstehst du. Die Steine aus Sarmennyn sind nicht groß genug. Es ist meine Schuld, ganz allein meine Schuld! Ich habe diesen Tempel ausgesucht, aber er ist nicht der Richtige. Haragg hat mich oft belehrt, dass wir im Laufe unseres Lebens ständig dazulernen, und ich habe dazugelernt — aber Lengar hat mir einfach nicht geglaubt. So beschloss ich, zurückzukommen und noch einmal von vorn anzufangen.« Er warf das Schwert von sich. »Wer soll jetzt hier der Clanführer sein, Saban, du oder ich?«

»Clanführer?«, fragte Saban, völlig verdutzt über die Frage.

»Ich glaube, ich sollte Clanführer sein«, argumentierte Camaban. »Schließlich bin ich älter als du und sehr viel gescheiter. Meinst du nicht auch?«

»Du willst Clanführer sein?«, fragte Saban, noch immer wie betäubt von den Ereignissen der Nacht.

»Ja«, erwiderte Camaban, »das will ich. Und ich will auch noch andere Dinge. Keinen Winter mehr, keine Krankheit mehr, keine Kinder, die in der Nacht weinen. Das ist das, was ich will.« Er hatte sich Saban beim Sprechen genähert und stand jetzt dicht vor ihm. »Ich will einen Bund mit den Göttern«, fuhr er leise fort, »und endlosen Sommer.« Er umarmte Saban, und Saban roch Lengars Blut auf der Haut

seines Bruders. Er fühlte, wie Camabans Arme um seinen Hals glitten, und versteifte sich erschrocken, als plötzlich das schwarze Feuersteinmesser seinen Nacken berührte. »Ist Aurenna hier?«, fragte Camaban ruhig. »Ja.«

»Gut«, sagte Camaban, dann drückte er die Messerklinge an Sabans Hals, während er flüsterte: »Was ich will, Bruder, ist, einen Tempel zu bauen, wie es keinen zweiten im Land gibt. Einen Tempel, der die Götter vereint! Um die Toten zu Slaol zurückzuführen. Einen Tempel, der die Welt neu erschafft. Das ist es, was ich will!« Er foppte Saban, indem er plötzlich die scharfe Schneide des Feuersteinmessers in seine Haut drückte, dann zog er das Messer ebenso plötzlich wieder weg und trat einen Schritt zurück. »Es wird ein Tempel sein, der bis in alle Ewigkeit besteht«, sagte er, »und du, mein Bruder« - er zeigte mit dem Messer auf Saban - »wirst ihn bauen!« Camaban wandte sich ab, um auf die verkohlten Holzpfähle und die züngelnden Flammen von Lengars brennender Festhalle zu starren. Er roch den Ekel erregenden Gestank von verbranntem Fleisch. »Wer war in der Halle?«

»Deine Freunde aus Sarmennyn.«

»Kereval? Scathel?«

»Beide und außerdem fast hunderte andere Männer. Nur Lewydd lebt noch.«

»Lengar war immer gründlich, wenn es ums Abschlachten ging«, sagte Camaban mit unverhüllter Bewunderung, dann drehte er sich um und blickte die Speerkämpfer an. »Ich bin Camaban!«, rief er. »Sohn von Hengall, Sohn von Lock, der von einer fremdländischen Schlampe geworfen wurde, gefangen genommen bei einem Überfall! Slaol hat mich hierher gesandt. Er hat mich auserwählt, euer Clanführer zu sein! Mich! Den Krüppel! Das klumpfüßige Kind! Und wenn irgendein Mann das anfechtet, dann soll er jetzt gegen mich kämpfen, und ich werde die Augäpfel dieses Mannes mit Nesseln peitschen, seinen Bauch in einen Kessel voll

kochender Pisse verwandeln und seinen Schädel in einer Scheißegrube verbrennen! Will mich einer von euch Männern zum Kampf herausfordern?« Keiner der Krieger rührte sich, keiner wagte es, auch nur den Mund zu öffnen; sie starrten nur schweigend auf die nackte, mit Asche beschmierte Gestalt, die eine Schimpfkanonade gegen sie losließ. »Slaol spricht zu mir!«, erklärte Camaban. »Er hat schon immer zu mir gesprochen! Und jetzt will Slaol, dass dieser Stamm tut, was er sagt, und sein Wille ist auch der meine! Was Slaol will, das will auch ich!«

Ein Krieger zeigte erschrocken auf den Nordeingang der Siedlung, und Saban drehte sich um, sah eine Menge von Männern durch den Schutzwall kommen. Sie waren mit Bögen bewaffnet, und plötzlich begriff Saban, dass dies die Männer waren, die Ratharryn kurz zuvor angegriffen hatten und Lengars Krieger, die sich an dem schrecklichen Feuertod von Kereval und seinen Männern weideten, in Panik versetzten. Die Angreifer waren überhaupt nicht aus Cathallo gekommen, sondern dies waren Banditen aus den Wäldern, die den Gerüchten zufolge von einem Toten angeführt wurden — von Camaban. Die Neuankömmlinge hatten wirres, struppiges Haar und struppige Bärte; sie waren allesamt Männer, die vor Lengars Gewaltherrschaft geflohen und Zuflucht in den Wäldern gesucht hatten, wo Camaban während des Sommers mit ihnen verhandelt, sie erleuchtet und rekrutiert hatte. Jetzt kehrten sie nach Hause zurück, angeführt von Haragg, dessen kahler Kopf im Mondlicht glänzte. Der Hüne trug einen Speer und hatte sich das Gesicht mit schwarzen Rußstreifen bemalt.

»Diese Männer gehören zu mir!«, rief Camaban, während er auf die Banditen wies. »Sie sind meine Freunde und jetzt wieder im Stamm aufgenommen!« Er hob die Arme und starrte Ratharryns entsetzte Krieger trotzig an. »Fordert mich einer von euch zum Kampf heraus?« forderte er sie abermals heraus.

Keiner wagte es, denn sie fürchteten ihn und seine magischen Kräfte. Sie gingen schweigend zu ihren Hütten, als die Flammen des gigantischen Scheiterhaufens, auf dem die Männer von Sarmennyn den Tod gefunden hatten, schließlich erstarben.

»Hättest du ihre Bäuche wirklich in brennende Pisse verwandelt?«, fragte Saban seinen Bruder in dieser Nacht.

»Ich habe eine Tatsache von Sannas gelernt«, erwiderte Camaban müde, »nämlich dass Zauberei nur in unseren Ängsten waltet und dass unsere Ängste in unseren Köpfen existieren - nur die Götter sind real. Aber jetzt bin ich Clanführer an meines Vaters Stelle, und du, Saban, wirst mir einen Tempel bauen.«

Die Männer aus Drewenna zogen am nächsten Morgen heimwärts. Ihr Clanführer erklärte, dass Camaban wahnsinnig sei und dass er damit nichts zu tun haben wolle; also nahmen seine Krieger ihre Speere und marschierten über das Grasland davon.

Die Speerkämpfer von Ratharryn beklagten sich darüber, dass ihre beste Chance, Cathallo zu vernichten, nun dahin sei, nachdem Drewenna abtrünnig geworden war, und Rallin, so sagten sie, würde Ratharryn nur zu bald angreifen. Camaban mochte vielleicht ein Zauberer sein, murrten sie, aber er hatte keine Ahnung von Kriegsführung. Cathallo hatte zudem eigene Zauberer, die ganz sicherlich im Stande sein würden, Camabans Bannflüchen mit ihrer Magie entgegenzuwirken; daher sahen Ratharryns Männer nichts als Schande und Niederlagen voraus.

»Natürlich beurteilen sie die Lage so«, sagte Camaban, als Saban ihm die verdrießliche, verbitterte Stimmung der Stammesmitglieder schilderte. Es war der Morgen nach Camabans Auftauchen in Ratharryn, und der neue Clanführer hatte die Priester und führenden Männer des Stammes zusammengerufen, um sich mit ihnen zu beraten. Sie saßen mit überkreuzten Beinen in Arryns und Mais Tempel unweit der rauchenden Trümmer der Festhalle, aus

denen elf verkohlte Pfeiler ragten. »Speerkämpfer sind abergläubisch«, erklärte Camaban. »Außerdem tragen sie ihren Verstand zwischen den Beinen, was der Grund ist, warum sie ständig beschäftigt werden müssen. Wie viele Söhne hat Lengar?«

»Sieben«, gab Neel Auskunft, der Hohepriester.

»Dann sollen die Speerkämpfer sie der Reihe nach töten«, entschied Camaban.

Lewydd protestierte. »Sie sind doch noch Kinder«, sagte er, »und wir sind nicht hierher gekommen, um das Land in Blut zu ertränken!«

Camaban runzelte die Stirn. »Wir sind hierher gekommen, um dafür zu sorgen, dass Slaols Wille geschehe, und es ist nicht Slaols Wille, dass Lengars Kinder am Leben bleiben. Wenn du ein Vipernnest findest, tötest du dann die ausgewachsenen Schlangen und lässt die Jungen leben?« Er zuckte die Achseln. »Mir gefällt das ebenso wenig wie dir, mein Freund, aber Slaol hat in einem Traum zu mir gesprochen.«

Lewydd blickte zu Haragg hinüber, in der Hoffnung, von dem hünenhaften Mann Unterstützung zu bekommen; aber Haragg erklärte, dass der Tod der Jungen wahrscheinlich notwendig sei, wenn der neue Clanführer sicher sein sollte. »Es hat nichts mit den Göttern zu tun«, fügte er hinzu.

»Es hat alles mit den Göttern zu tun!«, widersprach Neel. Er war ein eifriger Anhänger von Lengar gewesen, hatte seine Treue jedoch über Nacht auf Camaban übertragen. »Slaol hat letzte Nacht auch mit mir im Traum gesprochen«, behauptete er, »und Camabans Entscheidung ist weise.«

»Da bin ich aber erleichtert«, sagte Camaban spöttisch, dann blickte er Gundur an, vom dem es hieß, er sei der beste Krieger von Ratharryn. »Kümmere dich um diese Maßnahme«, befahl Camaban, und wenige Augenblicke später hörte man die verzweifelten Schreie der Mütter, als Lengars Söhne weggezerrt wurden. Sie wurden zu dem Ringgraben innerhalb des Schutzwalls geführt und dort

getötet, ihre Leichen an die Schweine verfüttert. »Es war Slaols Wille«, schrie Neel verzückt.

»Es ist Slaols Wille, dass Haragg der neue Hohepriester ist.«

Neel zuckte zusammen, als hätte Camaban ihn geschlagen; dann öffnete er den Mund, um zu protestieren, aber es kam kein Laut heraus. Erst starrte er Camaban an, dann Haragg, der nicht minder erschrocken dreinblickte. Haragg fand als Erster seine Sprache wieder. »Ich habe mein Priesteramt schon vor Jahren niedergelegt«, sagte er milde.

»Und ich bin Hohepriester!«, beklagte Neel sich schrill.

»Du bist nichts«, wies Camaban ihn zurecht, »du bist sogar noch weniger als nichts. Du bist Schleim unter einem Stein und wirst in die Wälder gehen - sonst begrabe ich dich lebendig in den Kotgruben.« Er zeigte mit einem knochigen Finger auf den südlichen Wall, um Neel klar zu machen, dass er jetzt ein Geächteter war. »Geh!«, befahl er. Neel wagte es nicht, noch irgendetwas hinzuzusetzen, sondern gehorchte stumm. »Er war ein schwacher Mann«, sagte Camaban, als Neel gegangen war, »und ich brauche einen starken Hohepriester.«

»Ich bin kein Priester«, widersprach Haragg beharrlich. »Ich gehöre ja nicht mal zu eurem Stamm.«

»Du gehörst zu Slaols Stamm«, erwiderte Camaban, »und du wirst unser Hohepriester sein!«

Haragg holte tief Luft und starrte über die Krone des Schutzwalls hinweg, während er an ferne Orte, Meeresklippen, wilde Urwälder, fremde Stämme und all die vielen unerforschten Wege in der Welt dachte, die er noch nie bereist hatte. »Ich bin kein Priester«, wiederholte er stur.

»Was willst du dann?«, fragte Camaban ihn. »Ein Land, in dem die Menschen Gutes tun«, sagte Haragg stirnrunzelnd, während er sich seine Worte überlegte, »wo sie so leben, wie es dem Willen der Götter entspricht. Ein Land ohne Krieg, ohne Hass und Gemeinheit.«

»Du redest wie ein Priester«, reizte Camaban ihn. »Die Menschen sind schwach«, erläuterte Haragg, »und die Forderungen, die die Götter an uns stellen, groß!«

»Dann mach uns stärker!«, forderte Camaban nachdrücklich. »Wie sollen wir die Götter auf die Erde holen, wenn wir schwach sind? Bleib hier, Haragg, und hilf uns, den Tempel zu bauen, hilf uns, achtbar zu sein! Ich möchte dich als meinen Priester haben und Aurenna als meine Priesterin.«

»Aurenna!«, rief Saban überrascht. Camaban heftete seinen grüblerischen Blick auf Saban. »Du glaubst, Slaol hat Aurennas Leben verschont, damit sie deine Kinder in die Welt setzen kann? Du willst, dass sie nichts weiter als eine trächtige Sau ist? Ein Mutterschaf mit geschwollenem Euter? Du glaubst, es war nur dafür, dass wir das Unwetter in Sarmennyn heraufbeschworen haben?« Er schüttelte den Kopf. »Es genügt nicht, sich als Kreatur zu beschäftigen«, fuhr er fort, »wir müssen die Menschen auch erleuchten, und wer könnte das besser als Aurenna? Sie hat Gesichter und wird von Slaol geliebt.«

»Slaol muss etwas ganz Bestimmtes von ihr wollen«, pflichtete Haragg ihm bei. »Warum hat er sie sonst verschont?«

»Und er hat auch dich verschont«, erinnerte Camaban ihn, »in der Nacht, als dein Sohn gestorben ist. Meinst du nicht, dass er das zu einem bestimmten Zweck getan hat? Deshalb sei meinem Stamm ein Vater! Sei mein Hohepriester!«

Haragg schwieg eine Weile, der Ausdruck auf seinem harten, zerfurchten Gesicht war nicht zu entziffern, doch schließlich nickte er widerstrebend. »Wenn es Slaols Wille ist«, sagte er.

»Das ist es«, erwiderte Camaban zuversichtlich.

Haragg seufzte. »Dann muss ich hier wohl Hohepriester sein.«

»Gut!« Camaban lächelte, obwohl sein Lächeln kaum von der Grimmigkeit seiner hageren Miene ablenken konnte. Er

hatte sich den größten Teil der Asche aus den Haaren gewaschen und sich seine zahllosen langen Zöpfe mehrmals um den Kopf gewickelt, bevor sie mit langen Knochennadeln festgesteckt wurden; aber seine Wangen wiesen noch immer die unauslöschlich eintätowierten schwarzen Streifen auf. »Haragg wird Hohepriester sein, Aurenna die Priesterin, Gundur wird unsere Speerkämpfer anführen, und Saban soll den Tempel bauen. Was wirst du nun tun, Lewydd?«

Lewydd blickte düster auf die rauchenden Trümmer der Festhalle. »Meine Leute beerdigen«, grollte er grimmig, »und dann nach Hause gehen.«

»Dann musst du die hier mitnehmen«, ordnete Camaban an; er überreichte Lewydd einen Lederbeutel, der — wie sich beim Öffnen herausstellte — die goldenen Rauten aus Sarmennyn enthielt. »Drei der Goldrauten fehlen«, erklärte Camaban. »Gestern Nacht habe ich erfahren, dass Derrewyn sie bei ihrer Flucht aus Ratharryn gestohlen hat, aber wir werden ihr diese Stücke wieder abnehmen und euch auch zurückgeben.« Camaban beugte sich vor und klopfte Lewydd auf die Schulter. »Bring euren Schatz nach Hause«, empfahl er ihm, »und werde Clanführer von Sarmennyn. Werde dick, werde reich, werde weise und vergiss uns nicht!«

Plötzlich lächelte Saban auf, und Camaban blickte ihn fragend an. Saban zuckte die Achseln. »Jahrelang«, krächzte er, »ist dieses Gold die treibende Kraft hinter allem gewesen, was wir getan haben. Und jetzt ist es plötzlich vorbei.«

»Das ist es nicht«, erwiderte Camaban, »sondern erst der Anfang. Das Gold hat uns geblendet, deshalb haben wir unser Schicksal in Sarmennyn gesucht — aber es hat nie dort gelegen. Es liegt in Cathallo.«

»In Cathallo?«, fragte Saban verwundert.

»Wie kann ich einen Tempel bauen, der Slaols würdig ist, wenn ich keine Felsbrocken habe?«, fragte Camaban. »Und wer hat Findlinge? Cathallo!«

»Cathallo wird dir Steine überlassen«, meinte Saban. »Oder verkaufen.«

»Sie denken gar nicht daran«, korrigierte Camaban ihn unwirsch. »Ich habe Derrewyn in diesem Sommer getroffen. Übrigens, hast du gewusst, dass sie eine Tochter hat? Merrel, so heißt das erbärmliche Balg. Derrewyn hat bei Rallin gelegen, weil sie ein Kind von einem Clanführer wollte, und sie will sie zu einer Zauberin erziehen - wie sie selbst, hat sie mir gestanden. Eine Zauberin, dass ich nicht lache! Derrewyn reibt Knochen aneinander, murmelt über Schneckenhäusern, zerstampft Leinkraut und Butter zu einer Paste, starrt in Pinkeltöpfe und bildet sich ein, sie beschwöre die Götter. Aber ich bin trotzdem in diesem Sommer zu ihr gegangen. Und zwar heimlich — in finsterster Nacht habe ich mich vor ihr verneigt. Ich habe mich erniedrigt. Gib mir Steine, habe ich sie angefleht, und ich werde Frieden zwischen Ratharryn und Cathallo stiften, aber sie rückte nicht mal so viel wie einen Kieselstein heraus.« Er war verbittert über diese demütigende Erinnerung. »Sannas hat mir verraten, dass sie zu dem Wolfsgott betet, wenn sie durch eine Gegend wandert, wo Wölfe herumlaufen. Aber warum? Warum ihm auch nur ein Gebet schicken? Denn warum sollte der Wolfsgott überhaupt zuhören? Es liegt nun mal in der Natur von Wölfen, zu töten, und nicht, Leben zu verschonen. Indem ich Derrewyn angebettelt habe, mir Steine zu geben, bin ich dem gleichen Irrtum aufgesessen wie Sannas damals. Ich habe zu dem falschen Gott gebetet.«

»Bring ihr Lengars Kopf«, schlug Saban vor, »und sie wird bereit sein, sämtliche Steine von Cathallo dagegen einzutauschen.«

»Sie wird uns überhaupt nichts geben«, weissagte Gundur, seine Hände noch immer blutverschmiert von der Tötung von Lengars Söhnen.

Camaban blickte den Krieger fragend an. »Wenn ich Cathallo morgen angreife - besteht eine Möglichkeit zum

Sieg?«

Gundur zögerte, dann sah er Vakkal an, den Anführer des fremdländischen Kriegerverbandes, dessen Treue jetzt Ratharryn galt, und beide Männer zuckten die Achseln. »Nein«, gestand Gundur.

»Nun gut«, fasste Camaban zusammen. »Wenn wir das, was wir wollen, nicht durch Krieg bekommen können, dann müssen wir es eben mit Frieden versuchen.« Er wandte sich an Saban. »Bring Derrewyn den Kopf unseres Bruders«, befahl er, »und biete ihr Frieden an! Sag ihr, dass wir nichts weiter von ihnen wollen als ein paar Steine.«

»Ein Gebet an den Wolfsgott?«, meinte Haragg. »Kein Gebet, sondern eine Drohung an den Wolfsgott«, berichtigte Camaban. »Sag ihr, sie muss uns Steine geben, sonst werde ich ihnen einen Krieg liefern, wie sie ihn noch nie erlebt haben!«

Also nahm Saban den Kopf seines ältesten Bruders, verstaute ihn in einem Beutel und machte sich am nächsten Morgen auf den Weg nach Norden.

Saban war unbewaffnet, denn er ging in friedlicher Absicht nach Cathallo; trotzdem war er angespannt, als er die Bäche bei Maden überquerte und dann die Hügel zu Cathallos von Totenschädeln markiertem Territorium erklomm. Keiner rief ihn an, obwohl er mehr als einmal das deutliche Gefühl hatte, beobachtet zu werden, und er zuckte zusammen bei dem Gedanken, dass jeden Moment ein Pfeil durch das Laub in seinen Rücken sausen konnte.

Es war Abend, als er den Fluss überquerte und den Hügel hinaufkletterte, der zu dem kleinen Tempel und dem geheiligten Pfad führte. Er hatte sich noch keine dreißig Schritte vom Flussufer entfernt, als plötzlich ein Dutzend Speerkämpfer aus den Wäldern stürmten, durch den Fluss rannten und sich rechts und links von ihm zu einer schweigenden Eskorte formierten. Sie hatten ihn nicht nur durch die Wälder verfolgt, sondern sie erwarteten ihn

offenbar bereits; es stellte auch keiner sein Recht in Frage, dort zu sein, sondern sie führten ihn einfach zwischen den paarweise angeordneten Steinen des geheiligten Pfades hindurch, um die doppelte Wegbiegung und dann in das Heiligtum hinein. Hier, neben Sannas' alter Hütte, brannte ein helles Feuer in der anbrechenden Abenddämmerung, und drei Leute warteten auf ihn. Rallin, Clanführer von Cathallo, war da, links von ihm saß Derrewyn und rechts ihr Vater, der blinde Morthor. Hinter dieser Gruppe befanden sich die Krieger von Cathallo, mit blauer Kriegsbemalung und Speeren bewaffnet.

Rallin stand auf, um Saban zu begrüßen. »Du bringst uns Neuigkeiten«, leitete er ohne Umschweife ein.

Morthor erhob sich ebenfalls. Seine Haut war mit Kreidestaub geweißt und seine leeren Augenhöhlen mit rotem Ocker umrandet. »Bist du das, Saban?«

»Ja, ich bin's.«

Morthor lächelte. »Es geht dir gut?«

»Er kriecht wie ein Wurm im Schatten seines Bruders«, sagte Derrewyn verächtlich. Sie war dünner als je zuvor, und ihre bleiche Haut spannte sich straff über ihren Wangenknochen, was ihre dunklen Augen riesig erscheinen ließ. Ihr Haar war im Nacken zusammengebunden, aber Saban sah, dass sie die Halskette mit den Knochen ihres toten Kindes abgelegt hatte. Vielleicht trug sie sie deshalb nicht mehr, weil sie jetzt ein anderes Kind hatte, die Tochter, die in ihren Armen lag, ein dunkelhaariges Mädchen, nicht älter als Lallic. »Saban ist gekommen, Vater«, fuhr Derrewyn fort, »um uns Lengars Tod zu melden, Camabans neue Clanführerswürde und Ratharryns Kriegsdrohung - wenn wir nicht lammfromm zulassen, dass sie Steine von unseren Hügeln schleppen.«

»Ist das wahr?«, fragte Rallin.

»Natürlich ist das wahr!«, fauchte Derrewyn. »Ich habe Lengars Tod gefühlt, hier!« Sie schlug sich klatschend auf den Bauch, sodass Merrel erschrak und zu schreien anfing.

Mit überraschender Sanftheit streichelte Derrewyn ihrer Tochter über die Stirn und murmelte ein paar Worte, um das kleine Mädchen zu beruhigen. »Ich habe seinen Tod gefühlt, als die Nussschale zerbrochen wurde. Hast du mir seinen Kopf gebracht, Saban?«

Er hielt ihr den Beutel hin. »Hier!«

»Er wird zu Jegars Kopf passen«, murmelte sie und bedeutete Saban mit einer Geste, den Beutel fallen zu lassen. Er gehorchte, ließ Lengars blutigen Kopf in das Gras rollen, dann blickte er auf Derrewyns Hütte und sah, dass Jegars Totenschädel auf einer Stange neben der Tür zur Schau gestellt war.

Rallin und Morthor setzten sich wieder, Saban folgte ihrem Beispiel. »Also, warum bist du hier, Saban?«, wollte Rallin wissen.

»Was Derrewyn sagt, stimmt«, begann Saban. »Camaban ist jetzt Clanführer von Ratharryn, und er will keinen Krieg mit euch. Er will Frieden und möchte Steine von euren Hügeln bekommen. Das ist alles, was ich zu sagen habe.«

»Lengar ist wirklich tot?«, fragte der blinde Morthor. »Ja, das ist er«, bestätigte Saban.

»Dank sei Lahanna!«, rief Morthor und hob seine leeren Augenhöhlen gen Himmel. »Wenn ich noch weinen könnte«, fügte er hinzu, »würde ich jetzt Freudentränen vergießen.«

Derrewyn ignorierte die Freude ihres Vaters. »Und warum wollt ihr Steine haben?«, fragte sie.

»Wir möchten einen Tempel bauen«, erklärte Saban. »Es wird ein großer Tempel sein, um uns Frieden zu bringen. Das ist das Einzige, was wir wollen — Frieden!«

»Wir haben hier einen großen Tempel«, sagte Rallin, »eure Leute können herkommen und hier beten.«

»Euer Tempel hat dem Land aber keinen Frieden gebracht«, wandte Saban ein.

»Aber eurer wird das tun?«, fragte Derrewyn verdrießlich.

»Er wird uns Frieden und Glück bescheren«, bestätigte Saban.

»Frieden und Glück!« Derrewyn lachte spöttisch. »Du klingst wie ein kleines Kind, Saban! Und Camaban ist bereits hier gewesen. Er ist im Sommer zu mir gekrochen gekommen und hat mich um Steine angebettelt; du erhältst jetzt die gleiche Antwort, die ich ihm damals gegeben habe. Ihr könnt eure Steine haben, Saban von Ratharryn, wenn ihr Sannas' Geist zu ihren Ahnen zurückschickt.«

»Sannas' Geist?«, fragte Saban.

»Wer hat ihren letzten Atemzug gestohlen?«, brauste Derrewyn auf. »Camaban hat das getan! Und sie kann keinen Frieden fin- ' den, solange Camaban ihren Atem in seinem Bauch gefangen hält. Also - bring mir Camabans Kopf, Saban, dann kriegt ihr, was ihr wollt!«

Saban blickte Rallin an, in der Hoffnung auf eine freundlichere Antwort. »Wir haben keinen Grund zur Klage über Cathallo«, sagte Saban vage.

»Keinen Grund zur Klage!«, schrie Derrewyn so laut, dass ihr Kind abermals erschrak und zu weinen anfing. »Ratharryn hat Fremdländische in das Herzland geholt, und, schlimmer noch, ihr habt einen fremdländischen Tempel hergebracht. Wie lange noch, bis ihr die Sonnenbräute ins Feuer stoßt? Und wofür? Für Slaol! Für Slaol, der uns im Stich gelassen hat, Slaol, dem wir den fremdländischen Abschaum verdanken, Slaol, der uns mit Wintern straft - Slaol würde uns vernichten, wenn wir nicht Lahanna und Garlanna hätten, die uns beschützen! Keinen Grund zur Klage? Aber *ich* habe allen Grund zur Klage!« Plötzlich drückte sie ihre schreiende Tochter einer Sklavin in die Arme, dann streifte sie den Umhang von ihrem Oberkörper, um Saban die drei Goldrauten zu zeigen, die eine große und die beiden kleinen, die zwischen ihren kleinen Brüsten hingen. »Es brennt!«, sagte sie, während sie auf das große Goldstück tippte. »Es verbrennt mich Tag und Nacht, aber es erinnert mich an das Böse, das von Slaol kommt.« Wehklagend wiegte sie sich hin und her. »Dennoch hat

Lahanna uns den Sieg versprochen. Sie hat uns versprochen, euch auszurotten. Wir werden euren Slaol in einen Käfig sperren und eure Leichen verbrennen, um seine Nasenlöcher mit stinkendem Dreck zu füllen!« Abrupt erhob sie sich, wobei sie den Umhang am Boden liegen ließ, und fuchtelte mit dem menschlichen Schenkelknochen herum, den einst Sannas geschwungen hatte. »Ihr werdet keine Steine bekommen«, bellte sie, »und Frieden auch nicht!«

Saban versuchte es ein letztes Mal. »Ich wünsche mir, dass meine Kinder in einem Land des Friedens aufwachsen.«

»Ich wünsche mir dasselbe«, pflichtete Rallin ihm bei und warf dabei einen Blick auf Merrel, die in den Armen der Sklavin lag. »Aber es kann keinen Frieden geben, solange Camaban Sannas' Geist gefangen hält.«

»Unsere Ahnen sind unglücklich«, erklärte Morthor. »Sie wollen, dass Sannas sich zu ihnen gesellt. Schick uns Camabans Kopf, Saban, und wir werden euch eure Steine geben.«

»Oder richte Camaban aus, er soll Krieg gegen uns führen«, höhnte Derrewyn. »Du glaubst, er ist ein Krieger? Dann soll er nur kommen! Soll er nur in unsere Speere laufen! Und sag ihm, Saban, wir werden ihm das Fleisch Stück für Stück von den Knochen reißen, und wir werden ihn foltern, dass er drei Tage und drei Nächte hindurch schreit - am Ende gehört mir dann seine und Sannas' Seele!« Sie spuckte in das Feuer, dann hob sie den Umhang vom Boden auf, um ihre Blöße zu bedecken. »Ich danke dir für Lengars Kopf«, sagte sie kalt, »aber ich habe nichts im Austausch dafür!« Sie nahm ihre Tochter wieder auf den Arm, dann marschierte sie zu ihrer Hütte und schlüpfte durch den Türsturz.

Saban blickte Rallin an. »Erlassen hier die Frauen die Gesetze?«

»Lahanna«, erwiderte Rallin kurz angebunden. »Ihr Wort ist für uns Gesetz!« Er erhob sich und zog Morthor auf die Füße. »Du solltest jetzt gehen«, bedeutete er Saban.

»Es wird Krieg geben, wenn ich gehe.«

»Den gibt es auf jeden Fall, ganz gleich, ob du gehst oder bleibst«, sagte Rallin. »Wir haben nichts als Krieg mit Ratharryn erlebt, seit dein Vater tot ist. Bildest du dir ein, wir schließen mir nichts, dir nichts Frieden?« Rallin schüttelte den Kopf. »Geh«, zischte er. »Geh einfach!«

Und Saban ging.

Mit dem Kriegsbescheid in der Tasche.

Camaban schien in keiner Weise überrascht oder enttäuscht darüber, dass Sabans Auftrag gescheitert war. »Sie wollen also Krieg«, nickte er. Camaban war im Himmelstempel, wo Saban ihn in grüblerischer Betrachtung des Doppelkreises aus Sarmennyns Steinen antraf. »Cathallo glaubt, dass wir leichte Beute für ihre Speere sein werden, jetzt wo Lengar tot ist«, fuhr Camaban fort. »Sie glauben, ich sei nicht fähig, Krieger in eine Schlacht zu führen.«

»Sie haben etwas in der Art gesagt«, gab Saban zu.

»Gut!«, meinte Camaban erfreut. »Ich mag einen Feind, der mich unterschätzt, denn das macht es umso leichter, ihn in die Knie zu zwingen.« Er erhob die Stimme, sodass Gundur und Vakkal, die führenden Krieger von Ratharryn, die in seinem Gefolge waren, ihn hören konnten. »Männer glauben immer, dass Krieg Gewaltanwendung ist, aber das trifft es nicht ganz. Krieg ist die Anwendung von sorgfältigen Überlegungen. Von List und Schläue. Daher denke ich, wir sollten gleich morgen marschieren, geradewegs durchs Land, über die Hügel und nach Cathallo hinein.«

Gundur lächelte halb. »Das haben wir schon einmal versucht«, murmelte er, »und sind gescheitert.«

»Ihr seid bei allem gescheitert, was ihr versucht habt«, warf Camaban ihm vor.

»Außerdem haben wir gehört, dass Cathallo voller Speerkämpfer ist«, warf Vakkal ein. »Sie waren darauf gefasst, auf unsere Truppen und die Krieger aus Drewenna zu stoßen — deshalb haben sie alle ihre Verbündeten zusammengetrommelt.«

»Aber inzwischen werden sie wissen, dass Drewenna uns im Stich lässt«, wandte Camaban ein, »und werden daher glauben, dass wir es nicht wagen, sie anzugreifen. Ist das nicht der beste Zeitpunkt, um genau das zu tun, womit sie am wenigsten rechnen?«

»Wahrscheinlich planen sie auch schon einen Angriff gegen uns«, äußerte Gundur düster.

»Ihr seht überall nur Schwierigkeiten!«, rief Camaban aufgebracht. »Wie könnt ihr einen Krieg gewinnen, wenn ihr euch immer nur Sorgen darüber macht, ob ihr ihn verliert? Seid ihr Weiber?« Er hinkte auf die Krieger zu. »Wir werden morgen früh aufbrechen, zu Beginn des nächsten Tages angreifen und siegen! Slaol hat es versprochen. Begreift ihr? Slaol hat es versprochen!«

Ergeben neigte Gundur den Kopf, obwohl er eindeutig unglücklich über Camabans Entscheidung war. »Gut, wir werden morgen marschieren«, stimmte er widerstrebend zu; dann zog er Vakkal am Ellenbogen mit sich und ging zu der Siedlung zurück, um seine Speerkämpfer ins Bild zu setzen.

Camaban blickte den beiden Kriegern nach, als sie davongingen, dann lachte er. »Jetzt müssen wir wirklich siegen, sonst werden die beiden meinen Kopf fordern.«

»Es wird ein harter Kampf«, sagte Saban vorsichtig, »denn Cathallo scheint über alles, was wir tun, Bescheid zu wissen. Sie müssen Spione hier in Ratharryn haben, deshalb sind sie gewappnet.«

»Was bleibt mir denn anderes übrig?«, verlangte Camaban zu wissen. »Ich muss jetzt gegen sie kämpfen, und das nicht nur, um die Steine zu bekommen oder um Gundur und Vakkal darzulegen, dass ich mich nicht wie ein Hund niedermetzeln lasse. Wenn ich hier Clanführer sein soll, dann muss ich beweisen, dass ich ein größerer und mächtigerer Anführer als Lengar bin. Es ist nicht schwer, klüger als Lengar zu sein - aber Männer bewundern nicht Klugheit, sondern Macht. Indem ich Cathallo besiege, vollbringe ich etwas, was Lengar nie geschafft hat. Das

Problem ist natürlich, was wir mit all diesen Speerkämpfern tun sollen, sobald wir den Frieden errungen haben. Krieger mögen keinen Frieden.«

»Du glaubst wirklich an ein Ende der Auseinandersetzungen?«, fragte Saban.

»Ich glaube, Bruder, dass Slaol uns zum Sieg verhelfen wird«, beteuerte Camaban, »und ich glaube, dass du mir einen Tempel bauen wirst und dass deine erste Arbeit darin bestehen wird, diese Steine zu entfernen.« Er wies auf die Steinpfeiler, die über das Meer befördert worden waren, um in Ratharryn zu stehen. »In Sarmennyn haben sie so prachtvoll ausgesehen«, fuhr Camaban stirnrunzelnd fort. »Weißt du noch? Und man konnte Slaols Anwesenheit spüren. Lebendig. Immer da! Festgehalten in Stein. Aber nicht hier. Hier strahlen die Steine überhaupt nichts aus. Tot, das ist es, was sie hier sind, tot!« Er stieß gegen einen der Pfeiler, versuchte, ihn umzustoßen, aber er war zu fest im Boden verankert. »Sie müssen alle herausgerissen werden, allesamt! Wie viele Männer wirst du brauchen, um sie zu bewegen?«

»Dreißig?«, vermutete Saban. »Vierzig?«

»Du wirst noch mehr brauchen«, erwiderte Camaban. »Und du wirst Männer und Ochsen benötigen, um die neuen Steine aus Cathallo hierher zu schleppen.« Er verfiel in Schweigen und starrte auf den unfertigen Steinkreis. »Ich wünschte wirklich, ich bräuchte nicht zu kämpfen«, sagte er schließlich, dann wandte er sich zu seinem Bruder um. »Hast du schon jemals eine Schlacht zwischen ganzen Stämmen erlebt?«

»Nein.«

»Jetzt wirst du eine solche erleben! Bevor sie beginnt, ist jeder Mann ein Held, aber sobald die Pfeile losfliegen, stellt die Hälfte von ihnen plötzlich fest, dass sie nicht kämpfen können, weil sie verstauchte Knöchel oder eine Magenverstimmung haben.« Er lächelte. »Ich glaube, du wirst dich als Held erweisen, Saban.«

»Ich dachte, ich sollte ein Baumeister sein?«

»Zuerst ein Krieger und danach ein Baumeister«, erklärte Camaban. »Ohne dich würde ich nicht in die Schlacht ziehen, Bruder!«

Es war lange Zeit her, dass Saban gesehen hatte, wie Krieger sich auf einen Kampf vorbereiteten; aber im Morgengrauen des nächsten Tages beobachtete er, wie die Männer sich ihrer Kleidung entledigten und ihre Körper mit einer Paste aus Wasser und Färberwaid beschmierten; anschließend tauchten sie ihre Speerklingen und Pfeilspitzen in eine klebrige, zähflüssige Masse aus Kot und Kräutersaft. Als die Sonne ihren höchsten Stand erreicht hatte, tanzten die Speerkämpfer um Arryns und Mais Tempel, und ein Gefangener aus Cathallo, der seit dem letzten Gefecht zwischen den beiden Stämmen streng bewacht worden war, wurde im Tempel geopfert. Camaban wunderte sich über diesen Brauch, der — wie Gundur ihm erklärte — damit begonnen hatte, dass die Cathaller ihre Gefangenen vor einer Schlacht töteten; daraufhin hatte Lengar befohlen, diesen Brauch auch in Ratharryn einzuführen, um sich für die Ermordung seiner Männer zu rächen. Haragg protestierte gegen das Abschlachten, aber Gundur versicherte ihm, dass es eine Opferung sei; so hielt der Hohepriester die Schädelstange hoch, während Gundur, nackt und in blauer Kriegsbemalung, ein Bronzemesser nahm und den Mann langsam vom Unterleib bis zum Brustbein aufschlitzte. Dann tauchten Ratharryns Krieger ihre rechte Hand in das Blut des Opfers, dessen langer Todesschrei eine Botschaft an die Götter bedeutete, dass der Stamm in die Schlacht zog.

Saban tauchte seine Hand nicht in das Blut, und er tanzte auch nicht um die Tempelpfeiler, als die Trommler einen schnellen Rhythmus auf ihren mit Ziegenfell bespannten Fässern anstimmten. Stattdessen hockte er sich neben Aurenna, die der Tötung des Gefangenen ungerührt

zugeschaut hatte. »Ihr werdet den Kampf gewinnen«, sagte sie. »Ich habe den Sieg im Traum gesehen.«

»Neuerdings hast du ziemlich viele Träume«, sagte er verdrießlich.

»Weil ich hier bin«, erklärte Aurenna, »hier in Ratharryn — wo Slaol mich hingeschickt hat.«

»Ich wünschte, wir könnten mit Lewydd nach Hause zurückkehren«, sagte Saban. Er hatte Lewydd geholfen, die verbrannten und verschrumpelten Leichen von Kereval und seinen Männern aus den Trümmern der Festhalle zu bergen. Die Leichen sollten hoch oben auf dem grasbewachsenen Hügel oberhalb von Slaols Tempel beerdigt werden, und anschließend würde Lewydd das Gold nach Sarmennyn heimbringen.

»Dies ist jetzt mein Zuhause«, verkündete Aurenna. Sie schaute zu, wie sich die Krieger einer nach dem anderen über den ausgenommenen Leichnam beugten. »Alles das hier muss so geschehen«, sagte sie glücklich. »Wir wussten nicht, was Slaol beabsichtigte, als wir aus Sarmennyn kamen. Wir dachten, wir brächten nur Steine her! Aber stattdessen will er uns hier in Ratharryn haben, um zu seinem Ruhme zu wirken!«

»Dann sind also all die Mühen umsonst gewesen?«, fragte Saban bitter. Er hatte die besten Jahre seines Lebens dafür geopfert, die Steine aus Sarmennyn zu transportieren, nur um jetzt, nachdem die Aufgabe endlich vollbracht war, feststellen zu müssen, dass sie unbrauchbar waren.

Aurenna schüttelte den Kopf. »Die Jahre waren nicht vergeudet«, sagte sie ruhig. »Sie waren Slaol gewidmet, als Beweis dafür, dass wir im Stande sind, große Dinge für ihn zu tun - aber jetzt müssen wir noch mehr tun. Scathels Tempel war ein Ort zum Töten, genauso wie der Meerestempel, und unser neues Heiligtum soll ein Tempel des Lebens werden.«

Saban überlief ein Schauder. »Derrewyn hat einmal gesehen, dass unser neuer Tempel vor Blut dampfen würde.

Sie sagte, die Sonnenbraut würde dort sterben. Sie sagte, *du* würdest dort sterben.«

Aurenna lachte leise. »Saban! Saban! Derrewyn ist eine Feindin. Sie würde wohl kaum lobend über das sprechen, was wir tun. Und es wird kein Blutvergießen geben. Haragg hasst Opferungen! Er verabscheut sie!« Sie berührte ihn am Arm. »Vertrau uns«, sagte sie beschwörend. »Slaol ist in unserem Inneren! Ich kann ihn fühlen wie ein Kind in meinem Leib.«

Haragg sollte den Kriegerverband anführen. Es wurde von dem Hohepriester erwartet, dass er mit nach Cathallo ging, obwohl Saban überrascht war über Haraggs Begeisterung. »Ich habe immer etwas gegen Töten und Blutvergießen gehabt«, gestand der mürrische Hohepriester, »aber Krieg ist etwas anderes. Wenn du ihnen nicht Frieden angeboten hättest, Saban, wäre ich jetzt sehr unglücklich - aber sie haben ihre Chance gehabt und sie ausgeschlagen; deshalb müssen wir jetzt Slaols Pflicht tun.«

Haragg trug die Stange mit dem Totenschädel des Stammes, die er nun in Arryns und Mais Tempel brachte, wo sich die Krieger versammelt hatten. Camaban hatte eine von Lengars alten Hemden mit den aufgenähten Bronzestreifen angezogen, und an seiner Hüfte hing Lengars Bronzeschwert. Er hatte seine Hand in das Blut des geopferten Gefangenen getaucht und es sich dann in sein schwarz tätowiertes Gesicht geschmiert; im Verein mit seinen langen schwarzen Haaren, die wirr und zottelig um seinen Kopf hingen, sah er aus wie eine Gestalt aus einem Albtraum. Jetzt machte er Haragg ein Zeichen, den Totenschädel zu senken, dann legte er seine blutbeschmierte Hand auf den vergilbten Schädel und schrie: »Ich schwöre bei unseren Ahnen, dass wir Cathallo vernichten werden!«

Mehr als zweihundert Krieger waren Zeuge des feierlichen Eids. Die meisten waren alte Recken aus Lengars Kriegen,

ein paar junge Burschen gab es auch, die zwar ihre Mannhaftigkeitsprüfungen abgelegt hatten, aber noch nicht die Tätowierungen von Männern trugen; denn sie hatten noch nicht im Kampf getötet. Am wildesten gebärdeten sich die Geächteten, die zusammen mit Camaban aus den Wäldern gekommen waren. »Wir marschieren jetzt und werden Cathallo morgen bei Tagesanbruch erreichen«, rief Camaban, »dann greifen wir gleich an. Slaol hat zu mir gesprochen. Das hat er schon immer getan. Seit meiner Kindheit kommt er zu mir — aber jetzt spricht er sehr viel deutlicher und verkündet uns einen großen Sieg! Wir werden Cathallo erobern! Wir werden viele Speerkämpfer töten und viele Gefangene machen. Wir werden der Bedrohung durch Cathallo ein Ende bereiten, jetzt und für alle Zeit, und eure Kinder werden in einem Land des Friedens aufwachsen!«

Die Männer jubelten ihm zu, und die Frauen des Stammes stimmten in den Beifall ein; dann schlugen die Trommler auf ihre Felltrommeln, der Kriegerverband setzte sich in Marsch und folgte Camaban nach Norden in die Wälder. Sie marschierten den ganzen Nachmittag, und es war schon fast dunkel, als sie die Sümpfe um Maden herum erreichten; aber ihr Weg durch das nasse Land wurde von einem weißen, hoch am Himmel stehenden Mond erhellt, dessen Licht die Bäche versilberte und auf die gespenstisch weißen Totenschädel schien, die Cathallo am Rand der bewaldeten Hügel aufgepflanzt hatte, um die Leute aus Ratharryn abzuschrecken. Camaban riss einen der Totenschädel von seiner Stange und warf ihn zu Boden, dann folgte ihm der Rest der Krieger in den Wald. Camabans Geächtete, die zwischen den dunklen Bäumen zu Hause waren, gingen als Kundschafter voraus, fanden jedoch keinen Feind.

Sie kamen in den Wäldern nur langsam voran, weil das Laub der Bäume Lahannas Licht verdeckte und die Speerkämpfer sich nur vorsichtig bewegen konnten, ständig auf der Hut. Sie hielten an, als sie die höchste

Bodenerhebung erreichten, und dort warteten sie die kalte, stille Nacht hindurch. Gundur und Vakkal waren unruhig, denn bisher hatte Cathallo noch nie Ratharryns Krieger kampflos die Marschgebiete durchqueren lassen: Sie waren jetzt tief in das Gebiet des Feindes vorgedrungen und befürchteten einen Überfall aus dem Hinterhalt; aber es kamen keine Pfeile oder Speere aus der Dunkelheit geflogen. In der Vergangenheit, erklärte Gundur, hatte Cathallo Ratharryns Krieger gezwungen, sich ihren Weg in diese Hügel zu erkämpfen, wo sie ständig von versteckt lauernden Bogenschützen beschossen worden waren; aber heute schienen die Wälder menschenleer, was jeden Krieger dazu verleitete, zu glauben, dass Cathallo nichts von ihrem Kommen ahnte. Als der neue Tag heraufdämmerte, wallte feiner Nebel herab. Junge Füchse tollten auf einer Lichtung, als Camaban und seine Krieger ihren Vormarsch fortsetzen, und die Männer fassten die Anwesenheit der Fuchsjungen als gutes Omen auf; denn die Tiere hätten ganz sicherlich niemals ihren Bau verlassen, wenn Cathallos Kämpfer zwischen den Bäumen umhergehuscht wären. Aber dann - gerade als die Krieger neuen Mut fassten, beflügelt von der Hoffnung auf einen leichten Sieg - ertönte plötzlich ein schreckliches Gebrüll, das die Männer veranlasste, sich hastig zu ducken, und selbst Camabans gestreiftes Gesicht verriet auf einmal Furcht. In den Büschen war ein seltsames Trampeln und Stampfen zu hören - nicht schnell, so wie die Bewegungen eines Hirsches, und auch nicht langsam und witternd wie die Schritte eines Angreifers - sondern wie etwas Riesiges und Massiges, das sich unaufhaltsam einen Weg durch den Nebel bahnte, um den gesamten Kriegerverband vor Angst erzittern zu lassen.

Das Furcht erregende Geräusch kam immer näher. Saban hatte einen Pfeil in seinen Bogen eingespannt, obwohl er bezweifelte, dass eine Feuersteinpfeilspitze irgendetwas gegen einen bösen Zauber von Cathallo ausrichten könnte; dann erschien plötzlich ein Ungeheuer mit einem wuchtigen

Kopf, gekrönt von breiten, ausladenden Hörnern, die sich nach vorn krümmten. Es war kein böser Zauber aus Cathallo und auch kein Drachen, sondern ein Bulle, doppelt so groß wie der größte Auerochse, den Saban jemals gesehen hatte: ein massiges Geschöpf mit gewaltigen Muskeln, schwarzem Fell, gefährlich spitzen Hörnern und kleinen, glühenden Augen. Es blieb stehen, als es die Menschen sah, schwang seinen mit Kot verkrusteten Schwanz und stampfte mit einem riesigen Huf auf, bevor es abermals seine Herausforderung brüllte. Der Bulle hob den Kopf, und aus seinem höhlenartigen Maul rann ein Strom von Speichel. Seine kleinen Augen wirkten rot in dem matten Zwielicht. Einen Herzschlag lang dachte Saban, das Tier würde den Kriegerverband angreifen, doch dann schwang es plötzlich herum und trampelte in nördlicher Richtung davon. »Ein Omen!«, rief Camaban. »Ihm nach!«

Saban hatte Camaban noch nie so erregt erlebt. Die übliche dünkelhafte Gelassenheit seines Bruders hatte ein fast kindlicher Elan verdrängt, geboren aus einer Nervosität, die ihn laut und ausgelassen machte. Lengar hätte sich unter denselben Umständen still und abwartend verhalten, wie Saban vermutete; aber die Krieger folgten Camaban noch immer durchaus willig. Er mochte zwar wie ein Krieger gekleidet sein, doch die Speerkämpfer glaubten, dass er ein Zauberer sei, der Cathallo eher mit bösen Zaubern und Flüchen vernichten konnte als mit Speeren, das Fehlen jeglicher Feinde im Wald hatte sie zusätzlich davon überzeugt, dass seine Zaubersprüche wirkten.

Kurz nachdem sie am Waldrand anlangten, ging die Sonne auf. Der Nebel war jetzt milchig weiß und sehr dicht, er verhüllte die Welt ringsum. Die Männer, die in der Nacht noch so zuversichtlich gewesen waren, wurden jetzt aber doch von Unruhe erfasst. Sie hatten es noch nie zuvor geschafft, so tief in Cathallos Gebiet vorzudringen, und diese große Leistung hätte sie eigentlich ermutigen müssen; aber der Nebel machte ihnen Angst, denn als sie nun die

Sicherheit der Bäume verließen, schien es, als wanderten sie durch ein weißes Nichts, in dem jede Orientierung unmöglich war. Hin und wieder zeigte sich die Sonne als eine blasse Scheibe in dem Dunst, aber dann verschwand sie sofort wieder, wenn die feuchten Nebelschwaden wieder dichter wurden, einige Männer schossen Pfeile auf Schatten ab, die sich knapp außerhalb ihrer Sichtweite bewegten, aber es kamen keine Pfeile zurück, und kein verwundeter Feind schrie auf.

»Wir sollten uns wieder zurückziehen«, sagte Gundur besorgt.

»Zurück?«, fragte Camaban. Das Blut auf seinem Gesicht war inzwischen zu einer rissigen Kruste getrocknet.

Gundur wies in den dichten Nebel, wie um anzudeuten, dass es hoffnungslos war, weiterzugehen; doch genau in diesem Moment traf ein Mann auf der linken Seite der zerlumpten Kriegerschar auf einen uralten Grabhügel, einen, der als ein langer Grat erbaut worden war statt als runder Erdhaufen. Auf diesen strebte Camaban zu und versammelte seine Krieger in dem Vorhof des Grabes, das von einer halbmondförmigen Mauer aus riesigen Steinen umschlossen war. »Ich weiß jetzt, wo wir sind«, erklärte Camaban ihnen. »Cathallo liegt in dieser Richtung« — er zeigte in den Nebel — »und es ist nicht mehr weit.«

»Zu weit in diesem Nebel«, wandte Gundur ein, die Speerkämpfer knurrten zustimmend.

»Dann werden wir warten, bis sich der Nebel ein wenig gelichtet hat«, meinte Camaban, »und dem Feind später Schaden zufügen ...«

Er wies ein Dutzend Männer an, zwei der kleineren Steine von der halbmondförmigen Einfriedung aus großen Felsblöcken wegzuhieven — als die Steine beiseite geschafft worden waren, kam ein Tunnel, ausgekleidet mit weiteren Steinen, zum Vorschein. Camaban kroch in den Tunnel, murmelte einen Bannfluch, um seine Seele vor den Geistern der Toten zu schützen, und begann, Knochen und

Totenschädel nach draußen zu schleudern. Dies waren Cathallos Vorfahren, die Geister, die ihre Nachkommen in jeder Schlacht behüten würden; Camaban gab jedoch den Befehl, die Gebeine zu einem Haufen am Fuß der Steinfassade des Grabes aufzuschichten, und dann erkletterten die Krieger einer nach dem anderen die Kuppe des Grabhügels und pissten auf ihre Feinde. Diese Verhöhnung munterte die Männer wieder auf; sie lachten und begannen zu prahlen, wie sie es in der vergangenen Nacht getan hatten.

Saban war der Letzte, der den Grabhügel erklomm. Seine Blase war leer, und er fürchtete den Spott des Kriegerverbandes — aber dann blickte er nach Norden und sah plötzlich jemanden anders Gestalt annehmen im Nebel. Die Silhouette war ziemlich weit entfernt, und für einen Moment fühlte er panische Angst, dass es sich um einen Geist handelte, der auf den Nebelschwaden wandelte. Indessen begriff er plötzlich, dass es jemand war, der gerade den kreideweißen heiligen Grabhügel erklommen hatte und nach Süden spähte. Die Gestalt starrte Saban an, und Saban starrte zurück. Ob es Derrewyn war? Sicherlich war sie es, und er fühlte einen schmerzlichen Stich bei dem Gedanken, dass sie jetzt seine Feindin sein sollte. Rechts von ihm, ein ganzes Stück weiter entfernt, wo die großen Steine lagen, ragten die Hügel aus dem Nebel auf - aber hier gab es nur Derrewyn und Saban, die über das stille weiße Tal hinweg ihre Kräfte maßen.

»Was gibt es?«, rief Camaban zu ihm hinauf.

»Komm her«, zischte Saban, und Camaban umrundete die Flanke des Hügels, hastete dann den steilen, grasbewachsenen Abhang hinauf.

Die ferne Gestalt ließ ihren Umhang fallen und begann, die Arme zu heben und zu senken. »Flüche«, erklärte Camaban, erbittert spuckte er nach ihr aus.

»Ist es Derrewyn?«, fragte Saban.

»Wer sonst?«, gab Camaban zurück. Derrewyn stand auf Lahannas Hügel und rief die Göttin an, Cathallos Feinde zu vernichten.

Saban berührte seine Lenden. »Dann wissen sie also, dass wir kommen?«

»Sie haben den Nebel herabbeschworen«, giftete Camaban, »in der Hoffnung, dass wir uns darin verirren würden. Aber wir haben uns nicht verirrt. Ich kenne den Weg von hier aus.« Er drohte der fernen Gestalt zornig mit der Faust, dann zog er Saban von dem Grabhügel herunter. »Wir folgen einem Weg Richtung Norden«, tat er kund, »dieser Weg führt durch einen Wald und dann über einen Bach, bevor er in den geheiligten Pfad einmündet.« Der geheiligte Pfad würde sie schließlich in Cathallos Tempel führen.

Das Urinieren auf die Gebeine von Cathallos Ahnen hatte die Stimmung der Krieger beträchtlich gehoben und ihnen wieder Mut gemacht, sodass sie jetzt eifrig darauf bedacht waren, Camaban zu folgen. Er ging schnell, benutzte einen Pfad, den zahllose Füße in das Grasland getrampelt hatten. Der Pfad führte hügelabwärts durch einen kleinen Wald aus dicht zusammenstehenden Eichen, und als sich die Speerkämpfer zwischen den Bäumen hindurchwanden, fegte ein plötzlicher Windstoß durch das Laub über ihren Köpfen; derselbe Wind wirbelte die Nebelschwaden hoch und löste sie soweit auf, dass die Männer, die Ratharryns Kriegerverband anführten, bis zum geheiligten Pfad auf der anderen Seite des Tales sehen konnten — und dort, in einer langen Reihe neben den grauen Felsblöcken aufmarschiert, stand Cathallos Streitmacht.

Rallin, Cathallos Clanführer, wartete bereits auf sie! Er war bereit zur Schlacht! Sämtliche Krieger von Cathallo waren dort versammelt, und nicht nur die Männer aus Cathallo, sondern auch ihre Verbündeten, die Speerkämpfer der Stämme, die Ratharryn wegen Lengars Überfällen und Raubzügen hassten. Das feindliche Kriegsheer bevölkerte die gesamte heilige Steinstraße, und die Krieger stießen

laute Schlachtrufe aus, als sie Camabans Männer zwischen den Eichen hervorkommen sahen; dann verdichtete sich der Nebel wieder, und die beiden Streitmächte konnten einander nicht mehr genau ausmachen.

»Sie sind uns zahlenmäßig weit überlegen«, äußerte Gundur besorgt.

»Und sind genauso unruhig wie wir«, beschwichtigte Camaban ihn, »aber wir haben Slaol auf unserer Seite.«

»Sie haben uns so weit in ihr Gebiet vordringen lassen, weil sie uns hier überwältigen wollen«, erklärte Gundur, »um dann die Überlebenden unseres Heeres über die Hügel zurückzuverfolgen und einen nach dem anderen abzuschlachten.«

»Was sie wollen«, pflichtete Camaban ihm bei, »ist eine letzte, entscheidende Schlacht, um dem Hin und Her ein Ende zu bereiten.«

»Richtig«, bestätigte Gundur, »und sie werden diese Schlacht gewinnen. Wir sollten sofort den Rückzug antreten!« Er sprach grimmig, und Vakkal nickte zustimmend.

»Slaol will nicht, dass wir den Rückzug antreten«, widersprach Camaban. Seine Augen leuchteten vor Erregung. »Alle unsere Feinde sind versammelt - und Slaol will, dass wir sie vernichten!«

»Aber es sind einfach zu viele«, beharrte Gundur.

»Es gibt nie zu viele Feinde, um sie zu töten«, fuhr Camaban ihn an. Er war von Slaols göttlichem Geist durchdrungen und sich des Sieges sicher; daher tat er Gundurs Rat mit einem Kopfschütteln ab und zog sein Schwert. »Wir werden kämpfen«, rief er, dann erzitterte er plötzlich am ganzen Körper, als der Gott ihn mit Kraft erfüllte. »Wir werden für Slaol kämpfen!« Seine Stimme überschlug sich. »Und siegen!«

16. KAPITEL



Der Nebel verzog sich allmählich, aufgewirbelt von einem böigen Wind und unwillig weichend vor Slaols wachsender Kraft. Zwei Schwäne flogen über den Bach dahin, ihr Flügelschlag plötzlich das lauteste Geräusch in einem Tal, in dem sich zwei Heere gegenüberstanden. Der Auerochse war lange verschwunden, hatte sich in die tieferen Wälder im Westen verzogen, wie Saban vermutete; dennoch klammerte er sich an die Vorstellung, dass das Erscheinen des Tieres ein gutes Omen gewesen war. Jetzt beobachteten sämtliche Krieger der beiden Gegner aufmerksam den Flug der Schwäne, in der Hoffnung, dass sie auf ihre Seite zuhalten würden; aber die Vögel flogen in gerader Linie zwischen den beiden Streitmächten hindurch, um schließlich im Dunst gen Osten zu verschwinden. »Sie sind zur aufgehenden Sonne geflogen!«, rief Camaban siegessicher. »Das bedeutet, dass Slaol uns beisteht.«

Er hätte ebenso gut mit sich selbst sprechen können, denn keiner der Männer aus Ratharryn beachtete ihn. Sie starrten schweigend über das flache Tal hinweg zu der Stelle, wo das Heer von Cathallo zu einer eindrucksvollen und Furcht erregenden Linie aufmarschiert war, bewaffnet mit Speeren, Streitäxten, Bögen, Streitkolben, Keulen, Breitbeilen und Schwertern. Diese Gefechtslinie begann in der Nähe des kleinen Tempels auf dem Hügel, zog sich über den Pfad mit den paarweise angeordneten Steinpfeilern Richtung Westen und setzte sich von dort aus bis zu dem heiligen Grabhügel fort. Auf den flachen Hügeln hinter der Kampflinie standen Gruppen von Frauen und Kindern, die gekommen waren, um zuzuschauen, wie ihre Männer Ratharryn niederschmetterten.

»Vierhundert Männer?« Mereth hatte die Feinde gezählt und unterhielt sich jetzt leise mit Saban.

»Es sind nicht alles Männer«, erwiderte Saban. »Einige von ihnen sind noch Jungen.«

»Auch ein Knabe kann dich mit einem Pfeil töten«, murmelte Mereth. Er war mit einer der kostbaren Bronzeäxte seines Vaters bewaffnet und sah gefährlich aus, denn er hatte Galeth' große, stämmige Gestalt und breite Brust geerbt; aber Mereth war unruhig, genau wie Saban. Die Männer beider Heere waren ängstlich, das heißt, alle bis auf die abgehärteten, kampferprobten Krieger, die von Begegnungen wie diesen träumten. Sie waren die Männer, über die in den langen Winternächten Lieder gesungen wurden, die Männer, um die sich ruhmreiche Geschichten rankten; sie waren die Helden zahlloser Schlachten, Kämpfer wie Vakkal, der Fremdländische, der jetzt vor Camabans Truppe hermarschierte, um Beleidigungen über das Tal hinweg zu brüllen. Er nannte den Feind elende Haufen von Würmerkot, behauptete, ihre Mütter seien stinkende, kropfige Ziegen, verunglimpfte sie als Feiglinge und kleine Kinder, die nachts in ihre Pelze nässten, und forderte jeden von ihnen auf, es zu wagen und am Bachufer gegen ihn zu kämpfen. Ähnliche höhnische Beleidigungen und Aufforderungen wurden von Cathallos führenden Kriegern herübergebrüllt. Behängt mit Federn und Fuchsschwänzen, ihre Körper dicht an dicht mit Tätowierungen übersät, stolzierten sie großspurig mit ihren Bronzeschwertern herum. Saban hatte einst davon geträumt, ein solcher Krieger zu sein, aber er war ein Erbauer geworden statt eines Zerstörers - und ein Mann, der beim Anblick eines Feindes Vorsicht, wenn nicht sogar regelrechte Furcht empfand.

»Verteilt euch«, rief Gundur Ratharryns Männern zu. Gundur hatte an diesem Morgen nicht kämpfen wollen, weil er befürchtete, dass Cathallo und seine Verbündeten zu zahlreich waren; aber Camaban hatte ihn beiseite

genommen und beschwörend auf ihn eingeredet, und Gundurs Zuversicht war durch das, was Camaban ihm erzählt hatte — was immer das gewesen sein mochte —, wie durch ein Wunder wieder aufgelebt, und jetzt befahl er den Männern, Kampfstellung zu beziehen. »Verteilt euch!«, rief er. »Bildet eine Linie. Nicht alle auf einem Haufen, als ob ihr Kinder wärt! Na los, rührt euch!«

Der Kriegerverband verteilte sich widerstrebend entlang dem Rand des Eichenwäldchens, um eine Kampflinie zu bilden — die jedoch nicht fortlaufend war, sondern genau wie die feindliche Linie Lücken aufwies. Die Männer blieben dicht bei ihren Verwandten oder Freunden, und zwischen den einzelnen Gruppen klafften große Abstände. Die Priester beider Seiten standen jetzt vor den Männern, während sie drohend Knochen schwenkten und dem Feind mit lauter, gellender Stimme wilde Flüche und Verwünschungen entgegenschleuderten. Haragg trug Ratharryns Schädelstange, damit die Ahnen sehen konnten, was in dem sich auflösenden Nebel vor sich ging, und Morthor, Cathallos blinder Hohepriester, trug eine ähnliche Stange. Er schüttelte sie so drohend, dass Cathallos Totenschädel von dem Stock herunterfiel, was Ratharryns Männern einen lauten Jubelruf entlockte; sie waren nämlich überzeugt, dass der Fall des Schädels ein Unheil verkündendes Zeichen für den Feind bedeutete. Derrewyn stand noch immer auf dem heiligen Grabhügel, umringt von einem halben Dutzend Speerkämpfern, wo Camaban sie mit weiteren unflätigen Flüchen überhäufte. »Ich will, dass die Zauberin getötet wird!«, schrie Camaban seiner Armee zu. »Ein Haufen Gold für den Mann, der mir den Kopf des Miststücks bringt! Ich werde ihren Schädel mit Gold füllen und alles dem Mann schenken, der sie tötet!«

»Glaubt er wirklich, dass wir siegen werden?«, fragte Mereth verdrießlich.

»Slaol ist bei uns«, sagte Saban, und die Sonne war tatsächlich genug durch die Überreste des Nebels

gedrungen, um das Tal grün zu färben und glitzerndes Licht von dem Bach zwischen den beiden feindlichen Heeren spiegeln zu lassen.

»Das sollte Slaol auch wirklich sein«, murmelte Mereth, denn der Feind war Ratharryns Männern zahlenmäßig um das Doppelte überlegen.

»Ich will ihren Clanführer tot sehen!«, schrie Camaban seinen Männern zu. »Ihn und seine Kinder! Findet seine Kinder und tötet sie! Wenn seine Ehefrauen schwanger sind, dann tötet auch sie! Und tötet das Balg der Zauberin, bringt es um! Tötet sie, tötet ihr Kind, tötet sie alle!«

Rallin wanderte an seiner eigenen Linie entlang, zweifellos damit beschäftigt, seine Krieger zu einem ähnlichen Gemetzel anzufeuern. Die Priester beider Seiten waren bis zu den Ufern des Baches vorgerückt, fast auf Spuckweite voneinander entfernt; dort zischten sie nun Beleidigungen, schleuderten sich gegenseitig Flüche an den Kopf, sprangen hektisch in die Luft, schüttelten sich wild, als ob sie in der Gewalt der Götter wären; gellend kreischten sie, während sie die unsichtbaren Geister beschworen, zu kommen und den Feind auszulöschen. Nur Haragg war nicht zum Bachufer gegangen. Stattdessen stand er einige Schritte vor der Linie und hielt die Schädelstange zur Sonne empor.

Die mutigeren Krieger hatten sich zu den Priestern gesellt, um weitere Beleidigungen zu brüllen, aber keine der beiden Gefechtslinien rückte vorwärts. Gruppen von Männern tanzten verzückt, während sie den Mut zum Vorstoß sammelten, andere sangen Hymnen oder riefen die Namen ihrer Götter. Der Nebel hatte sich jetzt vollkommen aufgelöst, und der Tag wurde wärmer. Mereth verzog sich zwischen die Bäume, die direkt hinter Camabans Linie aufragten, und begann, Brombeeren zu pflücken; aber Camaban, der gerade vom linken Flügel seines Heeres zurückkehrte, zog ihn energisch aus dem Gebüsch und wieder in die Reihe zurück. »Jeder Mann, der einen Bogen hat, soll wieder in den Wald zurückweichen und sich einen

Weg zum Mittelpunkt der Linie bahnen. Hast du verstanden?« Er eilte weiter, während er seinen Befehl wiederholte, und die Bogenschützen schlüpften zurück zwischen die Bäume und rannten — vom Feind unbemerkt — zur Mitte von Ratharryns lückenhafter Kampflinie. Nur Saban missachtete den Befehl, weil es ihm widerstrebte, Mereth' Gesellschaft aufzugeben.

Hinter Cathallos Linie begann eine Trommel zu dröhnen, und der mitreißende Rhythmus verlieh Rallins Männern Mut, sodass sie in kleinen Gruppen zum Bachufer vorwärts stürmten, um Camabans Truppen zu verhöhnen. Die tapfersten von ihnen plantschten sogar in den Bach, wo sie stehen blieben und ihre blau bemalten Körper entblößten — als wollten sie Ratharryns Bogenschützen dazu auffordern, ihre Pfeile auf sie abzuschießen. Vakkal und einige seiner fremdländischen Speerkämpfer rannten vorwärts, um diese kühneren Feinde zum Kampf herauszufordern; selbige wichen jedoch schnell wieder ans andere Ufer zurück, was Ratharryns Männern lautes Hohngelächter entlockte. Die Priester standen mitten in diesem Durcheinander von Angriffen und Gegenangriffen, ohne auf die Speerkämpfer zu achten oder von ihnen beachtet zu werden.

Einzelne Bogenschützen lösten sich aus Cathallos Gefechtslinie und stürmten vorwärts, um ihre Pfeile über das Tal zu schießen. Die meisten landeten zu kurz, obwohl ein paar über den Bach hinwegsausten und durch die Blätter im Wald raschelten. Kleine Jungen rannten hin und her, um die Pfeile der Cathaller einzusammeln und sie Ratharryns Bogenschützen zu bringen, von denen jetzt eine Hand voll vom Zentrum der Linie aus vorrückte, um die feindlichen Bogenschützen zurückzutreiben. Bisher war keiner verwundet worden, geschweige denn getötet; und obwohl die gegenseitigen Beleidigungen immer wüster wurden, schien keine der beiden Armeen geneigt, den Bach zu überqueren und mit dem Blutvergießen zu beginnen. Rallin wanderte abermals die Linie seiner Krieger hinauf und

hinunter, und feuerte sie brüllend an, und Frauen brachten ihren Männern Krüge mit Schnaps.

»Wir werden sie zu uns kommen lassen«, erklärte Camaban seinen Männern, während er abermals hinter seiner Linie entlangging. »Wir bleiben hier und lassen sie angreifen.« Er klang äußerst vergnügt. »Wenn sie vorrücken, bleibt einfach ruhig stehen und wartet auf sie!«

Cathallos sämtliche Krieger sangen jetzt, ihre kräftigen Stimmen zu Lahannas Schlachtlied erhoben. »Sie steigern sich in Kampfstimmung hinein, wie?«, bemerkte Mereth, seine Lippen mit Brombeersaft befleckt.

»Ich wäre jetzt lieber in Sarmennyn, um Boote zu bauen«, sagte Saban mürrisch.

»Auch ich wäre jetzt lieber irgendwo, nur nicht ausgerechnet hier«, gab Mereth zurück. Er hatte noch keine einzige Tätowierung auf der Brust. »Ich schätze, wenn sie über diesen Bach da stürmen«, fuhr er fort, »werde ich kehrtmachen und davonlaufen und immer weiter rennen, bis ich das Meer erreiche.«

»Sie haben genauso viel Angst vor uns wie wir vor ihnen«, tröstete Saban.

»Das mag ja sein«, erwiderte Mereth, »aber dort drüben gibt es doppelt so viele Angsthasen wie hier, sodass auf jeden von uns zwei von den Kerlen kommen.«

Von Cathallos Gefechtslinie stieg ein lauter Schlachtruf auf, und Saban sah, dass eine große Gruppe von Kriegern auf den Bach zumarschierte. Sie kamen aus der Mitte von Rallins Linie, und sie riefen Lahannas Namen, als sie vorrückten; aber nach ein paar Schritten blickten sie nach rechts und links und stellten fest, dass der Rest ihrer Kameraden wie angewurzelt stehen geblieben war; also hielten sie ebenfalls an und begnügten sich damit, Camaban Beleidigungen zuzurufen, der zur Mitte von Ratharryns Linie zurückgekehrt war. Derrewyn war inzwischen von dem heiligen Grabhügel heruntergekommen, wie Saban sah, und wanderte jetzt an der Linie von Cathallos zögernden

Kriegern entlang. Ihr langes schwarzes Haar wallte offen herab und wurde wie der helle Umhang, den sie trug, von dem böigen Wind hochgehoben. Saban konnte sehen, dass sie schrie und schimpfte; bestimmt überhäufte sie ihre Krieger wegen ihres mangelnden Mutes mit Schmähungen, wetterte gegen Ratharryn und drängte die Speerkämpfer zum Angriff. Rallins Männern wurden weitere Krüge mit Schnaps gebracht. Der Trommler schlug mit erneuter Kraft auf sein Instrument, und die Männer schlurften in einem grotesken Tanz hin und her, während sie all ihren Mut zusammenzuklauben versuchten. Die Priester beider Seiten — ihre Kehlen wund von dem vielen Rufen und Schreien — kauerten gemeinsam am Bachufer, wo sie mit hohlen Händen Wasser schöpften, um zu trinken, und dann miteinander sprachen.

»Das ist nicht die Art, wie Lengar gekämpft hätte«, murrte ein Mann neben Saban.

»Wie wäre er denn vorgegangen?«, wollte Saban wissen.

»Dein Bruder war immer für einen direkten Angriff«, erklärte der Mann. »Von dieser Warterei hier hätte er überhaupt nichts gehalten. Einfach laut schreien und dann mit Gebrüll vorwärts stürmen und sich auf den Feind stürzen, das war seine Art!« Er spuckte aus. »Hat den Gegner immer mürbe gemacht!«

Saban fragte sich, ob es das war, was Gundur jetzt plante — denn er hatte seine besten Krieger in der Mitte der Gefechtslinie zusammengezogen, wo Ratharryns Schädelstange aufragte. Die versammelten Männer waren Lengars beste Kämpfer gewesen, die Speerkämpfer mit den meisten Tötungsmalen, die ihr Haar und ihre Speerschäfte mit Fuchsruten geschmückt hatten. Gundur hielt ihnen eine flammende Rede, obwohl Saban zu weit entfernt war, um genau zu hören, was er sagte. Vakkal und seine ausgesuchten fremdländischen Krieger gesellten sich zu ihnen, und gleich hinter diesem Furcht erregenden Trupp standen Camabans versammelte Bogenschützen.

Die Sonne stieg höher. Rallin und Derrewyn wanderten ihre Linie hinauf und hinunter, und noch immer griff keine der beiden Seiten an, obwohl einige Bogenschützen aus Cathallo plötzlich kühn wurden und ein paar Pfeile abschossen. Sie verwundeten einen Mann am Bein, und der Feind jubelte über diese Verwundung; dann schickte Camaban ein halbes Dutzend seiner Bogenschützen vorwärts, um den Gegner zurückzudrängen —jetzt war Ratharryn mit Jubeln an der Reihe.

»Vielleicht wird es gar keine Schlacht geben«, raunte Mereth. »Vielleicht stehen wir nur den ganzen Tag hier herum, brüllen uns heiser und gehen dann wieder nach Hause und brüsten uns damit, wie mutig wir alle gewesen sind. Das würde mir gefallen.«

»Oder vielleicht hat Rallin auch erwartet, dass wir angreifen würden, so wie Lengar es immer getan hat«, meinte Saban.

»Er dachte, wir würden zu einem Sturmangriff übergehen?«

»Wahrscheinlich«, vermutete Saban, »und da wir jetzt nicht das tun, was er erwartet hat, muss er wohl oder übel zu uns kommen, wenn er siegen will.«

Rallin hatte anscheinend die gleichen Überlegungen angestellt, denn er und Derrewyn ermahnten ihre Heere jetzt, endlich vorzurücken; sie behaupteten, dass der Abschaum von Ratharryn zu feige war, um anzugreifen, und gleichzeitig zu störrisch, um kampflos den Rückzug anzutreten — deshalb wartete er ja förmlich darauf, von ihnen abgeschlachtet zu werden. Rallin brüllte, dass Ruhm und Ehre Cathallos Ziel sei und dass jeder Mann, der an diesem Tag getötet wurde, geradewegs in Lahannas himmlische Herrlichkeit eingehen würde. Die ersten Männer, die Camabans Linien angriffen, so versprach Cathallos Clanführer, würden die freie Wahl unter den Frauen und Herden des Feindes haben, und diese Aussicht ermutigte seine Männer beträchtlich. Der Schnaps tat ebenfalls seine Wirkung und Trommelschlag erfüllte die Luft; auch die

Frauen, die von den Hügeln aus zuschauten, drängten ihre Männer mit lauten Rufen, vorwärts zu marschieren und zu töten. Der Lärm war ohrenbetäubend, eine Mischung aus Gebrüll und Schreien, Trommeldröhnen und Sprechchören, Singen und Füßestampfen. Rallins Heerführer hatten sich entlang der Linie verteilt und zerrten immer wieder Männer vorwärts; dank ihrem Beispiel und Rallins blumigen Versprechungen gelang es schließlich, die ganze aufgeregte Truppenansammlung in Bewegung zu setzen.

»Bleibt einfach stehen und wartet!«, schrie Camaban. »Bleibt ruhig stehen und lasst sie kommen!«

»Mögen die Götter uns beistehen«, murmelte Mereth und berührte seine Lenden.

Der Feind rückte nur langsam vor. Keiner war bereit, der Erste vor Ratharryns Speerträgern zu sein, und so bewegten sie sich nur zögerlich Schritt um Schritt, während sie sich gegenseitig Ermutigungen zuriefen. Die Bogenschützen waren die Einzigen, die wirklich losrannten, aber selbst sie achteten sorgfältig darauf, sich nicht zu weit vorzuwagen. Rallin war in der Mitte seiner Linie, wo es ihm tatsächlich gelang, seine besten Krieger dazu zu bewegen, sich in Trab zu setzen. Er wollte, dass der Rest seines Heeres sah, wie diese Helden im Sturmangriff durch die Mitte von Ratharryns Linie brachen und mit dem Abschlachten begannen — das sich in ein Massaker verwandeln würde, wenn Camabans Linie zusammenbrach und floh. Die Krieger brüllten ihre Schlachtrufe, schüttelten drohend ihre Speere, und noch immer trat keiner von Ratharryns Männern vor, um sich dem Angriff des Gegners zu stellen.

»Bleibt stehen und wartet!«, brüllte Camaban abermals. »Slaol wird uns zum Sieg verhelfen!«

Die feindlichen Bogenschützen hatten jetzt das jenseitige Ufer des Baches erreicht, und abermals zögerten sie inmitten der dicht wachsenden Weidenröschen, bevor sie ins Wasser sprangen. »Hütet euch vor den Pfeilen!«, rief ein Mann in Sabans Nähe.

Die ersten Geschosse wurden sichtbar — Saban beobachtete, wie sie einen Bogen am Himmel beschrieben und dann im Sturzflug herabzischten. Keiner flog in seine Richtung, obwohl an anderen Stellen Männer hastig zur Seite sprangen, wenn sie einen Pfeil geradewegs auf sich zuschwirren sahen. Cathallos Bogenschützen waren entlang der gesamten Gefechtslinie verteilt, sodass an jeder Stelle nur vereinzelte Pfeile herabflogen; dennoch gelang es ihnen, eine Hand voll von Ratharryns Männern zu treffen, und dieser Umstand ermutigte die cathallischen Speerkämpfer, hinter den Bogenschützen vorzurücken. Sie plantschten durch den Bach, wobei sie einen Bogen um die Priester machten, die sich noch immer Wortgefechte lieferten. »Willst du diesen Bogen da benutzen?«, fragte Mereth Saban; der nahm einen Pfeil aus seinem Köcher und spannte ihn ein, aber er zog nicht die Bogensehne zurück. Es hatte einmal eine Zeit gegeben, als er sich nichts sehnlicher gewünscht hatte, als in den Liedern seines Stammes als Held besungen zu werden — doch heute empfand er keinerlei Blutgier mehr. Er konnte Derrewyn oder ihr Volk nicht hassen; daher starrte er nur auf den vorrückenden Feind und fragte sich, wie Camaban einen solchen Massenansturm wohl abzuwehren gedachte.

»Lasst sie kommen!«, rief Camaban erneut. Keiner von Ratharryns Bogenschützen hatte den Beschuss durch die feindlichen Pfeile erwidert, was Rallins Bogenschützen veranlasste, noch näher heranzukommen, sodass ihre Pfeile jetzt flach und sehr schnell flogen, zu schnell, um ihnen auszuweichen — Männer schrien auf, als sie getroffen wurden, taumelten und rückwärts fielen; und der Anblick der Verwundeten spornte Rallins Gruppe von erfahrenen Kriegern an, endgültig im Laufschritt loszustürmen und ihre Kampfansage herauszubrüllen, während sie den sanften Abhang vom Bachufer hinaufrannten.

»Jetzt!«, schrie Camaban, und seine führenden Speerkämpfer traten zur Seite, um die dahinter stehenden

versammelten Bogenschützen eine rasende Wolke von Pfeilen abschießen zu lassen, die Rallins angreifende Truppe direkt und von vorn traf. Ein Dutzend der Feinde ging zu Boden, einer mit einem Pfeil im Auge; der Rest von Cathallos Speerkämpfern blieb abrupt stehen, erstaunt und überrascht über den plötzlichen Hagel von mit scharfen Feuersteinspitzen bewehrten Pfeilschäften; dann pfiff ein weiteres schwarz befiedertes Geschoss daher und ein drittes. In diesem Moment stieß Gundur Ratharryns Schlachtruf aus, und seine tapfersten Krieger starteten mit lautem Gebrüll und wehenden Fuchsschwänzen den Angriff. Camabans Bogenschützen verteilten sich jetzt, rannten nach links und nach rechts, um die feindlichen Bogenschützen zurückzutreiben. Ratharryns Männer hatten scheinbar seelenruhig und untätig darauf gewartet, von den feindlichen Heeren abgeschlachtet zu werden — ihr plötzlicher Gegenschlag, so blitzschnell wie der Angriff einer Viper, überrumpelte indessen den Feind.

Gundur und Vakkal führten den Angriff auf Rallins verletzte Männer an. Vakkal, mit hellen Schwanenfedern im Haar, hackte wie ein Wahnsinniger mit einer langstieligen Streitaxt um sich, während Gundur mit Schwindel erregender Wirksamkeit seinen schweren Kampfspeer schwang. Für eine kurze Weile war das Zentrum des Schlachtfelds ein wirrer Knäuel von Männern, die wild aufeinander einstachen und -hackten; aber Camabans Bogenschützen hatten dem Feind bereits empfindliche Verluste beigebracht, und jetzt brachen Ratharryns ausgewählte Speerkämpfer durch die Mitte von Rallins Linie. Sie töteten Cathallos größte Helden im Bach, wo Rallin seine Truppen wieder zu sammeln versuchte, bis Vakkal seine Streitaxt schleuderte und die schwere Klinge Rallin am Kopf traf — der feindliche Clanführer stürzte tödlich getroffen inmitten der Weidenröschen zu Boden. Gundur schrie laut auf und rannte plantschend durch den Bach, um Rallin seinen Speer in die Brust zu stoßen; dann war Camaban an

ihm vorbeigestürmt, während er sein Schwert schwang und nach allen Seiten gewaltige Hiebe austeilte, die für seine eigene Seite eine ebenso große Gefahr darstellten wie für den Feind. Camabans wilde, Furcht erregende Erscheinung, sein schwarz gestreiftes Gesicht, die mit Knochen behängten Haare und die blutbesudelte Haut, versetzte Cathallos Männer in Angst und Schrecken. Zuerst wichen sie langsam und dann immer schneller zurück, als die mit Fuchsruten geschmückten Krieger in einem von gellendem Geschrei begleiteten Sturm angriffen.

»Jetzt!«, brüllte Camaban dem Rest seines Heeres zu. »Kommt und tötet sie! Kommt und tötet sie! Ihr Leben gehört euch!« Und die Männer von Ratharryn — ebenso erstaunt über den Erfolg von Camabans Taktik wie der Feind, und ermutigt durch die Panik unter Cathallos Männern — stießen erneute Schlachtrufe aus und stürmten auf den Bach zu. »Tötet sie!«, schrie Camaban. »Tötet alle!« Bei diesem Gebrüll scharten sich seine siegreichen Krieger um ihn, und er übernahm nun einen heftigen Sturmangriff, der sich jedoch in eine wilde Verfolgungsjagd auf die Feinde verwandelte, die Camabans Truppen zahlenmäßig noch immer überlegen waren; jedoch der Tod ihres Clanführers hatte absolute Panik ausgelöst. Ratharryns Männer schrien freudetrunken ihren Sieg hinaus, als sie den fliehenden Feind von hinten niederstreckten. Streitäxte und schwere Keulen zertrümmerten Schädel, zerschmetterten Knochen, färbten die Erde rot vom Blut der Feinde. Männer töteten wie in einem Taumel, rasend vor Hass und aufgestauter Furcht, schlugen und stachen, hackten und hauten wie besessen um sich, und das Gemetzel endete in einer verzweifelten Massenflucht, als Vakkal Cathallos Schädelstange erbeutete. Er schlug den blinden Morthor mit seinem Schwert nieder, packte die Stange und zertrümmerte den Totenschädel mit seiner Schwertklinge — der Anblick des zerstörten Schädels rief ein großes Wehklagen in den zersprengten Reihen des Feindes hervor. Cathallos Frauen flohen in Richtung des

großen Tempels, und die flüchtenden Speerkämpfer folgten ihnen in kopfloser Angst. Es herrschte jetzt das totale Chaos, während Camabans Männer Jagd auf die fliehenden Männer machten und sie vor sich hertrieben. Cathallos war besiegt, Cathallo war auf der Flucht — und Ratharryns Männer schwangen ihre blitzenden Waffen.

Nur Saban beteiligte sich nicht an diesem Blutbad. Mereth hatte sich mit seiner großen Streitaxt in das wilde Gemetzel gestürzt, das die Straße zwischen den heiligen Steinen mit Blut durchtränkte; aber Saban hatte Derrewyn im Auge behalten, die am westlichen Ende ihrer Gefechtslinie gestanden hatte, als Gundur und Vakkal Rallins Männer abschlachteten — mit entsetztem Blick hatte sie beobachtet, wie ihr Stamm unter dem Sturmangriff des Feindes zusammenbrach. Saban sah, wie zwei von Cathallos Kriegern versuchten, sie zu der Siedlung zurückzuziehen; aber Derrewyn ahnte wohl, dass das der Ort war, wo Camabans Heer seinen Endkampf austragen würde. So rannte sie ein kurzes Stück nach Westen; und als sie Cathallos Männer in wildem Durcheinander durch den Bach zurückstürmen und zu der heiligen Straße fliehen sah, lief sie stattdessen auf den kleinen Wald zu, an dessen Rand Camabans Linie gestanden hatte. Es gab sonst keinen Ort, wo sie sich hätte verstecken können. Saban glaubte, sie würde die Bäume gefahrlos erreichen; aber dann bemerkten zwei von Ratharryns Bogenschützen, wie Derrewyn in südlicher Richtung davonjagte, und beschossen sie mit ihren Pfeilen. Eines der Geschosse grub sich in Derrewyns Bein und ließ sie stolpern; aber ihre beiden Begleiter hoben sie hastig auf und trugen sie auf die Bäume, während Ratharryns Bogenschützen, begierig auf die von Camaban versprochene Belohnung in Form von Gold, hinter ihr herrannten.

Saban folgte den Bogenschützen in den Wald. Er konnte weder Derrewyn noch ihre Verfolger sehen; aber dann hörte

er plötzlich das Geräusch einer zurückschnellenden Bogensehne und eine Beleidigung, die Derrewyn hinausschrie. Saban wirbelte in Richtung des Lärms herum und stürmte durch ein Haselnussdickicht auf eine kleine Lichtung, wo er einen von Cathallos Speerkämpfern tot auf dem Boden liegen sah, einen schwarzen befiederten Pfeil in der Kehle. Derrewyn, ihr Gesicht bleich und eingefallen vor Schmerz, lehnte an dem moosüberwucherten Stamm einer Eiche, während ihr letzter Beschützer den beiden Bogenschützen aus Ratharryn die Stirn bot. Die beiden grinsten übers ganze Gesicht, erfreut über die Mühelosigkeit ihres zu erwartenden Sieges, runzelten jedoch verärgert die Stirn, als Saban auf die Lichtung sprang. »Wir haben sie gefunden«, rief einer der Bogenschützen nachdrücklich.

»Ihr habt sie gefunden, richtig«, pflichtete Saban ihm bei, »also gehört die Belohnung nur euch allein. Ich will sie nicht haben.« Er kannte keinen der beiden jungen Männer, die kaum mehr als Jungen waren. Er lächelte den ihm zunächst Stehenden freundlich an, dann spannte er einen Pfeil in seinen Bogen ein. »Habt ihr ein Messer?«, fragte er sie.

»Ein Messer?«, erwiderte einer der beiden fragend.

»Ihr werdet der Zauberin den Kopf abtrennen müssen«, erklärte Saban, während er die Bogensehne zurückzog und mit der langen Feuersteinpfeilspitze auf den feindlichen Speerkämpfer zielte. »Erinnert ihr euch an die Belohnung für ihren Kopf? Es ist ihr Schädel, gefüllt mit Gold, also müsst ihr meinem Bruder ihren Kopf bringen, wenn ihr reich werden wollt.« Er blickte Derrewyn an, die ihn mit ausdrucksloser Miene beobachtete. »Aber wisst ihr auch, wie ihr den Fluch abwehren könnt, den sie im Sterben über euch aussprechen wird?«

»Ihren Fluch?«, fragte einer der Burschen in besorgtem Ton.

»Sie ist eine Zauberin«, murmelte Saban mit unheilvoll klingender Stimme.

»Weißt du, was zu tun ist?«, fragte der Bogenschütze. Saban lächelte. »Ich werde euch zeigen, wie man den Fluch

unwirksam macht«, sagte er; dann fuhr er blitzschnell herum, sodass seine Pfeilspitze auf den ihm gegenüber stehenden Burschen zielte. Er schoss den Pfeil ab, sah das Blut hellrot aus der Kehle des Getroffenen spritzen — dann warf er den Bogen fort, während er sich auf den Sterbenden stürzte und seinen Körper wie einen Rammbock benutzte, um den zweiten jungen Krieger zu Boden zu werfen. Er bearbeitete das Gesicht des Mannes mit den Fäusten, grunzte, als sein Gegner zurückschlug; dann sah er plötzlich, wie sich die Augen des Mannes in Todesqual weiteten, und hörte das Knirschen von berstenden Rippenknochen, als Derrewyns Speerkämpfer dem Bogenschützen seine Bronzeklinge in die Brust stieß.

Saban richtete sich wieder auf. Sein Herz hämmerte, und Schweiß brannte ihm in den Augen. »Ich hatte gehofft, dass ich diese Schlacht durchstehen würde, ohne irgendjemanden töten zu müssen.«

Der erste Bogenschütze, in dessen Kehle Sabans Pfeil steckte, bäumte sich ein letztes Mal stöhnend auf und blieb dann leblos liegen. »Du wolltest nicht töten?«, fragte Derrewyn verächtlich. »Hat dich deine fremdländische Frau so beeinflusst, dass du nicht mehr kämpfen magst?«

»Ich habe nichts gegen dich«, erklärte Saban ruhig. »Ich habe nie etwas gegen dich gehabt.«

Der überlebende Speerkämpfer richtete seinen blutbeschmierten Speer drohend auf Saban, doch Derrewyn schob die Waffe beiseite. »Er meint es nicht böse«, erklärte sie ihrem Beschützer. »Saban stolpert durch das Leben, ohne jemals etwas Böses im Sinn zu haben, und richtet doch so viel Schaden dabei an. Geh und bewache das Ende des Waldes!« Sie blickte dem Speerkämpfer einen Moment lang nach, als er davonging; dann winkte sie Saban zu sich, winkelte ihr verletztes Bein an und stöhnte vor Schmerz. Der Pfeil hatte sich glatt durch die Muskeln ihres rechten Oberschenkels gebohrt — seine Feuersteinspitze ragte auf der einen Seite heraus und ein Stück des Schafts mit den

rabenschwarzen Federn von Ratharryn auf der anderen. Sie brach das befiederte Schaftende ab, schnitt eine gequälte Grimasse, dann brach sie auch die Pfeilspitze ab. Es floss nicht viel Blut, weil sich das Fleisch um den Schaft herum zusammengezogen hatte.

»Ich kann den Rest des Pfeiles herausholen«, erbot Saban sich.

»Das kann ich schon selbst«, erwiderte Derrewyn. Sie schloss einen flüchtigen Moment lang die Augen und horchte auf die gedämpften Schreie, die von Norden herüberschallten. »Danke, dass du sie getötet hast«, sagte sie und wies auf die beiden toten Bogenschützen. »Hat dein Bruder seinen Männern wirklich eine Belohnung für mich versprochen?«

»Für deine Leiche«, berichtigte Saban.

»Du würdest also jetzt reich, indem du mich tötest?«, fragte sie lächelnd.

Saban erwiderte ihr Lächeln. »Nein«, sagte er, während er vor ihr in die Hocke ging. »Ich wünschte, nichts von alledem hier wäre jemals passiert«, murmelte er. »Ich wünschte, alles wäre noch so wie früher.«

»Armer Saban«, erwiderte Derrewyn. Erschöpft lehnte sie den Kopf gegen den Baum. »Du solltest Clanführer von Ratharryn sein, dann wäre all dies hier wirklich nicht geschehen.«

»Wenn du in den Süden gehst«, meinte Saban, »bist du vielleicht sicher.«

»Ich bezweifle, ob ich jemals sicher sein werde«, seufzte sie, dann begann sie zu lachen. »Voriges Jahr hätte ich Camaban seine Steine geben sollen ... Er ist im letzten Sommer zu mir gekommen, nachts, in aller Heimlichkeit, und hat mich inständig um sie angefleht.« Sie schnitt eine Grimasse. »Weißt du, was er mir im Austausch für die Steine angeboten hat?«

»Frieden?«, meinte Saban.

»Frieden!« Derrewyn fauchte das Wort. »Viel mehr als nur Frieden, Saban — er hat mir sich selbst angeboten! Er wollte mich heiraten. Er und ich, sagte er, wären die beiden großen Zauberer, die gemeinsam über Ratharryn und Cathallo herrschen und die Götter wie Hasen im Frühling tanzen lassen würden.«

Saban starrte sie an, während er sich fragte, ob sie wohl die Wahrheit sagte, und kam zu dem Schluss, dass es zweifellos stimmte. Er lächelte. »Wie sehr die Söhne meines Vaters dich doch lieben«, sagte er.

»Du hast mich geliebt«, berichtigte ihn Derrewyn, »aber Lengar hat mich geschändet, und Camaban fürchtet mich.«

»Ich liebe dich noch immer«, platzte Saban heraus, und er selbst war mehr über seine Worte überrascht als sie. Er errötete, schämte sich wegen Aurenna; aber er wusste auch, dass es der Wahrheit entsprach, einer Wahrheit, die er sich in all den Jahren niemals eingestanden hatte. Er starrte Derrewyn an und sah nicht das hagere, ausgezehrte Gesicht von Cathallos Zauberin, sondern das hübsche junge Mädchen, dessen Lachen einst einen ganzen Stamm bezaubert hatte.

»Armer Saban«, sagte Derrewyn, dann zuckte sie zusammen, als Schmerz in einem heißen Strahl durch ihr Bein schoss. »Du und ich hätten es sein sollen, Saban, nur du und ich! Wir hätten Kinder gehabt, wir hätten gelebt und wären gestorben, und nichts hätte sich jemals geändert. Aber jetzt?« Sie zuckte die Achseln. »Slaol siegt, und seine Grausamkeit wird sich entfesseln, um die Welt in Angst und Schrecken zu versetzen.«

»Er ist nicht grausam.«

»Das warten wir am besten ab!«, meinte Derrewyn leise; dann öffnete sie ihren Umhang, um Saban die drei Goldrauten zu zeigen, die an einer Lederschnur um ihren Hals hingen. Sie hob eine der kleinen Goldrauten an den Mund, biss die Sehne durch, dann hielt sie Saban das glänzende Stückchen Metall hin. »Nimm es!«

Saban schüttelte den Kopf. »Ich brauche es nicht.«

»Nimm es!«, beharrte sie und wartete, bis er gehorchte. »Bewahre es sicher auf!«

»Ich sollte es den Leuten von Sarmennyn zurückgeben«, wandte er ein.

»Sei ausnahmsweise einmal kein Dummkopf«, riet sie müde, »denn du wirst mit der Zeit meine Hilfe brauchen. Erinnerst du dich noch an Mais Insel?«

Er nickte. »Natürlich erinnere ich mich daran.«

»Damals haben wir unter einer Weide gelegen«, fuhr sie fort, »und der Stamm dieser Weide gabelt sich nur ein kleines Stückchen weiter oben, als ein Mann hinaufreichen kann. Leg das Goldstück in diese Gabelung, und ich werde dir zu Hilfe kommen.«

»Du willst mir helfen?«, fragte Saban, leicht erstaunt — denn Ratharryn hatte diese Schlacht gewonnen, und Derrewyn war jetzt nichts als eine Flüchtende.

»Du wirst meine Hilfe brauchen«, wiederholte sie, »und ich werde dich unterstützen, wenn du mich darum bittest. Denn ich bin ab jetzt ein Geist, Saban, und werde in Ratharryn umgehen.« Sie hielt inne. »Wahrscheinlich will Camaban auch meine Tochter töten?«

Saban nickte. »Ja.«

»Arme Merrel«, sagte Derrewyn. »Camaban wird sie zwar nicht finden, aber was für ein Leben kann ich ihr jetzt noch bieten?« Sie verstummte, und Saban sah, dass sie weinte — obwohl es nicht zu unterscheiden war, ob vor Kummer oder vor Schmerzen. Er beugte sich vor und zog Derrewyns Kopf an sich, sodass sie an seiner Schulter schluchzte. »Ich hasse deine Brüder aus tiefster Seele«, schniefte sie nach einer Weile; dann atmete sie tief durch und schob Saban von sich. »Ich werde wie eine Geächtete leben«, erklärte sie, »und ich werde einen Tempel für Lahanna bauen, tief in den Wäldern, wo Camaban ihn niemals findet!« Sie streckte ihm eine Hand hin. »Hilf mir doch.«

Er zog sie vorsichtig auf die Füße. Sie stöhnte, als sie ihr verletztes Bein belastete, aber wollte Sabans Hilfe nicht mehr und rief stattdessen nach ihrem Speerkämpfer. Es schien, als wollte sie gehen, ohne ihm Lebewohl zu sagen; aber dann wandte sie sich abrupt wieder um und küsste Saban. Sie sagte nichts, küsste ihn nur schweigend ein zweites Mal und hinkte dann in südlicher Richtung durch die Bäume davon.

Saban schaute ihr nach, bis sie zwischen den Büschen verschwunden war — nun schloss er die Augen, weil er befürchtete, in Tränen auszubrechen.

Es sollten noch viele Tränen an diesem Tag vergossen werden. Die von Steinpfeilern gesäumte Straße war mit Leichen übersät, viele davon mit zertrümmertem Schädel und noch mehr von ihnen enthauptet. Aber es hatte so viele Gefallene gegeben, dass die Leichen nach einer Weile nicht mehr enthauptet worden waren; einige Köpfe hatten die Sieger sogar wieder beiseite geworfen. Andere Mitglieder der feindlichen Truppen lebten noch, obwohl sie schrecklich verwundet waren. Ein übel zugerichteter Mann mit bluttriefendem Haar klammerte sich an einen Steinpfeiler, als Saban vorbeitrottete. Wie sie sich in Ratharryn mit diesem Gemetzel brüsten werden!, dachte Saban niedergeschlagen. Aaskrähen flatterten herab, und hungrige Hunde kamen herbei, um sich an dem Fleisch der Toten gütlich zu tun. Zwei kleine Jungen, die Camabans Männern in die Schlacht gefolgt waren, versuchten gerade, einer Frau den Kopf abzuhacken. Saban jagte sie von dem Leichnam weg, wusste jedoch, dass sie einen anderen finden würden. Die Straße waren über und über mit geronnenem Blut bespritzt, und er musste wieder an Derrewyns Prophezeiung denken, dass die Steine des neuen Tempels in Ratharryn vor Blut dampfen würden. Sie hat sich geirrt, dachte er, sie hatte Unrecht.

Die ersten Rauchkräusel stiegen von den reetgedeckten Hütten der Siedlung auf, wo Camabans Krieger brennende Fackeln auf die Dächer schleuderten, nachdem sie alles Wertvolle, was sie in den Hütten finden konnten, an sich gerafft hatten. Während ihre Hütten auf diese Weise zerstört wurden, suchten die überlebenden Mitglieder des Stammes Zuflucht in dem großen Heiligtum. Und dort fand Saban Camaban. Allein stand er hoch oben auf dem riesigen ringförmigen Erdwall, damit beschäftigt, systematisch all die Totenschädel in den Graben zu treten, die Cathallo vor bösen Geistern und Feinden hatten schützen sollen. »Wo bist du die ganze Zeit gewesen?«, verlangte er zu wissen. »Ich habe nach Derrewyn gesucht«, sagte Saban. »Du hast sie gefunden?«

»Nein«, erwiderte Saban.

»Wahrscheinlich ist sie tot«, sagte Camaban rachsüchtig. »Ich bete zutiefst darum! Aber ich will trotzdem auf die Leiche dieses Miststücks pissen.« Er beförderte einen Wolfsschädel mit einem Fußtritt auf den Grund des Ringgrabens. An seinem langen Haar und an den Knochen, die in seine Zöpfe eingeflochten waren, klebte Blut - und zwar nicht sein eigenes. Das Bronzeschwert, das von einer Schlinge an seinem Gürtel herabhing, war über und über mit Blut befleckt. »Ich hoffe, Rallins Kinder sind inzwischen gefunden worden«, fuhr er fort, »weil ich sie tot sehen will.«

»Aber sie stellen doch keine Gefahr für uns dar«, erwiderte Saban.

»Sie gehören zu Rallins Familie, und sie müssen alle ausgelöscht werden. Und Derrewyns elendes Balg mit ihnen!« Er trat einen weiteren Totenschädel von dem Wall hinunter. »Nennt sich eine Zauberin! Ha! Aber man sieht ja, wohin ihre sogenannte Zauberkunst ihren Stamm gebracht hat!« Er grinste plötzlich. »Ich liebe Krieg.«

»Und ich hasse ihn.«

»Das kommt daher, weil du nichts von Kriegsführung verstehst, aber es ist nicht schwierig. Gundur wollte den Rückzug antreten, weil er nicht über das Problem nachgedacht hatte; aber ich wusste, Rallin würde mit seinen besten Kriegern angreifen, deshalb war es ein Kinderspiel, ihnen eine Falle zu stellen, und Gundur — das muss ich ihm zugestehen — hat tatsächlich begriffen, wie es funktionieren könnte. Gundur hat gut gekämpft. Hast du auch gut gekämpft?«

»Ich habe einen Mann getötet«, erklärte Saban. »Nur einen?«, spottete Camaban. »Früher, als Kind, war ich immer neidisch auf dich. Du warst wie Lengar, groß und kräftig, und ich dachte, du würdest Krieger werden im Gegensatz zu mir, dem ewigen Krüppel. Aber es ist der Krüppel, der Cathallo erobert hat. Nicht Lengar, nicht du, sondern ich!« Er lachte, stolz auf sein Tageswerk; dann wandte er sich ab,

um auf die überlebenden Bewohner von Cathallo hinabzustarren, die sich um Sannas' alte Hütte versammelt hatten. »Ich schätze, es wird Zeit, ihnen ein bisschen Angst einzujagen«, murmelte Camaban, und er ging auf dem erhöhten Fußweg zurück in die Mitte des Tempels. Weniger als ein Dutzend von Ratharryns Speerkämpfern waren in das Heiligtum vorgedrungen, sodass Camaban praktisch ungeschützt war. Er zeigte jedoch keine Furcht, als er genau in das Zentrum des Tempels marschierte, auf die freie Fläche zwischen den Kreisen aus paarweise angeordneten Steinen, die von dem größeren Kreis aus Felsblöcken umgeben waren. Dort hob er die Arme zum Himmel und hielt sie so lange emporgestreckt, bis die verängstigte Menschenmenge verstummt war. »Ihr kennt mich!«, rief er mit weithin schallender Stimme. »Ich bin Camaban! Camaban, das klumpfüßige Kind! Camaban, der Krüppel! Camaban von Ratharryn! Und jetzt bin ich Camaban, Clanführer von Cathallo. Will das irgendjemand anfechten?« Er starrte die Menschenmenge an. Es waren mindestens vierzig Männer darunter, die meisten noch immer bewaffnet — aber keiner von ihnen rührte sich.

»Ich bin mehr als Camaban«, warf Camaban sich in die Brust, »denn ich bin eines Nachts vor vielen Jahren hierher gekommen und ich habe bei ihrem letzten Atemzug Sannas Seele aufgefangen! Ich, Camaban, trage Sannas in mir. Ich bin Sannas! Ich bin Sannas!« Er schrie diese Behauptung hinaus, und dann begann er plötzlich mit Sannas' alter Stimme zu singen, mit exakt ihrer Stimme, uralt und brüchig wie alte Knochen, sodass es Saban, der die Augen schloss, so vorkam, als ob die alte Zauberin noch lebte. »Ich bin Sannas, die zur Erde zurückgekehrt ist, gekommen, um euch vor Bestrafung zu bewahren!« Und Camaban begann sich zu krümmen und zu winden, in die Luft zu springen und wild zu zappeln, während er röchelnd schrie und kreischte, als ob in seinem Inneren ein Kampf zwischen der Seele der alten Frau und seinem eigenen Geist tobte; seine Darbietung

veranlasste zu Tode erschrockene Kinder, ihre Gesichter in den Röcken ihrer Mütter zu bergen. »Ich bin Sannas!«, schrie Camaban. »Und Slaol hat mich erobert! Slaol hat mich genommen! Slaol hat zwischen meinen Schenkeln gelegen, und ich bin von ihm erfüllt! Aber ich werde für euch kämpfen!« Abermals schrie er gellend auf und warf wild den Kopf hin und her, sodass sein langes, blutbeschmiertes Haar um seine Schläfen peitschte. »Ihr müsst gehorchen, ihr müsst gehorchen«, rief er, noch immer mit Sannas' Stimme.

»Tötet sie .« Jetzt sprach er wieder mit seiner eigenen Stimme, zog sein bluttriefendes Schwert und rückte drohend gegen die Menge vor, während er einen Sprechgesang anstimmte. »Tötet sie, tötet sie, tötet sie!« Die Menge wich voller Furcht zurück.

»Versklavt sie!« Er war jetzt wieder in Sannas' Geist geschlüpft. »Sie werden gute Sklaven sein! Peitscht sie aus, wenn sie nicht gut sind! Peitscht sie aus!« Erneut begann er, sich zu winden und zu heulen, um dann — ganz plötzlich — reglos innezuhalten.

»Slaol spricht in mir«, krächzte er dann als Camaban. »Er spricht zu mir und durch mich. Der große Gott kommt zu mir und fragt, warum ihr nicht alle tot seid. Warum sollten wir nicht eure Kinder nehmen und ihnen die Schädel an den Tempelpfeilern zertrümmern?« Die Frauen schrien entsetzt. »Warum nicht eure Kinder in Slaols Feuer verbrennen?«, schrie der Zauberer. »Warum nicht eure Frauen schänden und eure Männer lebendig in den Kotgruben begraben? *Warum nicht?«* Diese letzten beiden Worte kamen als ein schrilles Kreischen aus seinem Mund.

»Weil ich es nicht zulassen werde.« Wieder erklang Sannas' Stimme. »Mein Volk wird Ratharryn gehorchen, sie werden gehorchen. Auf die Knie, Sklaven, auf die Knie mit euch!« Und die Leute von Cathallo sanken vor Camaban auf die Knie. Einige reckten ihm die Hände hin. Frauen umklammerten ihre Kinder und flehten um ihr Leben; aber

Camaban wandte sich schweigend ab, ging zu dem nächsten Steinpfeiler und lehnte den Kopf dagegen.

Saban stieß den angehaltenen Atem in einem tiefen Seufzer aus, obwohl ihm gar nicht bewusst gewesen war, dass er die Luft angehalten hatte. Die Leute von Cathallo lagen noch immer auf den Knien, nackte Angst auf den Gesichtern; so fanden Gundurs Speerkämpfer sie vor, als sie durch den Westeingang in den Tempel marschierten. Gundur ging auf Camaban zu. »Töten wir sie?«

»Sie sind jetzt Sklaven«, erwiderte Camaban ruhig, »und tote Sklaven können nicht arbeiten.«

»Dann vielleicht nur die Alten?«

»In Ordnung, tötet die Alten«, erklärte Camaban, »aber lasst die anderen leben.« Er wandte sich um und starrte auf die kniende Menschenmenge. »Denn ich bin Slaol, und dies sind die Sklaven, die mir einen Tempel bauen werden.« Er hob die Arme zur Sonne. »Denn ich bin Slaol!«, schrie er abermals triumphierend, »und sie werden mein Heiligtum erbauen!«

Camaban überließ es Gundur, Cathallo zu regieren. »Erhalte die Leute am Leben«, wies er Gundur an, »denn im Frühjahr werden wir ihre Arbeitskraft brauchen.« Gundur hatte auch den Befehl, die Wälder nach Derrewyn abzusuchen, deren Leiche noch nicht gefunden wurde, und nach ihrer Tochter, die ebenfalls spurlos verschwunden war. Rallins Ehefrauen und Kinder waren aufgespürt worden, und ihre Leichen verwesten jetzt in einem flachen Grab. Morthor wurde unter einem Grabhügel beerdigt; es war ein neuer Hohepriester ernannt worden, jedoch erst, nachdem der Mann Camabans missgestaltete Füße geküsst und feierlich geschworen hatte, ihm zu gehorchen.

So kehrte Camaban im Triumph nach Ratharryn zurück, wo er den ganzen Winter über mit Holzklötzen spielte. Er hatte Saban gebeten, diese Klötze für ihn zu schnitzen, hatte darauf bestanden, dass das Holz eine Form haben musste,

die Tempelpfeilern ähnelte; immer noch mehr verlangte er davon und verschwand dann in seiner Hütte, wo er die Klötze wie besessen ständig neu ordnete. Zuerst stellte er die Holzklötze in zwei Kreisen auf, der eine Kreis innerhalb des anderen, genau wie bei dem unvollendeten Tempel aus Sarmennyns Steinen, den Saban jetzt wieder abriss; aber nach einer Weile verwarf Camaban die Doppelkreise wieder und entwarf stattdessen einen Tempel nach dem Muster des bereits existierenden Sonnentempels direkt außerhalb von Ratharryns Eingang. Er entwarf einen ganzen Wald von Pfeilern; aber nachdem er tagelang über dem Entwurf gebrütet hatte, fegte er es kurzerhand doch beiseite. Er versuchte, Slaols und Lahannas Muster in Stein nachzubilden: zwölf Kreise in dem Rand eines größeren Kreises; doch als er sich tief hinunterbeugte - ein Auge dicht am Boden —, damit er die Holzklötze aus einem anderen Blickwinkel betrachten konnte, sah er nur Unordnung und Durcheinander; also verwarf er auch diese Anordnung wieder.

Es war ein kalter Winter und einer, der Hunger mit sich brachte. Lewydd schaffte Ereks Gold nach Sarmennyn zurück, ihn begleitete ein halbes Dutzend von Vackals Männern, die den Rest ihres Lebens in der alten Heimat verbringen wollten; aber trotzdem blieb eine beachtliche Horde von Mäulern in Ratharryn übrig, die gestopft werden mussten — und Lengar hatte nie so sorgsam darauf geachtet, Nahrungsmittel einzulagern und Vorratswirtschaft für Notzeiten zu betreiben wie sein Vater; deshalb waren die Getreidegruben jetzt ziemlich leer. Camaban kümmerte sich nicht darum, denn seine Gedanken kreisten nur selten um etwas anderes als seinen Tempel. Er war jetzt Clanführer von zwei Stämmen; dennoch übernahm er keine der Aufgaben und Pflichten, die sein Vater erfüllt hatte. Anderen Männern erlaubte er, seine Kriegerverbände anzuführen, Haragg oblag die Rechtsprechung, und Saban hatte für die Nahrungsbeschaffung zu sorgen, damit Ratharryn durch den

Winter kam. Camaban nahm sich keine Ehefrauen, zeugte keine Kinder und hortete keine Schätze — begann jedoch, sich sorgfältiger zu kleiden und etwas von dem Staat anzulegen, den er in Lengars Hütte entdeckt hatte. Er trug den Gürtel mit der breiten Goldschnalle, den der Fremde getragen hatte, der sich vor so vielen Jahren in dem Alten Tempel verstecken wollte; er legte sich einen Umhang aus Wolfspelzen, verbrämt mit Fuchsfellen, um die Schultern, und er bestand auf dem kleinen Streitkolben, den Lengar einmal dem Priester eines besiegten Stammes weggenommen hatte. Zu Hengall gehörte einst ein Streitkolben als Zeichen der Macht - es belustigte Camaban, seinen Vater nachzuäffen und zugleich sein Andenken zu schmähen: denn Hengalls Streitkolben war ein unförmiger, knochenzerschmetternder Klumpen groben, unbehauenen Steins gewesen, während Camabans Kolben ein fein gearbeitetes und kostbares Objekt darstellte. Der Holzgriff war von Ringen aus Knochen umschlossen, in der Form von Blitzstrahlen geschnitzt, der obere Teil bestand aus einem perfekt gemeißelten und wundervoll polierten Ei aus braunem, von schwarzen Adern durchzogenem Stein, dessen Fertigung einen Handwerker viele Tage sorgfältiger Arbeit gekostet haben musste. Er hatte den oberen Teil glatt geschliffen und dann ein rundes Loch für den Griff gebohrt; als die Arbeit fertig war, hatte der Mann eine Waffe erschaffen, die nur für Zeremonien taugte, denn der kleine Kopf des Streitkolbens war viel zu leicht, um irgendeinem normalen Kriegerschädel Schaden zuzufügen. Camaban liebte es dennoch, den Streitkolben zur Schau zu stellen, zum Beweis dafür, dass sich Stein ebenso leicht bearbeiten ließ wie Holz. »Wir werden keine unbehauenen Felsblöcke so wie in Cathallo verwenden«, erklärte er Haragg. »Sondern wir werden sie formen. Sie ausmeißeln.« Liebkosend strich er über den Streitkolben. »Wir schleifen sie glatt und polieren sie.«

Saban lagerte das geerntete Getreide des Stammes in einer Hütte ein, kaufte weiteres Getreide von Drewenna hinzu und verteilte es während der kalten Wintertage an die Bewohner von Ratharryn. Krieger gingen auf die Jagd, brachten das Fleisch von erlegten Hirschen und Wildschweinen und Wölfen mit. Niemand verhungerte, obwohl viele der Alten und Kranken starben. Und den ganzen kalten Winter hindurch war Saban obendrein damit beschäftigt, die dunklen Steinpfeiler zu entfernen, die sie aus Sarmennyn hertransportiert hatten. Es war keine sonderlich schwierige Aufgabe. Die Steine wurden aus ihren Löchern ausgegraben, ins Gras gekippt und in das kleine Tal hinuntergeschleppt, das östlich des Tempels lag. Männer gruben Kreidegeröll aus dem Tempelgraben und füllten die Steinlöcher damit, sodass die Mitte des Tempels wieder glatt und leer war. Nur die Mondsteine innerhalb des Ringgrabens blieben stehen und die drei Steinpfeiler jenseits davon — aber dann versetzte Saban den Mutterstein näher zur Tempelmitte. Sechzig Männer, ein Dreifuß aus Eichenbalken und sieben Tage waren nötig, um den Stein aufzustellen, der gegenüber dem Tempeleingang platziert wurde, sodass die Strahlen der Sonne am Tag der Sommersonnenwende die Straße entlang auf den Mutterstein fallen mussten. Der Mutterstein war groß, sehr viel größer, als die übrigen Steine aus Sarmennyn gewesen waren, und in der tief am Horizont stehenden Wintersonne fiel sein Schatten lang und schwarz auf das bleiche, verdorrte Gras.

Camaban verbrachte ganze Tage in dem Tempel, wobei er die meiste Zeit dumpf vor sich hin brütete und nur sehr selten Notiz von den Männern nahm, die sich damit abmühten, den Schattentempel abzureißen. Als die Tage kürzer wurden und die Luft kälter, ging er noch häufiger dorthin, und nach einer Weile brachte er Speere in den Tempel und rammte ihre Spitzen in den harten Boden, um dann über die Enden der Schäfte hinwegzuspähen. Er benutzte die Speere, um zu beurteilen, wie hoch er seine

Steinpfeiler haben wollte; aber die Speere nützten ihm nicht viel, und so wies er Mereth an, ihm ein Dutzend längerer Holzpfosten zu besorgen, die Saban dann in den Boden eingrub. Die Pfosten waren lang, aber leicht, eine Arbeit für nur einen Tag. Und Camaban verbrachte all seine Zeit damit, auf genau diese Pfosten zu starren, während er in Gedanken Muster vor sich sah.

Am Ende gab es nur noch zwei Pfosten. Der eine war doppelt so groß wie ein Mann und der andere noch einmal doppelt so lang - sie standen in einer Linie nach der Stelle hin ausgerichtet, wo am Tag der Sommersonnenwende die Sonne aufging: der längere Pfahl hinter dem Mutterstein und der kürzere näher am Tempeleingang. Als sich der Winter seiner längsten Nacht näherte, ging Camaban jeden Abend zu dem Tempel und starrte auf die dünnen Pfosten, die in dem eisigen Wind zu zittern schienen.

Der Tag der Wintersonnenwende kam. Es war bisher immer ein Zeitpunkt gewesen, an dem das Gebrüll der Rinder zu hören war, während sie geopfert wurden, um der Sonne zu neuer Kraft zu verhelfen; aber Haragg wollte kein solches Abschlachten im Tempel mehr dulden, und so tanzte und sang der Stamm ohne den Geruch von frischem Blut in der Nase. Einige Leute murrten, dass die Götter über Haraggs Zimperlichkeit erzürnt sein würden; sie behaupteten, Opferungen seien notwendig, wenn das neue Jahr keine Plagen bringen sollte, aber Camaban unterstützte Haragg. An diesem Abend, nachdem der Stamm sein Klagelied an die sterbende Sonne gesungen hatte, hielt Camaban eine Predigt vor den Leuten und erklärte, die alten Sitten und Gebräuche seien dem Untergang geweiht: Wenn Ratharryn seinen Glauben erneuerte, dann würde der neue Tempel sicherstellen, dass die Sonne nie wieder erlosch. Sie taten sich an diesem Abend an Wildbret und Schweinefleisch gütlich und zündeten dann die großen Feuer an, die Slaol am Morgen nach dem Tag der Wintersonnenwende wieder näher zur Erde bringen würden.

An jenem Morgen fiel Schnee: nicht viel, aber genug, um das höher gelegene Gelände mit einer weißen Decke zu überziehen, in der Camaban Fußspuren hinterließ, als er zu dem Tempel wanderte. Er hatte darauf bestanden, dass Saban ihn begleitete; die beiden Brüder waren in dicke Felle gehüllt, denn es war bitterkalt, und ein scharfer Wind wehte von einem blassen Himmel, gestreift mit dünnen, ausgefransten rosa Wolken. Die schweren Schneewolken hatten sich gegen Mittag verzogen, und die Nachmittagssonne stand so tief, dass die kleinen Buckel der mit Geröll zugeschütteten Steinlöcher Schatten auf den Schnee warfen. Camaban starrte nachdenklich auf seine Doppelpfosten, schüttelte jedoch gereizt den Kopf, als Saban sich nach ihrem Zweck erkundigte. Dann wandte er sich um, um auf Gilans vier Mondsteine zu starren und auf die paarweise angeordneten Pfeiler und Steinplatten, die den Weg zu Lahannas weitesten Wanderungen wiesen. »Es ist an der Zeit«, sagte Camaban, »Lahanna zu verzeihen.«

»Ihr zu verzeihen?«

»Wir haben gegen Cathallo gekämpft, damit endlich Frieden herrscht«, erklärte Camaban, »und Slaol will Frieden unter den Göttern. Lahanna hat gegen ihn rebelliert, aber den Kampf verloren. Wir haben gewonnen. Es ist an der Zeit, ihr zu verzeihen.« Er blickte auf die fernen Wälder. »Glaubst du, Derrewyn lebt noch?«

»Willst du ihr auch verzeihen?«, fragte Saban.

»Niemals«, erwiderte Camaban unnachsichtig.

»Der Winter wird sie umbringen«, meinte Saban.

»Es wird schon sehr viel mehr als ein Winter nötig sein, um das Miststück umzubringen«, meinte Camaban grimmig. »Und während wir nach Frieden streben, wird sie an irgendeinem finsteren und verborgenen Ort zu Lahanna beten. Aber ich will nicht, dass Lahanna gegen uns ist, sondern sie soll sich mit uns vereinigen. Es wird Zeit, dass sie wieder zu Slaol zurückgeholt wird - deshalb lassen wir

Lahannas vier Steine stehen, weil sie ihr zeigen, dass sie zu Slaol gehört.«

»Tun sie das?«, fragte Saban.

Camaban lächelte. »Wenn du dich neben diesen Pfeiler da stellen würdest«, sagte er und zeigte auf den nächsten Mondsteinpfeiler, »und über den Kreis hinweg auf die Steinplatte blicken würdest, könntest du dann sehen, wo Lahanna am Himmel wandert?«

»Ja«, erwiderte Saban, als er sich daran erinnerte, nach welchem System Gilan die vier Mondsteine aufgestellt hatte.

»Aber was, wenn du auf die andere Steinplatte blickst?«, fragte Camaban.

Saban runzelte die Stirn, weil er nicht verstand, worauf Camaban hinauswollte; eifrig griff Camaban nach seinem Arm, zog ihn zu dem Pfeiler und wies auf die große Steinplatte, die auf der gegenüberliegenden Seite des Kreises stand. »Das ist die Stelle, wo Lahanna hinwandert, richtig?«

»Richtig«, bestätigte Saban.

Camaban drehte Saban herum, sodass er auf die zweite Steinplatte blickte. »Und was würdest du sehen, wenn du in diese Richtung blickst?«

Saban fror so schrecklich, dass es ihm schwer fiel, nachzudenken; denn es war schon spät am Tag, und die Sonne stand tief zwischen den rosaroten Wolken - er sah, dass Slaol den Horizont in einer Linie mit den Mondsteinen berühren würde. »Man würde Slaols Tod am Tag der Wintersonnenwende sehen«, sagte er.

»Genau! Und wenn du in die andere Richtung schaust? Wenn du neben diesem Pfeiler stehen«, erklärte Camaban und zeigte diagonal über den Kreis, »und über die andere Steinplatte hinwegblicken würdest?«

»Slaols Aufgang am Tag der Sommersonnenwende.«

»Stimmt!«, rief Camaban. »Also, was sagt dir das? Es sagt dir, dass Slaol und Lahanna miteinander verknüpft sind. Sie sind miteinander verbunden, Saban, wie eine Feder mit dem

Flügel oder ein Horn mit dem Schädel. Lahanna mag sich zwar auflehnen, aber sie muss zurückkommen. Alle Traurigkeit der Welt rührt daher, dass Slaol und Lahanna sich getrennt haben — aber unser Tempel wird sie wieder zusammenbringen. Die Steine sagen uns das. Ihre Steine sind seine Steine, verstehst du das denn nicht?«

»Doch«, sagte Saban und fragte sich, warum er nie erkannt hatte, dass die Mondsteine ebenso auf die Grenzen von Slaols Wanderungen aufmerksam machten wie auf die von Lahanna.

»Was du tun wirst, Saban«, fuhr Camaban leidenschaftlich fort, »ist, mir einen Graben und einen Wall um jeden der beiden Steinpfeiler herum anzulegen. Sie sind die Steine, von denen aus man Slaols und Lahannas Wanderungen beobachten kann. Du wirst mir zwei Erdwälle aufschütten, und die Priester können innerhalb der Wälle stehen und Slaol über die Steinplatten hinweg beobachten. Gut!« Er begann, mit raschen Schritten in Richtung Siedlung zu gehen, blieb jedoch gleich darauf bei dem Sonnenstein stehen, der am weitesten vom Tempel entfernt war. »Und einen weiteren Graben und Wall um diesen Stein.« Er schlug mit der Hand auf den Sonnenstein. »Drei Kreise um drei Steine. Drei Orte, wo sich nur Priester aufhalten dürfen. Zwei Orte, um den Tod der Sonne und Lahannas Wanderungen zu beobachten, und ein Ort, um Slaol in all seiner Herrlichkeit aufgehen zu sehen! Jetzt müssen wir bloß entscheiden, was in der Mitte stehen soll.«

»Wir müssen noch mehr als das entscheiden«, sagte Saban.

»Was?«

»In Cathallo herrscht Hunger.«

Camaban zuckte die Achseln, als ob das völlig unbedeutend wäre.

»Tote Sklaven« - grimmig wiederholte Saban Camabans eigene Worte - »können nicht arbeiten.«

»Gundur wird sich um sie kümmern«, knurrte Camaban, verärgert über dieses Gespräch. Er wollte an nichts anderes

als an seinen Tempel denken. »Das ist der Grund, warum ich Gundur nach Cathallo geschickt habe. Soll er sich doch darum kümmern, dass sie zu essen haben.«

»Aber Gundur will nur Cathallos Frauen«, berichtete Saban. »Er beherbergt zwanzig der jüngsten und hübschesten in seiner Hütte, und die übrigen Bewohner der Siedlung hungern. Willst du, dass der Rest des Stammes gegen dich rebelliert? Willst du, dass sie Geächtete statt Sklaven werden?«

»Dann geh du doch hin und regiere Cathallo«, erwiderte Camaban unbekümmert, während er durch den Schnee davonstapfte.

»Wie kann ich deinen Tempel bauen, wenn ich in Cathallo bin?«, rief Saban ihm nach.

Camaban stöhnte ungehalten auf, dann blieb er stehen und starrte einen Moment lang auf den sich verdunkelnden Himmel. »Aurenna«, sagte er.

»Aurenna?«, fragte Saban verwirrt.

Camaban wandte sich zu ihm um. »Cathallo ist schon immer von Frauen regiert worden«, erklärte er. »Zuerst von Sannas, dann von Derrewyn — also, warum nicht jetzt von Aurenna?«

»Sie werden sie töten!«, protestierte Saban.

»Ganz im Gegenteil, Bruder, sie werden sie lieben. Wird sie nicht von Slaol geliebt? Hat er nicht ihr Leben verschont? Du glaubst, die Leute von Cathallo können etwas töten, was Slaol verschont hat?« Camaban machte ein paar unbeholfene Tanzschritte, während er mit den Füßen durch den Schnee schlurfte. »Haragg wird den Bewohnern von Cathallo mitteilen, dass Aurenna die Sonnenbraut war, und ihrem Glauben gemäß werden sie denken, sie ist Lahanna.«

»Sie ist meine Ehefrau«, murrte Saban.

Camaban ging langsam auf Saban zu. »Wir haben keine Ehefrauen, Bruder, wir haben keine Ehemänner, wir haben keine Söhne, wir haben keine Töchter — wir haben nichts, bis der Tempel erbaut ist.«

Saban schüttelte den Kopf über diesen Unsinn. »Sie werden sie umbringen!«, beharrte er.

»Sie werden sie lieben«, wiederholte Camaban ebenso hartnäckig. Er hinkte auf Saban zu, dann fiel er in einer lächerlich anmutenden Geste vor ihm auf die Knie und hob bittend die Hände. »Lass deine Frau nach Cathallo gehen, Saban. Ich flehe dich an! Lass sie gehen! Slaol will es so!« Er blickte beschwörend zu Saban auf. »Bitte!«

»Aurenna will vielleicht nicht dorthin«, wandte Saban ein.

»Aber Slaol will es!« Camaban blieb stur; dann runzelte er die Stirn. »Wir versuchen, die Welt zu ihren Anfängen zurückzulenken. Um dem Winter ein Ende zu machen. Um Traurigkeit und Verdruss aus dem Land zu vertreiben. Weißt du, wie ungeheuer schwer das ist? Ein falscher Schritt, und wir könnten bis in alle Ewigkeit in Dunkelheit gehüllt sein — aber manchmal, ganz plötzlich und unerwartet, sagt Slaol mir, was wir tun müssen. Und er hat mir befohlen, Aurenna nach Cathallo zu schicken. Ich bitte dich inständig, Saban! Ich flehe dich an! Lass sie gehen.«

»Du willst, dass sie über Cathallo herrscht?«

»Ich will, dass sie Lahanna zurückholt! Aurenna ist die Sonnenbraut. Wenn wir Glück und Freude in der Welt haben sollen, Saban, müssen wir dafür sorgen, dass Slaol und Lahanna wieder vereint sind. Und Aurenna ist die Einzige, die das bewirken kann. Slaol hat eine Botschaft gesandt, und du, mein Bruder, musst sie gehen lassen.« Er streckte Saban eine Hand hin, um sich von ihm auf die Füße helfen zu lassen. »Bitte«, setzte Camaban ungewohnterweise hinzu.

»Wenn Aurenna gehen möchte«, sagte Saban, in der Annahme, dass seine Ehefrau ganz sicher nicht wünschen würde, so weit von dem neuen Tempel entfernt zu leben. Aber zu seiner Überraschung lehnte Aurenna den Vorschlag keineswegs ab. Stattdessen unterhielt sie sich lange und ausführlich mit Camaban und Haragg; danach ging sie zu Slaols altem Tempel, wo sie sich dem Witwenritual unterzog,

indem sie ihr langes goldenes Haar mit einem Bronzemesser abhacken ließ. Haragg verbrannte das Haar, die Asche wurde in einen Topf gefüllt und der Topf anschließend an einem der Tempelpfeiler zerbrochen.

Saban beobachtete voller Entsetzen, wie Aurenna aus dem Tempel zurückkam; ihr so schönes volles Haar zu stoppelkurzen, struppigen Büscheln abgeschnitten, beschmiert mit Blut, wo die scharfe Messerklinge über ihre Kopfhaut geschabt war. Doch auf ihrem Antlitz lag ein Ausdruck der Freude. Sie kniete vor Saban nieder. »Wirst du mich gehen lassen?«, fragte sie.

»Wenn du es wirklich willst«, sagte er widerwillig.

»Ja, das will ich!«, erwiderte sie inbrünstig. »Ganz und gar!«

»Aber warum?«, fragte Saban verwirrt. »Und warum das Witwenritual?«

»Mein altes Leben gehört jetzt der Vergangenheit an«, erklärte Aurenna, während sie sich auf die Füße erhob. »Ich war Slaol geweiht, und obwohl er mich zurückgewiesen hat, habe ich ihn immer verehrt und ihm gedient. Aber von heute an, Saban, bin ich eine Priesterin Lahannas.«

»Warum?«, fragte er abermals, seine Stimme von Schmerz erfüllt.

Sie lächelte ruhig. »In Sarmennyn haben wir dem Gott jedes Jahr eine Menschenbraut geopfert — aber im darauf folgenden Jahr forderte der Gott stets wieder eine neue Braut. Ein Mädchen nach dem anderen, Saban, musste in den Flammen sterben! Aber die Mädchen haben Slaol nicht zufrieden gestellt. Wie konnten sie auch? Er will eine Braut für immer, ein ebenbürtiges Wesen, das seiner Herrlichkeit im Himmel gleichkommt — und das kann nur Lahanna sein.«

»Die Fremdländischen haben doch nie Lahanna verehrt«, protestierte Saban.

»Was ein Fehler von uns war«, erwiderte Aurenna. »Lahanna und Slaol! Sie sind füreinander geschaffen, so wie ein Mann für eine Frau erschaffen ist. Warum hat Slaol es mir

erspart, in dem Feuer im Meerestempel zu verbrennen? Er muss eine bestimmte Absicht damit verfolgt haben, und jetzt verstehe ich seine Absicht. Er hat eine Menschenbraut zurückgewiesen, weil er Lahanna will, und meine Aufgabe wird darin bestehen, sie in seine Umarmung zu locken. Ich werde es durch Gebete tun, durch Tänze, durch Freundlichkeit.« Sie lächelte Saban zu, dann nahm sie sein Gesicht in beide Hände.

»Wir sind dafür bestimmt, etwas Großes zu schaffen, du und ich. Wir sind dafür bestimmt, die Vermählung der Götter zu arrangieren. Du wirst den Tempel bauen, und ich werde die Braut zu Slaols Bett führen. Du kannst mir doch nicht verbieten, diese Aufgabe zu erfüllen, nicht wahr?«

»Sie werden dich in Cathallo töten«, knurrte Saban finster.

Aurenna schüttelte energisch den Kopf. »Ich werde ihnen helfen, und mit der Zeit werden sie in unserem neuen Tempel beten und an seinen Segnungen teilhaben.« Sie lächelte. »Aus diesem Grunde wurde ich geboren.«

Gleich am nächsten Tag brach sie nach Cathallo auf und nahm Leir und Lallic mit; gleichzeitig kehrte Gundur nach Ratharryn zurück, ließ jedoch zwanzig seiner Krieger in Cathallo. Aurenna beauftragte diese Männer, in die Wälder zu gehen und Wildschweine und Bären zu jagen, um die Bewohner der Siedlung zu ernähren.

Saban blieb in Ratharryn. Camaban wollte ihn dort haben, denn Camaban war noch immer eifrig mit der Errichtung seines neuen Tempels beschäftigt und brauchte den Rat seines Bruders. Welcher war der größte Stein, der als Pfeiler aufgestellt werden konnte? Konnte man einen Stein auf einen anderen türmen? Wie sollten die Steine transportiert werden? Konnte man den Stein formen? Die Fragen nahmen kein Ende, und auch Saban wusste darauf keine Antwort. Der Winter endete, der Frühling überzog die Bäume mit einem grünen Schleier, und Camaban grübelte immer noch.

Dann gab es eines Tages keine Fragen mehr, denn die Tür von Camabans Hütte blieb geschlossen - niemand, nicht

einmal Saban oder Haragg, durfte eintreten. Dichter, milchig weißer Nebel lag über Ratharryn, verhüllte die Totenschädel auf der Krone des hohen Schutzwalls. An diesem Tag wehte kein Wind, und die Welt war still und weiß. Die Stammesmitglieder, die spürten, dass die Götter dicht um die Siedlung schwebten, sprachen nur im Flüsterton.

Bei Sonnenuntergang schrie Camaban plötzlich: »Ich hab's!«

Und der Wind blies die Nebelschwaden fort.

17. KAPITEL



Haragg und Saban wurden in Camabans Hütte gerufen, wo ein Stück des festgestampften Erdfußbodens sauber und glatt gefegt worden war. Saban hatte erwartet, das fertige Muster des Tempels zu sehen; doch stattdessen waren die Holzklötze zu einem unordentlichen Haufen zusammengeschoben worden, neben dem Camaban hockte, seine Augen so glänzend und seine Haut so schweißfeucht, dass Saban sich fragte, ob sein Bruder Fieber hatte - aber es war keine Krankheit, sondern fieberhafte Aufregung. »Wir werden einen Tempel bauen«, begrüßte Camaban Saban und Haragg, »wie ihn die Welt noch nicht gesehen hat: einen Tempel, anders als jeder, den es jetzt gibt oder jemals wieder geben wird! Wir werden die Götter dazu bringen, vor Freude zu tanzen.« Camaban war nackt, seine Haut gerötet von der Hitze des Feuers, das die Hütte wärmte und erleuchtete. Er wartete, bis Saban und Haragg sich gesetzt hatten, dann stellte er einen einzelnen Holzpfeiler ungefähr in die Mitte der freigeräumten Fläche. »Das ist der

Mutterstein«, erklärte Camaban, »der uns daran erinnert, dass wir aus dem Schoss der Erde stammen und dass die Erde im Herzen all dessen ist, was lebt.« Die Knochen, die in sein Haar und seinen Bart geflochten waren, schlugen leise klappernd aneinander, als er sich auf die Fersen zurücklehnte. »Und um den Mutterstein herum«, fuhr er fort, »werden wir ein Totenhaus bauen, nur dass dieses Totenhaus auch Slaols Haus sein wird. Es wird uns daran erinnern, dass der Tod der Übergang ins Leben ist, und wir werden Slaol ein großes Haus erbauen, so hoch wie jeder hölzerne Tempelpfeiler.« Er nahm die beiden längsten Holzklötze und stellte sie direkt hinter dem Mutterstein auf. »Wir werden den Himmel berühren«, sagte er ehrfürchtig, dann griff er nach einem kleineren Holzstück und legte es quer auf die beiden Pfeiler, sodass die drei Steine einen hohen und sehr engen Torbogen bildeten. »Slaols Himmelsbogen«, erklärte er mit andächtiger Stimme, »ein Spalt, durch den die Toten zu ihm gehen können.«

Saban starrte auf den hohen Bogen. »Wie hoch sind diese Steine?«, wollte er wissen.

»Sie sind genauso hoch wie der längste der beiden Pfähle im jetzigen Tempel«, antwortete Camaban, und Saban zuckte zusammen, als er sich an die Länge der schlanken Holzpfosten erinnerte, die sein Bruder in dem leer geräumten Tempel in den Boden gerammt hatte. Camaban schwebte ein Torbogen vor, der mehr als vier Mal so hoch wie ein ausgewachsener Mann sein würde, so groß, dass Saban sich nicht vorstellen konnte, wie man solch riesige Steine überhaupt aufstellen sollte - ganz zu schweigen davon, wie die schweren Decksteine auf die Pfeiler hinaufgehievt werden sollten; aber er sagte nichts. Er schaute nur schweigend zu, wie Camaban acht weitere Blöcke rechts und links der beiden ersten aufstellte, nicht in einer geraden Reihe, sondern in einer stark nach vorn gekrümmten Linie, ähnlich der Form eines Ochsenhorns, die einen Erker um den Mutterstein bildeten. Er legte

Holzblöcke aufjedes Pfeilerpaar, sodass das Haus des Sonnengottes jetzt aus fünf Torbögen bestand. »Diese Bögen hier« - Camaban tippte auf die vier kleineren Bögen - »zeigen auf die Mondsteine. Sie werden sicherstellen, dass die Toten aus Lahannas Gewalt fliehen können. Wo immer sie auch hingeht, ob nach Norden oder Süden, Osten oder Westen - die Toten werden ein Tor in Slaols Haus finden.«

»Und von Slaols Haus«, sagte Haragg, »werden die Toten durch den höchsten Bogen entkommen?«

»Richtig - auf diese Weise werden wir Lahanna die Toten wegnehmen und sie Slaol geben«, erwiderte Camaban, »denn Slaol ist derjenige, der wiederum Leben spendet.«

»Torwege des Mondes«, sagte Haragg anerkennend, »und ein Himmelsbogen der Sonne!«

»Damit ist der Tempel aber noch nicht fertig«, sagte Camaban; er nahm dreißig weitere Holzklötze und stellte sie in einem weiten Kreis von Pfeilern um das Haus der Sonne herum. Bis auf einen der Klötze hatten alle das gleiche Format, alle waren vierkantig und jeweils kürzer als die mittleren Bögen - aber der Letzte dieser dreißig Steine, obwohl ebenso hoch wie die anderen, war nur halb so breit. »Diese Pfeiler veranschaulichen die Tage des Mondes«, erklärte Camaban, und Haragg nickte; er begriff, dass sie Ausdruck der neunundzwanzigeinhalb Tage der Mondphase waren, während der der Mond ab- sowie zunahm. »Auf diese Weise wird Lahanna sehen, dass wir auch sie anerkennen.«

»Aber Slaol ...«, begann Haragg und wollte dagegen protestieren, dass Camaban Slaols Haus mit einem Steinkreis umgeben hatte, der der Mondgöttin geweiht war.

Camaban brachte ihn mit einer Handbewegung zum Schweigen und griff nach dreißig weiteren Holzklötzen, die er einen nach dem anderen auf den Kreis aus Pfeilern legte, bis jedes Pfeilerpaar mit einem Deckstein verbunden war. »Wir werden einen Ring aus Stein bauen«, erklärte er, »um Slaol widerzuspiegeln. Lahanna wird den Ring tragen und

wird verstehen, dass es ihre Pflicht ist, sich Slaol unterzuordnen.«

»Ein Himmelsring«, murmelte Saban. Er wusste nicht, wie man Camabans Vision realisieren könnte - aber er fühlte Erregung in sich aufwallen, als er auf Camabans Modell starrte. Der Tempel wird herrlich werden, dachte er, und dann sagte er sich, dass diese Klötze lediglich Spielzeug waren - dass der Tempel jedoch aus gewaltigen Felsblöcken erbaut werden sollte, die Camaban offenbar für genauso mühelos wie Holz transportierbar und formbar hielt.

Camaban nahm einen letzten Klotz, den er ein ganzes Stück von den anderen entfernt aufstellte, nämlich dort, wo der heilige Pfad auf der Hügelflanke angelegt worden war. »Dies hier«, sagte er und tippte auf den fraglichen Gegenstand, »ist unser Sonnenstein; am Tag der Sommersonnenwende wird sein Schatten bis in Slaols Haus hineinreichen, und am Tag der Wintersonnenwende wird das Licht der Sonne durch den hohen Himmelsbogen fallen und den Stein berühren. Wenn Slaol stirbt, werden also seine letzten Strahlen auf den Sonnenstein fallen, der den Tag kennzeichnet, an dem er die größte Kraft besaß.«

»Und Slaol wird sich erinnern«, warf Haragg ein.

»Ja, das wird er«, pflichtete Camaban ihm bei, »und er wird seine Kraft und Macht zurückerlangen wollen - deshalb wird er gegen den Winter kämpfen und auf diese Weise näher an uns herankommen. Näher und immer näher, bis der Ring« - er wies auf den Himmelskreis aus Steinen - »mit Lahannas zwölf Reifephasen übereinstimmt. Und dann werden Slaol und Lahanna vermählt werden, und wir werden glückliche Zeiten erleben ... glückliche Zeiten!« Er verstummte und starrte nachdenklich auf seinen Tempel aus Holzklötzen; aber vor seinem geistigen Auge sah er den Tempel aus Stein erbaut vor sich und auf der grünen Flanke des Hügels stehend, wo er von einem Wall und einem Ringgraben aus weißestem Kreidegeröll umschlossen sein würde. Ein Ring aus Kreide und ein Kreis aus Stein und ein Haus aus

steinernen Bögen, um die fernen Götter in ihre Heimat zurückzurufen!

Saban starrte ebenfalls auf die Holzklötze. Ihre Schatten bildeten ein komplexes Muster, das rot und schwarz im Schein des Feuers flackerte. Camaban hat Recht, dachte er. Der Tempel würde einmalig sein; es gab nichts dergleichen im ganzen Land, nichts dergleichen unter dem Himmel oder zwischen den grauen Meeren. Niemals hätte Saban sich einen Tempel träumen lassen, der so prachtvoll war, so erhaben - und so schwierig zu bauen.

»Es lässt sich doch machen, nicht?«, fragte Camaban mit einem Unterton von Beunruhigung in der Stimme.

»Wenn der Gott das Gelingen will«, gab Saban zu bedenken.

»Slaol will, dass es gemacht wird«, erklärte Camaban zuversichtlich. »Er *verlangt,* dass der Tempel gebaut wird! Innerhalb von drei Jahren will er ihn errichtet haben.«

Drei Jahre! Saban schnitt eine Grimasse bei diesem Gedanken. »Es wird länger als drei Jahre dauern«, wandte er vorsichtig ein, in der Erwartung, eine scharfe Entgegnung zu hören.

Camaban tat Sabans Meinung mit einem Kopfschütteln ab. »Ganz gleich, was du dafür benötigst«, sagte er, »du brauchst es nur zu sagen, und du bekommst es. Männer, Bauholz, Schlitten, Ochsen, was immer du willst!«

»Ich werde sehr viele Männer brauchen«, warnte Saban ihn.

»Wir können Sklaven dafür nehmen«, entschied Camaban. »Und wenn der Tempel fertig ist, wirst du wieder mit Aurenna vereint sein.«

Umgehend machte Saban sich an die Arbeit. Er erledigte sie mit Freuden, denn er war von Camabans Vision inspiriert worden; außerdem sehnte er den Tag herbei, an dem das Muster der Götter endlich wieder so sein würde, wie es sein sollte, und die Leiden und Sorgen der Welt würden ein Ende haben. Er ließ Mereth mit einer Gruppe von Männern

ausrücken, um Eichen in den Wäldern um Maden zu schlagen, denn speziell in dieser Siedlung sollten die Eichen behauen, zersägt und zu Schlitten gezimmert werden. Jeder Schlitten würde zwei breite Kufen haben, verbunden durch drei massive Balken, auf denen ein Stein liegen konnte, und mit einem vierten Balken an der Vorderseite, an den man dann die Ochsen schirrte. Ein paar der kleineren Steine könnten vielleicht von Männern gezogen werden, aber zum Transport der großen Steine - der zehn hohen Felsblöcke, die das Sonnenhaus bildeten, und der dreißig, die den Himmelsring tragen sollten - würde man Ochsengespanne benötigen; also musste eine große Anzahl von Ochsen mit einberechnet werden. Und die Ochsengespanne würden Geschirre und Zugseile brauchen, was bedeutete, dass weitere Ochsen geschlachtet, ihre Häute gegerbt, dann in Streifen geschnitten und zu starken Seilen zusammengeflochten werden mussten. In Ratharryn und Cathallo gab es aber nicht genug Ochsen; daher führten Gundur und Vakkal ihre Krieger auf lange Raubzüge, um weitere Tiere aufzutreiben. Saban fertigte andere Seile an, indem er die abgeschälte Rinde von Linden in mit Wasser gefüllten Gruben einweichte und dann, wenn sich die Fasern herauslösten, lange Schnüre daraus flocht, die aufgerollt und in einem Lagerhaus aufbewahrt wurden.

Camaban entwarf den Grundriss des Tempels auf dem grasbewachsenen Boden, wo die Steine aus Sarmennyn gestanden hatten. Er ritzte mit Hilfe eines Pflügestocks, der durch eine Schnur mit einem Holzpflock in der Mitte des Tempels verbunden war, einen Kreis in den Erdboden; dieser eingeritzte Ring zeigte, wo die Steine des Himmelskreises aufgestellt werden sollten. Er kennzeichnete die genauen Standorte der dreißig Steinpfeiler, dann schlug er Pflöcke an der Stelle in den Boden, wo das Sonnenhaus zu stehen käme. In der Mitte des Heiligtums wuchs jetzt kein Gras mehr, weil jeden Tag unzählige Füße über den Platz trampelten, wobei das kreidehaltige Geröll, das die alten

Löcher der Steine aus Sarmennyn gefüllt hatte, über den gesamten Kreis getreten wurde.

Camaban hatte Saban sechs Stangen aus Weidenholz gegeben, jede auf eine genau berechnete Länge zugeschnitten, und sorgfältige Anweisungen, wie viele Steine von jeder Länge benötigt wurden. Die längste Stange war viermal so lang wie ein ausgewachsener Mann, und dieses Maß bezog sich lediglich auf den Teil des Steins, der aus dem Erdboden aufragen würde. Saban wusste, dass man einen Stein mindestens zu einem Drittel im Erdreich verankern musste, wenn er den Stürmen und Winden standhalten sollte. Camaban verlangte zwei solcher wuchtigen Steine, und als Saban Cathallo besuchte, konnte er nur einen Felsblock finden, der groß genug war. Der nächstlängste Stein war zu kurz, obwohl er, wenn man ihn nur flach im Erdreich eingrub, vielleicht gerade noch genügen würde. Die kürzeren Steine auszusuchen war nicht weiter schwierig, denn auf den grünen Hügeln lagen jede Menge Findlinge verstreut; aber ab und zu wanderte Saban wieder zu dem riesigen Felsblock zurück, der einen Pfeiler des hohen Torbogens der Sonne bilden würde.

Er war tatsächlich gigantisch. Dieser riesige Steinbrocken sah aus wie eine Rippe der Erde selbst. Wahrscheinlich war er nicht dick; denn seine mit Flechten überwucherte Spitze reichte Saban nur gerade bis zu den Knien, obwohl der Hauptteil des massigen Steins in der Erde vergraben war. Dennoch maß er an seiner breitesten Stelle mehr als vier Fuß und wies über dreizehn Fuß Länge auf. Dreizehn! Wenn man ihn aufstellen kann, dachte Saban, dann wird er tatsächlich den Himmel berühren; aber wie sollte man das bewerkstelligen? Und wie ihn aus dem Erdreich herausheben und nach Ratharryn befördern? Er strich mit der Hand über den Stein, fühlte die Wärme der Sonne in seiner von Flechten überzogenen Oberfläche. Er konnte sich vorstellen, wie die kleineren Findlinge aus ihren Grasbetten gehoben und auf die Balken eines Eichenschlittens

geschoben werden konnten; aber er bezweifelte, ob es im ganzen Land genug Männer gäbe, um diesen riesigen Findling aus der Erde zu holen.

Aber wie auch immer er diese Aufgabe schließlich bewältigen würde - jedenfalls würde er einen Schlitten brauchen, der dreimal größer war als jeder, den er je zuvor gebaut hatte. Er begriff, dass der Schlitten in Cathallo gebaut werden musste, aus dicken Eichenbalken, die er in einer langen und schmalen Hütte lagern würde, damit das Holz trocknen konnte. Trockenes Holz war genauso stark und belastbar wie grünes, wog aber sehr viel weniger; denn Saban schätzte, dass er den Schlitten so leicht wie möglich machen musste, wenn der riesige Felsblock von dem Hügel herunterbewegt werden sollte. Er würde das Eichenholz ein Jahr oder auch noch etwas länger ablagern lassen, und in dieser Zeit würde er sich Gedanken über das Problem machen, wie man den Stein aus der Erde heben könnte.

In Cathallos Tempel traf er Aurenna. Sie trug ein seltsames Gewand aus Rehleder, übersät mit unzähligen winzigen Schlitzen, in die sie Eichelhäherfedern hineingesteckt hatte, sodass das Gewand blau und weiß zu schimmern schien, wann immer eine Brise wehte. »Die Leute erwarten nun einmal von einer Priesterin, dass sie anders ist«, sagte sie, um die sonderbare Robe zu erklären, und Saban dachte, wie wunderschön sie aussah. Ihre blasse Haut war noch immer makellos, während ihr zottelig abgehacktes Haar inzwischen wieder etwas nachgewachsen war, sodass es ihr Gesicht jetzt wie eine weiche goldene Kappe umschloss. Sie sah glücklich aus, geradezu strahlend - und lachte nur über Sabans Befürchtung, dass das besiegte Volk von Cathallo seine trocknenden Eichenbalken aus Rache verbrennen würde. »Sie werden hart arbeiten, um unseren Tempel zu einem Erfolg zu machen«, versprach sie.

»Tatsächlich?«, fragte Saban überrascht.

»Wenn der Tempel fertig ist«, erklärte Aurenna, »werden sie wieder frei sein. Das habe ich ihnen versprochen.«

»Du hast ihnen die Freiheit in Aussicht gestellt?«, fragte Saban. »Und was sagt Camaban dazu?«

»Camaban wird Slaol gehorchen«, erwiderte Aurenna. Sie führte Saban durch die Siedlung, und obwohl sie einen unbekümmerten Glauben an die Gutartigkeit und Redlichkeit der Leute von Cathallo hegte, hatte Saban eher den Eindruck, dass sie alle ziemlich mürrisch und von einem tief sitzenden Groll erfüllt waren. Ihr Clanführer war tot, ihre Zauberin spurlos verschwunden, und sie lebten unter den Speeren von Ratharryns Kriegern - Saban befürchtete, dass sie tatsächlich versuchen würden, die langen Holzbalken zu verbrennen. Er fürchtete auch um Aurennas Leben und um das Leben seiner beiden Kinder, aber Aurenna lachte nur über seine Besorgnis. Sie erklärte, dass sie den Geleitschutz von Ratharryns Kriegern abgelehnt hatte, weil sie überzeugt war, dass sie nichts zu befürchten hatte, wenn sie in die gedemütigte Siedlung ging. »Die Leute hier mögen mich«, war ihre Überzeugung, und sie erzählte Saban, wie sie gekämpft hatte, um zu verhindern, dass der Tempel beschädigt wurde. Haragg hatte die Tempelpfeiler herausreißen und nach Ratharryn befördern wollen, aber Aurenna hatte Camaban überredet, die Steine in Ruhe zu lassen. »Unsere Aufgabe besteht darin, Lahanna zu beschwichtigen, nicht, sie zu beleidigen«, sagte sie, und so war der Tempel stehen geblieben, und die Bewohner von Cathallo schöpften einen gewissen Trost daraus.

Aurenna war offensichtlich eine noch größere Quelle des Trosts für sie. Sie hatte sich zur Priesterin Lahannas erklärt, und obwohl sie auf die Einhaltung von Haraggs Verbot achtete und keine Opferung von Lebewesen zuließ, hatte sie es sich zur Aufgabe gemacht, die Gebete des Stammes zu erlernen. Jeden Abend sang sie ein Lied an den Mond, und jeden Morgen bei Tagesanbruch drehte sie sich dreimal im Kreis, um Lahannas Verblassen zu beklagen. Sie befragte Cathallos Priester, teilte die Vorräte der Siedlung ein, damit keiner hungern musste, und - vor allem - erwies sie sich als

eine ebenso erfolgreiche Heilerin, wie es Sannas oder Derrewyn gewesen waren. Tatsächlich hielten die Leute sie sogar für besser als Derrewyn, denn Aurenna liebte alle Kinder; und wenn die Frauen ihre Söhne und Töchter zu ihr brachten, linderte sie ihre Schmerzen und Wehwehchen mit einer Freundlichkeit und Geduld, wie Derrewyn sie nie aufgebracht hatte. Ein Dutzend kleiner Kinder lebte jetzt in Aurennas Hütte, allesamt Waisen, die sie ernährte, kleidete und unterrichtete - die Hütte war eindeutig zu einem Treffpunkt für Cathallos Frauen geworden. »Es gefällt mir hier«, erklärte Aurenna, als sie und Saban wieder zum Tempel zurückgingen.

»Und ich werde mit dir glücklich sein«, sagte Saban vergnügt.

»Mit mir?« Aurenna sah alarmiert aus.

Saban lächelte. Er hatte seine Ehefrau seit dem Wintersonnenwendefest nicht mehr gesehen und sie vermisst. »Wir werden ziemlich bald damit anfangen, die Steine zu transportieren«, erklärte er ihr. »Zuerst die kleinen, dann die größeren, deshalb werde ich einige Zeit hier in Cathallo verbringen. Sogar ziemlich viel Zeit.«

Aurenna runzelte die Stirn. »Nicht hier«, wehrte sie ab, »nicht in meiner Hütte.« Eine Schar von Kindern stürmte heraus, angeführt von Leir. Saban hob seinen Sohn hoch, schwenkte ihn im Kreis herum und warf ihn lachend in die Luft; aber Aurenna schob den Jungen fort, als Leir wieder sicher mit beiden Füßen auf dem Boden stand, und nahm Sabans Arm. »Wir können nicht mehr so wie früher zusammen sein. Es gehört sich nicht.«

»Was ist denn daran ungehörig?«, knurrte Saban.

Aurenna ging ein paar Schritte weiter, ohne zu antworten. Die Kinder folgten, während sie die Erwachsenen mit ängstlichen Blicken beobachteten. »Du und ich sind Diener des Tempels geworden, den du bauen wirst«, sagte Aurenna schließlich, »und der Tempel ist Lahannas Hochzeitsstätte.«

»Was hat denn das mir dir und mir zu tun?«

»Lahanna wird sich gegen die Vermählung sträuben«, erklärte Aurenna. »Sie hat versucht, Slaol den Rang streitig zu machen - aber jetzt werden wir sie für alle Zeit in seine Obhut geben, und sie wird sich natürlich dagegen wehren. Meine Aufgabe besteht darin, sie zu beruhigen. Das ist der Grund, warum ich hierher geschickt wurde.« Stirnrunzelnd hielt sie inne. »Hast du das Gerücht hört, dass Derrewyn noch lebt?«

»Ja«, knurrte Saban.

»Sie wird Lahanna dazu ermutigen, sich uns zu widersetzen und uns entgegenzuarbeiten - deshalb muss ich Derrewyn entgegenarbeiten.« Sie lächelte milde, als ob Saban sich mit dieser Erklärung wohl oder übel zufrieden geben müsste.

Er blickte schweigend auf den in Schatten gehüllten Tempelgraben, wo die rosa und braun blühenden wilden Orchideen dicht an dicht wuchsen. Die Kinder drängten sich um Aurenna, die Stücke von Honigwaben abbrach, um sie in ihre gierig ausgestreckten Hände zu legen. Saban wandte sich wieder um, um Aurenna anzusehen, und war wie immer von ihrer verblüffenden Schönheit geblendet. »Ich kann doch hier wohnen«, sagte er, während er auf Sannas' alte Hütte wies. »Es ist ein besserer Ort zum Wohnen als Ratharryn, zumindest so lange, wie wir die Steine befördern.«

»Ach, Saban!« Sie lächelte tadelnd. »Hast du denn überhaupt nichts von dem begriffen, was ich gesagt habe? Ich habe mir die Haare abgeschnitten! Ich habe mein anderes Leben hinter mir gelassen! Mein neues Leben ist jetzt Lahanna gewidmet, und nur Lahanna. Nicht Slaol, nicht dir, niemandem außer Lahanna! Wenn der Tempel erbaut ist, werden wir wieder zusammenkommen, denn das ist der Tag, an dem Lahanna aus ihrer Einsamkeit hervorgelockt werden wird; aber bis dahin muss ich ihre Einsamkeit teilen.«

»Wir sind verheiratet!«, entgegnete Saban ärgerlich.

»Und wir werden auch wieder verheiratet sein«, stellte Aurenna freundlich in Aussicht, »aber vorläufig bin ich

Lahannas Priesterin, und das ist mein Opfer.«

»Hat Camaban dir das eingeredet?«, fragte Saban erbittert.

»Ich habe es geträumt«, erklärte Aurenna fest. »Lahanna kommt in meinem Träumen zu mir. Sie ist natürlich widerwillig, aber ich bin geduldig mit ihr. Ich sehe sie als eine Frau, gekleidet in ein langes Gewand, das leuchtet! Sie ist so schön, Saban! So wunderschön und so verletzt. Ich sehe sie am Himmel, und ich rufe sie an, und manchmal hört sie mich. Wenn wir Slaol zu dem Tempel bringen, wird sie zu uns kommen. Davon bin ich überzeugt.« Sie lächelte, in der Erwartung, dass Saban ihre Freude teilen würde. »Aber bis zu dem Tag«, fuhr sie fort, »müssen wir ruhig, gehorsam und gut sein.« Sie wandte sich um und stellte die Frage an ihre Kinder: »Wie sollen wir sein?«

»Ruhig, gehorsam und gut«, antworteten sie im Chor.

Sie blickte wieder auf Saban zu. »Ich kann dich nicht daran hindern, zur Hütte zu kommen«, sagte sie leise, »aber du wirst Lahanna erschrecken, wenn du das tust - und dann wird der Tempel sinnlos sein. Sinnlos!«

Saban ging zu Haragg, als er nach Ratharryn zurückkehrte, und berichtete dem Hohepriester, was Aurenna gesagt hatte. Haragg hörte aufmerksam zu, dachte eine Weile darüber nach und zuckte dann die Achseln. »Es ist der Preis, den du zahlst«, meinte er, »und wir werden alle einen Preis für den Tempel zahlen müssen. Dein Bruder wird von Visionen gequält, ich bin wieder zum Priester gemacht worden, und du wirst Aurenna für eine Weile verlieren. Das Gute fällt nicht vom Himmel, sondern man muss schon Opfer dafür bringen.«

»Dann sollte ich also nicht darauf bestehen, bei ihr zu schlafen?«

»Nimm dir ein Sklavenmädchen«, erwiderte Haragg mit seiner grimmigen Stimme. »Vergiss Aurenna. Sie muss vorläufig wirklich Lahannas Einsamkeit teilen, und du musst einen Tempel bauen. Also nimm dir ein Sklavenmädchen und vergiss deine Ehefrau. Und bau, Saban, bau einfach!«

Bevor Saban mit Bauen anfangen konnte, musste er jedoch zuerst die Steine aus Cathallo fortschaffen. Auf dem direkten Weg konnte er sie nicht nach Ratharryn befördern, weil dieser Weg durch die Sumpfgebiete bei Maden führte und sich den steilen Hügel gleich südlich dieser Siedlung hinaufwand - die großen Felsblöcke würden diese Hindernisse niemals nehmen; deshalb verbrachte er den Sommer damit, nach einem besseren Weg zu suchen. Saban bestand darauf, dass Leir ihn dabei begleiten sollte: Denn es wurde Zeit, so setzte er Aurenna auseinander, dass der Junge lernte, wie man weit von jeder Siedlung entfernt überlebte. Er und Leir durchstreiften das Land im Westen auf der Suche nach einem Weg, der die Sumpfgebiete und die steilsten Hügel mied. Ihre Erkundungen nahmen den größten Teil des Spätsommers ein; aber schließlich entdeckte Saban einen Pfad, der aus Cathallo hinaus in Richtung der untergehenden Sonne führte und dann einen großen Bogen machte, sodass sie sich dem Himmelstempel von Westen her nähern würden.

Saban genoss Leirs Gesellschaft. Sie hielten wachsam nach Ausgestoßenen Ausschau, sahen jedoch keine, denn diese Landschaft im Westen gehörte zu den Gebieten, die häufig von Ratharryns Kriegern durchjagt wurde. Er brachte Leir bei, wie man mit einem Bogen umging, und an ihrem letzten Tag schoss Saban einen Spießbock und ließ seinen Sohn das Tier mit einem Speer töten. Der Junge war durchaus eifrig, schien jedoch überrascht darüber, wie viel Kraft nötig war, um das Fell des Bocks zu durchstechen. Er schaffte es, den wild auskeilenden Hufen auszuweichen, und stach dem Tier die Bronzeklinge ins Herz; weil es die erste Jagdbeute seines Sohnes war, schmierte Saban dem Jungen das Blut des Spießbocks ins Gesicht.

»Wird der Bock wieder lebendig werden?«, fragte Leir seinen Vater.

»Das glaube ich nicht«, verneinte Saban lächelnd. Er riss das Fell vom Bauch des Tieres ab, dann zog er ein Messer, um die Muskeln zu durchtrennen, die die Eingeweide umschlossen. »Wir werden das meiste von ihm aufgegessen haben!«

»Mutter sagt, wir werden alle wieder zum Leben erwachen«, sagte Leir ernst.

Saban lehnte sich auf die Fersen zurück. Seine Hände und Handgelenke trieften vor Blut. »Sie sagt *was?«*

»Sie sagt, die Gräber werden sich leeren, wenn der Tempel gebaut ist«, berichtete Leir. »Alle, die wir jemals geliebt haben, werden wieder zum Leben erwachen. Das hat sie gesagt.«

Saban fragte sich, ob sein Sohn Aurennas Worte nicht vielleicht missverstanden hatte. »Wie werden wir sie alle ernähren?«, fragte er scherzhaft. »Es ist schon schwierig genug, die Lebenden zu ernähren, geschweige denn die Toten.«

»Und keiner wird jemals krank sein«, fuhr Leir fort, »und keiner wird jemals wieder unglücklich sein.«

»Das ist ganz sicher der Grund, warum wir den Tempel bauen«, bestätigte Saban und wandte sich wieder dem noch warmen Kadaver zu, um mit seinem Messer durch das Fleisch zu schneiden und die verschlungenen Gedärme freizulegen. Er kam zu dem Schluss, dass Leir bestimmt irgendetwas falsch verstanden haben musste - denn weder Camaban noch Haragg hatten jemals behauptet, dass der Tempel den Tod besiegen würde; aber in dieser Nacht, nachdem er und Leir den ausgeweideten Spießbock nach Ratharryn gebracht hatten, erkundigte sich Saban bei Camaban nach Aurennas Worten.

»Kein Tod mehr, wie?«, meinte Camaban. Er und Saban saßen in der alten Hütte ihres Vaters, wo Camaban ein halbes Dutzend Sklavinnen hatte, die sich um ihn kümmerten. Die Brüder hatten sich eine Mahlzeit aus

Schweinefleisch geteilt, und Camaban nagte gerade einen der Knochen ab. »Das hat Aurenna gesagt?«

»So hat Leir es mir jedenfalls erzählt.«

»Er ist ein aufgeweckter Junge«, meinte Camaban und warf einen Blick auf seinen Neffen, der auf einer Seite der Hütte schlief. »Ich glaube, es ist möglich«, sagte er vorsichtig.

»Die Toten werden dann zum Leben erwachen?«, fragte Saban, erstaunt und ungläubig.

»Wer kann schon sagen, was geschehen wird, wenn sich die Götter wieder vereinigen?«, fragte Camaban, während er die Schüssel nach einer weiteren Rippe durchsuchte. »Der Winter wird gehen, davon bin ich überzeugt, und vielleicht auch der Tod? Warum nicht?« Er runzelte die Stirn, während er über diese Frage nachdachte. »Warum beten wir?«

»Um gute Ernten und gesunde Kinder zu haben«, erwiderte Saban.

»Wir beten«, korrigierte Camaban ihn, »weil das Leben nicht das Ende ist. Und auch der Tod ist nicht das Ende. Nach dem Tod leben wir weiter, aber wo? Bei Lahanna in der Nacht. Aber Lahanna ist keine Lebensspenderin, sondern Slaol ist es - und unser Tempel wird die Toten von Lahanna zu Slaol bringen. Also hat Aurenna vielleicht Recht. Hier, iss ein paar Brombeeren, es sind die ersten in diesem Jahr, und sie schmecken sehr gut.« Eine seiner Sklavinnen hatte die Beeren gepflückt, und sie setzte sich jetzt neben Camaban. Sie war ein dünnes junges Ding aus Cathallo mit großen ängstlichen Augen und einer Masse lockiger schwarzer Haare. Sie lehnte ihren Kopf an Camabans Schulter, und er schob geistesabwesend eine Hand unter ihr Hemd, um ihre Brüste zu liebkosen. »Aurenna denkt schon lange über diese Dinge nach«, fuhr er fort, »während ich durch den Tempelbau abgelenkt bin. Sie muss denken, dass die Götter uns dafür belohnen werden, dass wir sie wieder zusammenbringen - was durchaus möglich ist, nicht? Und welche größere Belohnung könnte es geben, als dem Tod ein Ende zu machen?« Er schob dem Mädchen eine Brombeere

in den Mund. »Wann bist du so weit, dass du die ersten Steine bewegen kannst?«

»Sobald der Frost den Boden härtet.«

»Du wirst Sklaven brauchen«, sagte Camaban, während er das Mädchen mit einer weiteren Brombeere fütterte. Sie biss ihn spielerisch in die Finger, und er zwickte sie, sodass sie laut auflachte.

»Ich werde diesen Winter ein paar Kriegerverbände ausschicken, um weitere Sklaven gefangen zu nehmen.«

»Es sind keine Sklaven, die ich brauche«, sagte Saban zerstreut. Er beneidete seinen Bruder um das Mädchen. Haraggs Rat hatte er nämlich nicht befolgt, obwohl er manchmal stark in Versuchung war, sich ebenfalls eine Sklavin zu nehmen. »Ich brauche Ochsen.«

»Wir werden dir Ochsen beschaffen«, versprach Camaban, »aber du wirst auch Sklaven brauchen. Du wirst die Steine formen, erinnerst du dich? Ochsen können das nicht!«

»Sie formen?«, rief Saban so laut, dass er Leir weckte.

»Natürlich!«, gab Camaban zurück. Er zeigte mit seiner freien Hand auf die Holzklötze seines Tempelmodells, mit denen Leir vorhin gespielt hatte. »Die Steine müssen genauso glatt wie diese Klötze sein. Es ist kein Kunststück, unbehauene Steine aufzustellen, so wie die im Tempel von Cathallo; das kann jedes Volk. Aber unsere werden geformt und glatt geschliffen sein. Sie werden prachtvoll sein, sogar vollkommen!«

Saban schnitt eine Grimasse angesichts der unüberlegten Forderung seines Bruders. »Weißt du eigentlich, wie hart dieses Gestein ist?«, fragte er.

»Ich weiß, dass die Steine geformt werden müssen und dass du das übernimmst«, sagte Camaban starrsinnig, »und ich weiß auch, dass es umso länger dauern wird, je mehr Zeit du damit vergeudest, darüber zu reden.«

Am nächsten Tag gingen Saban und Leir nach Cathallo zurück. Das Blut des Spießbocks, getrocknet und verkrustet, klebte noch immer im Gesicht des Jungen, als er zu seiner

Mutter lief, und Aurenna war entsetzt. Sie befeuchtete ihre Finger mit Spucke, um das Blut zu entfernen, dann schimpfte sie mit Saban. »Es braucht nicht zu wissen, wie man tötet!«, schalt sie.

»Es ist die Fähigkeit, die jeder Mann als Erstes braucht«, erwiderte Saban. »Wenn man nicht töten kann, kann man auch nicht essen.«

»Priester gehen nicht auf die Jagd, um zu essen zu haben«, erwiderte Aurenna ärgerlich, »und Leir soll Priester werden.«

»Vielleicht will er das gar nicht.«

»Ich habe es geträumt!«, erklärte Aurenna trotzig und erhob wieder einmal Anspruch auf eine Macht, die Saban nicht anfechten konnte. »Die Götter haben es so entschieden«, bekräftigte sie, dann zog sie Leir mit sich fort.

Nach der Ernte schaffte Saban den ersten Stein von dem Hügel herunter. Es war einer der kleineren Steine, dennoch benötigte er vierundzwanzig Ochsen, die den Schlitten den Hügel hinunterzogen. Die Ochsen waren in drei Reihen vor den Schlitten gespannt, jeweils acht Tiere nebeneinander, und hinter jeder Reihe von Ochsen war an einem Baumstamm das Zuggeschirr befestigt. Jeden Baumstamm hatte man durch zwei lange Seile aus geflochtenem Ochsenleder mit dem Schlitten verbunden, sodass das Gefährt vorwärts gezogen werden konnte. Gleich bei den ersten paar Metern des Weges stellte Saban fest, dass die Ochsen in der hinteren Gespannreihe dazu neigten, auf die Zugseile zu treten und zu stolpern, wann immer die Ochsen in der vordersten Reihe ins Stocken kamen; also musste der Schlitten eine Weile ruhen, während Saban ein Dutzend kleiner Jungen aus der Siedlung holen ließ und ihnen beibrachte, wie sie zwischen den Tieren gehen und die Zugseile hochheben mussten, wenn sie erschlafften und durchhingen. Die Jungen bekamen angespitzte Stöcke, um die Ochsen anzutreiben, während ein Dutzend weiterer Jungen und Männer vor dem Fahrzeug hergingen, um

heruntergefallene Äste und Zweige aufzuheben und Grasbüschel plattzutreten, die die Schlittenkufen behindern könnten. Zehn weitere Ochsen trotteten hinter dem Schlitten her. Einige waren dafür da, jedes Tier zu ersetzen, das in seinem Geschirr erlahmte, während die übrigen Futter und zusätzliche Lederseile trugen.

Es dauerte einen ganzen Tag, den Stein von dem Hügel herunterzuschleppen und durch Cathallos Tempel, wo Aurenna einen Frauenchor ein Lied zum Ruhme Lahannas anstimmen ließ, als die Ochsengespanne vorbeitrampelten. Haragg war aus Ratharryn gekommen, und er strahlte übers ganze Gesicht, als der erste Stein zwischen den Tempelpfeilern hindurchgezogen wurde. Er schmückte die Hörner der Ochsen mit Ketten aus Veilchen, während Cathallos Priester Mädesüßblüten auf den Stein streuten. Diese Priester waren die Ersten gewesen, die sich mit der Eroberung durch Ratharryn ausgesöhnt hatten - vielleicht deshalb, weil Camaban darauf geachtet hatte, sie großzügig mit Bronze, Bernstein und Gagat zu bezahlen.

Das Geschirr der Ochsen bestand aus großen Lederkummeten; aber schon am ersten Tag scheuerten die Kummete die Hälse der Tiere wund, sodass Saban die Jungen anwies, das Leder mit Schweinefett einzureihen. Am nächsten Tag schafften sie den Stein außer Sichtweite von Cathallo. Die meisten Männer und Jungen kehrten wieder in die Siedlung zurück, um zu essen und zu schlafen; aber eine Hand voll blieb bei Saban, um den Stein zu bewachen. Sie entzündeten ein Feuer und verzehrten eine Mahlzeit aus gedörrtem Fleisch und ein paar Birnen sowie Brombeeren, die sie in einem nahe gelegenen Wald gefunden hatten. Außer Saban saßen noch drei Männer und vier Jungen um das Feuer. Alle stammten aus Cathallo, und zuerst waren sie schweigsam und verlegen, so als ob sie sich in Sabans Gesellschaft unbehaglich fühlten; aber später, als sie ihr Abendbrot verzehrt hatten und das Feuer Funken zu den

Sternen emporsandte, wandte sich einer der Männer an Saban. »Du warst Derrewyns Freund?«, fragte er.

»Ja.«

»Sie lebt noch«, sagte der Mann herausfordernd. Er hatte eine Narbe auf der Wange, wo er in der Schlacht, die Cathallos Macht zerstört hatte, von einem Pfeil getroffen worden war.

»Das hoffe ich sehr«, erklärte Saban.

»Du hoffst es?« Der Mann war verwirrt.

»Wie du schon sagtest, war ich ihr Freund. Und wenn sie tatsächlich noch lebt«, zischte Saban, »dann würdest du gut daran tun, den Mund zu halten - wenn du nicht willst, dass noch mehr von Ratharryns Speerkämpfern die Wälder nach ihr absuchen.«

Ein anderer der Männer spielte eine kurze Melodie auf einer Flöte, die aus dem Beinknochen eines Kranichs gefertigt war. »Sie können suchen, so viel sie wollen«, verkündete er, als er sein Lied beendet hatte, »aber sie werden sie niemals finden. Und auch nicht ihr Kind.«

Der erste Mann, der Vennar hieß, stocherte im Feuer herum, um einen großen Wirbel von Funken zu erzeugen - dann warf er Saban einen Seitenblick zu. »Hast du nicht Angst, mit uns allein zu sein?«

»Wenn ich Angst vor euch hätte«, erwiderte Saban, »dann wäre ich nicht hier.«

»Du brauchst dich nicht zu fürchten«, meinte Vennar ruhig. »Derrewyn hat gesagt, dass du nicht getötet werden sollst.«

Saban lächelte. Den ganzen Sommer über hatte er schon den Verdacht gehabt, dass Derrewyn irgendwo in der Nähe war und dass sie mit ihrem Stamm in Verbindung blieb, ohne dass Cathallos Eroberer etwas davon ahnten. Auch rührte es ihn, dass sie befohlen hatte, sein Leben zu schonen. »Aber wenn ihr versucht, uns daran zu hindern, die Steine nach Ratharryn zu schaffen«, sagte er, »dann werde ich euch bekämpfen, und ihr werdet mich töten müssen.«

Vennar schüttelte den Kopf. »Wenn wir nicht beim Transport der Steine helfen«, bemerkte er, »wird es jemand anders tun.«

»Außerdem«, fügte der Flötenspieler hinzu, »würden unsere Frauen Lahannas Zorn fürchten, wenn du sterben solltest.«

»Lahannas Zorn?«, fragte Saban verwirrt. Ratharryns Rache, das vielleicht - aber doch sicherlich nicht Lahannas Zorn, oder?

Vennar runzelte die Stirn. »Einige von unsere Frauen sagen, dass Aurenna selbst Lahanna ist.«

»Sie ist sehr schön«, sagte der zweite Mann sehnsüchtig.

»Und Slaol wollte nicht, dass sie im Feuer starb«, ergänzte Vennar. »Stimmt das etwa nicht?«

»Sie ist nicht Lahanna«, erklärte Saban energisch, in großer Sorge vor dem, was Derrewyn tun könnte, wenn ihr eine solche Geschichte zu Ohren käme.

»Die Frauen sagen aber, dass sie die Göttin ist«, widersprach Vennar beharrlich, und Saban konnte an seinem Ton erkennen, dass Vennar sich nicht sicher war, was er nun glauben sollte - er schien hin- und hergerissen zwischen seiner alten Treue gegenüber Derrewyn und seiner neuen Ehrfurcht vor Aurenna. Saban bezweifelte, dass Aurenna selbst an einem solchen Gerücht schuld sei; aber er fragte sich, ob Camaban die Leute nicht vielleicht in diesem Glauben bestärkt hatte. Es schien wahrscheinlich. Das Volk von Cathallo hatte eine Zauberin verloren, und was war ein besserer Ersatz für eine Zauberin als eine Göttin?

»Haben die Fremdländischen sie nicht als Göttin verehrt?«, verlangte Vennar zu wissen.

»Aurenna ist eine Frau«, erklärte Saban beharrlich, »nur eine Frau.«

»Das was Sannas auch«, wandte Vennar ein.

»Dein Bruder behauptet, Slaol zu sein«, sagte der Flötenspieler, »also, warum sollte Aurenna dann nicht Lahanna sein?« Aber Saban wollte nicht mehr über diese

Dinge sprechen. Stattdessen schlief er lieber oder wickelte sich vielmehr in seinen Umhang; nun beobachtete er die strahlend hellen Sterne, die so dicht an dicht zwischen den Rauchkräuseln des Feuers schimmerten, und er begann sich zu fragen, ob Aurenna tatsächlich im Begriff war, sich in eine Göttin zu verwandeln. Ihre Schönheit verblasste nicht, ihre Gelassenheit konnte nichts beeinträchtigen, und ihre Zuversicht war unerschütterlich.

Den ersten Stein nach Ratharryn zu transportieren, dauerte elf Tage; sobald er dort angekommen war, brachten Vennar und seine Männer die Ochsen und den Schlitten wieder nach Cathallo zurück, um einen weiteren Stein aufzuladen, während Saban im Himmelstempel blieb. Der erste Stein war einer der kleinsten, dafür bestimmt, ein Dreißigstel des von Pfeilern getragenen Himmelsrings zu bilden. Camaban hatte die genaue Stelle des Rings auf dem Boden markiert, indem er zwei Kreise mit einem gemeinsamen Mittelpunkt in die Erde geritzt hatte, und er bestand jetzt darauf, dass der Stein auf diese Linie gestellt wurde. »Der Stein muss so geformt werden«, erklärte er Saban, »dass seine Außenkante eine Krümmung aufweist, die der Krümmung des größeren Kreises entspricht - und seine Innenkante eine Krümmung, die dem kleineren Kreis entspricht.«

Saban starrte auf den Steinbrocken. Er war wulstig und knollenförmig und ragte weit über die beiden eingeritzten Markierungen hinaus, dennoch beharrte Camaban darauf, dass er zu einem kleinen Segment eines großen Kreises zurechtgemeißelt werden sollte. »Alle dreißig Steine des Himmelsrings müssen die gleiche Länge haben«, fuhr Camaban entschieden fort, »aber du sollst ihre Enden nicht stumpf schleifen.« Er nahm einen Kreideklumpen und zeichnete einen Plan auf die tafelartige Oberfläche des Steins. »Ein Ende muss einen Zapfen haben, und in das andere Ende wirst du einen Schlitz meißeln, sodass der Zapfen des einen Steins in den Schlitz des nächsten passt -

auf diese Weise sind alle Steine des Rings miteinander verbunden.«

Da könnte man ebenso gut versuchen, die Sonne zurechtzumeißeln, dachte Saban, oder den Meeresboden mit Distelwolle trocken zu wischen oder die Blätter des Waldes zu zählen! Überdies waren nicht nur die Steine des Himmelsrings zu formen, sondern auch die dreißig Steine, die den Ring tragen würden - außerdem die fünfzehn riesigen Steine des Sonnenhauses, die sogar noch höher aufragen würden. Camaban hatte die Dimensionen jedes einzelnen Steins berechnet und Weidenstöcke geschnitten, um die Maße festzuhalten. Saban bewahrte die Stöcke in einer Hütte auf, die er in unmittelbarer Nähe des Tempels gebaut hatte. Diese Hütte wurde jetzt sein Zuhause. Er hatte Sklaven, die ihm Feuerholz brachten, Wasser holten und das Essen kochten, sowie weitere Sklaven für die Formung der ersten sechs Steine, die alle gegen Mitte des Winters eintrafen.

Die sechs grauen Felsblöcke waren plattenförmig, so wie alle Steine, die von Cathallos Hügeln stammten. Ihre obere und untere Fläche erschienen parallel und fast flach; alle Steine hatten ungefähr die gleiche Dicke, sodass man, um einen Pfeiler oder einen Deckenstein zu formen, nur den überstehenden Teil der glatten Flächen wegschlagen musste, bis der Stein vierkantig war und seine Seitenlänge den Weidenruten entsprach, die in Sabans Hütte lagen. Aber das Gestein war entsetzlich hart, sehr viel härter als die Felsblöcke aus Sarmennyn, und anfangs zerbrachen Sabans Sklaven lediglich ihre Steinhämmer dabei, sodass Saban andere Hämmer aus härterem Stein anfertigte. Die Steinhämmer bestanden aus schädelgroßen Kugeln, die die Sklaven unentwegt hoben und niedersausen ließen, und jeder Hammerschlag erzeugte, außer Staub und Steinsplittern, eine kleine Delle - so wurden die Steine Delle für Delle, Splitter für Splitter, Staubkorn für Staubkorn gemeißelt.

Die Sklaven lernten ständig dazu, während sie arbeiteten. Es ging schneller, so entdeckten sie, wenn sie flache Furchen in die Oberfläche des Steins hämmerten und dann die Wülste, die zwischen den Furchen stehen blieben, wegschlugen. Bei einigen Steinen war die graue Oberfläche von einer mattbraunen Linie durchzogen, die sich durch den gesamten Block fortsetzte; Saban stellte fest, dass an diesen verfärbten Stellen eine gewisse Brüchigkeit bestand - ein Mangel, der manchmal ausgenutzt werden konnte, wenn die braune Linie genau dort verlief, wo überschüssiges Gestein entfernt werden sollte. Ein Dutzend Hämmer, genau am Rand der braunen Linie angesetzt, vermochten einen großen Brocken des Steins abzubrechen; und wenn diese Methode nicht funktionierte, zündete Saban ein Feuer entlang der Linie an, legte immer wieder Holz nach, bis es lodernd brannte, und gab dann Schweinefett dazu, das die sengende Hitze bis tief in die Oberfläche des Steins beförderte. Er ließ das Fett brutzeln und brennen, bis der Felsblock so heiß war, dass er fast rot glühte - dann kippten seine Arbeiter kaltes Wasser auf das Feuer, und oft brach das Gestein dann genau entlang der braunen Linie. Manchmal wiesen die Felsblöcke bereits Risse auf, und die Sklaven konnten Keile hineintreiben und den Stein auf diese Weise auseinander schlagen oder - in besonders kalten Nächten - die Risse mit Wasser füllen und es gefrieren lassen, sodass die Wassergeister, gefangen in dem Eis, den Felsbrocken auseinander brachen, um zu entkommen. Dennoch mussten die meisten Steine durch harte, mühevolle Handarbeit geformt werden; durch unentwegtes Schleifen und Schmirgeln, durch ständiges Hämmern und Meißeln, und das Krachen der Hämmer und das Knirschen der Schleifsteine riss niemals ab. Selbst in seinen Träumen hörte Saban noch das Schaben und Kratzen und Knirschen von Stein auf Stein. Seine Haut wurde ebenso grau wie die Felsbrocken, und sein Haar und sein Bart waren von dem feinkörnigen Staub durchsetzt.

Acht Steine trafen im zweiten Jahr in Ratharryn ein und elf im dritten; dann musste Saban weitere Arbeiter finden, um die Steine zu behauen und zu schleifen, und sie mit Hämmern, Meißeln und Feuer zu bearbeiten. Zusätzliche Arbeiter aber bedeuteten, dass noch mehr Sklaven benötigt wurden, um Wasser und Essen zum Tempel zu bringen; Camaban ließ jetzt ständig Kriegerverbände kreuz und quer das Land durchstreifen, auf der Suche nach Gefangenen. Einige dieser Kriegerverbände führte er persönlich an. Er trug jetzt ein Schwert sowie ein mit Bronzeplättchen gepanzertes Hemd und einen eng am Kopf anliegenden Helm aus Bronzestreifen, die geschickt in Form einer Schüssel aneinander genietet waren. Bei den Männern galt er inzwischen als ein ebenso großer Krieger wie Lengar und als ein noch besserer Zauberer als Sannas - weil er diejenigen, die er nicht mit seinen Speeren besiegen konnte, durch seinen Furcht erregenden Ruf als Zauberer zur Unterwerfung zwang.

Dennoch konnte keine Zauberkraft der Welt die Steine formen, und Camaban wurde immer ungehaltener darüber, dass die Arbeit an dem Tempel so langsam vonstatten ging. Er beobachtete, wie die Sklaven bei der Arbeit sangen, und das empörte ihn. »Treib sie dazu an, härter zu arbeiten!«

»Sie arbeiten schon so hart, wie sie können«, erwiderte Saban.

»Warum haben sie dann noch genug Puste, um zu singen?«

»Das Lied verleiht der Arbeit Rhythmus«, verteidigte Saban seine Leute.

»Eine Peitsche würde ihnen zu einem schnelleren Rhythmus verhelfen«, knurrte Camaban.

»Es wird keine Peitschen geben«, erklärte Saban energisch. »Wenn du willst, dass sie schneller arbeiten, dann schick ihnen mehr Essen. Schick Pelze gegen die Kälte. Sie sind nicht unsere Feinde, Bruder, sondern das Volk, das unseren Traum erbaut.«

Camaban war äußerst unzufrieden mit dem Fortschritt der Arbeiten und versuchte den Männern immer noch mehr abzuverlangen. Er wollte, dass die Pfeiler mit ihren Decksteinen verbunden wurden, damit der Himmelsring niemals herabstürzte. Saban hatte gedacht, dass es genügen würde, die Decksteine einfach auf die Pfeiler zu legen; aber Camaban bestand jetzt darauf, sie zu befestigen, und daher würden in jede Pfeilerspitze zwei Zapfen eingemeißelt werden müssen. Anschließend sollten in die Unterseite der Decksteine Löcher gebohrt werden, sodass die Zapfen genau hineinpassten. Aber diese Aktion würde Saban erst in Angriff nehmen, wenn die Pfeiler aufgestellt waren und er genau ausmessen konnte, wo die Löcher gebohrt werden mussten. Selten gelang es Saban, seinen Bruder zu mäßigen.

Und Camaban fielen ständig weitere Verbesserungen für seinen Tempel ein. Er besuchte Cathallo und saß stundenlang mit Aurenna zusammen - so viele Stunden, dass die Leute schon zu tuscheln begannen; aber Haragg tat alle Gerüchte als Unsinn ab und erklärte, dass die beiden nur über den Tempel sprachen. Saban fürchtete diese Treffen, weil sie ausnahmslos in irgendeiner neuen und unmöglichen Forderung gipfelten. Im vierten Jahr der Arbeiten verlangte Camaban zu wissen, ob Saban schon jemals bemerkt hätte, dass einige der hölzernen Tempelpfeiler in Ratharryn vom Boden bis zur Spitze gleich breit auszusehen schienen.

Gerade hatte Saban dabei geholfen, eine Spur aus Feuerholz an der Flanke eines Felsblocks anzulegen. Er richtete sich auf und runzelte die Stirn. »Sie sehen gerade und gleichmäßig aus, weil das die Art ist, wie Baumstämme wachsen.«

»Nein«, sagte Camaban. »Aurenna hat zugeschaut, wie eine Hütte in Cathallo gebaut wurde, und sie hat gesagt, der Mittelpfosten laufe spitz zu; aber nachdem er aufgestellt

war, sah er ganz gerade aus. Ich habe mit Galeth darüber gesprochen, und er hat mir erklärt, es sei ein Trugbild.«

»Ein Trugbild? Du meinst, es hat mit Magie zu tun?«, fragte Saban.

»Slaol verschone mich mit Idioten!« Camaban schnappte sich ein Stück Kreide und fegte die Linie aus Feuerholz beiseite, die Saban so sorgfältig vorbereitet hatte. »Baumstämme sind gewöhnlich am einen Ende breiter als am anderen«, sagte er und zeichnete eine übertrieben verjüngte Form auf die raue Oberfläche des Steins. »Aber manchmal hat Galeth auch einen Stamm gefunden, der vom Fuß bis hinauf zur Krone überall gleich breit war, und diese Stämme, sagt er, sehen alle aus, als ob sie oben breiter wären. Diejenigen, die oben schmaler werden, die sehen gerade aus, während die geraden Stämme irgendwie unförmig wirken. Daher sollst du die Steine so formen, dass sie sich nach oben hin verjüngen. Mach sie oben etwas schmäler.« Camaban warf den Kreidebrocken weg und rieb sich den Staub von den Händen. »Du brauchst sie nicht stark zuzuspitzen, nur ein wenig. Sagen wir, eine Handbreit auf jeder Seite? Auf diese Weise werden sie alle gleichmäßig aussehen.«

Einen Mond später erklärte Camaban, Aurenna hätte geträumt, dass die Oberfläche der Steine wie poliert glänzte, und zu diesem Zeitpunkt war Saban bereits derart gegen das immense Unternehmen abgestumpft, dass er nur nickte. Er versuchte gar nicht erst, Camaban klar zu machen, welch ungeheure Anstrengung allein schon dafür nötig war, jeden fertigen Stein herumzudrehen, damit seine vier Seiten auch noch geschliffen werden konnten; stattdessen wies er einfach sechs der jüngeren Sklaven an, mit dem Polieren einer der fertigen Steinpfeiler zu beginnen. Sie rieben unentwegt Steinhämmer hin und her und schütteten manchmal eine Mischung aus feinen Feuersteinsplittern, Sand und Steinstaub auf die Oberfläche, um dieses Schmirgelmittel in den störrischen Stein einzureihen. Den

ganzen Sommer über scheuerten und rieben sie unermüdlich mit den Hämmern über den rauen Stein, rissen sich die Hände blutig, während sie sich mit dem feuersteinhaltigen Schleifstaub abplagten. Am Ende des Sommers wies der Stein schließlich einen Fleck von der Größe eines Lammfells auf, der glatt war und - wenn nass - glänzend. »Mehr!«, forderte Camaban, »mehr! Mach ihn von oben bis unten glatt!«

»Du musst mir mehr Arbeiter beschaffen«, sagte Saban.

»Warum peitschst du nicht die aus, die du hast?«, fragte Camaban.

»Sie dürfen nicht gepeitscht werden«, schaltete sich Haragg ein. Der Hohepriester hinkte jetzt, sein Rücken war krumm geworden und seine Muskeln erschlafft, aber seine tiefe Stimme erfüllte noch immer eine enorme Kraft. »Sie dürfen nicht ausgepeitscht werden«, wiederholte er streng.

»Warum nicht?«, begehrte Camaban auf. »Es ist ein Tempel, der den Leiden und Nöten der Welt ein Ende machen soll«, polterte Haragg. »Willst du, dass er aus Blut und Schmerz entsteht?«

»Ich will, dass er gebaut wird, verdammt noch mal!«, schrie Camaban. Einen kurzen Moment lang schien es so, als ob er seinen kostbaren Streitkolben auf einen der Felsblöcke niederkrachen lassen würde, und Saban zuckte zusammen, in der Befürchtung, dass der glatte Steinkopf in tausend Splitter zerbrechen würde - aber Camaban beherrschte seine Wut. »Slaol will, dass er gebaut wird«, keifte er stattdessen. »Er sagt mir, dass es machbar ist, und trotzdem geschieht hier nichts! Überhaupt nichts! Bei dem Schneckentempo, mit dem die Arbeit vorangeht, könnte man auch ebenso gut auf die Steine pissen!«

»Beschaffe Saban mehr Arbeiter«, meinte auch Haragg; also führte Camaban Stoßtrupps bis tief in die nördlichen Länder und brachte Gefangene mit zurück, die unbekannte Sprachen sprachen, Sklaven, die ihre Gesichter rot tätowiert hatten, Sklaven, die Götter verehrten, von denen Saban

überhaupt noch nie gehört hatte. Aber es wurden immer mehr Männer für die Arbeit benötigt, die mörderisch hart war und quälend langsam voranging - die hohen Felsblöcke, die die Pfeiler des Sonnenhauses in der Tempelmitte bilden würden, fehlten noch in Ratharryn. Saban hatte die großen Schlittenkufen zurechtgeschnitten und geformt und die Balken in Cathallo ablagern lassen; aber es hatte bisher noch kein Versuch stattgefunden, die riesigen Steine zu transportieren.

Er ging zu Galeth, um sich bei ihm Rat zu holen. Sein Onkel war jetzt alt und schwach, sein schütteres Haar weiß, und sein Bart bestand aus ein paar spärlichen Restbüscheln. Lidda, seine Ehefrau, lebte seit einiger Zeit nicht mehr, und Galeth war jetzt blind; aber er konnte sich auch ohne Augen noch immer Steine und Hebelstangen und Schlitten vorstellen. »Einen großen Stein zu transportieren ist nicht anders, als einen kleinen fortzuschaffen«, erklärte er Saban. »Nur muss dann alles größer sein: der Schlitten, die Hebel und die Ochsengespanne.« Galeth zitterte am ganzen Körper. Es war ein warmer Abend, trotzdem hatte er ein großes Feuer in seiner Hütte angezündet und sich einen dicken Bärenpelz um die Schultern gelegt. »Bist du krank?«, fragte Saban.

»Nur ein Sommerfieber«, meinte Galeth wegwerfend.

Saban runzelte die Stirn. »Ich kann den Schlitten bauen«, sagte er, »und Hebelstangen anfertigen - aber ich habe keine Ahnung, wie ich die Steine auf die Schlitten hieven soll. Sie sind einfach zu schwer.«

»Dann musst du den Schlitten unter dem Stein bauen«, schlug Galeth vor. Er hielt inne, während sein Körper von Fieberschauern geschüttelt wurde. »Es ist nichts«, sagte er, »wirklich nichts, nur ein Sommerfieber.« Als sich der Anfall von Schüttelfrost gelegt hatte, beschrieb er Saban, wie er zuerst eine tiefe Rinne unter jeder der langen Seiten des Steins graben sollte. Wenn die Rinnen bis in das kreidehaltige Muttergestein hinunterreichten, erklärte er,

konnten die riesigen Schlittenkufen unter die Längsseiten des Steins gehoben werden, wobei die Schlittenkufen als Hebepunkte dienten. »Stemm ihn zuerst am einen Ende hoch und dann am anderen«, riet Galeth, »zuletzt schieb Balken drunter. Auf diese Weise wirst du das Gewicht nicht auf den Schlitten hieven müssen, sondern wie gesagt den Schlitten unter dem Stein bauen.«

Saban ließ sich Galeth' Vorschlag durch den Kopf gehen. Es würde funktionieren, entschied er; es würde sogar sehr gut funktionieren. Vor dem Schlitten würde eine Rampe gebaut werden müssen, und diese Rampe müsste lang und flach sein, damit die Ochsen den Felsblock aus dem Grundgestein auf die Grasnarbe hochziehen konnten. Wie viele Ochsen? Galeth wusste es nicht, nahm jedoch an, dass Saban mehr Tiere brauchen würde, als er jemals zuvor vor einen Schlitten gespannt hatte. Und mehr Seile und mehr Balken, um die Zuglast zu verteilen, und mehr Männer, um die Ochsen zu führen. »Aber es ist machbar, und du wirst es schaffen«, bekräftigte der alte Mann. Er bibberte jämmerlich und stöhnte. »Du bist krank, Onkel.«

»Nur ein Fieber, Junge.« Galeth zog den Bärenpelz noch enger um seine alten Schultern. »Aber ich werde gerne in das Totenhaus gehen«, murmelte er, »um wieder mit meiner lieben Lidda vereint zu sein. Wirst du mich tragen, Saban?«

»Natürlich werde ich das«, versicherte Saban, »aber bis dahin können noch Jahre vergehen!«

»Und Camaban sagt mir, dass ich nach meinem Tod wieder auf der Erde leben werde«, fuhr Galeth fort, ohne auf Sabans tröstende Äußerung einzugehen. »Aber ich verstehe nicht, wie das möglich sein soll.«

»Er sagt *was?«*

»Dass ich wieder zurückkehren werde. Dass mein Geist die Tore seines neuen Tempels benutzen wird, um wieder auf die Erde zurückzukehren.« Der Alte saß eine Weile schweigend da. Der Widerschein des Feuers ließ die Falten in seinem

Gesicht so tief wie Messerschnitte wirken. »Mittlerweile habe ich gut und gerne zwanzig Tempel in meinem Leben gebaut«, fuhr er nachdenklich fort, »und ich habe nichts davon gemerkt, dass irgendeiner von ihnen eine Wende zum Besseren herbeigeführt hätte. Aber dieser Tempel soll anders sein.«

»Das wird er«, pflichtete Saban ihm bei.

»Hoffe ich zumindest«, setzte der alte Mann hinzu, »aber ich kann mir nicht helfen, ich muss einfach daran denken, dass die Leute von Cathallo genau das Gleiche gesagt haben, als sie damals ihren großen Tempel errichteten.« Galeth schmunzelte, und Saban dachte, dass sein Onkel geistig nicht annähernd so schwerfällig war, wie einige Leute behaupteten. »Oder glaubst du etwa«, fuhr Galeth fort, »dass sie die Steine nur herangeschleppt haben, weil sie gerade nichts Besseres zu tun hatten?« Er dachte darüber nach, dann streckte er die Hand aus und berührte einen Beutel aus Rehleder, in dem er Liddas Knochen aufbewahrte. Er wollte, dass seine eigenen Knochen zu ihren gelegt würden, bevor man sie gemeinsam begrub. Galeth erschauerte abermals heftig, dann vollführte er wieder eine wegwerfende Handbewegung, um Sabans Besorgnis zu zerstreuen. »Der längste Stein«, begann er nach einer Weile erneut, »ist er schmal?«

Saban fand ein Stück Anmachholz auf einem Stapel in einer Ecke der Hütte und drückte es Galeth in die Hand. »Er hat genau die gleiche Form wie dieses Stück«, erklärte er.

Galeth befühlte das lange, dünne Holzscheit. »Weißt du, was du tun solltest?«

»Sag es mir.«

»Stell deinen Stein seitwärts in das Loch«, sagte der alte Mann und zeigte Saban, was er meinte, indem er das Scheit durchbog. »Ein langer flacher Felsblock könnte in zwei Hälften zerbrechen, wenn du ihn zu hoch zu ziehen versuchst«, erklärte er. Er drehte das Stück Holz seitwärts, und kein noch so großer Druck konnte es biegen oder

zerbrechen; aber als er es wieder so herumdrehte, dass die flache Seite nach vorn zeigte, hatte er mühelos zwei Teile in der Hand. »Stell ihn seitwärts in das Loch«, wiederholte er und warf die Bruchstücke fort.

»Das werde ich tun!« Saban nickte.

»Und du wirst meinen Leichnam zum Totenhaus tragen. Versprich mir das!«

»Ich werde dich tragen, Onkel«, gelobte Saban zum zweiten Mal.

»Jetzt möchte ich schlafen«, sagte Galeth; Saban verließ die Hütte und ging zu Camaban, um ihm zu berichten, dass Galeth krank war. Camaban versprach, ihm einen Kräutertrank zu bringen; doch als Saban zur Hütte seines Onkels zurückkehrte, konnte er den Greis nicht wach bekommen. Galeth lag auf dem Rücken, den Mund offen, ohne dass ein Atemhauch die Haare seines Schnurrbarts bewegt hätte. Saban klopfte ihm leicht gegen die Wange, und die blinden Augen des alten Mannes öffneten sich - aber es war kein Leben mehr darin. Er war so sanft gestorben, wie eine Feder zu Boden schwebt.

Die Frauen des Stammes wuschen Galeth' Körper, dann legten Mereth und Saban den Leichnam auf eine aus Weidenruten geflochtene Trage. Am nächsten Morgen begleiteten die Frauen den Toten singend zum Ausgang der Siedlung, bevor Mereth und Saban ihn zum Totenhaus trugen. Haragg ging vor dem Leichenzug her, gefolgt von einem jungen Priester, der ein Klagelied auf einer Knochenflöte spielte. Der Leichnam war mit einer Decke aus Ochsenleder bedeckt, auf die Saban ein paar Efeublätter gestreut hatte. Camaban war nicht gekommen, und die einzigen anderen Trauernden waren Galeth' andere beiden Söhne, die Halbbrüder von Mereth.

Das Totenhaus lag südlich von Ratharryn, nicht allzu weit vom Himmelstempel entfernt - obwohl es durch ein breites Tal von dem Tempel getrennt war und durch ein Wäldchen von Birken und Haselnussbäumen abgeschirmt. Diese Stätte

war ebenfalls ein Tempel, den Ahnen geweiht; aber er wurde nie zum Beten oder für Bullentänze oder Hochzeiten benutzt. Ausschließlich den Toten gehörte er, und deshalb ließ man ihn so baufällig und mit Unkraut überwuchert, wie er war. Der Ort stank fürchterlich, besonders im Hochsommer, und sobald den Trauernden der widerwärtige Verwesungsgeruch in die Nase stieg, eilte der junge Priester voraus, um die Geister zu vertreiben, die sich bekanntlich um den Tempel scharten. Er erreichte das Sonnentor und brüllte gegen die unsichtbaren Seelen an. Raben antworteten mit rauem Gekrächze, dann breiteten sie widerstrebend ihre schwarzen Schwingen aus und flogen zu den Bäumen in der Nähe; die kühneren ließen sich allerdings auf den Überresten eines Kreises aus kurzen Holzpfeilern nieder, die innerhalb des niedrigen Ringwalls des Tempels standen. Ein Fuchs in den Nesseln des Tempelgrabens knurrte erbost bei der Ankunft der Männer, dann entfloh er zwischen die Bäume. »Der Ort ist jetzt sicher«, rief der junge Priester.

Mereth und Saban trugen Galeth durch den Eingang, der der aufgehenden Mittsommersonne gegenüberlag; dann bahnten sie sich einen Weg zwischen den kleinen Geisterpfählen hindurch, die überall verstreut standen. Haragg fand eine freie Stelle, und dort setzten die beiden Männer die Tragbahre ab. Mereth zog die schwere Ochsenlederdecke von dem nackten Leichnam, dann kippten er und Saban Galeth ins Gras, das dicht zwischen den Toten wuchs. Der alte Mann lag auf der Seite, den Mund weit offen, und Saban berührte eine steife Schulter, um seinen Onkel herumzudrehen; nun lag er auf dem Rücken und starrte zu dem bewölkten Himmel hinauf. Ganz in der Nähe lag eine von Camabans Sklavinnen, die erst zwei Tage zuvor gestorben war; ihr schwangerer Bauch war bereits von wilden Tieren aufgerissen und ihr Gesicht von Rabenschnäbeln zerhackt. In dem Totenhaus lagen noch ein Dutzend anderer Leichen, zwei von ihnen fast bis aufs

Skelett verwest. Bei dem einen Leichnam wuchs Unkraut durch den Brustkorb; der junge Priester beugte sich über die Knochen, um festzustellen, ob schon der Zeitpunkt gekommen war, sie aufzusammeln und zu begraben. Die Geister der Toten verweilten an diesem grausigen Ort, bis der letzte Rest ihres Fleisches verwest oder von den wilden Tieren gefressen worden war; dann erst stiegen sie in den Himmel auf, um sich zu ihren Ahnen zu gesellen.

Galeth' jüngere Söhne hatten einen kurzen, angespitzten Pfahl und einen Steinhammer mitgebracht, die sie jetzt Mereth reichten. Er kauerte sich neben die Leiche seines Vaters und schlug den Geisterpfahl in den Boden, bis er auf das kreidehaltige Muttergestein traf; dann schlug er erneut dreimal auf den Pfahl, um Garlanna mitzuteilen, dass eine weitere Seele aus ihrem Reich verschieden war. Saban schloss die Augen und wischte eine Träne fort.

»Was ist das denn?«, fragte Haragg; Saban drehte sich um und sah, dass der Hohepriester stirnrunzelnd auf das Gras neben einer halb verwesten Leiche starrte. Saban trat über den Leichnam hinweg und sah, dass jemand eine Raute in das gelbe, verdorrte Gras eingeritzt hatte. »Es ist Lahannas Zeichen«, sagte Haragg stirnrunzelnd.

»Spielt das eine Rolle?«, fragte Saban.

»Dies ist nicht ihr Tempel!«, befand Haragg; dann schabte er mit der Fußspitze über die Zeichnung, um die Raute auszulöschen. »Vielleicht ist es nur ein Kinderstreich«, sagte er. »Kommen Kinder hierher?«

»Eigentlich dürfen sie es nicht«, räumte Saban ein, »aber sie tun es trotzdem. Ich bin früher auch hierher gekommen.«

»Also doch ein Kinderstreich«, meinte Haragg und betrachtete die Sache damit offensichtlich als erledigt. »Sind wir fertig?«

»Wir sind fertig«, bestätigte Saban.

Mereth schenkte seinem toten Vater einen letzten Blick; dann ging er aus dem Tempel und warf das Efeu, das den Leichnam bedeckt hatte, in das tiefe Loch hinunter, das zu

Garlannas Haus führte. Er und seine Halbbrüder wanderten weiter durch Haselnussbäume und Birkenbestand, bis Mereth plötzlich merkte, dass Saban noch immer bei dem Toten verweilte. »Kommst du nicht mit?«, rief er zurück.

»Ich möchte hier noch ein Gebet sprechen«, rief Saban. »Allein.«

Also kehrten Mereth und die anderen zur Siedlung zurück, Saban indessen wartete inmitten des widerlichen Gestanks. Er wusste, wer die Raute in die fruchtbare Erde des Totenhauses geritzt hatte, deshalb blieb er neben dem bleichen Leichnam seines Onkels stehen, bis ein Rascheln von den Bäumen herüberdrang. »Derrewyn«, sagte er, während er sich zu dem Geräusch umdrehte, erstaunt über den Eifer, der in seiner Stimme mitschwang.

Und Derrewyn überraschte ihn, indem sie lächelte, als sie zwischen den Bäumen hervortrat - dann erlebte er jedoch eine noch größere Überraschung; denn als er den flachen Ringwall und Graben überquert hatte, legte sie ihm die Hände auf die Schultern und küsste ihn. »Du siehst älter aus«, sagte sie.

»Ich bin auch älter geworden«, erwiderte Saban.

»Graue Haare!« Sie berührte seine Schläfen. Derrewyn war erschreckend mager und ihr Haar wirr und schmutzig. Sie führte das Leben einer Vogelfreien, hetzte von Wald zu Wald, ständig auf der Flucht vor Verfolgern; ihre Pelze starrten vor getrocknetem Schlamm und toten Blättern. Ihr Haut spannte sich straff über ihren Wangenknochen, was Saban unwillkürlich an Sannas Totenschädel erinnerte. »Sehe ich auch älter aus?«, fragte sie.

»So schön wie immer«, stotterte Saban.

Sie lächelte. »Du lügst«, sagte sie sanft.

»Du solltest nicht hier sein«, schalt Saban sie. »Camabans Speerkämpfer suchen immer noch nach dir.« Die Gerüchte, dass Derrewyn überlebt hatte, waren nie verstummt, und Camaban hatte Kriegerverbände und Hunde ausgeschickt, um die Wälder zu durchkämmen.

»Ich sehe sie«, sagte Derrewyn verächtlich. »Tollpatschige, ungeschickte Speerkämpfer, die durch die Bäume trampeln und ihren Hunden folgen, aber kein Hund kann meinen Geist sehen. Weißt du übrigens, dass Camaban mir einen Boten geschickt hat?«

»Das hat er getan?« Saban wunderte sich.

»Er hat einen Sklaven in die Wälder entlassen, der Camabans Worte im Kopf trug. >Komm nach Ratharryn<, sagte er, >und knie vor mir nieder, und ich werde dich am Leben lassen und dir erlauben, Lahanna zu verehren.<« Derrewyn lachte bei der Erinnerung. »Ich habe den Sklaven wieder zu Camaban zurückgeschickt. Oder genauer gesagt - ich habe seinen Kopf auf Ratharryns Schutzwall hinterlassen, mit herausgeschnittener Zunge. Den Rest von ihm habe ich an die Hunde verfüttert. Hast du noch die Goldraute?«

»Natürlich.« Saban klopfte auf den Beutel, in dem er das kleine Stück von Sarmennyns Schatz aufbewahrte.

»Pass gut auf sie auf«, riet Derrewyn, dann ging sie zu dem Graben des Totenhauses und starrte auf die Leichen. »Ich habe gehört«, sagte sie über ihre Schulter, »dass deine Ehefrau eine Göttin geworden ist?«

»Das hat sie niemals behauptet«, stritt Saban energisch ab.

»Aber sie will nicht mehr bei dir liegen.«

»Bist du den ganzen weiten Weg gekommen, um mir das zu sagen?«, fragte Saban verärgert.

Derrewyn lachte. »Du weißt doch gar nicht, woher ich gekommen bin. Genauso wenig, wie du weißt, dass deine Ehefrau bei Camaban liegt.«

»Das ist nicht wahr!«, fuhr Saban wütend auf.

»Ach nein?«, fragte Derrewyn und drehte sich zu ihm um. »Dennoch sagen die Männer, dass Camaban Slaol ist, und die Frauen behaupten, Aurenna ist Lahanna. Wollt ihr die beiden nicht mit euren Tempelsteinen zusammenbringen? Eine heilige Vermählung der Götter? Vielleicht proben Camaban und Aurenna die Hochzeitsnacht, Saban?«

Saban berührte seine Lenden, um Böses abzuwehren. »Du erzählst wieder mal Märchen«, sagte er bitter, »das hast du schon immer getan.«

Derrewyn zuckte die Achseln. »Wie du meinst, Saban!« Sie sah, wie sehr sie ihn aufgebracht hatte, daher ging sie zu ihm und berührte ihn leicht an der Hand. »Ich will nicht mit dir streiten«, sagte sie demütig, »nicht an einem Tag, an dem ich gekommen bin, um einen Gefallen von dir zu erbitten.«

»Was du sagst, ist einfach nicht wahr!«

»Ich erzähle wirklich manchmal Märchen«, flüsterte Derrewyn unterwürfig. »Es tut mir Leid.«

Saban atmete tief durch. »Und was ist das für ein Gefallen?«, fragte er misstrauisch.

Derrewyn machte eine abrupte Geste in Richtung des Waldes, und Saban hatte den Eindruck, dass dort sechs oder sieben Gestalten im Schatten der Birken standen - aber nur zwei von ihnen traten an den Waldsaum.

Die eine war eine große, hellhaarige Frau in einem zerschlissenen Rehlederhemd, das halb von einem Schaffellumhang bedeckt war, die andere ein Kind, vielleicht in Lallics Alter oder auch ein Jahr jünger. Es war ein dunkelhaariges kleines Mädchen mit großen Augen und einem bangen Gesicht. Die Kleine starrte Saban an, klammerte sich jedoch fest an die Hand der Frau und versuchte dann, sich unter dem Umhang aus Schaffell zu verstecken.

»Die Wälder sind kein geeigneter Ort für ein Kind«, sagte Derrewyn. »Wir führen ein hartes, entbehrungsreiches Leben, Saban. Um zu essen zu haben, müssen wir stehlen und töten; wir trinken aus Bächen und schlafen, wo immer wir Schutz finden. Das Kind ist schwach und anfällig. Wir hatten noch ein Kind bei uns, einen Jungen, aber er ist im letzten Winter gestorben; ich befürchte, dieses Mädchen wird ebenfalls sterben, wenn sie bei uns bleibt.«

»Du willst, dass ich das Kind aufziehe?«, fragte Saban.

»Kilda wird die Kleine aufziehen«, sagte Derrewyn, während sie mit einer Kopfbewegung auf die große Frau wies. »Kilda war eine der Sklavinnen meines Bruders, und sie kennt Merrel seit ihrer Geburt. Alles, was ich von dir will, ist, dass du Kilda und Merrel an einem sicheren Ort unterbringst.«

Saban starrte das kleine Mädchen an, obwohl er nur wenig von ihrem Gesicht sehen konnte, weil sie es im Rock der Sklavin vergraben hatte. »Sie ist deine Tochter«, bemerkte er zögernd.

»Ja, das ist sie«, gestand Derrewyn, »und Camaban darf niemals erfahren, dass sie lebt; deshalb wird sie von heute an einen anderen Namen tragen.« Sie wandte sich an Merrel. »Hast du gehört? Und nimm den Daumen aus dem Mund!«

Abrupt riss das Mädchen die Hand vom Gesicht und blickte Derrewyn ernst an, und Derrewyn bückte sich, sodass sie der Kleinen in die Augen schauen konnte. »Du heißt jetzt Hanna, denn du bist Lahannas Kind. Wer bist du?«

»Hanna«, sagte das Mädchen mit schüchterner Stimme.

»Und Kilda ist deine Mutter - du wirst in einer richtigen Hütte wohnen, Hanna, und Kleider und gutes Essen und Freunde haben! Und eines Tages komme ich zurück und hole dich.« Derrewyn richtete sich wieder auf. »Wirst du das für mich tun, Saban?«

Schweigend nickte Saban. Er wusste nicht, wie er Kildas und Hannas Ankunft erklären sollte, aber da würde ihm sicher etwas einfallen. Er war einsam, und die Arbeit am Tempel schien kein Ende zu nehmen; außerdem vermisste er seine eigene Tochter schmerzlich, deshalb war ihm Derrewyns Kind willkommen.

Derrewyn ging in die Hocke und umarmte ihre kleine Tochter. Sie hielt sie eine lange Weile fest umschlungen, dann erhob sie sich, schniefte und verschwand im Dickicht.

Saban blieb mit Kilda und dem Kind zurück. Kildas Haut war schmutzig und ihr Haar fettig und zottelig - aber ihr

Gesicht war breit, mit starken Knochen und einem herausfordernden Blick. »Kommt«, sagte er mürrisch.

»Was wirst du mit uns tun?«, verlangte Kilda zu wissen.

»Ich werde einen Ort für euch finden, wo ihr leben könnt«, erklärte Saban, während er die beiden aus dem Wäldchen auf die offene Hügelflanke führte. Auf der anderen Seite des flachen Tals konnte er den Himmelstempel sehen, wo die Sklaven die harten, unnachgiebigen Steine behauten. Etwas näher, gleich östlich des geheiligten Pfades, drängte sich eine Ansammlung von Sklavenhütten, von denen dünne Rauchkräusel aufstiegen.

»Wirst du uns als Sklaven ausgeben?«, fragte Kilda.

»Jeder wird wissen, dass ihr nicht meine Verwandten seid«, brummte Saban, »und ihr gehört auch nicht zum Stamm. Also, was könntet ihr sonst in Ratharryn sein? Natürlich Sklaven!«

»Aber wenn wir Sklaven sind«, sagte Kilda, »werden eure Speerkämpfer uns Gewalt antun.«

»Unsere Sklaven stehen unter dem Schutz der Priester«, erklärte Saban. »Wir sind dabei, einen Tempel zu bauen, und wenn er fertig ist, werden die Sklaven wieder freigelassen. Es gibt keine Peitschen, und es sind auch keine Speerkämpfer da, die die Arbeiten beaufsichtigen.«

»Und eure Sklaven laufen nicht weg?«, wollte Kilda wissen.

»Ein paar schon«, gab Saban zu, »aber die meisten arbeiten bereitwillig.« Das war Haraggs Verdienst. Er sprach mit den Leuten, begeisterte sie für den Tempel und seine Verheißungen; und obwohl einige in die Wälder verschwunden waren, wollten die meisten bei dem heiligen Werk bleiben. Wenn er fertig war, würden sie wieder frei sein und zu ihren Stämmen zurückkehren können oder in Ratharryn bleiben und Slaols Wohltaten genießen. Sie sorgten selbst für sich und trugen keinerlei Kennzeichen der Sklaverei wie Sabans fehlender Finger.

»Und nachts?«, fragte Kilda. »In den Sklavenhütten? Glaubst du, eine Frau und ein Kind werden dort sicher sein?«

Saban kannte den einzig sicheren Aufenthaltsort für Hanna. »Ihr werdet beide in meiner Hütte wohnen«, bestimmte er, »und ich werde sagen, ihr seid meine persönlichen Sklaven. Kommt mit.« Er führte sie in das Tal hinunter, in dem es stank, weil die Sklaven hier ihre Dunggruben anlegten, und dann zu dem Kreidering hinauf, wo die Luft von dem Dröhnen der Hämmer auf Stein erzitterte.

Kilda und Hanna betraten seine Hütte, und an diesem Abend hörte er zu, wie Kilda zu Lahanna betete. Sie betete genauso, wie sie es früher in Cathallo getan hatte: dass Lahanna ihre Anbeter vor der Boshaftigkeit Slaols beschützen möge und vor der Geißel Ratharryn. Wenn Camaban dieses Gebet zu Ohren käme, dachte Saban, dann würden Kilda und Hanna das wohl nicht überleben. Eigentlich sollte er dagegen einschreiten, sollte von Kilda verlangen, dass sie ihre Gebete änderte - aber er dachte bei sich, die Götter wären mächtig genug, um auch ohne seine Hilfe ein Gebet vom anderen zu unterscheiden.

Am nächsten Tag kam Camaban zum Tempel und verlangte zu wissen, wann Saban die längsten Steine aus Cathallo holen würde. »Bald«, versprach Saban.

»Wer ist das?« Camaban hatte Kilda im Eingang von Sabans Hütte gesehen.

»Meine Sklavin«, sagte Saban kurz angebunden.

»Sie sieht aus, als ob du sie im Wald aufgelesen hättest«, spottete Camaban, denn Kilda war noch immer ziemlich schmutzig und ihr langes Haar wirr und zerzaust. »Aber wo immer du sie auch ergattert hast, Bruder, bring sie nach Cathallo und bring mir die großen Steine!«

Saban wollte Kilda nicht nach Cathallo mitnehmen. Sie würde dort wahrscheinlich erkannt werden, und Hannas Leben geriete in Gefahr - aber Kilda wollte nicht allein zurückbleiben. Sie fürchtete Ratharryn und vertraute nur Saban. »Derrewyn sagt, meine Sicherheit liegt bei dir«, beharrte sie.

»Und Hannas Sicherheit?«
»Liegt in Lahannas Händen«, erklärte Kilda.
So begaben sich alle drei nach Cathallo.

18. KAPITEL



Du solltest nicht mit ins Dorf gehen, Kilda«, sagte Saban barsch. Er trug Hanna, die sich an seinen Hals klammerte und die Welt aus großen, erstaunten Augen betrachtete. »Die Leute werden dich erkennen, und das Kind muss dann dran glauben.«

Kilda spuckte verächtlich ins Gestrüpp. Sie hatte unterwegs das Gesicht gewaschen, ihr Haar mit nassen Fingern gekämmt und es danach im Nacken zusammengebunden. Ihr markantes Gesicht überraschte mit großen blauen Augen und einer langen Nase. Sie ist, dachte Saban schuldbewusst, eine gut aussehende Frau. »Du glaubst, man wird mich wiedererkennen?«, fragte Kilda herausfordernd. »Oh ja, sie werden mich erkennen. Aber was spielt das für eine Rolle? Denkst du, die Leute von Cathallo werden uns verraten? Was weißt du schon von Cathallo, Saban! Kannst du in seinem Herzen lesen? Mein Stamm blickt auf die alten Zeiten zurück, auf Derrewyn, auf damals, als Lahanna noch so verehrt wurde, wie es ihr gebührt. Die Leute werden uns willkommen heißen, aber sie werden auch den Mund halten. Das Kind ist in Cathallo genauso sicher, als ob es in Lahannas Armen läge.«

»Das hoffst du«, erwiderte Saban mürrisch, »aber wissen kannst du es nicht.«

»Wir sind schon oft genug in Cathallo gewesen«, gab Kilda zurück. »Dein Bruder sucht ständig die Wälder nach uns ab - aber manchmal haben wir sogar in Cathallo geschlafen, und niemand hat uns verraten. Wir sind im Bilde, was in Cathallo passiert. Eines Abends werde ich es dir zeigen.«

»Mir zeigen? Was denn?«

»Wart's ab«, sagte sie brüsk.

Aurenna begrüßte sie durchaus freundlich. Sie musterte Kilda mit einem flüchtigen Blick, machte viel Wirbel um Hanna und gab dann Anweisung, eine Hütte für Saban herrichten zu lassen. »Deine Frau wird die Hütte mit dir teilen?«, fragte sie.

»Sie ist meine Sklavin, nicht meine Frau.«

»Und das Kind?«

»Es ist ihres«, nuschelte Saban. »Die Frau kocht für mich, während ich hier arbeite. Ich werde in einigen Tagen zwanzig Männer brauchen und später noch mehr.«

»Nach der Ernte kannst du alle haben, die hier leben«, versprach Aurenna.

»Zwanzig sind vorläufig genug«, sagte Saban.

Er hatte beschlossen, den größten Stein zuerst zu transportieren. Wenn dieser riesige, tief im Erdreich eingebettete Felsbrocken von der Stelle bewegt werden konnte, dann müssten die anderen wesentlich leichter zu handhaben sein; unverzüglich rief er zwanzig Männer zusammen und wies sie an, überall um den Felsbrocken herum die Erde wegzugraben. Die Männer arbeiteten durchaus bereitwillig, obwohl sie stark bezweifelten, dass solch ein gewaltiger Stein aus dem Erdreich gehoben werden könnte. Galeth hatte Saban jedoch genau erklärt, wie er die Sache anpacken musste; Saban erleichterte sich jetzt die Aufgabe etwas, indem er den großen Felsbrocken mit Hämmern und Meißeln und Feuer bearbeitete, um ihn schmaler zu machen und so sein Gewicht zu verringern. Es dauerte einen ganzen Mond, und als die Arbeit getan war, besaß der gigantische Stein bereits eine vage Ähnlichkeit

mit dem hohen, schlanken Pfeiler, der einmal aus ihm werden sollte.

Leir machte es Freude, herzukommen und zuzuschauen, wie der Stein behauen wurde, und Saban hieß seinen Sohn willkommen; denn er hatte in den letzten Jahren viel zu selten Gelegenheit gehabt, den Jungen zu sehen. Während die Männer damit beschäftigt waren, dem Stein eine grobe Form zu verleihen, krabbelten die Kinder von Cathallo über seine Oberfläche und spielten Krieger, die darum kämpften, ihn zu erobern. Sie benutzten Stachelstöcke als Speere, und manchmal artete ihr Scheinkampf in eine heftige Rauferei aus. Anerkennend bemerkte Saban, dass Leir sich nicht beklagte, wenn er so tief in den Arm gestochen wurde, dass Blut herausquoll und von seinen Fingern tropfte. Leir verscheuchte den Schmerz einfach durch Lachen, schnappte sich seinen Spielzeugspeer und rannte hinter seinem wüsten Kameraden her.

Nachdem das Gewicht des Steins verringert worden war, gruben sie zwei tiefe Furchen unter seine Längsseiten. Das dauerte sechs Tage, und es dauerte noch einmal zwei Tage, die abgelagerten Schlittenkufen aus der Siedlung zu holen. Die riesigen Kufen wurden in die Furchen gelegt, dann hievte Saban mit Hilfe von zwei Dutzend Männern und etlichen Hebelstangen, so lang, dass ihre äußeren Enden mit Lederseilen heruntergezerrt werden mussten, ein Ende des riesigen Felsblocks hoch, sodass ein Balken darunter geschoben werden konnte. Das andere Ende hochzustemmen nahm einen ganzen Tag in Anspruch, und ein weiterer Tag verging damit, die Rückseite des Steins anzuheben und drei zusätzliche Querbalken darunter zu schieben. Saban befestigte die Balken an den Schlittenkufen, dann grub er eine lange, schiefe Ebene, die von dem kreidehaltigen Muttergestein zu der Grasnarbe hinaufführte.

Jetzt musste er erst einmal warten; denn sämtliche Bewohner von Cathallo arbeiteten auf den Feldern oder

waren mit Dreschen beschäftigt - aber diese Erntetage verschafften Saban eine Chance, Leir mehr Zeit zu widmen. Er brachte dem Jungen bei, einen Bogen zu bespannen, ein Bullenkalb zu kastrieren und Fische mit einem Speer zu fangen. Von seiner Tochter sah er nur wenig. Lallic war ein nervöses Kind mit ausgeprägter Furcht vor Spinnen, Nachtfaltern und Hunden. »Sie ist zart«, behauptete Aurenna. »Kränklich?«, fragte Saban.

»Nein, nicht kränklich, nur zart und anfällig. Zerbrechlich.« Das Mädchen machte tatsächlich einen zerbrechlichen Eindruck, wie Saban feststellte, aber sie war auch bildhübsch. Ihre Haut war weiß und klar, ihre goldblonden Wimpern waren lang und fein, und ihr Haar glänzte so hell wie das ihrer Mutter. »Sie ist auserwählt«, fügte Aurenna hinzu.

»Auserwählt? Wofür?«, wollte Saban wissen.

»Sie und Leir sollen die Hüter des neuen Tempels sein«, sagte Aurenna stolz. »Leir wird Priester werden und Lallic eine Priesterin. Sie sind bereits Slaol und Lahanna geweiht.«

Saban dachte an die Begeisterung seines Sohnes für die Kriegsspiele, die die Kinder um den Stein herum ausgetragen hatten. »Ich glaube aber, Leir würde lieber Krieger werden.«

»Du setzt ihm Flausen in den Kopf«, tadelte Aurenna, »denn Lahanna hat ihn bereits auserwählt.«

»Lahanna? Nicht Slaol?«

»Hier herrscht Lahanna«, erklärte Aurenna, »die wahre Lahanna, nicht die falsche Göttin, die sie früher verehrt haben.«

Als die Ernte eingebracht war, tanzte das Volk von Cathallo in dem großen Tempel und wand sich in einer langen Schlange zwischen den Steinpfeilern hindurch, um Opfergaben in Form von Weizen, Gerste und Früchten am Fuß des Ringsteins niederzulegen. An diesem Abend fand ein großes Fest in der Siedlung statt; und Saban fand es seltsam, dass sowohl seine Kinder als auch alle die

Waisenkinder, die bei Aurenna lebten, auf dem Fest waren - Aurenna selbst sich jedoch immer noch im Tempel aufhielt. Lallic vermisste ihre Mutter, und als Saban sich seiner Tochter annahm und sie aufzumuntern versuchte, verzog sich ihre Miene, als ob sie jeden Moment in Tränen ausbrechen würde.

Im Tempel brannte ein Feuer, und sein heller Schein beleuchtete die Umrisse des von Schädeln gekrönten Ringwalls; doch als Saban auf den Wall zuging, um Aurenna zu holen, wurde er von einem Priester aufgehalten. »Heute Nacht liegt ein Fluch auf dem Tempel.«

»Heute Nacht?«

»Nur heute.« Der Priester zuckte die Achseln und schob Saban sanft wieder zu dem Fest zurück. »Die Götter wollen nicht, dass du dort bist!«

Kilda sah Saban zurückkehren; sie überließ Hanna der Obhut einer anderen Frau und kam auf Saban zu, um ihn beim Arm zu nehmen. »Ich habe gesagt, ich würde es dir zeigen«, erklärte sie.

»Was willst du mir denn zeigen?«

»Was Derrewyn und ich gesehen haben.« Sie zog ihn in die Schatten, dann führte sie ihn in nördlicher Richtung von der Siedlung fort. »Ich habe dir ja gesagt, dass uns keiner verraten würde«, sagte sie. »Aber sie haben dich wiedererkannt?«

»Natürlich.«

»Und Hanna? Wissen die Leute, wer sie ist?«

»Wahrscheinlich«, meinte Kilda gleichmütig, »aber sie ist ein Stück gewachsen, seit sie das letzte Mal hier war und ich mache den Leuten weis, dass sie meine Tochter ist. Alle tun so, als glaubten sie mir.« Sie sprang über einen Graben, dann wandte sie sich nach Osten. »Keiner wird Hanna verraten.«

»Du bist nicht aus Cathallo?«, fragte Saban. Er wusste noch nicht viel über Kilda; aber ihre Sprechweise ließ erkennen, dass sie die Sprache von Cathallo erst relativ spät gelernt

hatte. Er wusste, dass sie etwas mehr als zweiundzwanzig Sommer zählte, aber ansonsten war sie eine Fremde für ihn.

»Ich wurde als Kind in die Sklaverei verkauft«, antwortete sie. »Mein Volk lebt am östlichen Meer. Das Leben dort ist sehr hart, und Töchter bringen mehr ein, wenn man sie verkauft. Wir verehren den Meeresgott, Crommadh, und Crommadh wählt die Mädchen aus, die verkauft werden sollen.«

»Wie?«

»Sie führen uns weit ins Watt hinaus und lassen uns mit der hereinkommenden Flut um die Wette laufen. Die Schnellsten werden behalten, damit sie heiraten, und die Langsamsten werden verkauft.« Sie zuckte die Achseln. »Die Allerlangsamsten werden ertränkt.«

»Und du hast zu den Langsamen gehört?«

»Das war Absicht«, sagte sie steif, »weil mein Vater mich nachts zu besteigen pflegte. Ich wollte ihm entkommen.«

Sie wandte sich nach Süden, um sich dem Tempel von der anderen Seite her zu näheren. Kein Priester oder Wächter hatte gesehen, wie sie weit draußen auf den Feldern einen Bogen schlugen, und am Himmel stand nur eine schmale Sichel von einem Mond, der die Stoppeln erhellte. »Sei jetzt ganz leise«, wisperte Kilda, »denn wenn sie uns entdecken, werden sie uns töten.«

»Wenn uns wer entdeckt?«

»Still!«, ermahnte sie ihn, dann kletterten die beiden unter dem finsteren Blick der Wolfsschädel die steile Kreideböschung des Tempelwalls empor. Kilda erreichte die Krone des Walls als Erste und legte sich flach auf den Bauch. Saban ließ sich neben sie fallen.

Anfangs konnte er nichts Auffälliges in dem riesigen Tempel entdecken. Das große Feuer brannte in der Nähe von Aurennas Hütte, und seine hoch auflodernden Flammen warfen die Schatten der Steinpfeiler auf die innere Böschung des Kreidewalls. Die Rauchwolke des Feuers, ihre Unterseite durch den Widerschein der Feuer in der Siedlung

rötlich gefärbt, stieg langsam zu den Sternen auf. »Dein Bruder ist heute Nachmittag nach Cathallo gekommen«, flüsterte Kilda Saban ins Ohr und zeigte dann auf die gegenüberliegende Seite des Tempels, wo sich jetzt ein schwarzer Schatten von einem Felsblock löste.

Das war eindeutig Camaban; denn selbst auf diese Entfernung und trotz der Verkleidung eines Bullentänzers konnte Saban erkennen, dass die Gestalt leicht hinkte. Das lange Fell hing von Camabans Schultern herab, der Bullenschädel wippte auf seinem Kopf auf und nieder, während die Hufe und der Schwanz des toten Tieres auf dem Boden schleiften. Der Bullenmann vollführte einen hinkenden, unbeholfenen Tanz, während er von einer Seite zur anderen schlurfte, stehen blieb, wieder vorwärts hüpfte und angestrengt nach allen Seiten spähte. Dann brüllte er laut, und Saban erkannte die Stimme.

»In eurem Stamm«, flüsterte Kilda, »verkörpert der Bulle Slaol, nicht?«

»Ja.«

»Dann beobachten wir also Slaol«, höhnte Kilda. Gleichzeitig erblickte Saban Aurenna. Oder vielmehr sah er eine schimmernde weiße Gestalt aus dem Schatten der Hütte hervortreten und leichtfüßig durch den Tempel laufen. Seltsame weiße Fetzen schwebten hinter ihr her. »Schwanenfedern«, erklärte Kilda im Flüsterton, und Saban erkannte, dass seine Ehefrau einen Umhang trug ähnlich wie ihrer aus Eichelhäherfedern - nur dass dieser hier mit Schwanenfedern besetzt war. Er schien in der Dunkelheit zu leuchten, ließ sie wie ein überirdisches Wesen erscheinen. Sie tanzte von Camaban fort, der in vorgetäuschtem Zorn brüllte und dann auf sie zustürzte; aber sie wich ihm geschickt aus und rannte um den inneren Rand des Tempels.

Saban wusste nur zu gut, wie der Tanz enden würde, und er vergrub das Gesicht in den Armen. Alles in ihm drängte danach, von dem Wall hinunterzustürmen und seinen Bruder umzubringen - doch Kilda hatte ihm eine Hand auf

den Nacken gelegt und hielt ihn fest. »Dies ist ihr Wunschtraum«, raunte sie, »der Traum, der sie zu dem Tempel angeregt hat, den ihr baut.«

»Nein«, murmelte Saban.

»Der Tempel dient dem Zweck, Slaol und Lahanna wieder zu vereinen«, fuhr sie unbarmherzig fort, »und man muss den Göttern die Art und Weise zeigen. Man muss Lahanna ihre Pflichten lehren.«

Saban blickte auf - inzwischen hatte Camaban seine Verfolgungsjagd aufgegeben und stand jetzt neben den Opfergaben, die sich am Fuß des Ringsteins türmten. Aurenna beobachtete ihn wachsam, wobei sie manchmal einen kleinen Sprung zur Seite tat und dann zögernd wieder auf ihn zuging, bevor sie abermals nervös davonlief; doch jedes Mal führten sie ihre unsteten, ziellosen Schritte näher an den riesigen Bullen heran.

Dies ist der Wunschtraum, die Wiedervereinigung von Slaol und Lahanna, dachte Saban - dennoch kochte er vor Wut. Wenn ich Camaban töte, dachte er, dann wird der Traum niemals wahr werden, denn nur Camaban ist von der flammenden Begeisterung beseelt, den Tempel zu vollenden. Und der Tempel würde Slaol und Lahanna wieder zusammenbringen. Er würde dem Winter ein Ende machen, er würde die Leiden und Nöte der Welt bannen. »Hat Derrewyn dir gesagt, dass du mich hierher bringen sollst?«, fragte er Kilda. »Damit ich meinen Bruder töte?«

»Nein!« Sie klang aufrichtig erstaunt über seine Frage. »Ich habe dich hierher geführt, damit du den Traum deines Bruders siehst.«

»Und den Traum meiner Ehefrau«, sagte Saban bitter.

»Ist sie deine Ehefrau?«, fragte Kilda spöttisch. »Ich habe gehört, sie hätte sich die Haare abgeschnitten wie eine Witwe.«

Saban blickte wieder in den Tempel hinunter. Aurenna stand jetzt ganz in Camabans Nähe, dennoch schien sie sich noch immer dagegen zu sträuben, sich mit ihm zu

vereinigen; sie machte ein paar schnelle Schritte rückwärts und tanzte dann leichtfüßig und anmutig zur Seite. Nun ließ sie sich langsam auf die Knie sinken, und die dunkle, unförmige Gestalt des Bullen stürmte vorwärts. Saban schloss die Augen, wohl wissend, dass Aurenna im Begriff war, sich seinem Bruder hinzugeben - genauso wie Lahanna sich Slaol hingeben sollte, wenn der Tempel fertig war. Als er die Augen wieder öffnete, sah er, dass der mit Federn besetzte Umhang beiseite geworfen worden war und Aurennas nackter Rücken schlank und weiß im Schein des Feuers schimmerte. Saban knurrte vor Wut, aber Kilda hielt ihn unerbittlich fest. »Sie stellen Slaol und Lahanna dar«, murmelte sie.

»Wenn ich sie töte«, zischte Saban, »wird es keinen Tempel geben. Ist es nicht das, was Derrewyn will?«

Kilda schüttelte den Kopf. »Derrewyn glaubt, dass die Götter ihren Tempel so benutzen werden, wie sie es wollen - und nicht, wie dein Bruder es will. Und was Derrewyn von dir will, ist, dass du das Leben ihrer Tochter schützt. Nur deshalb hat sie Hanna zu dir gebracht. Wenn du die beiden dort unten jetzt tötest, wird dann nicht jemand für ihren Tod Rache nehmen? Wirst du diesen Racheakt überleben? Werden deine Kinder überleben? Wird Hanna überleben? Die Leute halten Aurenna und Camaban für Götter!« Sie wies mit einer Kopfbewegung auf den Tempel; doch das Einzige, was Saban wahrnahm, war die wuchtige, bucklige Form des Bullenfellumhangs, und unter diesem Umhang, das wusste er, paarten sich seine Ehefrau und sein Bruder. Er schloss die Augen und erschauerte; deshalb nahm Kilda ihn in die Arme und drückte ihn fest an sich. »Derrewyn hat mit Lahanna gesprochen«, flüsterte sie, »und deine Aufgabe besteht jetzt einzig darin, Hanna großzuziehen.« Sie rollte sich auf ihn, presste ihn mit ihrem Körper zu Boden; als er die Augen wieder öffnete, sah er, dass sie lächelte und schön war.

»Ich habe keine Ehefrau«, sagte er.

Sie küsste ihn zärtlich. »Du tust ein gutes Werk für Lahanna«, sagte sie ruhig, »das ist der Grund, warum Derrewyn mich geschickt hat.«

Am Morgen glimmte nur noch Asche im Tempel, aber die Ernte war eingebracht, und die Arbeit an den großen Steinen konnte wieder aufgenommen werden.

Der Schlitten unter dem längsten Stein war fertig, die Rampe ebenfalls, die Lederseile lagen im Gras bereit, und dann wurde das größte Ochsengespann, das Saban jemals gesehen hatte, auf der Hügelflanke zusammengestellt. Es handelte sich um einhundert starke Tiere;

weder er noch irgendeiner der Ochsenhirten hatten jemals mit einem so großen Gespann gearbeitet, und als sie die Ochsen vor den Schlitten zu spannen versuchten, verhedderten sich die Tiere in den Zugriemen. Es dauerte drei Tage, herauszufinden, wie die Riemen mit den Baumstämmen verbunden werden mussten, von denen weitere Lederseile zu den angeschirrten Ochsen führten.

Ebenso heimlich wie er gekommen war, war Camaban wieder aus Cathallo verschwunden; und Saban war nach der Entdeckung im Tempel zutiefst bestürzt sowie von einer verwirrenden Mischung aus Zorn und Freude erfüllt. Zorn, weil Aurenna seine Ehefrau war; Freude, weil er nun Kilda zur Geliebten hatte. Diese sprach nicht mit den Göttern, und sie hielt Saban auch keine Vorträge, wie er sich zu verhalten hatte - sondern liebte ihn mit einer leidenschaftlichen Hingabe, die ihn für Jahre der Einsamkeit entschädigte. Dennoch konnte die Freude nicht den Zorn bezwingen, der in Sabans Innerem schwelte - und der abermals in ihm aufwallte, als er sah, wie Aurenna den Hügel heraufkam, um zuzuschauen, wie der lange Felsblock von seinem angestammten Platz fortgeschleppt wurde. Sie trug ihren mit Eichelhäherfedern besetzten Umhang, sodass sie bei jeder Bewegung weiß und blau schimmerte, während sie Lallic an der Hand führte. Statt sie zu begrüßen, wandte sich

Saban wortlos von ihr ab. Leir stand neben ihm, einen Stachelstock in der Hand, und er blickte auf Kilda und Hanna, die beide Bündel trugen. »Gehst du wieder nach Ratharryn zurück?«, fragte der Junge seinen Vater.

»Ich begleite den Stein«, erklärte Saban, »und ich weiß nicht, wie lange die Reise dauern wird, aber, ja, ich gehe nach Ratharryn zurück.« Er legte die Hände trichterförmig an den Mund. »Führt sie vorwärts!«, rief er den Ochsenhirten zu; zwanzig Männer und Jungen trieben die Tiere an, die sich schwerfällig in Bewegung setzten, bis die Zugriemen alle straff gespannt waren.

»Aber ich will nicht Priester werden«, platzte Leir unvermittelt heraus. »Lieber will ich ein Mann werden.«

Es dauerte einen Moment lang, bis Saban klar wurde, was der Junge da gerade gesagt hatte. Er hatte sich auf die Zugriemen konzentriert, hatte beobachtet, wie sie sich straffer und immer straffer spannten, und hatte sich besorgt gefragt, ob sie wohl halten würden. »Du willst nicht Priester werden?«, fragte er jetzt. »Nein — Krieger!«

Saban legte abermals die Hände an den Mund. »Jetzt!«, rief er »Vorwärts!«

Die Stachelstöcke sausten auf die Ochsenflanken herab, das Ochsenblut floss, die Tiere kämpften auf dem feuchten, grasigen Boden, um Halt unter den Hufen zu finden, und die Zugriemen begannen vor Spannkraft zu zittern. »Weiter!«, brüllte Saban. »Weiter!«, und die Ochsen senkten die Köpfe, legten sich mit aller Kraft ins Geschirr, und plötzlich machte der Schlitten einen knirschenden Ruck. Saban befürchtete, die Zugriemen würden zerreißen, doch stattdessen bewegte sich der Stein. Er bewegte sich! Der große Felsblock löste sich ächzend und knirschend aus dem Griff der Erde, und die Zuschauer jubelten.

»Ich will nicht Priester werden«, wiederholte Leir, seine kleine Stimme von tiefem Kummer erfüllt.

»Also Krieger, ich weiß«, sagte Saban. Der Schlitten bewegte sich langsam und Stück für Stück die Rampe

hinauf, während seine breiten Kufen eine Spur von zerdrücktem Kreidegeröll hinterließen.

»Aber Mutter sagt, ich soll die Mannbarkeitsprüfungen nicht ablegen, weil ich sie nicht brauche.« Leir blickte hilflos zu seinem Vater auf. »Sie sagt, ich muss Priester werden. Lahanna hat es befohlen.«

»Jeder Junge sollte die Prüfungen ablegen«, bemerkte Saban. Der Schlitten war jetzt am Ende der Schräge angekommen und glitt von dort aus mühelos weiter durch den Ochsenkot und das Gras.

Saban folgte dem Schlitten, und Leir rannte mit Tränen in den Augen hinter ihm her. »Ich will auch die Prüfungen ablegen!«, jammerte er.

»Dann komm mit nach Ratharryn«, schlug Saban vor, »du kannst sie dort machen.«

Leir starrte seinen Vater an. »Kann ich das?«, fragte er, seine Stimme von Ungläubigkeit erfüllt.

»Willst du es denn wirklich?«

»Und wie!«

»Gut, dann bleibt es dabei«, erwiderte Saban; er hob seinen entzückten Sohn hoch und setzte ihn auf den Stein, damit Leir auf dem langsam vorwärts gleitenden Felsblock reiten konnte.

Saban führte den schwer zu manövrierenden Schlitten in nördlicher Richtung um Cathallos Tempel herum, weil das Ochsengespann viel zu groß war, um durch die Zugänge in dem Tempelwall zu gelangen. Aurenna ging neben dem Schlitten her, gefolgt von der Menschenmenge, und als der Felsblock den Tempel verlassen hatte, rief sie Leir, er solle von dem Schlitten herunterspringen und ihr nach Hause folgen. Leir blickte seine Mutter an, blieb jedoch störrisch, wo er war.

»Leir!«, rief Aurenna scharf.

»Leir kommt mit mir«, erklärte Saban ihr, »nach Ratharryn. Er wird dort bei mir leben.«

Aurenna sah überrascht aus, dann verwandelte sich ihre Überraschung in Wut. »Er wird bei dir leben?« Ihre Stimme hatte einen gefährlichen Unterton.

»Richtig. Und er wird alles das lernen, was ich als Kind gelernt habe«, bestätigte Saban.

»Er wird lernen, wie man mit einer Axt, einem Breitbeil und einer Ahle umgeht. Er wird lernen, wie man einen Bogen macht, wie man einen Hirsch erlegt und wie man einen Speer führt. Er wird ein Mann werden.«

Die Ochsen brüllten, und die Luft stank nach ihrem Kot und Blut. Der Stein bewegte sich zwar nur so langsam vorwärts, dass es nicht einmal dem Schritttempo eines Menschen entsprach, aber er bewegte sich. »Leir!«, rief Aurenna erneut. »Komm sofort her!«

»Bleib, wo du bist«, rief Saban seinem Sohn zu und eilte davon, um den Schlitten einzuholen.

»Er soll Priester werden!«, schrie Aurenna jetzt. Sie rannte Saban nach, mit wehendem Umhang und flatternden Eichelhäherfedern.

»Zuerst soll er ein Mann werden«, verkündete Saban. »Und wenn er anschließend, sobald er ein Mann ist, Priester werden möchte, nun gut, dann sei es so. Aber zuerst kommt Leirs Mannhaftigkeit, bevor er jemals Priester wird.«

»Leir bleibt hier!«, kreischte Aurenna. Saban hatte sie noch nie zuvor wütend erlebt; tatsächlich hätte er es niemals für möglich gehalten, dass sie überhaupt zu einem solch heftigen Gefühl fähig war; aber jetzt schrie sie wie eine Furie; ihr Haar war wild zerzaust und ihr Gesicht vor Zorn verzerrt.

»Wie kann er bei dir leben? Du hast eine Sklavin in deinem Bett!« Sie zeigte auf Kilda und Hanna hinter dem Schlitten, die zusammen mit den Leuten aus Cathallo den Streit begierig verfolgten. Leir saß noch immer auf dem Felsbrocken, von wo aus er seine Eltern schweigend anstarrte, während Lallic ihr kleines Gesicht in Aurennas Kleidern verbarg. »Du lebst mit einer Sklavenhure und ihrem Balg!«, zeterte Aurenna.

»Aber ich hülle mich wenigstens nicht in den Umhang eines Bullentänzers, um sie zu bespringen!«, fauchte Saban zurück. »Sie ist meine Hure, nicht Slaols Hure!«

Abrupt blieb Aurenna stehen, und der Zorn auf ihrem Gesicht verwandelte sich in eisige Wut. Sie riss die Hand zurück, um Saban ins Gesicht zu schlagen, doch er packte blitzschnell ihr Handgelenk.

»Du hast dich geweigert, in mein Bett zu kommen, Weib, weil du behauptet hast, ein Mann würde Lahanna abschrecken. Ich habe mich damals gefügt und getan, was du wolltest - aber ich werde nicht zulassen, dass du meinem Sohn das Recht verweigerst, zum Mann zu werden. Leir ist mein Sohn, und ich will ihn nicht verlieren.«

»Er wird Priester werden!« Aurenna hatte jetzt Tränen in den Augen. »Lahanna verlangt es!«

Saban sah, dass er ihr mit seinem harten Griff wehtat, deshalb ließ er sie los. »Wenn die Göttin wirklich will, dass er Priester wird«, sagte er, »dann wird er Priester werden, aber erst später!« Er fuhr zu den Ochsenhirten herum, die ihre Tiere im Stich gelassen hatten, um die erbitterte Auseinandersetzung zu beobachten. »Passt auf die Zugseile auf!«, brüllte er. »Lasst die Ochsen nicht langsamer werden!

Leir! Komm da runter, benutze deinen Stachelstock, arbeite! Na los!« Er ließ Aurenna stehen, die still vor sich hin weinte. Saban zitterte vor Wut, und er befürchtete fast, Aurenna würde ihn mit einem schrecklichen Fluch belegen; aber sie wandte sich nur schweigend ab und führte Lallic wieder zur Siedlung zurück.

»Sie wird auf Rache aus sein«, warnte Kilda ihn. »Natürlich will sie ihren Sohn zurückholen, das steht fest. Aber er wird nicht mitgehen, wird sich weigern.«

Es dauerte dreiundzwanzig Tage, den langen Stein nach Ratharryn zu befördern, und Saban ging den größten Teil der langen Reise neben dem Schlitten her; doch als sie nur noch eine oder zwei Tagesreisen von Ratharryn entfernt waren, eilte er mit Kilda, Hanna und Leir voraus — denn der Tempeleingang musste verbreitert werden, wenn der Stein hindurchgeschleppt werden sollte. Der Graben vor dem Eingang würde gefüllt und die Zugangssteine würden entfernt werden müssen — diese Arbeiten sollten erledigt sein, bevor der lange Stein eintraf.

Der Stein kam zwei Tage später, und Saban ließ vierzig Sklaven damit beginnen, den Felsbrocken zu einem Pfeiler zu formen. Zwar war er schon in Cathallo grob behauen worden; aber jetzt musste er noch glatt geschmirgelt, poliert und spitz zulaufend gemacht werden. Ein Dutzend anderer Sklaven schickte sich an, die Grube für den Stein auszuheben, indem sie tief in die Kreideschicht unter dem Mutterboden gruben.

Saban ging nicht in die Siedlung hinunter, und Camaban kam in den ersten Tagen, nachdem der Stein eingetroffen war, auch nicht in den Tempel; aber Saban konnte den Ärger, der in der Luft lag, so deutlich wie den Gestank einer Gerbergrube riechen. Diejenigen Leute, die von der Siedlung heraufkamen, mieden Saban, oder sie wechselten nur ein paar leere, nichts sagende Worte mit ihm; sie gaben vor, nicht zu bemerken, dass Leir jetzt bei seinem Vater lebte. Die Sklaven arbeiteten, Saban tat so, als drohte keine

Gefahr, und der Stein nahm allmählich seine glatte, leicht zugespitzte Form an.

Der erste Frost hielt Einzug. Der Himmel sah blass und verwaschen aus, und erst da ließ Camaban sich schließlich und endlich im Tempel blicken. Er kam in Begleitung von zwanzig Speerkämpfern, alle bis an die Zähne bewaffnet und angeführt von Vakkal, dessen Speer mit den Skalps der Männer geschmückt war, die er in den Schlachten bei Cathallo getötet hatte. Camaban, in den schweren Bärenfellumhang seines Vaters gehüllt, trug ein Bronzeschwert an der Hüfte. Sein Haar war buschig und wild, die zotteligen Strähnen mit den Knochen von Kindern behängt, die auch seinen Bart zierten, der jetzt eine weiße Strähne aufwies. Er signalisierte seinen Speerkämpfern, bei dem Mutterstein zu warten, dann hinkte er weiter auf Saban zu. Ein einzelner junger Priester begleitete ihn, die Schädelstange des Stammes in Händen.

Es herrschte angespanntes Schweigen, als Camaban den erhöhten Fußweg zwischen den beiden Eingangspfeilern entlangschritt, die aus ihren Verankerungen herausgerissen und flach auf den Boden gelegt worden waren, damit die längeren Steine in den Kreis geschleppt werden konnten. Seine Miene verhieß nichts Gutes. Die Sklaven in Sabans Nähe wichen ängstlich zurück, ließen ihn allein neben dem Mutterstein stehen, wo Camaban jetzt anhielt, um sich im Tempel umzusehen - der Priester mit der Schädelstange zwei Schritte hinter ihm. »Es sind keine Steine aufgestellt worden.« Seine Stimme klang milde, aber er blickte Saban missbilligend an. »Warum sind immer noch keine Steine aufgestellt worden?«

»Sie müssen zuerst geformt werden.«

»Diese da sind bereits geformt«, entgegnete Camaban und zeigte mit seinem Streitkolben auf einige der Pfeiler für den Himmelskreis.

»Wenn sie jetzt aufgestellt werden«, sagte Saban, »stehen sie den größeren Steinen nur im Weg. Die größeren gehören

zuerst aufgestellt!«

Camaban nickte. »Aber wo sind diese denn?« Sein Ton war sachlich, als ob er keinen Groll gegen Saban hegte — aber so viel Zurückhaltung ließ seine Anwesenheit nur noch bedrohlicher erscheinen.

»Der Erste ist hier«, sagte Saban und wies auf den gigantischen Felsbrocken, der inmitten eines Haufens von Steinsplittern und Staub lag. »Mereth hat den großen Schlitten nach Cathallo zurückgebracht und wird anschließend den nächsten Findling herbringen. Aber dieser da« — er wies mit einer Kopfbewegung auf den Hauptpfeiler — »wird noch vor der Wintersonnenwende aufgestellt werden.«

Camaban nickte erneut, anscheinend zufrieden. Er zog sein Schwert, ging zu dem gewaltigen Klotz und begann, die Klinge am Felsbrocken zu schärfen. »Ich habe mit Aurenna gesprochen«, sagte er, seine Stimme noch immer ruhig und beherrscht, »und sie hat mir eine merkwürdige Geschichte erzählt.«

»Über Leir?«, fragte Saban angespannt, während er seine Anspannung zu verbergen trachtete. »Sie hat mir auch von Leir erzählt, natürlich hat sie das getan.« Camaban hielt inne, um die Schärfe seiner Schwertklinge zu prüfen, fand sie jedoch stumpf und begann abermals, mit der Schneide über den Stein zu kratzen. Sie erzeugte ein klirrendes Geräusch. »Und ich bin ganz deiner Meinung, Bruder, was Leir angeht«, fuhr er fort, während er Saban anblickte. »Der Junge sollte ein Mann werden. Ich kann ihn mir nicht als Priester vorstellen. Er hat keine Träume wie seine Schwester. Leir ist mehr wie du. Aber ich glaube nicht, dass er bei dir leben sollte. Das Handwerk eines Kriegers ist auch woanders erlernbar — zum Beispiel in Gundurs Haushalt.«

Saban nickte widerstrebend. Gundur war kein grausamer Mann, und seine Söhne wuchsen zu anständigen, achtbaren Männern heran. »In Ordnung, das sehe ich ein«, erklärte er.

»Nein«, fuhr Camaban fort, während er stirnrunzelnd eine kleine Kerbe in der Schneide seines Schwertes betrachtete, »die seltsame Geschichte, die Aurenna mir erzählt hat, handelte von Derrewyn.« Er blickte zu Saban auf. »Sie lebt noch. Hast du das gewusst?«

»Woher sollte ich das wissen?«, gab Saban sich ahnungslos.

»Aber das Kind ist nicht bei ihr«, fuhr Camaban fort. Er hatte sich aufgerichtet und blickte Saban jetzt starr in die Augen. »Ihr Kind, so scheint es, lebt jetzt in einer Siedlung - weil Derrewyn befürchtete, es würde in den Wäldern krank werden und sterben. Also hat sie es fortgeschickt. Wohin wohl, was meinst du? Nach Cathallo? Oder vielleicht hierher? Nach Ratharryn? Die Geschichte wird in den Hütten von Cathallo hinter vorgehaltener Hand erzählt, aber Aurenna hört alles. Hast du diese Geschichte auch gehört, Saban?«

»Nein.«

Camaban lächelte, dann machte er eine Gebärde mit seinem Schwert; Saban wandte sich um und sah, dass zwei der Speerkämpfer Hanna ergriffen hatten und aus der Hütte zerrten. Kilda schrie die Männer an, aber ein dritter Krieger versperrte ihr den Weg, während das völlig verängstigte Kind zu Camaban gebracht wurde. Saban tat einen Satz vorwärts, um Hanna aus der Gewalt der Speerkämpfer zu befreien; doch einer von ihnen richtete drohend seine Waffe auf Saban, während die anderen das Kind an Camaban übergaben, der die Kleine packte und ihr sein frisch geschärftes Schwert an die Kehle hielt. »Ihre Mutter - falls diese Frau, mit der du lebst, ihre Mutter ist - hat helles Haar«, sagte Camaban. »Und das Kind hier sieht ganz anders aus.«

Saban berührte sein eigenes schwarzes Haar.

Camaban schüttelte den Kopf. »Das Mädchen ist zu alt, um von dir zu stammen, Saban. Es sei denn, du hättest die Mutter kennen gelernt, noch bevor wir mit dem Bau des

Tempels begannen.« Er verstärkte den Druck des Schwertes gegen Hannas Kehle, und Hanna keuchte entsetzt auf. »Ist sie Derrewyns uneheliches Kind, Saban?«

»Nein«, beharrte Saban.

Camaban lachte leise. »Du warst früher einmal Derrewyns Liebhaber«, sagte er, »und vielleicht liebst du sie noch immer? Genug vielleicht, um ihr zu helfen?«

»Und du wolltest sie einmal heiraten, Bruder«, fauchte Saban, »aber das bedeutet nicht, dass du ihr jetzt helfen würdest.« Saban sah Camabans Verblüffung darüber, dass er von seinem Heiratsantrag an Derrewyn wusste, und diese Verblüffung bescherte wiederum Saban Oberwasser. »Möchtest du, dass ich diese Neuigkeit laut herausposaune, Bruder?«

Hanna schrie auf, als Camaban vor Zorn zusammenzuckte. »Drohst du mir etwa, Saban?«, knirschte er.

»Ich?« Saban lachte. »Dir drohen? Dir, dem Zauberer? Aber wie willst du diesen Tempel bauen, Bruder, wenn du mich bekämpfst? Kannst du einen Dreifuß erstellen? Kannst du ein Loch mit Holz auskleiden? Kannst du Ochsen anschirren? Weißt du, wie man sich die natürliche Beschaffenheit des Gesteins zu Nutze macht, um es genau an der richtigen Stelle auseinander zu brechen? Du, der sich damit brüstet, dass er in seinem ganzen Leben noch nie eine Axt in der Hand gehalten hat, bildest dir ein, du könntest diesen Tempel ohne mich bauen?«

Camaban lachte über die Frage. »Ich kann hundert Männer finden, um die Steine aufzustellen!«, sagte er verächtlich.

Saban lächelte. »Dann lass dir von diesen hundert Männern schildern, wie sie einen Stein auf einen anderen türmen werden.« Er zeigte auf den langen Stein. »Wenn dieser Pfeiler aufgestellt ist, Bruder, wird er viermal so hoch wie ein Mann aufragen. Viermal! Und wie willst du einen anderen Stein hochhieven, sodass er auf diesem Pfeiler liegt? Weißt du das?« Er blickte an Camaban vorbei und rief seine Frage noch lauter. »Weiß das einer von euch?« Er wandte sich an

die Speerkämpfer. »Vakkal? Gundur? Könnt ihr mir verraten, wie man das schafft? Wie werdet ihr einen Deckstein auf die Spitze dieses langen Pfeilers hinaufhieven? Und nicht nur einen Deckstein, sondern einen ganzen Ring davon! Wie wollt ihr das bewerkstelligen? Antwortet mir!«

Keiner öffnete den Mund. Sie starrten ihn nur an. Camaban zuckte die Achseln. »Mit einer Rampe aus Erde natürlich«, sagte er.

»Mit einer Rampe aus Erde?«, höhnte Saban. »Du musst fünfunddreißig Decksteine hieven, Bruder, und du willst dafür fünfunddreißig Rampen anlegen? Was meinst du wohl, wie lange das dauern wird? Und wie willst du solche Rampen aus dieser dünnen Schicht Erdboden zu Stande bringen? Wenn du die Steine mit Erde aufstellst, wird dieser Tempel selbst in der Zukunft unserer Urenkel noch nicht fertig sein.«

»Wie würdest du es denn machen?«, bellte Camaban wütend.

»Richtig«, antwortete Saban.

»Sage es mir!«, schrie Camaban.

»Nein«, widersetzte Saban sich. »Und ohne mich, Bruder, wirst du niemals einen Tempel bekommen. Du wirst einen Haufen unbehauener Felsbrocken haben, weiter nichts.« Er deutete auf Hanna. »Und wenn du dieses Kind tötest, werde ich von diesem Tempel fortgehen und keinen Schritt zurück tun, keinen! Die Kleine ist das Kind einer Sklavin, aber ich habe sie lieb gewonnen. Du glaubst, sie ist Derrewyns Tochter?« Saban spuckte verächtlich auf den langen Stein. »Glaubst du allen Ernstes, Derrewyn würde ihr Kind zu einem Stamm schicken, wo du herrschst? Such das ganze Land ab, Bruder, reiß jede einzelne Hütte nieder, aber such nicht hier in Ratharryn nach Derrewyns Kind.«

Camaban blickte ihn einen Moment lang prüfend an. »Schwörst du, dass dieses Kind nicht Derrewyns Tochter ist?«

Saban nickte und fühlte gleichzeitig einen kalten Schauder über seinen Rücken rieseln, denn ein Meineid war etwas,

was man nicht auf die leichte Schulter nehmen durfte; und dennoch — wenn er gezögert oder gar die Wahrheit gesagt hätte, wäre Hanna auf der Stelle getötet worden.

Wieder herrschte Schweigen, dann bedeutete Camaban dem Priester mit einer Handbewegung, vorzutreten und Saban die Schädelstange hinzuhalten. Camabans Schwert drückte noch immer gegen Hannas schmale Kehle. »Leg eine Hand auf den Schädel«, befahl er Saban, »und schwöre bei den Ahnen, dass dieses Kind nicht Derrewyns Balg ist.«

Saban streckte langsam die Hand aus. Dies war der heiligste Eid, den es gab, und die Ahnen zu täuschen bedeutete, seinen ganzen Stamm zu hintergehen — aber dennoch legte er seine Finger auf den Totenschädel. »Ich schwöre es!«

»Beim Leben deiner Tochter?«, verlangte Camaban zu wissen.

Saban schwitzte jetzt aus allen Poren. Die Welt um ihn herum schien zu zittern, aber Hanna starrte ihn aus großen Augen an, und er fühlte, wie er abermals nickte. »Bei Lallics Leben«, sagte er im Bewusstsein, damit die Götter herauszufordern. Er würde Wiedergutmachung leisten müssen, wenn Lallic am Leben bleiben sollte — aber wie nur?

Camaban schubste Hanna beiseite, und sie rannte zu Saban, klammerte sich weinend an ihn. Er hob sie hoch und presste sie fest an sich.

»Bau mir diesen Tempel, Bruder«, befahl Camaban, während er sein Schwert wieder in seinen Ledergürtel schob. »Bau mir diesen Tempel, aber beeil dich gefälligst!« Seine Stimme wurde jetzt lauter. »Ständig kommst du mir mit irgendwelchen Ausflüchten! Der Stein ist zu hart, der Boden ist zu nass für Schlitten, die Hufe der Ochsen brechen. Und es geschieht nichts! Gar nichts!« Die letzten Worte kreischte er förmlich. Er zitterte derart vor Wut, dass Saban sich fragte, ob sein Bruder im Begriff war, die Augen zu verdrehen und brüllend und tobend in eine Vision zu fallen,

die den Tempel mit Blut und Furcht erfüllen würde — aber Camaban schrie nur, als ob er von schrecklichen Schmerzen gepeinigt würde, dann machte er abrupt kehrt und stürmte davon. »Bau mir meinen Tempel!«, brüllte er erneut, und Saban hielt Hanna fest umschlungen, denn sie weinte vor Angst.

Als Camaban zum Tempelausgang jagte, gefolgt von seinen Kriegern, stützte Saban sich auf den langen Stein und stieß einen abgrundtiefen Seufzer aus. Es war ein kalter Tag, aber er schwitzte noch immer. Kilda rannte zu ihm und zog Hanna in ihre Arme. »Ich dachte, er würde euch beide umbringen!«, hauchte sie tonlos.

»Ich habe beim Leben meiner Tochter auf Hannas Leben geschworen«, sagte Saban dumpf. »Er wusste genau, wer Hanna ist, und ich habe geschworen, dass sie es nicht ist.« Er schloss die Augen, an allen Gliedern zitternd. »Ich habe einen Meineid geleistet.«

Kilda schwieg. Die Sklaven beobachteten Saban.

»Ich habe Lallics Leben in die Waagschale geworfen«, schluchzte Saban, und die Tränen rollten über seine Wangen, um Furchen in dem weißen Steinstaub zu hinterlassen.

»Was wirst du tun?«, fragte Kilda ruhig.

»Die Götter müssen mir vergeben«, murmelte Saban. »Niemand sonst kann das.«

»Wenn du den Göttern einen Tempel baust«, tröstete Kilda, »dann werden sie dir vergeben. Also bau ihn, Saban, bau ihn!« Sie streckte die Hand aus und wischte ihm eine Träne vom Gesicht. »Und wie wirst du die Decksteine hochhieven?«, erkundigte sie sich.

»Ich weiß es nicht«, antwortete Saban, »ich weiß gar nichts mehr.« Aber wenn ich eine Lösung finde, dachte er, dann werden die Götter mir vielleicht wirklich verzeihen, und Lallic bleibt am Leben. Nur der Tempel konnte seine Tochter jetzt noch retten, und deshalb fuhr er zu den Sklaven herum. »Arbeitet!«, beschwor er sie eindringlich. »Arbeitet

und gebt eurer Bestes! Je eher das Heiligtum fertig ist, desto eher sind wir alle frei!«

Und sie arbeiteten. Sie hämmerten und meißelten und schliffen, sie gruben in Geröll und Erde, sie polierten Stein, bis ihre Arme schmerzten und ihre Nasenlöcher mit Staub gefüllt waren und ihre Augen brannten. Die Stärksten von ihnen bearbeiteten den langen Stein, und er wurde noch vor der Wintersonnenwende fertig, wie Saban es versprochen hatte. Es kam der Tag, als es an dem Stein nichts mehr zu formen gab, denn er war aus einem kantigen Felsbrocken in einen schlanken, eleganten und spitz zulaufenden Felsbrocken verwandelt worden, und Saban musste ihn endlich aufstellen. Er erinnerte sich an Galeth' Rat und nahm sich vor, den Stein in Seitenlage aufzurichten, denn er befürchtete, dass der schmale Pfeiler sonst durch sein enormes Gewicht in zwei Teile zerbrechen könnte. Aber zuerst musste der Stein zum Rand des vorbereiteten Loches befördert werden, und es dauerte sechs Tage, angefüllt mit Hebeln und Stemmen und Schwitzen und Fluchen; dann musste der Stein auf eine seiner langen Schmalseiten gedreht werden, was wieder einen ganzen Tag in Anspruch nahm; aber schließlich stand er auf seinen Gleitrollen, und Saban konnte dicke Lederseile um die gesamte Länge des Steins festzurren und diese Seile an dem Zuggeschirr der sechzig Ochsen befestigen, die den riesigen Steinpfeiler in seine Grube befördern würden.

Das Loch war das tiefste, das Saban jemals ausgehoben hatte. Seine Tiefe entsprach fast der doppelten Körpergröße eines Mannes, und Saban hatte die Rampe und die Stirnwand des Loches gegenüber der Rampe mit gespaltenen Baumstämmen ausgekleidet und diese mit Schweinefett eingerieben. Die Zugseile führten in gerader Linie über das Loch hinweg, dann über den Graben und die Tempelwälle bis zu der Stelle, wo der Atem von sechzig Ochsen weiße Dampfwölkchen in der kalten Luft bildete. Saban gab das Signal, und die Ochsentreiber trieben ihre

Tiere mit Stachelstöcken an; die geflochtenen Zugriemen hoben sich vom Boden, spannten sich straff, zitterten, dehnten sich und bewegten den Stein schließlich mit einem Ruck vorwärts. »Langsam jetzt! Langsam!«, rief Saban. Er befürchtete, dass der Stein umkippen würde, aber er glitt unbeschadet Stückchen für Stückchen vorwärts, während die hölzernen Gleitrollen unter dem wuchtigen Pfeiler ächzten und knirschten. Sklaven zogen die Rollen auf der Rückseite des Pfeilers weg, als er über die Grubenwand hinauszuragen begann. Dann riss einer der Zugriemen, und es gab einen Moment lang helle Aufregung und laute Rufe zusammen mit einer längeren Wartezeit, während ein neuer Riemen geholt und an dem Zuggeschirr befestigt wurde.

Anschließend trieb man die Ochsen abermals an, und Fingerbreit für Fingerbreit glitt der riesige Stein vorwärts, bis die Hälfte von ihm über dem Rund schwebte und die andere Hälfte noch auf den Gleitrollen ruhte. Jetzt zogen die Ochsen erneut an, und Saban rief den Treibern zu, die Tiere anzuhalten, denn der Stein neigte sich schließlich. Einen Herzschlag lang schien er auf dem Rand der Kante zu balancieren, dann krachte seine vordere Hälfte auf die Holzbohlen hinunter. Der Boden erzitterte unter der Wucht des Aufpralls, dann glitt der gewaltige Stein die Rampe hinunter, um an der Stirnseite des Loches zum Halten zu kommen.

Saban ließ den Stein über Nacht dort liegen. Ein Ende des Brockens ragte schräg in den Himmel, und der gemeißelte Zapfen dort oben, mit dem der Deckstein des höchsten Torbogens verankert würde, hob sich dunkel gegen den von Sternen übersäten Winterhimmel ab.

Am nächsten Tag wies Saban fünfzig Sklaven an, Körbe mit Kreidegeröll und Flusskieseln zum Rand des Loches zu schleppen, dann schlang er zehn Seile um den in Seitenlage ruhenden Stein. Er führte die Seile über einen Dreifuß, der viermal so groß wie ein ausgewachsener Mann war, und von dort aus zu den Ochsen, die hinter dem Tempelgraben

warteten. Die Aussparung auf dem Scheitelpunkt des Dreifußes, durch die die Seile laufen würden, war glatt geschmirgelt und eingefettet. Die Seile selbst waren ebenfalls mit Fett gleitfähig gemacht worden. Camaban und Haragg erschienen beide, um Zeuge des großen Augenblicks zu sein - der Hohepriester konnte seine Erregung kaum zügeln. »Ich glaube nicht, dass schon jemals ein größerer Stein als dieser aufgestellt wurde!«, rief er.

Und wenn er jetzt bricht, dachte Saban düster, wird der Tempel nie erbaut werden; denn es gab nirgendwo einen Felsbrocken, der lang genug war, um diesen großen Pfeiler zu ersetzen.

Es dauerte den größten Teil des Vormittags, die Ochsengespanne einzuteilen, die Beine des Dreifußes fest in kleinen Gruben zu verankern, die gleich innerhalb des Tempelwalls gegraben wurden, und die Zugriemen ordnungsgemäß anzubringen; aber schließlich war alles fertig; Saban gab den Ochsentreibern ein Zeichen und beobachtete dann atemlos, wie sich die zehn Zugriemen vom Boden hoben. Der Dreifuß senkte sich ein Stückchen in den Erdboden, er knirschte und ächzte, und die Seile strafften sich, bis sie zum Anschlag gespannt waren. Die Männer hinter dem Graben trieben die Ochsen mit ihren Stachelstöcken an, dass das Blut an ihren Flanken herablief. Die Zugseile schienen sich auf dem Scheitelpunkt des Dreifußes verfangen zu haben, denn es gab einen plötzlichen Ruck und ein Zittern, doch dann glitten sie weiter. Leider klaffte eine kleine Lücke zwischen dem Steinpfeiler und der Rampe, und die Sklaven begannen, die Lücke hastig mit den Steinen auszufüllen, die sie vom Fluss heraufgeschleppt hatten.

»Treibt sie an!«, rief Saban. »Treibt sie an!« Die Ochsen senkten die Köpfe und stemmten die Hufe in den Boden, der zitternde Dreifuß ächzte und knarrte, als sich der Stein langsam, ganz langsam aufrichtete und seine Vorderkante Rillen in den Holzbohlen an der Stirnwand des Loches

hinterließ. Aber je weiter sich der Stein aufrichtete, desto leichter wurde das Ziehen, weil die Seile, die über den Scheitelpunkt des Dreifußes liefen, jetzt einen rechten Winkel zu dem Stein bildeten. Saban beobachtete die schwierige Steinsetzung mit angehaltenem Atem, und immer noch richtete sich der Stein weiter auf, sein Fuß glitt knirschend über die Holzverkleidung an der Stirnwand des Loches. Hektisch warfen die Sklaven körbeweise Kreidegeröll und Kieselsteine in die Grube, um den Stein von hinten zu stützen, sodass er - falls er tatsächlich kippte und zurückfiel - nicht völlig zusammenbrechen würde.

»Treibt sie an! Treibt sie an!«, schrie Camaban, und die Stachelstöcke wurden geschwungen, die Zugriemen zitterten, die Ochsen bluteten, und der Stein bewegte sich rumpelnd aufwärts.

»Langsam jetzt! Ganz langsam!« warnte Saban. Der Pfeiler stand jetzt fast senkrecht, und wenn die Ochsen weiterhin so heftig zogen, bestand die Gefahr, dass der Stein nach vorn kippte und aus seinem Bett herausgerissen wurde. »Nur noch einen einzigen Schritt!«, rief Saban. Ein letztes Mal wurden die Ochsengespanne angetrieben, und der Stein neigte sich noch ein Stückchen mehr — dann übernahm sein Eigengewicht den Rest: Der Pfeiler richtete sich zu seiner vollen Höhe auf, während er mit einem Übelkeit erregenden Krachen gegen die schützenden Holzbohlen schlug. Saban hielt den Atem an, aber der Stein blieb, wo er war; nun schrie er den Sklaven zu, die die verbliebenen Räume um den Stein aufzufüllen und die Füllung festzustampfen. Camaban hüpfte unbeholfen auf und nieder, und Haragg weinte vor Freude. Der erste, der höchste Stein des neuen Tempels war aufgestellt.

Die Seile wurden entfernt, das Loch war gefüllt, und endlich konnte Saban zurücktreten und betrachten, was er vollbracht hatte.

Er erblickte ein Wunder, das sämtliche Wunder von Cathallo übertraf — ein Wunder, wie es noch kein Mensch

auf der ganzen Welt jemals gesehen hatte.

Vor Saban erhob sich ein Stein, der so hoch wie ein Baum aufragte.

Das Herz schwoll ihm vor Stolz, als er den Tempelpfeiler betrachtete, und in seinen Augen standen Tränen. Der Stein hob sich als eine hohe, schmale, erhaben wirkende Silhouette gegen den grauen Winterhimmel ab. Er sieht, dachte Saban, absolut erhaben aus. Überwältigend. Seine Glätte und Form war Ehrfurcht gebietend — er dominierte vollkommen die weite hügelige Landschaft. Er ragte hoch über dem Mutterstein auf, den Saban bisher immer für so riesig gehalten hatte, übertraf alle anderen.

»Er ist herrlich«, sagte Camaban mit großen Augen. »Es ist Slaols Werk«, flüsterte Haragg demütig. Selbst die Sklaven waren beeindruckt. Auch sie hatten ihren Beitrag geleistet und betrachteten den Steinpfeiler voller Staunen. In keinem ihrer Stämme, in keinem ihrer Tempel, in keinem ihrer Länder und in keinem ihrer Träume gab es einen Stein, so groß und vollkommen geformt und stark. In diesem Moment wusste Saban, dass die Götter Camabans Vision einfach anerkennen mussten, und sogar Kilda zeigte sich beeindruckt. »Und du wirst noch einen Stein auf diesen Pfeiler drauflegen?«, fragte sie Saban an diesem Abend.

»Das werden wir tun«, sagte er, »denn das ist nur ein Pfeiler eines Bogens.«

»Aber du weißt immer noch nicht, wie?«

»Vielleicht werden die Götter es mir verraten«, raunte er. Sie standen allein neben dem großen Stein. Die abendliche Dunkelheit senkte sich herab, ließ den grauen Fels schwarz erscheinen. Saban blickte an dem hohen Großstein hinauf und war abermals überwältigt, erstaunt darüber, dass er es jemals geschafft hatte, diesen Riesen zu transportieren, ihn zu formen und aufzustellen; jetzt stand es endgültig fest, dass er den Plan vollenden würde. Es gab Männer, die sagten, ein solcher Tempel wäre nicht machbar, und selbst Camaban wusste nicht, wie man es zu Wege brachte, aber

Saban wusste, es würde ihm gelingen. Und er fühlte eine plötzliche Gewissheit, dass er durch den Bau des Tempels die Götter besänftigen könnte, sodass sie ihm den Meineid vergaben, den er auf Lallics Leben geschworen hatte. »Manchmal denke ich«, sagte er zu Kilda, »dass keiner von uns wirklich weiß, warum wir den Tempel eigentlich bauen. Camaban behauptet, er wüsste es, und Aurenna ist überzeugt, dass er die Götter ins Ehebett locken wird — aber ich weiß nicht, was die Götter wirklich von uns erwarten. Außer dass sie den Tempel gebaut haben wollen. Ich glaube, wenn er fertig ist, wird er uns alle überraschen.«

»Und genau das hat Derrewyn immer geweissagt«, erwiderte Kilda.

Der Tag der Wintersonnenwende kam, der Stamm entfachte seine Feuer und veranstaltete ein Festmahl. Die Sklaven aßen neben dem Tempel, und nach dem Wintersonnenwendefest, als der erste Schnee fiel, begannen sie damit, den zweiten Pfeiler des hohen Bogens zu formen. Dieser Pfeiler war der zweitlängste Stein, aber er war trotzdem zu kurz, weil Saban keinen weiteren Stein mit denselben Maßen hatte finden können. Aus diesem Grund hatte er den Fuß des zweiten Pfeilers absichtlich klumpig und unförmig gelassen — ähnlich wie Camabans Fuß, bevor Sannas ihm die Knochen gebrochen und gerade gerichtet hatte —, weil er hoffte, dass sich der Pfeiler durch den schweren, knollenartigen Fuß besser in der Erde verankern ließe. Er würde ihn in ein flacheres Loch senken, damit der zweite Pfeiler die gleiche Höhe wie der erste hätte.

Er stellte den Stein im Frühjahr auf. Der Dreifuß wurde errichtet, die Ochsen wurden angespannt, und als die Tiere zu ziehen begannen, hörte Saban, wie der unförmige Fuß des Pfeilers knirschend das Kreidegeröll und die Holzbohlen zermalmte; aber schließlich stand er aufrecht, und das Loch konnte gefüllt werden. Nun ragten zwei Pfeiler aus dem Erdboden, Seite an Seite und unten am Fuß so dicht zusammenstehend, dass sich selbst ein junges Kätzchen nur

mit Mühe zwischen ihnen hätte hindurchwinden können — wohingegen sich das Pfeilerpaar nach oben hin verjüngte und so eine Lücke bildete, durch die die Wintersonne scheinen würde.

»Wann wirst du den Deckstein anpacken?«, wollte Camaban wissen.

»In einem Jahr«, sagte Saban, »vielleicht auch erst in zwei Jahren.«

»Ein Jahr!«, protestierte Camaban.

»Die Steine müssen sich erst setzen«, erklärte Saban. »Wir werden die Löcher das ganze Jahr über nachfüllen und feststampfen.«

»Dann braucht also jeder Pfeiler ein Jahr, um seinen Stand zu festigen?«, fragte Camaban entsetzt.

»Zwei Jahre wären besser.«

Camaban wurde immer ungeduldiger und ärgerlicher. Er war ungehalten und wütend, wenn die Ochsen störrisch waren oder Zugriemen rissen oder wenn — wie es zweimal passierte — ein Dreifuß zusammenbrach. Er hasste es, wenn Steine am Ende umkippten und es viele Tage harter Arbeit erforderte, sie wieder senkrecht zu stellen und Erde und Geröll um ihre Sockel herum festzustampfen.

Drei volle Jahre dauerte es, die zehn Pfeiler des Sonnenhauses zu formen und aufzustellen. Das Aufstellen der Steine war noch der leichteste Teil des Ganzen; der schwerste war das langwierige Schleifen und Meißeln, das den Tempel unablässig mit Lärm und Staub erfüllte. Als besonders schwierig und mühsam erwies sich die Aufgabe, die Pfeilerspitzen mit den Zapfen zu versehen, die zur Befestigung der Decksteine dienten; denn jeder Zapfen war doppelt so breit wie eine Männerhand, und um diese Zapfen zu formen, mussten die Sklaven den Rest der Pfeilerspitze abschleifen, was sie Staubkorn für Staubkorn taten. Saban wies die Männer auch an, einen schmalen Rand um jeden Stein herum stehen zu lassen, sodass die Decksteine sowohl

seitlich als auch durch die vorstehenden Zapfen gehalten würden.

Leir bewies seine Mannbarkeit in dem Jahr, in dem der letzte Pfeiler des Sonnenhauses aufgestellt wurde, demselben Jahr, in dem sechs der Pfeiler des Himmelsrings in die Erde kamen. Leir bestand seine Prüfungen und zertrümmerte danach voller Freude den Kreideball, der den Geist seiner Kindheit beherbergte. Saban schenkte ihm einen Speer mit einer Bronzespitze, dann stach er seinem Sohn die Tätowierungen in die Brust, die ihn als erwachsenen Mann auswiesen. »Wirst du nach Cathallo gehen und dich deiner Mutter zeigen?«, fragte er Leir.

»Sie wird mich nicht sehen wollen.«

»Unsinn, sie ist bestimmt stolz auf dich«, widersprach Saban energisch, obwohl er bezweifelte, dass das der Wahrheit entsprach.

Leir schnitt eine Grimasse. »Aurenna wird enttäuscht von mir sein.«

»Dann geh und besuche deine Schwester«, schlug Saban vor, »und sag ihr, dass ich sie sehr vermisse.« Er hatte Lallic nicht mehr gesehen, seit er Leir von seiner Mutter fortgeholt hatte — seit dem Tag, an dem er durch seinen Eid auf die Schädelstange ihr Leben aufs Spiel gesetzt hatte.

»Lallic will niemanden sehen«, erklärte Leir. »Sie hat vor allem schreckliche Angst. Zitternd hockt sie in der Hütte und weint, wenn Mutter sie allein lässt.«

Saban befürchtete, dass er durch seinen Meineid einen schrecklichen Fluch auf seine Tochter herabbeschworen hatte; er kam zu dem Schluss, dass ihm nichts anderes übrig blieb, als zu Haragg zu gehen, den Hohepriester zur Verschwiegenheit zu verpflichten, die Wahrheit zu gestehen und dann zu tun, was immer Haragg ihm als Buße auferlegte.

Aber es sollte nicht sein. Denn an dem Abend, als die Prüfungen beendet waren, und noch bevor Saban ihn aufsuchen konnte, stieß Haragg plötzlich einen lauten

Schrei aus und starb. Was Camaban an den Rand des Wahnsinns trieb ...

19. KAPITEL



Der große Zauberer schrie und heulte wie an jenem lange zurückliegenden Tag, als seine Mutter gestorben war. Er schluchzte und wehklagte, von tiefster Verzweiflung und unstillbarem Schmerz darüber erfüllt, dass er den väterlichen Haragg verloren hatte. »Er war mein Vater und meine Mutter«, brüllte er, »die einzige Familie, die ich hatte!« Er jagte die Sklavenmädchen aus seiner Hütte und geißelte sich mit Feuersteinmessern, sodass sein nackter Körper mit zahllosen blutenden Schnittwunden übersät war, als er bei Tagesanbruch herauskam. Schluchzend warf er sich auf Haraggs Leichnam, schrie, dass er gar nicht wirklich tot sei, sondern nur schliefe; trotzdem blieb der Hohepriester störrisch tot, als Camaban versuchte, ihm seinen Atem einzuflößen und so Haraggs Geist wieder ins Leben zurückzurufen. Dann ging Camaban wutschnaubend auf Saban los. »Wenn du den Tempel fertig gebaut hättest, Bruder, wäre er nicht gestorben!« Camaban zitterte am ganzen Körper, versprühte Blutströpfchen auf Haraggs Leiche, dann riss er ganze Büschel Gras aus und schleuderte sie nach Saban. »Geh!«, brüllte er. »Verschwinde! Du hast mich niemals wirklich geliebt! Du hast mich nie geliebt, also mach, dass du fortkommst!«

Gundur zog Saban eilig aus Camabans Blickfeld hinter eine Hütte. »Er wird dich töten, wenn du hier bleibst.« Der Krieger runzelte besorgt die Stirn, als er Camabans

wahnsinniges Getobe hörte. »Die Götter sind in ihn gefahren«, murmelte Gundur.

»Das war Haraggs Tragödie«, meinte Saban trocken.

»Seine Tragödie?«

Saban zuckte die Achseln. »Haragg war für sein Leben gerne Händler. Er liebte seinen Beruf. Er war neugierig und wissbegierig, verstehst du, und er wanderte durchs Land, um nach Antworten zu suchen; aber dann begegnete er Camaban und glaubte ab sofort, die endgültige Wahrheit gefunden zu haben. Aber er hat das Händlerleben sehr vermisst. Er hätte nicht als Hohepriester hier bleiben dürfen, denn danach war er nie mehr der Alte.«

Camaban verbot, Haraggs Leichnam in das alte Totenhaus zu bringen, sondern er sollte in dem Totenhaus des Neuen Tempels liegen; so wurde der Leichnam auf einer Bahre zwischen den Mutterstein und die höchsten Pfeiler gebettet, die noch immer auf ihre Decksteine warteten. Der gesamte Stamm schloss sich dem Leichenzug an. Camaban weinte den ganzen Weg über. Er war nach wie vor nackt, sein Körper von einem Netz von blutverkrusteten Schnittwunden überzogen; zwischendurch warf er sich immer wieder auf den Boden und musste von Aurenna, die bei der Nachricht von Haraggs Tod aus Cathallo herbeigeeilt war, sanft zum Weitergehen überredet werden. Aurenna trug ein Gewand aus grauem Wolfsfell, in das sie Asche gerieben hatte. Ihr Haar war wirr und zerzaust. Lallic, jetzt fast erwachsen, befand sich an ihrer Seite. Sie war ein bleiches, dünnes Mädchen mit blassen Augen und einem verängstigten Gesichtsausdruck. Sie erschrak auch, als Saban auf sie zukam. »Ich werde dir die Steine zeigen«, sagte er freundlich zu seiner Tochter, »und wie wir sie formen.«

»Das weiß sie bereits«, blaffte Aurenna. »Lahanna zeigt ihr die Steine in ihren Träumen.«

»Tatsächlich?«, fragte Saban das Mädchen.

»Jede Nacht«, antwortete Lallic schüchtern.

»Lallic!« Aurenna rief sie zu sich, dann funkelte sie Saban böse an. »Du hast der Göttin bereits ein Kind gestohlen. Du wirst ihr nicht auch noch das andere nehmen!«

Die Sklaven blieben an diesem Tag in ihren Hütten, während die Frauen des Stammes außen um den Tempelgraben und den Wall herumtanzten und Slaols Klagelied sangen. Die Männer tanzten im Inneren des Tempels, bahnten sich mit schwerfälligen Schritten einen Weg zwischen den unfertigen Steinblöcken und leeren Schlitten hindurch. Camaban, dessen Schnittwunden zum Teil wieder aufgeplatzt waren und bluteten, kniete neben dem Leichnam und schrie gen Himmel, während Aurenna und Lallic, die einzigen Frauen, die durch den Tempeleingang hatten gehen dürfen, laut zu beiden Seiten des Toten weinten.

Zutiefst schockiert bemerkte Saban, dass zwei Priester plötzlich einen Ochsen in den Tempel führten. Haragg hatte die Opferung jeglicher Lebewesen verabscheut; dennoch beharrte Camaban darauf, dass die Seele des Toten Blut brauche. Die Priester schnitten dem Ochsen die Achillessehnen durch, dann wurde sein Schwanz hochgehoben, sodass sein Kopf herabsank, und Camaban schwang die Bronzeaxt; aber sein Schlag prallte lediglich an einem der Hörner ab, und die Axtklinge grub sich in den Hals des Tieres. Der Ochse brüllte auf vor Schmerz. Camaban schlug erneut zu und traf erneut daneben; als nun einer der Priester ihm die Axt wegzunehmen versuchte, geriet er in Rage und wirbelte sie in einem gefährlichen Bogen herum, wobei er den Priester nur knapp verfehlte — dann hackte er wie ein Rasender auf das Tier ein. Blut spritzte auf den Mutterstein, auf den Leichnam, auf Aurenna und Lallic und Camaban; aber schließlich brach das gefesselte Tier zusammen, und Camaban erlöste es mit einem letzten Hieb von seinen Qualen. Dann warf er die Axt zu Boden und ließ sich auf die Knie fallen. »Haragg wird

wieder leben!«, schrie er. »Er wird wieder zum Leben erwachen!«

»Er wird wieder zum Leben erwachen«, wiederholte Aurenna, dann schlang sie die Arme um Camaban und zog ihn hoch. »Haragg wird wieder leben«, bestätigte sie tröstend und streichelte Camaban, der haltlos an ihrer Schulter schluchzte.

Der Ochsenkadaver wurde weggezerrt, und erbittert verrieb Saban Kreidestaub auf den Blutflecken. »In diesem Tempel hatte es niemals Opferungen geben sollen«, beschwerte er sich bei Kilda.

»Wer hat das gesagt?«

»Haragg.«

»Aber der ist tot«, erwiderte sie grimmig.

Haraggs Leichnam blieb im Sonnenhaus liegen, wo er langsam verweste, sodass die Männer, die die Löcher gruben und die Steine formten, ständig den Gestank des toten Hohepriesters in der Nase hatten. Raben taten sich an dem Leichnam gütlich, und Maden krochen in seinem verfaulenden Fleisch herum. Es dauerte ein ganzes Jahr, bis von der Leiche nur noch die Knochen übrig waren, und selbst dann weigerte Camaban sich, die Gebeine begraben zu lassen. »Sie müssen dort bleiben«, entschied er, also blieben Haraggs Knochen im Tempel liegen. Einige wurden von Tieren weggeschleppt, obwohl Saban versuchte, das Gerippe als Ganzes zu erhalten. Im Laufe des Jahres kam Camaban wieder zur Besinnung und erklärte, dass er Haraggs Nachfolge antreten würde — was bedeutete, dass er jetzt Clanführer und Hohepriester zugleich war. Beharrlich blieb er bei seiner Überzeugung, dass Haraggs Gebeine das Blut von Opfern brauchten; deshalb brachte er Schafe, Ziegen, Ochsen, Schweine und sogar Vögel in den Tempel und schlachtete sie über den trockenen Knochen, die von dem unaufhörlich fließenden Blut schwarze Flecken bekamen. Die Sklaven machten einen großen Bogen um die Stelle, obwohl Saban eines Tages zu seiner Bestürzung sah,

wie Hanna über dem blutbesudelten Gerippe kauerte. »Wird er wirklich wieder zum Leben erwachen?«, fragte sie Saban.

»Das behauptet Camaban zumindest«, murmelte Saban.

Hanna schauderte, während sie sich ausmalte, wie sich das Gerippe des Priesters mit Fleisch und Haut überzog und sich dann unbeholfen vom Boden erhob, um mit dem steifbeinigen Gang eines Betrunkenen zwischen den großen Steinen umherzuwanken. »Und wenn du stirbst«, fragte sie Saban, »wirst du dann auch im Tempel liegen?«

»Wenn ich sterbe«, sagte Saban, »musst du mich irgendwo begraben, wo es keine Steine gibt. Überhaupt keine Steine!«

Hanna blickte ihn einen Moment lang stirnrunzelnd an, dann lachte sie. Sie wuchs schnell, und in ein oder zwei Jahren würde sie als Frau betrachtet werden. Sie wusste, wer ihre richtige Mutter war, und sie wusste auch, dass ihr Leben davon abhing, niemals ein Wort darüber verlauten zu lassen; deshalb nannte sie Kilda Mutter und Saban Vater. Manchmal fragte sie Saban, ob ihre richtige Mutter noch lebte, und Saban konnte ihr nur sagen, dass er es hoffte — obwohl er in Wahrheit das Gegenteil befürchtete. Hanna erinnerte ihn mehr und mehr an die junge Derrewyn: Sie hatte das gleiche dunkle Haar und Ebenmaß, die gleiche Energie und Lebendigkeit, und die jungen Männer von Ratharryn betrachteten sie mit sehnsüchtigen Blicken. Saban nahm an, dass er in einem weiteren Jahr wahrscheinlich einen Tonphallus und einen Totenschädel auf das Dach seiner Hütte würde stellen müssen. Leir gehörte ebenfalls zu Hannas Bewunderern, und sie wiederum war fasziniert von Sabans Sohn; der war zu einem großen, kräftigen jungen Mann herangewachsen, trug sein dunkles Haar zu einem langen Zopf geflochten und hatte jetzt die ersten Tötungsmale auf der Brust. Es ging das Gerücht um, dass Camaban Leir als den nächsten Clanführer einsetzen wollte; die meisten Stammesmitglieder hielten das für eine gute Sache, denn Leir stand bereits in dem Ruf, besonders kühn und unerschrocken zu sein. Er kämpfte in Gundurs

Kriegerverband und war entweder damit beschäftigt, Ratharryns ausgedehnte Grenzen zu verteidigen oder bei den Raubzügen mitzumachen, die weit über diese nebelhaften Grenzen hinausführten, um Ochsen und Sklaven herbeizuschaffen. Saban war stolz auf seinen Sohn, obwohl er ihn nicht allzu häufig sah; denn in den Jahren nach Haraggs Tod drängte Camaban unaufhörlich, die Arbeit an dem Tempel zu beschleunigen.

Es wurden immer noch mehr Sklaven gesucht, und für ihre sowie des Stammes Ernährung mussten immer noch mehr Kriegerverbände ausziehen, um Schweine, Ochsen und Getreide zu erbeuten. Der Tempel war zu einem riesigen Maul geworden, das ständig nach mehr verlangte, und immer noch kamen Steine aus Cathallo, um mit Hämmern, Schweiß und Feuer geformt zu werden, und immer noch regte Camaban sich darüber auf, dass die Arbeit nur so schleppend vonstatten ging. »Warum dauert das alles so lange?«, verlangte er fortwährend zu wissen. »Weil das Gestein sehr hart ist«, erwiderte Saban. »Peitsch die Sklaven aus!«, forderte Camaban. »Und es wird doppelt so lange dauern«, drohte Saban; dann wurde Camaban jedes Mal wütend und schwor, dass Saban sein Feind war.

Als die Hälfte der Pfeiler des Himmelsrings an Ort und Stelle standen, wollte Camaban eine weitere Verbesserung. »Der Himmelsring wird doch waagerecht sein, nicht?«, fragte er Saban.

»Waagerecht?«

»Flach!«, sagte Camaban gereizt, während er eine glättende Handbewegung machte. »So flach und eben wie die Oberfläche eines Sees.«

Saban runzelte die Stirn. »Der Tempel neigt sich etwas, weil er auf abschüssigem Gelände steht«, erklärte er und zeigte auf das leichte Gefälle des Erdbodens. »Und da die Pfeiler des Himmelsrings alle gleich lang sind, wird der Ring aus Steinen ebenfalls etwas geneigt sein.«

»Der Ring muss eben sein!« beharrte Camaban. »Er muss absolut waagerecht liegen!« Er hielt inne, um Hanna zu beobachten, die gerade die Hütte verließ, und seine Miene verzog sich zu einem verschlagenen Lächeln. »Sie sieht genau wie Derrewyn aus.«

»Sie ist jung und dunkelhaarig«, sagte Saban betont gleichmütig, »weiter nichts.«

»Aber du hast beim Leben deiner Tochter behauptet, dass Hanna nicht Derrewyns Tochter ist«, meinte Camaban, noch immer lächelnd. »Das hast du doch, nicht wahr?«

»Du hast meinen Eid gehört«, gab Saban zurück und versprach dann, um Camaban von dem heiklen Gegenstand abzulenken, den Himmelsring eben zu machen — obwohl er wusste, dass das noch mehr Zeit kosten würde. Er legte leichte Holzbalken auf die Steinpfeiler und stellte dann der Reihe nach auf jeden Balken eine Tonwanne, die er mit Wasser füllte, sodass er genau sehen konnte, ob die benachbarten Pfeiler auf gleicher Höhe waren. Einige Pfeiler waren zu hoch, und die Sklaven mussten auf Leitern klettern und die Pfeilerenden mit Hammer und Meißel verkürzen. Und weil Saban es nicht wagte, einen Stein aufzustellen, der sich am Ende als zu kurz erweisen würde, machte er die neuen Pfeiler absichtlich etwas zu lang, sodass jeder von ihnen anschließend abgeschliffen werden musste, bis er auf gleicher Höhe mit seinen Nachbarn war.

Ein Stein wäre fast zerbrochen, als sie ihn aufstellten. Er rutschte von seinen Gleitrollen, krachte gegen die Holzverkleidung an der Stirnseite der Grube, und in dem Stein erschien ein langer Riss, der diagonal über seine Vorderseite verlief. Saban wies die Männer an, den Pfeiler trotzdem aufzurichten; wie durch ein Wunder zerbrach er nicht, als er herumgedreht und in dem Loch verkeilt wurde, obwohl der Riss deutlich sichtbar blieb. »Er wird genügen«, sagte Camaban. »Er wird seinen Zweck schon erfüllen.«

Innerhalb von zwei weiteren Jahren waren alle Steine aus Cathallo eingetroffen, und die Hälfte der Pfeiler des

Himmelsrings stand mittlerweile; aber Saban war klar, bevor er diese Pfeiler vervollkommnen konnte, musste er zuerst die Decksteine des Sonnenhauses in die Tempelmitte ziehen — was im Sommer geschah. Die Steine wurden von einer großen Zahl von Sklaven geschleppt, die die Schlitten steuerten, sodass jeder Deckstein direkt neben dem Pfeilerpaar stand, auf dem er später liegen sollte.

Saban hatte sich viele Tage und Nächte den Kopf darüber zerbrochen, wie er diese Decksteine auf die Pfeiler hieven könnte. Fünfunddreißig dieser Steine mussten emporgezogen werden, dreißig für den Himmelsring und fünf für die Torbögen des Sonnenhauses; eines Nachts im Winter war er schließlich auf die Lösung gekommen.

Die Lösung waren Holzbalken — eine riesige Menge von Baumstämmen, die in den Wäldern gefällt und zum Tempel geschleppt werden mussten, wo Saban zusammen mit einer Mannschaft von sechzehn Sklaven versuchen würde, seine Vorstellungen in die Tat umzusetzen.

Er begann mit dem höchsten Torbogen. Der Schlitten, beladen mit dem Deckstein des Bogens, stand parallel zu dem Pfeilerpaar und ungefähr zwei Schritte davon entfernt; nun wies Saban die Sklaven an, ein Rechteck aus Balken um den Schlitten herum aufzuschichten, sodass es anschließend so schien, als ob der lange Stein auf einem hölzernen Gerüst ruhte. Die Sklaven benutzten jetzt Hebelstangen aus Eiche, um ein Ende des Decksteins anzuheben, und Saban schob einen langen Balken darunter, und zwar quer zu der unteren Balkenschicht. Das Gleiche machte er am anderen Ende des Steins, und jetzt ruhte der Deckstein auf zwei Querbalken eine Ellenlänge über dem rechteckigen Gerüst.

Weitere Balken wurden herbeigebracht und um die zwei Stützbalken herum aufgeschichtet, bis der Stein erneut auf einer Ebene zu liegen schien - dann wurde der Stein abermals hochgestemmt und auf zwei Holzblöcke gelegt. Um die Blöcke herum wurde eine neue Plattform errichtet,

wobei die Männer die Holzbalken parallel zu den Balken der ersten Schicht auslegten. Das Hebegerüst war jetzt drei Schichten hoch und breit und lang genug, dass die Männer ihre Hebelstangen mit jeder weiteren Erhöhung bequem unter den Stein schieben konnten.

Schicht für Schicht wurde der Stein emporgehoben, bis er auf die Höhe der Spitzen der Doppelpfeiler gehievt worden war und dort auf einem riesigen Turm aus übereinander gestapelten Balken ruhte. Fünfundzwanzig dicke Holzschichten trugen jetzt den Deckstein, aber er konnte noch immer nicht auf die Steinpfeiler geschoben werden, weil Saban zuerst die beiden Zapfen auf den Spitzen der Pfeiler ausmessen und dann den Deckstein an den Stellen kennzeichnen musste, wo die entsprechenden Löcher gebohrt werden sollten. Es hatte elf Tage gedauert, den Deckstein hochzuhieven, und es dauerte noch einmal zwanzig Tage, um die Löcher zu meißeln; dann musste der Stein mit Hebelstangen herumgedreht werden, und es waren zwei weitere Balkenschichten darunter erforderlich, bis die Sklaven den Stein mit Hilfe von Hebelstangen Stück für Stück über das Hebegerüst der Balken schieben konnten, die den Stein trugen - und seine Löcher direkt über den Zapfen auf dem Pfeilerpaar schwebten.

Drei Männer stemmten den Deckstein an einem Ende hoch, und Saban trat den Balken weg, der den Stein gestützt hatte; dann zogen die Sklaven die Hebelstange heraus, und der Deckstein krachte auf den Pfeiler herunter. Die Plattform erzitterte unter der Wucht des Aufpralls, aber weder der Deckstein noch der Pfeiler barsten. Dann wurde der zweite Balken weggezogen, und das andere Ende des Steins krachte herunter - der erste und höchste der fünf großen Torbögen war fertig.

Die Plattform wurde wieder abgebaut und zu dem zweiten Pfeilerpaar gebracht; während die Sklaven nun begannen, die erste Balkenschicht um den zweiten Deckstein herum

auszulegen, trat Saban ein paar Schritte zurück und blickte an dem ersten vollendeten Torbogen hinauf.

Abermals wurde er von einem Gefühl der Demut ergriffen. Er wusste besser als jeder andere, wie viel Qual und Mühe, wie viele Tage und Jahre angestrengten Hämmerns und Meißelns und Schleifens und wie viel Schweiß und Schmerz diese drei Steine gekostet hatten. Obendrein war einer der Pfeiler zu kurz und stand auf einem lächerlich unförmigen Fuß in einem Loch, das zu flach war - dennoch erschien ihm der Torbogen prachtvoll, ja, raubte ihm förmlich den Atem. Er ragte so unglaublich empor, dass es aussah, als stieße er an die Wolken. Und sein Deckstein — ein Granitblock, der so schwer war, dass sechzehn Ochsen nötig gewesen waren, um ihn von Cathallo nach Ratharryn zu schleppen — schien jetzt unter dem Himmel zu schweben, weit außerhalb menschlicher Reichweite. Er würde dort bis in alle Ewigkeit bleiben, und Saban erschauerte, als er sich fragte, ob wohl irgendein Irdischer jemals wieder eine so große Last so hoch in den Himmel heben würde. Als er sich umwandte, blickte er auf die Sonne, die gerade hinter blassen Wolken am westlichen Horizont unterging. Slaol würde ihn für seine Arbeit sicherlich damit belohnen, dass er Lallic am Leben ließ; diese Hoffnung trieb Tränen in Sabans Augen, und er sank mit gebeugter Stirn zu Boden.

»Wie viele Tage hat es gedauert?«, wollte Camaban wissen.

»Etwas länger als einen ganzen Mond«, antwortete Saban, »aber bei den anderen Decksteinen wird es schneller gehen, denn die Pfeiler sind kürzer.«

»Es sind noch vierunddreißig weitere Steine hochzuschaffen!«, brüllte Camaban. »Das macht drei volle Jahre!« Er schrie seine Enttäuschung in die Luft — dann wandte er sich ab, um auf die Sklaven zu starren, die damit beschäftigt waren, die restlichen Pfeiler des Himmelsrings zu behauen und glatt zu schleifen. »Nicht jeder Stein muss vollkommen geformt sein«, erklärte Camaban. »Wenn sie annähernd vierkantig sind, dann stell sie auf. Lass die

Außenflächen sein, sie können ebenso gut rau und uneben bleiben.«

Ungläubig starrte Saban seinen Bruder an. »Du willst, dass ich *was* tue?«, fragte er. Jahrelang hatte Camaban auf Vollkommenheit gepocht, und jetzt war er plötzlich bereit, nur halb behauene Steine zu akzeptieren?

»Tu einfach, was ich dir sage!«, brüllte Camaban, dann fuhr er zu den Sklaven herum. »Keiner von euch wird nach Hause gehen, bis die Arbeit erledigt ist, keiner von euch! Also arbeitet! Arbeitet! Arbeitet!«

Man konnte jetzt schon erkennen, wie der fertige Tempel aussehen würde; denn die letzten Pfeiler wurden aufgestellt und von Westen und Norden aus betrachtet sah der Kreis bereits vollständig aus. Das Sonnenhaus wurde vollendet und ragte über dem wachsenden Kreis von Steinen auf; oft trat Saban hundert oder mehr Schritte zurück, um das zu betrachten, was er erschaffen hatte, und sich dem Staunen hinzugeben. Er hatte viele Jahre harter Arbeit gekostet, dieser Tempel, aber er war herrlich! Am allermeisten liebte Saban das Muster von Schatten, das der Tempel warf - ebenmäßig und geradlinig - und anders als alle Schatten, die er je zuvor gesehen hatte. Jetzt begriff er, dass er daran teilhatte, wie das zerbrochene Muster der Welt auf dieser Hügelflanke Stück für Stück wieder zu einem harmonischen Ganzen zusammengefügt wurde, und in solchen Augenblicken bewunderte er den Traum seines Bruders. Bei anderen Gelegenheiten stellte er sich in die Mitte des Heiligtums, und dann fühlte er sich von den hohen Pfeilern und ihren Schatten regelrecht erdrückt. Selbst an den sonnigsten Tagen herrschte immer eine gewisse Dämmerung im Inneren des Steinkreises, die sich drohend auf ihn herabzusenken schien, sodass er einfach nicht die Furcht loswurde, einer der Decksteine könnte herabstürzen. Natürlich würde das nicht passieren, denn die Decksteine waren mit Zapfen befestigt, und die Pfeilerspitzen hatten

außerdem noch einen schmalen Rand, auf dem die Steine fest und sicher ruhten; trotzdem fühlte Saban sich von der dunklen Wuchtigkeit des Tempels erdrückt, ganz besonders dann, wenn er neben Haraggs Gebeinen auf dem schmalen Streifen neben dem höchsten Torbogen und dem Mutterstein stand. Doch wenn er sich von dem Tempel entfernte, den Graben überquerte und sich dann entschloss, ihn erneut zu betrachten, verschwand die niederdrückende Düsterkeit.

Dieser Tempel war nicht klein und schmächtig, so wie die Steine aus Sarmennyn hier anfangs gewirkt hatten. Er stand genau an der richtigen Stelle, erschien keineswegs winzig im Vergleich zu dem hohen, weiten Himmel und den endlosen, grasbewachsenen Hügelflanken, sondern wirkte groß und erhaben. Besucher, von denen bereits einige aus den fremden Ländern von jenseits der Meere eintrafen, sanken stets ehrfurchtsvoll auf die Knie, wenn sie die hoch aufragenden Steine das erste Mal sahen; und die Sklaven sprachen jetzt nur noch mit gedämpfter Stimme, während sie arbeiteten. »Er ist tatsächlich zum Leben erwacht«, sagte Kilda eines Tages zu Saban.

Der letzte Pfeiler des Himmelsrings, der nur halb so breit wie die anderen war, weil er den halben Tag des neunundzwanzigeinhalb Tage langen Mondzyklus' darstellte, wurde am Tag der Wintersonnenwende aufgestellt. Er ließ sich problemlos aufrichten, und Camaban, der gekommen war, um beim Setzen dieses letzten Pfeilers zuzuschauen, blieb anschließend im Tempel, während die Sonne unterging. Es war ein schöner Tag, kalt, aber klar, und den Himmel im Südwesten überzogen schmale Streifen schleierdünner Wolken, die sich von Weiß zu Rosa verfärbten. Ein großer keilförmiger Schwarm von Staren kreiste über dem Tempel. Es waren unzählige Vögel, die sich wie eine schwarze Wolke gegen die hohe Leere des Himmels abzeichneten, und alle bewegten sich im Gleichklang, als sie geschlossen die Richtung wechselten - der Anblick brachte Camaban zum Lächeln. Es war schon

lange her, dass Camaban Freude empfunden hatte. »Es hängt alles mit dem Muster zusammen«, sagte er leise.

Die Sonne sank tiefer am Horizont, ließ die Schatten des Tempels länger werden, und Saban begann zu spüren, wie die Steine erwachten. Sie sahen jetzt schwarz aus, denn er stand zusammen mit Camaban neben dem Sonnenstein auf der heiligen Straße - die Schatten schienen unmerklich nach ihnen zu greifen. Und als die Sonne noch tiefer sank, wuchs der Tempel irgendwie in die Höhe, bis seine Steine turmhoch und dunkel aufragten. Dann verschwand die Sonne hinter dem Deckstein des höchsten Torbogens, und die ersten Schatten der Nacht hüllten die beiden Brüder ein. Hinter ihnen, in Ratharryn, wurden die großen Wintersonnenwendfeuer angezündet; Saban vermutete, Camaban würde in die Siedlung zurückgehen, um den Vorsitz bei dem Festmahl zu führen - doch stattdessen starrte er gespannt und erwartungsvoll auf die in Schatten getauchten Steine. »Gleich«, murmelte Camaban, »gleich ist es so weit.«

Ein paar Sekunden später erglühte der untere Rand des höchsten Decksteins in feurigem Rot, dann fielen die letzten Strahlen der Sonne durch den schmalen Spalt zwischen den beiden höchsten Pfeilern, und Camaban klatschte vor Freude in die Hände. »Es stimmt alles!«, jubelte er. »Alles stimmt!«

Ringsum war das Land in Dunkelheit getaucht, und die Schatten der Pfeiler des Himmelsrings verschmolzen miteinander, sodass die heilige Straße wie in eine dunkle Decke gehüllt schien - aber im Mittelpunkt dieses riesigen, von den Steinen geworfenen Schattens leuchtete ein Lichtstrahl. Es war das Licht der sterbenden Sonne, das letzte Licht des Sonnenjahres, und es fiel in einem endlos langen Strahl über die Wälder, über die grasbewachsenen Hügel und direkt durch den Torbogen, um Camaban richtig zu blenden, während er neben dem Sonnenstein stand. »Hier!«, brüllte er und schlug sich auf die Brust, als wollte er

Slaols Aufmerksamkeit auf sich lenken. »Hier!«, schrie er abermals; dann beobachtete er verzückt, wie die Sonne hinter die Steine glitt und alle Schatten zu einer riesigen Schwärze zusammenflossen, die sich über das Grasland ausdehnte. »Begreifst du, was wir vollbracht haben?«, fragte Camaban aufgeregt. »Der sterbende Sonnengott wird den Stein sehen, der den Tag markiert, an dem seine Kraft am größten war — und er wird sich nach dieser Kraft zurücksehnen, sich daher von seiner winterlichen Schwäche befreien. Es wird klappen! Ganz sicher!« Er fuhr herum und umfasste Sabans Schultern. »Ich will, dass der Tempel bis zum nächsten Wintersonnenwendfest fertig ist.«

»Das wird er sein«, versprach Saban. Camaban starrte Saban einen Moment lang in die Augen, dann runzelte er die Stirn. »Verzeihst du mir, Bruder?«

»Was soll ich dir denn verzeihen?«, fragte Saban, obwohl er nur zu gut wusste, was Camaban meinte.

Camaban schnitt eine Grimasse. »Slaol und Lahanna müssen eins sein.« Er ließ Sabans Schultern wieder los. »Ich weiß, es ist hart für dich, aber die Götter sind auch hart zu uns. Sie sind streng und unerbittlich! Es gibt Nächte, da bete ich, dass Slaol endlich von seinem Stachelstock ablässt — aber er lässt mich bluten. Er lässt mich bluten.«

»Und Aurenna bereitet dir Freude?«, hakte Saban nach.

Camaban zuckte zusammen, dann nickte er. »Sie bereitet mir Freude, und was du erschaffen hast, Bruder« - er wies mit einer Kopfbewegung auf den Tempel -»wird uns allen solch unendlich große Freude bereiten! Mach ihn fertig. Mach ihn einfach fertig!« Der Zauberer ging davon.

Die Eingangspfeiler wurden zu dem erhöhten Fußweg zurückgebracht und wieder in ihren Löchern verankert; dann brauchte nichts mehr weiter getan zu werden, als die letzten Decksteine des Himmelsrings auf ihre Pfeiler zu hieven. Saban machte sich Sorgen, dass die zuletzt aufgestellten Säulen nicht genügend Zeit gehabt hatten, um sich im Erdreich abzusetzen, aber Camaban wollte jetzt keinen

Aufschub mehr dulden. »Es muss geschehen«, drängte er unerbittlich. »Der Tempel muss bereit sein.«

Aber bereit wofür? Manchmal, wenn Saban lange Zeit auf die in Schatten gehüllten Steine starrte, schien es ihm, dass sie längst ein Eigenleben führten. Wenn er müde war und das Licht trübe, schienen sich die Pfeiler wie langsame, schwerfällige Tänzer zu bewegen, obwohl sie, wenn er den Kopf hob und sie direkt ansah, vollkommen still standen. Dennoch waren die Steine von dem Geist der Götter durchdrungen, das glaubte er felsenfest. Der Tempel war noch nicht geweiht worden, und doch hatten die Götter ihn angenommen. Sie schwebten über den hohen Steinen. An manchen Abenden pflegte er zu ihnen zu beten; Kilda fand ihn eines Abends, während er gerade in ein Gebet versunken war; schweigend wartete sie, bis er fertig war, dann fragte sie ihn, worum er die Götter gebeten habe.

»Ich bitte sie immer darum«, sagte Saban, »dass sie das Leben meiner Tochter verschonen.«

»Hanna ist jetzt deine Tochter«, berichtigte Kilda. »Und auch meine.«

»Du glaubst, Derrewyn ist tot?«

»Ich glaube, sie lebt noch«, meinte Kilda, »aber ich denke, du und ich werden immer wie Eltern für Hanna sein.«

Saban nickte, dennoch betete er weiterhin um Lallic. Sie sollte hier Priesterin werden, und er war der Erbauer des Tempels; daher hoffte er inständig, dass sie mit der Zeit ihre Furcht vor ihm verlieren und ihm ihr Vertrauen schenken würde — denn sie erkannte sicherlich, dass dies ein wundervoller Ort war, ein Heim für die Götter, und würde irgendwann begreifen, dass ihr Vater ihn erschaffen hatte.

Und jetzt war er fast fertig.

Das Fest der Sommersonnenwende kam, und die Bullentänzer tollten durch den Tempel. Die Feuer vertrieben die bösen Geister, und am nächsten Morgen warf die aufgehende Sonne zum allerersten Mal den Schatten des

Sonnensteins durch den vollständigen Kreis von Pfeilern bis in die Tempelmitte, wo Haraggs Gebeine lagen.

Die letzten Decksteine wurden geformt. Bei einem dieser Steine stellte sich heraus, dass die Zapfen zu dicht beisammenstanden, weil Camaban beharrlich behauptet hatte, es würde schneller gehen, zuerst die Löcher zu bohren, bevor die Decksteine gehievt wurden; also musste Saban die Sklaven anweisen, ein drittes Loch zu bohren. Es würde, so betete er, die letzte Verzögerung sein.

Die Ernte wurde eingebracht. Die Frauen tanzten auf den Dreschböden, um die Erde festzustampfen und zu glätten, und die Priester enthülsten die ersten Feldfrüchte. Es kamen keine Sklaven mehr nach Cathallo, denn es gab kaum noch genug Arbeit für diejenigen, die bereits im Tempel waren; aber Camaban weigerte sich, sie freizulassen. »Wir können sie ernähren, bis der Tempel geweiht ist«, erklärte er. »Sie haben ihn gebaut, also sollten sie ihn auch als fertiges Bauwerk erleben - anschließend sind sie frei.«

Der Winter kam, und die Leute hofften, es würde der allerletzte Winter auf Erden sein. Kilda hatte eine Fehlgeburt und weinte danach tagelang. »Ich habe mir immer ein Kind gewünscht«, erklärte sie Saban schluchzend, »aber die Götter wollen mir keines gewähren.«

»Du hast doch Hanna«, erwiderte Saban in dem Versuch, sie zu trösten, so wie sie ihn oft getröstet hatte.

»Sie ist jetzt fast erwachsen«, sagte Kilda, »und ihr Schicksal ist nahe.«

»Ihr Schicksal?«

Kilda zuckte die Achseln. »Sie ist Derrewyns Kind und hat Sannas' Blut in den Adern. Ihr Schicksal, Saban, wird sich bald erfüllen.«

Es sollte sich gleich am nächsten Tag erfüllen. Draußen herrschte empfindliche Kälte, und die Tempelsteine waren mit Raureif überzogen. Mittlerweile waren nur noch zwei Decksteine übrig, die auf die entsprechenden Pfeiler gehievt werden mussten; Saban hatte gerade damit angefangen,

das Hebegerüst für den ersten Deckstein aufzuschichten, als Leir von der Siedlung heraufkam. Er hatte den Schmuck der Krieger von Ratharryn angelegt und sich Fuchsruten ins Haar geflochten, seine Brust war blau vor lauter Tätowierungen, und er trug einen langen Kampfspeer, geschmückt mit den Federn eines seltenen Seeadlers; die hatten zu den Geschenken gehört, die ein bewundernder Clanführer von einer fernen Küste nach Ratharryn schaffen ließ. Leir überquerte den erhöhten Fußweg und betrachtete die Steine. »Der Tempel wird bis zum Wintersonnenwendfest fertig sein?«, fragte er seinen Vater.

»Mit Leichtigkeit«, gab Saban sich zuversichtlich.

Leirs Lippen verzogen sich zu der Andeutung eines Lächelns, dann wies er mit einer Kopfbewegung auf die heilige Straße, wie um dort einen kleinen Spaziergang vorzuschlagen. Verwirrt folgte Saban seinem Sohn zurück über den erhöhten Weg. »Camaban sagt, Haraggs Leichnam braucht Blut«, begann Leir kategorisch.

Saban nickte. »Das ist seine ständige Rede.« Erst an diesem Morgen hatte Camaban einen wie ein Bündel verschnürten Schwan in den Tempel gebracht, der erbittert die Steine angezischt hatte, bevor ihm der Hals umgedreht worden war. Der Tempel stank nach Blut; denn kaum war das Blut des einen Opfertieres getrocknet, da schleppte Camaban bereits den nächsten Vierfüßler oder Vogel herbei, um ihn über Haraggs Knochen zu schlachten.

»Und wenn der Tempel geweiht ist«, fuhr Leir grimmig fort, »dann können wir angeblich darauf hoffen, dass alle Toten, nicht nur Haragg, durch die Steine wieder ins Leben zurückfinden.«

»Können wir das?«, fragte Saban. Er hatte gedacht, dass die Toten aus Lahannas Gewahrsam entführt und in Slaols Obhut übergeben werden sollten; aber es gingen ständig neue und stark voneinander abweichende Gerüchte darüber um, welche Wirkungen der Tempel zeitigen würde. Je näher der Tag der Weihe rückte, desto weniger war sich noch

irgendjemand sicher, was der Tempel nun eigentlich bewirkte. Alle wussten, dass der Winter verbannt werden würde, aber sie erwarteten noch sehr viel mehr. Einige Leute erklärten, dass die Toten wieder auferständen, während andere behaupteten, nur die Toten, die in den Tempel gelegt wurden, würden wieder ins Leben zurückkehrten.

»Und um die Toten wieder zu erwecken«, fuhr Leir fort, »will Camaban noch mehr Blut fließen sehen.« Er blieb neben dem Sonnenstein stehen und blickte zurück. Ein paar Sklaven polierten die stehenden Pfeiler, während eine Gruppe von Frauen das Unkraut aus dem Tempelgraben entfernte. »Diese Sklaven dort werden nicht davonziehen, wenn der Tempel fertig ist.«

»Einige werden hier bleiben«, meinte Saban, »obwohl Camaban ihnen allen die Freiheit versprochen hat; aber die meisten wollen sicher wieder heim, falls sie sich noch an ihr Zuhause erinnern können.«

Leir schüttelte den Kopf. »Camaban hat sich letzte Nacht betrunken«, erklärte er, »und er hat Gundur erzählt, dass ihm eine ganze Straße von Köpfen vorschwebt, die von der Siedlung bis zum Tempel führen soll. Es soll ein Pfad der Toten sein, um zu veranschaulichen, wie wir vom Tod wieder ins Leben zurückgehen.« Sein Sohn blickte Saban eindringlich an. »Er behauptet, er hätte es geträumt, und Slaol verlangt es ... Gundurs Männer sollen die Sklaven töten.«

»Nein!«, protestierte Saban entsetzt.

»Sie sollen im Tempel getötet werden, damit ihr Blut den Boden durchtränkt, dann sollen ihnen die Köpfe abgeschlagen und auf den Wällen rechts und links des Wegs aufgestellt werden«, fuhr Leir unbarmherzig fort, »und wir Speerkämpfer sind diejenigen, von denen Camaban verlangt, die Tötung zu übernehmen.«

Saban zuckte zusammen. Er blickte zu seiner Hütte hinüber, wo Kilda gerade damit beschäftigt war, ein Feuer anzuzünden, und er sah Hanna mit trockenem Feuerholz

durch die niedrige Tür treten. Das Mädchen sah Leir, aber sie spürte wohl, dass er mit seinem Vater allein sein wollte - denn sie blieb mit Kilda vor der Hütte. »Was hältst du von Camabans Vorhaben?«, fragte Saban seinen Sohn.

»Wenn ich damit einverstanden wäre, Vater, wäre ich dann zu dir gekommen?« Leir hielt inne und blickte zu Hanna hinüber. »Camaban will alle Sklaven töten — alle!«

»Und was soll ich deiner Meinung nach dagegen unternehmen?«

»Mit Camaban reden?«

Saban schüttelte den Kopf. »Glaubst du allen Ernstes, er würde auf mich hören? Da könnte ich ebenso gut versuchen, einem angreifenden Bären Vernunft beizubringen.« Er strich über den Sonnenstein. Mit der Zeit, so nahm er an, würden alle Blöcke ihre ursprünglich graue Farbe verlieren und sich vor Flechten dunkel färben. »Wir könnten mit deiner Mutter sprechen«, schlug er vor.

»Sie will nicht mit mir reden«, gestand Leir. »Sie spricht zu den Göttern, aber nicht mit Menschen.« Er äußerte es voller Groll. »Und Gundur sagt, es gibt noch einen Grund für die Vernichtung der Sklaven. Er meint, wenn man ihnen erlaubt, nach Hause zurückzukehren, dann werden sie die Geheimnisse des Tempelbaus mitnehmen; bald entstehen noch andere Tempel wie dieser, und Slaol wird nicht mehr zu uns kommen, sondern zu ihnen gehen.«

Bedrückt starrte Saban auf den grauen Steinstaub am Boden. »Wenn ich den Sklaven rate wegzulaufen«, sagte er leise, »dann werden die Speerkämpfer nur noch mehr neue zusammentreiben.«

»Du kannst überhaupt nichts tun?«, Leir klang empört.

»Du kannst etwas tun«, erwiderte Saban. Er wandte sich um und winkte Hanna zu sich; als sie eifrig herbeigelaufen kam, sah sie ihrer Mutter derart ähnlich, dass Saban der Atem in der Kehle stockte. Mehr als ein Dutzend Speerkämpfer hatten Saban gefragt, ob sie Hanna heiraten

dürften, und Sabans ablehnende Haltung hatte großen Unmut unter den jungen Kriegern gestiftet. Hanna, so sagten sie, war nur eine Sklavin, und eine Sklavin sollte sich geehrt fühlen, wenn sie von einem Krieger umworben wurde - aber es gab nur einen Krieger, den Hanna mochte, und zwar Leir. Sie lächelte ihn schüchtern an, dann blickte sie gehorsam zu Saban und senkte den Kopf, so wie es sich für ein Mädchen gegenüber seinem Vater gehörte. »Ich möchte, dass du Leir zu der Insel im Fluss führst«, erklärte Saban ihr. »Zu der Insel, die ich dir vor einem Jahr gezeigt habe.«

Hanna nickte, obwohl sie etwas verwirrt dreinblickte — denn sie hatte noch nie zuvor die Erlaubnis erhalten, mit einem jungen Mann in den Wald zu gehen. Saban kramte in seinem Beutel und holte das kleine Stück abgeschabten Leders hervor, das die Goldraute umhüllte. »Das hier solltest du mitnehmen«, sagte er zur Leir, während er die goldene Raute auswickelte, »und du sollst es in die Astgabel einer Weide legen. Hanna wird dir zeigen, welche Weide ich meine.« Er drückte seinem Sohn das Gold in die Hand.

Stirnrunzelnd betrachtete Leir das Stückchen glänzenden Metalls. »Und was bewirkt das?«

»Es wird die Dinge ändern«, sagte Saban und hoffte inständig, dass es stimmte; denn er wusste ja nicht einmal, ob Derrewyn überhaupt noch lebte — trotzdem hatte das Gold immer Veränderungen herbeigeführt. Mit der Ankunft des Goldschatzes in Ratharryn hatte etwas Neues begonnen, und jetzt würde das von Sonne erfüllte Metall abermals Wunder bewirken. »Hanna wird dir die Zusammenhänge erklären«, sagte Saban zu seinem Sohn, »denn es wird Zeit, dass du Bescheid weißt.« Er küsste das Mädchen zum Abschied auf die Stirn, denn er wusste, dass Derrewyns Tochter mit diesen letzten Worten seiner Obhut entschwand. Saban überließ sie und Leir der Wahrheit — und betete, sein Sohn würde nicht allzu entsetzt sein, wenn Hanna ihm erzählte, dass sie die Tochter von Ratharryns erbittertster

Feindin war. »Von Hanna wirst du alles erfahren«, wiederholte Saban. »Und jetzt geht!«

Er blickte ihnen nach, als sie in Richtung Fluss davonwanderten, und es fiel ihm wieder ein, wie er selbst vor so vielen Jahren denselben Weg mit Derrewyn eingeschlagen hatte. Damals war er der Meinung, seine Glückseligkeit würde niemals enden — später dagegen hatte er geglaubt, er würde niemals wieder glücklich werden. Er sah, wie Hanna den Arm ausstreckte und Leirs Hand nahm, und seine Augen füllten sich mit Tränen. Abrupt wandte er sich dem Tempel zu und sah, zu welch kunstvollen, verschlungenen Mustern sich Licht und Schatten rings um die hoch aufragenden Steine verbanden; in der Tat hatte sein Bruder etwas Wunderbares erträumt — aber ihm war jetzt auch klar, wie dieser erhabene Wunschtraum mehr und mehr in Wahnsinn entartete.

Saban kehrte wieder zu den Arbeitsbereichen zurück. Es mussten nur noch zwei Decksteine auf die Pfeiler gehoben werden, zur Fertigstellung des Gesamtwerks, und dann — und erst dann —, so vermutete Saban, würde er herausfinden, warum die Götter diesen Tempel gewollt hatten.

Der allerletzte Stein wurde nur drei Tage vor dem Wintersonnenwendfest platziert. Es war der Deckstein, der auf dem schmalsten Pfeiler des äußeren Kreises ruhte. Saban hatte sich Sorgen wegen dieses Pfeilers gemacht, denn Camaban blieb hartnäckig dabei, dass er nur halb so breit wie die anderen sein dürfte, weil er den halben Tag der Reise des Mondes symbolisierte. Auch ließ er eine breitere Lücke in dem äußeren Steinkreis, durch die die Leute hintereinander in die Tempelmitte gelangen konnten; aber auf seiner schmalen Spitze war kaum Platz, um die Zapfen für die beiden Decksteine zu meißeln, die gefährlich wenig Halt haben würden, wie Saban befürchtete.

Allerdings gingen seine Sorgen in die falsche Richtung. Das Problem war nicht der Platzmangel, sondern der Pfeiler selbst; denn als das Gerüst aus Holzbalken aufgetürmt worden war, als der letzte Deckstein Schicht für Schicht bis zur Spitze des Pfeilers hinaufgewuchtet und über die Rampe vorgeschoben worden war, bis sein Zapfen genau über dem Loch im Nachbarpfeiler schwebte, und als dann schließlich die Balken unter dem Stein herausgezogen wurden, damit er auf seinem vorgesehenen Platz einrastete — zerbrach der Pfeiler.

Die Decksteine pflegten mit einem lauten, durch Mark und Bein gehenden Krachen auf den Pfeilern zu landen, und Saban fürchtete diesen Moment jedes Mal, weil er Angst hatte, dass entweder der Deckstein selbst oder der Pfeiler durch die Wucht des Aufpralls zertrümmert würden. Das harte Gestein wies Verwerfungen auf, brüchige Stellen, die Saban sich manchmal zu Nutze gemacht hatte, um die Felsblöcke zu formen — aber einige dieser fehlerhaften Stellen mussten auch tief in dem Gestein verborgen sein — obwohl sich bisher keiner der Steine jemals verraten hatte. Die fünf Decksteine des Sonnenhauses und die neunundzwanzig Decksteine des Himmelsrings waren alle erfolgreich hochgehoben worden; jeder war Stück für Stück in seine richtige Position geschoben worden, sodass die Löcher auf seiner Unterseite genau mit den Zapfen auf denen des Pfeilers übereinstimmten. Anschließend landeten sie zwar mit einem nervenzermürbenden Krachen auf den Pfeilerspitzen, dennoch waren seither sämtliche Steine heil geblieben — bis auf diese letzte Mondsäule. Sie stürzte nicht mit ohrenbetäubendem Getöse um, sondern erzeugte ein trockenes, deutlich hörbares Knacken, das Unheil verkündend von der gegenüberliegenden Seite des Steinkreises widerhallte.

Saban verharrte mitten in der Bewegung und wartete auf das Unheil, aber die Stille dehnte sich aus. Der Deckstein lag genau an der richtigen Stelle, und der Pfeiler stand noch

immer — doch als Saban von den übereinander gestapelten Holzbalken herunterkletterte, sah er, dass der schmale Pfeiler einen tiefen Riss hatte, der diagonal über seine Oberfläche lief. Der Riss begann an der Spitze des Pfeilers und zog sich bis zur Hälfte einer Seite hinunter. Ein Sklave sprang neben Saban von dem Hebegerüst und steckte einen Finger in den Spalt. »Wenn der hier nachgibt ...«, sagte er, behielt jedoch den Rest für sich.

Wenn der Spalt nachgab, das wusste Saban, würde der Pfeiler umkippen und der Deckstein herunterstürzten. »Fass ihn bloß nicht an«, warnte er den Sklaven, und als Camaban an diesem Abend kam, eröffnete Saban ihm die böse Neuigkeit.

Camaban betrachtete den Spalt in dem Pfeiler, dann spähte er zu dem Deckstein hinauf. »Der Pfeiler steht doch, oder etwa nicht?«, erklärte er.

»Er steht, ja, aber wie lange noch?«, erwiderte Saban. »Man müsste ihn ersetzen.«

»Ersetzen?«, fragte Camaban erstaunt.

»Wir sollten einen anderen Stein aus Cathallo holen.«

»Und wie lange wird das dauern?«, verlangte Camaban zu wissen.

»Den Stein zu transportieren? Ihn zu formen? Diesen Pfeiler hier wegzunehmen?« Saban überlegte einen Moment. »Und wir werden erst den Deckstein von dem schmalen Pfeiler herunterhieven müssen«, sagte er, »was der Grund ist, warum ich die Plattform gleich stehen gelassen habe.« Er zuckte die Achseln. »Ich schätze, es könnte bis zum nächsten Sommer erledigt sein.«

»Nächstes Jahr?«, brüllte Camaban. »Wir wollen diesen Tempel in drei Tagen weihen! In drei Tagen! Er kann nicht warten! Er ist fertig, er ist fertig, er ist fertig! Natürlich wird der Stein nicht umstürzen!« Er schlug mit der flachen Hand gegen den geborstenen Pfeiler, und Saban wich unwillkürlich zurück, aber der Block zerbrach nicht. Dann klopfte Camaban mit seinem kleinen Streitkolben dagegen,

und danach, weil er Saban ängstlich zusammenzucken sah, hob er einen der schweren runden Steinhämmer auf, die zum Behauen der Felsblöcke benutzt worden waren, und schlug mit aller Kraft auf den Riss. Grunzend und schwitzend ließ er den schweren Hammer wieder und wieder gegen den Pfeiler krachen, während das Echo jedes gewaltigen Schlags den Tempel füllte, und immer noch wankte der Stein nicht. »Siehst du?«, rief Camaban, ließ das Werkzeug fallen, und dann — immer mehr in Rage geratend, wie es jedes Mal geschah, wenn der Tempelbau auf irgendein Hindernis stieß — schob er sich zwischen den geborstenen Stein und den Nachbarpfeiler und warf sich mehrmals mit seinem gesamten Gewicht gegen die fatale Öffnung. »Siehst du?«, schrie er, und die Sklaven blickten Saban unsicher an.

Der Pfeiler zerbrach nicht. Camaban warf sich ein letztes Mal mit aller Kraft dagegen, dann umfasste er ihn mit beiden Händen und versuchte, an ihm zu rütteln. »Siehst du?«, fragte Camaban abermals und zog seinen Umhang zurecht. »Es hat keine Bedeutung. Der Tempel ist fertig.« Er trat ein paar Schritte von dem Himmelsring zurück und starrte zu den Decksteinen hinauf. »Vollendet!« Dieses letzte Wort schrie er triumphierend hinaus, dann drehte er sich abrupt um und umarmte Saban. »Du hast deine Sache gut gemacht, Saban, du hast deine Sache sehr gut gemacht. Du hast den Tempel erbaut. Er ist fertig! Endlich fertig!«, jubelte er und machte ein paar unbeholfene Tanzschritte, dann ließ er sich auf die Knie fallen und senkte die Stirn auf den Boden, um zu beten.

Da stand nun alles in seiner Pracht. Jetzt mussten nur noch die letzte Plattform abgebaut und der Bauschutt der langen Jahre weggeräumt werden. Die Steine aus Sarmennyn sollten auf dem tiefer gelegenen Gelände östlich des Tempels bleiben, während man die Holzbalken der Schlitten bereits zu zwei großen Haufen aufgetürmt hatte, die bei der Tempelweihe verbrannt werden würden. Diese Feier sollte in

drei Tagen stattfinden, und als Camaban seine Gebete beendet hatte, erklärte er, dass es Zeit würde, die Sklavenhütten abzureißen und die Holzbretter und das Stroh auf die großen Scheiterhaufen zu legen. »Hütten brennen ausgezeichnet«, sagte er mit einem wölfischen Grinsen.

»Wenn ich die Hütten der Sklaven abreiße«, fragte Saban, »wo sollen sie dann schlafen?«

»Sie werden natürlich freigelassen«, meinte Camaban wegwerfend.

»Jetzt?«

»Nein, noch nicht«, schränkte Camaban stirnrunzelnd ein. »Ich möchte ihnen erst danken. Was meinst du, ob ich vielleicht ein Festessen für sie veranstalten sollte?«

»Sie haben es ganz sicherlich verdient«, bekräftigte Saban.

»Dann werde ich das vorbereiten«, versprach Camaban lässig. »Sie werden am Vorabend des Wintersonnenwendfests ein Festessen bekommen. Ein großes Festessen! Und du kannst die Sklavenhütten am Morgen der Zeremonie abreißen.« Er ging davon, obwohl er sich immer wieder umdrehte, um auf die Steine zu blicken.

Leir und Hanna wohnten jetzt in Sabans Hütte. Das Paar war von der Insel zurückgekehrt, wo Leir die Goldraute in die Astgabel gelegt hatte; aber von Derrewyn gab es keine Spur, und Saban befürchtete, dass sie tot war. Leir, alles andere als schockiert über Hannas wahre Abstammung, schien das Ganze eher aufregend zu finden und bestand darauf, die alten Geschichten über Cathallo und Ratharryn, über Lengar und Hengall, über Derrewyn und Sannas zu hören.

»Derrewyn ist nicht tot«, sagte Kilda hartnäckig an dem Abend, als der Tempel vollendet war. Der Tempel lag leer und verlassen da; Saban und Kilda gingen Hand in Hand zwischen den dunklen Pfeilern hindurch, die von silbrigem Mondlicht übergossen waren, sodass die winzigen, in dem grauen Fels eingebetteten Quarzsplitter wie Spiegelbilder der unzähligen Sterne glitzerten. Nachts schienen die Steine

irgendwie höher zu sein, höher und enger zusammenstehend, sodass Saban und Kilda das Gefühl hatten, von einer undurchdringlichen Wand aus Stein umschlossen zu sein, als sie sich zwischen zwei Pfeilern des Sonnenhauses hindurchzwängten und das Tempelinnere betraten. Haraggs Knochen lagen irgendwo in der Dunkelheit verborgen, aber der säuerliche Geruch von Blut hing deutlich in der kalten Nachtluft.

»Wenn man drinnen ist, wirkt der Tempel irgendwie kleiner«, sagte Kilda.

»Wie ein Grab«, meinte Saban.

»Vielleicht ist es doch ein Totentempel?«, gab Kilda zu bedenken.

»Und genau das will Camaban«, sagte plötzlich eine harte Stimme aus dem dunklen Schatten, die Haraggs stinkende Gebeine verbargen. »Er glaubt, der Tempel wird Leben spenden - aber es ist ein Tempel des Todes!«

Kilda keuchte erschrocken auf, als die Stimme ertönte, und Saban legte ihr schützend einen Arm um die Schultern, als sie herumfuhren; neben dem Gerippe erhob sich eine dunkle, in einen Kapuzenumhang gehüllte Gestalt und kam langsam auf sie zu. Einen Moment lang glaubte Saban, es sei Haragg, der wieder zum Leben erwacht war, dann schüttelte Kilda plötzlich seinen Arm ab, rannte los und ließ sich vor der Gestalt auf die Knie sinken. »Derrewyn!«, rief sie freudig. »Derrewyn!«

Ein Arm schob die Kapuze zurück, und Saban sah, dass es tatsächlich Derrewyn war. Eine ältere Derrewyn, weißhaarig und mit einem so mageren Totenschädel auf den Schultern, dass sie ihn unwillkürlich an Sannas erinnerte. »Du hast die Goldraute hinterlegt, Saban?«, fragte sie.

»Mein Sohn und deine Tochter waren das«, erwiderte er.

Derrewyn lächelte. Kilda hielt ihre Beine umschlungen; Derrewyn löste sich sanft aus dieser Umklammerung und kam auf Saban zu. »Dein Sohn und meine Tochter«, sagte sie, »sind jetzt Liebende?«

»Ja.«

»Ich habe gehört, dein Leir ist ein rechtschaffener Mann«, fuhr Derrewyn fort. »Also, warum hast du nach mir geschickt? Ist es deshalb, weil dein Bruder alle Sklaven töten will? Das wusste ich schon. Ich weiß alles, Saban. Mir entgeht nicht ein Wort von dem, was in Ratharryn oder Cathallo getuschelt wird.« Sie sah sich in dem Sonnenhaus um, blickte an den hohen Steinen hinauf. »Es stinkt bereits nach Blut, aber Camaban wird immer noch mehr Blut vergießen. Er wird den Tempel so lange mit Blut tränken, bis es niemanden mehr gibt für Wunder.« Sie lachte verächtlich. »Nie mehr Winter? Nie mehr Krankheit und Leid? Und vielleicht wird sogar der Tod besiegt sein? Also angenommen, das Wunder geschieht nicht, Saban — was wird dein Bruder dann tun? Einen neuen Tempel bauen? Oder diesen hier einfach weiter mit Blut, Blut und immer noch mehr Blut füttern, bis man die Erde nicht mehr sieht?«

Saban sagte nichts. Derrewyn strich mit der Hand über die Flanke des Muttersteins, der das Mondlicht stärker reflektierte als die Steine aus Cathallo. »Oder vielleicht wird es mit seinem Wunder ja auch klappen«, fuhr Derrewyn fort. »Vielleicht werden wir die Toten ja hier wandeln sehen. Alle Toten, Saban, ihre Gerippe bleich und fleischlos, während sie sich mit knirschenden Gelenken zwischen den Steinen bewegen.« Sie spuckte aus. »Ihr werdet keine Gräber mehr in Ratharryn ausheben, wie?« Sie begab sich zwischen die äußeren Steine und starrte zu den von Feuerschein erhellten Sklavenhütten in dem kleinen Tal hinüber. »In zwei Tagen, Saban«, sagte sie, »will dein Bruder alle diese Menschen töten. Er wird vorgeben, ein Festmahl für sie zu veranstalten — aber seine Krieger werden die Hütten umzingeln und die Sklaven mit ihren Speeren hierher treiben, um sie abzuschlachten. Woher ich das weiß? Ich habe es von den Frauen in Cathallo erfahren, Saban, wohin dein Bruder heimlich geht, um bei deiner Ehefrau zu liegen. Die beiden treiben es miteinander, nur dass sie es natürlich nicht so

nennen. Sich paaren ist das, was du und ich früher miteinander getan haben, was ihr beide, du und Kilda, tut, was dein Sohn wahrscheinlich mit meiner Tochter tut, noch während du hier stehst und mich mit offenem Mund anglotzt. Nein, Camaban und Aurenna proben die Hochzeit von Slaol und Lahanna. Es ist ihre heilige Pflicht«, höhnte sie, »aber in Wirklichkeit trotzdem nichts anderes als sich paaren, auch wenn man es noch so sehr mit Gebeten verbrämt - und wenn sie fertig sind, unterhalten sie sich, und glaubst du, die Frauen von Cathallo geben nicht jedes einzelne Wort an mich weiter, das sie aufschnappen?«

»Ich habe dir die Goldraute geschickt, damit du mir hilfst«, sagte Saban. »Ich will, dass die Sklaven am Leben bleiben.«

»Selbst wenn das bedeutet, dass es mit Camabans Wunder nicht klappt?«

Saban zuckte die Achseln. »Ich glaube, Camaban hegt schreckliche Zweifel, weshalb ihn auch der Wahnsinn befallen hat«, äußerte er ruhig. »Und dieser Wahnsinn wird nicht aufhören, bis er seinen Tempel geweiht hat. Vielleicht wird Slaol ja kommen? Ich wünschte, es würde geschehen.«

»Und wenn er nicht kommt?«, fragte Derrewyn.

»Dann habe ich einen großartigen Tempel erbaut«, erwiderte Saban fest, »und nach all dem werden wir hierher kommen, tanzen und beten, und die Götter werden die Steine so benutzen, wie sie es für richtig halten.«

»Soll das alles gewesen sein?«, fragte Derrewyn missmutig. »Ein Tempelbau?«

Saban erinnerte sich wieder an das, was Galeth so unmittelbar vor seinem Tod gesagt hatte. »Was haben sich die Leute von Cathallo dabei gedacht, als sie damals diese riesigen Steinbrocken von den Hügeln heruntergeschleppt haben für ihre Tempelanlage?«, fragte er Derrewyn. »Welches Wunder erwartete man von diesen Steinen?«

Derrewyn starrte ihn einen Moment lang schweigend an, wusste aber keine Antwort darauf. Sie wandte sich an Kilda. »Morgen«, sagte sie, »wirst du den Sklaven sagen, dass sie

am Vorabend des Wintersonnenwendfests umgebracht werden sollen. Sag ihnen das in meinem Namen. Und sag ihnen auch, dass es morgen Nacht einen Pfad aus Licht geben wird, um sie in Sicherheit zu bringen. Und du, Saban« — sie zeigte mit einem knochigen Finger auf ihn — »du wirst morgen Nacht in Ratharryn schlafen und Leir und meine Tochter wieder auf die Insel schicken. Wenn Hanna in Ratharryn bleibt, wird sie mit Sicherheit getötet werden, denn sie ist noch immer eine Sklavin dieses Tempels — selbst wenn sie bei deinem Sohn liegt.«

Saban runzelte die Stirn. »Und was wird aus Leir?«

»Wir werden zurückkommen«, versicherte Derrewyn ihm. »Ganz bestimmt. Und eins kann ich dir garantieren, Saban ... bei meinem Leben! Dein Bruder hat Recht, Saban. An dem Tag, an dem dieser Tempel geweiht wird, werden die Toten umgehen. Du wirst es erleben. In drei Tagen, wenn die Dunkelheit über Ratharryn hereinbricht, werden die Toten umgehen!«

Sie zog sich die Kapuze wieder über den Kopf und tauchte ein ins Dunkel.

20. KAPITEL



Kilda wollte nicht mit Saban in die Siedlung zurück. »Ich bin eine Sklavin«, erklärte sie ihm. »Wenn sie mich in Ratharryn finden, werden sie mich umbringen.«

»Das würde ich niemals zulassen«, protestierte Saban.

»Der Tempel hat deinen Bruder in den Wahnsinn getrieben«, sagte Kilda, »und was du nicht zulassen willst,

wird ihm die größte Wonne bereiten. Ich werde hier bleiben und dann über Derrewyns Pfad aus Licht fliehen.«

Saban akzeptierte ihre Entscheidung, wenn auch sehr ungern. »Ich werde langsam alt«, sagte er, »und meine Knochen schmerzen. Wie soll ich es ertragen, jetzt auch noch eine dritte Frau zu verlieren?«

»Du wirst mich nicht verlieren«, versprach Kilda. »Wenn der Wahnsinn vorbei ist, werden wir wieder zusammen sein.«

»Nach diesen bösen Tagen«, verkündete Saban, »werde ich dich heiraten.«

Mit diesem Versprechen ging er nach Ratharryn. Er war in nervöser Stimmung, stellte jedoch bald fest, dass das auf alle Bewohner der Siedlung zutraf, die von banger Erwartung erfüllt waren. Alle harrten gespannt der Tempelweihe in zwei Tagen, obwohl sich anscheinend keiner außer Camaban sicher war, welche Veränderungen dann eintreten würden - selbst Camaban drückte sich nur vage aus. »Slaol wird an seinen richtigen Platz zurückkehren«, war alles, was er von sich gab, »und unsere Nöte und Sorgen werden zusammen mit dem Winter auf immer gebannt sein.«

An diesem Abend aß Saban in Mereth' Hütte, wo sich noch ein Dutzend anderer Leute eingefunden hatten. Sie brachten Essen, sangen und erzählten sich alte Geschichten. Es war die Art von geselligem Beisammensein, die Saban in seiner Jugend stets genossen hatte; doch an diesem Abend sangen sie nur halbherzig, weil alle in der Hütte mit ihren Gedanken bei dem Tempel waren. »Du kannst uns doch sicher sagen, was geschehen wird«, forderte ein Mann Saban heraus.

»Ich weiß es nicht.«

»Zumindest deine Sklaven werden glücklich sein«, meinte ein anderer.

»Glücklich?«, fragte Saban.

»Camaban wird ein Festmahl für sie veranstalten.«

»Ein Festmahl mit reichlich Met«, warf Mereth ein. »Jede Frau in Ratharryn ist angehalten, drei große Krüge voll zu brauen, und morgen sollen wir die Krüge zum Tempel bringen, zur Belohnung für deine Sklaven. In ganz Ratharryn gibt es keinen Honig mehr!«

Saban wünschte, er könnte glauben, dass Camaban wirklich vorhatte, den Tempelarbeitern ein Festmahl zu bereiten; aber er hatte den Verdacht, dass der Alkohol nur dem Zweck diente, die Sklaven zu betäuben, bevor die Speerkämpfer ihr Lager erstürmen würden. Er schloss die Augen, dachte an Leir und Hanna, die in diesem Moment dem Fluss Mai nach Norden folgen sollten. Er hatte die beiden zum Abschied umarmt und ihnen dann nachgeblickt, als sie davonwanderten, mit nichts außer Leirs Waffen ausgerüstet. Saban hatte gewartet, bis sie in dem winterlichen Wald verschwanden; ach, wie einfach und unkompliziert war das Leben doch gewesen, als sein Vater noch Mai, Arryn, Slaol und Lahanna verehrt hatte und die Götter noch keine solch maßlosen Forderungen gestellt hatten. Aber da war dann noch das Gold ins Spiel gekommen und mit ihm Camabans Eifer, die Welt zu verändern.

»Bist du krank?«, fragte Mereth besorgt, weil Saban so blass und abgespannt aussah.

»Ich bin müde«, erklärte Saban, »nur müde«, und er lehnte sich gegen die Wand der Hütte, als die Leute das Lied von Camabans Sieg über Rallin sangen. Er lauschte dem Chor, dann lächelte er, als Mereth' fremdländische Frau ein Lied aus Sarmennyn anstimmte. Es war die Ballade von einem Fischer, der ein Meeresungeheuer gefangen hatte und den ganzen weiten Weg bis zum Strand mit dem Tier in den hohen Wellen kämpfte - was Saban wieder an die Jahre erinnerte, die er an den Ufern von Sarmennyns Fluss gelebt hatte. Mereth' Ehefrau sang in ihrer Muttersprache, und die Leute aus Ratharryn hörten ihr mehr aus Höflichkeit denn aus Interesse zu; lebhaft hatte Saban die glücklichen,

unbeschwerten Tage in Sarmennyn vor Augen, als Aurenna noch nicht danach strebte, eine Göttin zu sein, sondern solche große Freude an dem Bau der Boote und dem Transport der Steine gehabt hatte. Gerade dachte er daran, wie Leir damals schwimmen gelernt hatte, als aus der Dunkelheit plötzlich laute Rufe ertönten. Saban fuhr zum Hütteneingang herum, wo er eine große Gruppe von Speerkämpfern nach Süden auf ein rotes Leuchten am Horizont zurennen sah. Er starrte auf die Glut am Himmel, und einen verrückten Moment lang glaubte er, der gewaltige Feuerschein bedeutete, dass die Steine selbst in Flammen stünden; dann rief er Mereth zu, dass etwas Merkwürdiges im Tempel vorginge, und hastete in die Nacht hinaus.

Derrewyn - es konnte niemand anders gewesen sein - hatte die hohen Stapel aus Feuerholz und Schlittenbalken in Brand gesteckt, die für die Tempelweihe bereit standen. Und sie hatte noch mehr getan - denn als Saban die heilige Straße erreichte, sah er, dass auch die Sklavenhütten brannten. Seine eigene Hütte brannte ebenfalls lichterloh, und die prasselnden, hoch auflodernden Flammen beleuchteten die Tempelsteine, ließen sie wundervoll in der Dunkelheit wirken.

Dann schrie ein Krieger, dass die Sklaven verschwunden seien.

Oder vielmehr die meisten. Ein paar, die zu große Angst gehabt hatten, davonzulaufen, oder nicht dem Gerücht glauben wollten, das Kilda den ganzen Tag über eifrig verbreitet hatte, kauerten neben dem Sonnenstein - aber der Rest war über Derrewyns Pfad aus Licht nach Süden geflohen. Saban stieg auf den Hügel südlich des Tempels; dort entdeckte er den Pfad, der aus in den Boden gerammten Fackeln bestand und deren Flammen einen Fluchtweg in die Sicherheit kennzeichneten. Die Fackeln brannten jetzt nur noch schwach, während sie sich in einer gewundenen Linie über die Hügel schlängelten, um sich schließlich zwischen den Bäumen jenseits des Totenhauses

zu verlieren. Der Pfad aus Licht lag verlassen da, denn die Sklaven waren längst entwischt. Inzwischen, dachte Saban, werden sie schon tief in den Wäldern sein, und noch während er hinschaute, begannen die rußenden Fackeln eine nach der anderen zu verlöschen.

Camaban tobte wie ein Wilder inmitten der allgemeinen Verwirrung und Bestürzung. Er schrie nach Wasser, um den Brand zu löschen; aber der Fluss war zu weit entfernt, und die Feuer loderten viel zu heftig. »Gundur!«, brüllte er, »Gundur!«, und als der Krieger zu ihm kam, befahl Camaban, dass jeder Speerkämpfer und jeder Jagdhund in Ratharryn auf die Verfolgung der Flüchtenden angesetzt werden sollten. »Und in der Zwischenzeit bringt die Übrigen dort in den Tempel und tötet sie.« Er wies mit seinem Schwert auf die Hand voll Sklaven, die zurückgeblieben waren.

»Wir sollen sie töten?«, fragte Gundur.

»Töten, jawohl!«, schrie Camaban und ging mit abschreckendem Beispiel voran, indem er einen Mann niederschlug, der gerade zu erklären versuchte, was in der Nacht passiert war. Der Mann, ein Sklave, der im Tempel geblieben war, weil er Dankbarkeit erwartet hatte, blickte einen Moment verblüfft drein, dann fiel er auf die Knie, während Camaban blindwütig mit seinem Schwert auf ihn einhackte. Camaban war über und über mit dem Blut des Mannes bespritzt, als er endlich von seinem Opfer abließ; dann schaute er sich - seine Blutgier noch längst nicht gestillt - nach einem anderen Sklaven um, den er niedermetzeln konnte, und erblickte stattdessen Saban. »Wo bist du gewesen?«, verlangte Camaban zu wissen.

»In der Siedlung«, erklärte Saban, während er auf seine lichterloh brennende Hütte starrte. Die wenigen Habseligkeiten, die er besaß, waren alle darin. Seine Waffen, Kleider und Töpfe. »Es ist nicht notwendig, die Sklaven zu töten«, widersprach er.

»Ich entscheide, was notwendig ist!«, schrie Camaban. Er hob sein blutbeschmiertes Schwert. »Was ist hier passiert?«, bedrängte er Saban. »Was ist passiert?«

Saban ignorierte die bedrohliche Schwertklinge. »Sag du es mir«, erwiderte er kalt.

»Ich? Ich soll dir sagen, was hier passiert ist?« Camaban hielt sein Schwert weiterhin drohend erhoben. »Was weiß ich denn von alledem?«

»Hier geschieht nichts, Bruder, was du nicht befohlen hast. Dies ist dein Tempel, dein Traum, dein Werk!« Saban versuchte, seinen wachsenden Zorn zu beherrschen. Er blickte auf den flackernden roten Widerschein der Flammen, der die Steine berührte und im Inneren des Tempels ein zitterndes Gewirr von miteinander verschmelzenden Schatten erzeugte. »Dies ist alles dein Werk, Bruder«, grollte er, »ich habe hier nichts getan außer dem, was du mir aufgetragen hast.«

Camaban starrte ihn schweigend an, und Saban dachte, das Schwert würde jeden Moment auf ihn niedersausen, denn in den Augen seines Bruders flackerte ein schrecklicher Wahnsinn; aber dann brach Camaban unversehens in Tränen aus. »Es *muss* Blut fließen!«, schluchzte er. »Keiner von euch begreift das! Selbst Haragg wollte das nicht einsehen! Es muss Blut fließen!«

»Der Tempel schwimmt bereits darin«, schnaubte Saban. »Warum braucht er immer noch mehr?«

»Es muss Blut fließen! Wenn kein Blut da ist, wird der Gott nicht kommen. Dann beachten uns die Götter nicht!«, schrie Camaban. Die Männer beobachteten ihn mit entsetzten Mienen, denn er krümmte und wand sich jetzt wie in unerträglichen Krämpfen. »Ich will die Blutopfer nicht«, seine Stimme überschlug sich, »aber die Götter wollen sie. Wir müssen ihnen Blut geben, sonst werden sie uns nichts geben! Gar nichts! Und keiner von euch versteht das!«

Saban schob das Schwert weg, dann legte er seinem Bruder die Hände auf die Schultern. »Als du zuerst von dem Tempel geträumt hast«, sagte er ruhig, »war kein Blut im Spiel. Es ist nicht notwendig, Blut zu vergießen. Der Tempel lebt bereits!«

Camaban blickte zu ihm auf, einen Ausdruck der Verwirrung auf seinem schwarz gestreiften Gesicht. »Er lebt?«

»Ich fühle es deutlich«, versicherte Saban ihm. »Er lebt. Und die Götter werden dich belohnen, wenn du die Sklaven gehen lässt.«

»Das werden sie tun?«, fragte Camaban unsicher und furchterfüllt.

»Ja!« Saban nickte feierlich. »Sie werden dich dafür belohnen! Ich verspreche es dir.«

Camaban lehnte sich an Saban und schluchzte wie ein Kind an seiner Schulter. Saban tröstete ihn, bis Camaban sich schließlich wieder aufrichtete. »Alles wird gut werden?«, fragte er schluchzend und schniefend. »Alles wird gut werden«, bestätigte Saban. Camaban öffnete den Mund, als ob er etwas sagen wollte, dann klappte er ihn wieder zu und marschierte einfach wortlos davon. Saban blickte ihm einen Moment nach und stieß einen abgrundtiefen Seufzer aus, dann ging er zum Tempel und benachrichtigte Gundur, dass die restlichen Sklaven am Leben bleiben durften. »Aber lauft weg«, empfahl er den Leuten. »Lauft sofort los und lauft weit!«

Gundur spuckte in die Schatten der Steine. »Er ist wahnsinnig!«

»Das ist er schon immer gewesen«, pflichtete Saban ihm bei, »schon von dem Tag an, als er verkrüppelt auf die Welt kam. Und wir haben bei seinem Wahnsinn mitgemacht.«

»Aber was passiert, wenn der Tempel geweiht wird?«, fragte Gundur. »Wohin wird seine Tollheit dann noch führen?«

»Es ist diese Sorge, die tatsächlich alles verschlimmert«, fand auch Saban. »Aber wir sind ihm nun schon so weit

gefolgt, dass wir ihm wenigstens die nächsten beiden Nächte noch zugestehen können.«

»Wenn die Toten nicht auferstehen«, sagte Gundur grimmig, »dann werden sich die anderen Stämme wie Wölfe auf uns stürzen.«

»Achtet deshalb darauf, dass eure Speere geschärft sind«, riet Saban ihm.

Der Wind drehte in der Nacht, wehte den Rauch nach Norden und brachte heftige Regenfälle mit, die die Feuer löschten und den letzten Rest Steinstaub von dem Tempelkreis wuschen. Als der Himmel kurz vor Sonnenaufgang aufklarte, wurde eine Eule gesehen, die über dem Tempel kreiste und dann in Richtung der aufgehenden Sonne davonflog. Es konnte kein besseres Omen geben.

Der Tempel war fertig, und die Götter verweilten ganz in der Nähe. Der Traum hatte sich in Stein verwirklicht.

Am Morgen kam Aurenna nach Ratharryn und brachte Lallic und ein Dutzend Sklaven mit. Sie schlüpfte in Camabans Hütte und blieb dort. Es war ein ungewöhnlich warmer Tag, sodass Männer und Frauen ohne Umhänge gingen und sich über den um diese Jahreszeit ungewohnten Südwind wunderten, der solch mildes Wetter gebracht hatte. Slaol ist bereits dabei, den Winter zu vertreiben, sagten sie, und die Wärme bestärkte die Leute in dem Glauben, dass der Tempel tatsächlich Macht besaß.

Es waren jetzt viele Fremde in Ratharryn. Man hatte sie nicht eingeladen, sie kamen aus reiner Neugier. Seit Tagen trafen immer neue Besucher ein. Die meisten waren von benachbarten Stämmen, aus Drewenna und von den Stämmen entlang der Südküste; aber einige kamen auch aus dem fernen Norden, und andere hatten sogar das Wagnis einer Seereise auf sich genommen, um das Wunder der Steine zu sehen. Viele der Besucher gehörten zu den Stämmen, die schrecklich unter Ratharryns

Sklavenraubzügen gelitten hatten; aber jetzt hegten sie friedliche Absichten und hatten ihre eigene Verpflegung mitgebracht. Daher erhielten sie die Erlaubnis, sich Schutzhütten zwischen den mit Beeren übersäten Büschen der nahe gelegenen Wälder aufzustellen. Am Tag nach der Flucht der Sklaven traf Lewydd mit einem Dutzend Speerkämpfern aus Sarmennyn ein; Saban umarmte seinen alten Freund und brachte ihn in Mereth' Hütte unter.

Lewydd war jetzt Clanführer von Sarmennyn und hatte einen grauen Bart sowie zwei neue Narben auf seiner grau tätowierten Brust. »Als Kereval starb«, berichtete er Saban, »dachten unsere Nachbarn, wir würden mühelos zu besiegen sein. Und so habe ich jahrelang Kriege führen müssen.«

»Und sie gewonnen?«

»Genug davon«, sage Lewydd lakonisch. Dann erkundigte er sich nach Aurenna und Haragg, nach Leir und Lallic; er schüttelte den Kopf, als Saban ihm all die vielen Neuigkeiten schilderte. »Du hättest nach Sarmennyn zurückkommen sollen«, sagte er. »Das wollte ich auch immer.«

»Aber du bist trotzdem geblieben und hast den Tempel gebaut?«

»Es war meine Pflicht«, erklärte Saban. »Aus diesem Grund haben die Götter mich in die Welt gesetzt, und ich bin froh, dass ich es getan habe. Irgendwann wird sich niemand mehr an Lengars Schlachten erinnern, und selbst Cathallos große Niederlage wird wahrscheinlich eines Tages in Vergessenheit geraten - aber mein Tempel wird die Zeiten überdauern.«

Lewydd lächelte. »Du hast deine Sache wirklich gut gemacht. Das Bauwerk ist einmalig. Ich habe noch in keinem Land, in dem ich je gewesen bin, irgendetwas dergleichen gesehen.« Er streckte die Hände nach Sabans Feuer aus. »Also, was wird morgen geschehen?«

»Das musst du Camaban fragen. Falls er mit dir sprechen will.«

»Er spricht nicht?«, fragte Lewydd verwundert.

Saban zuckte die Achseln. »Er spricht mit niemandem außer Aurenna.«

»Die Leute sagen, dass Erek zur Erde kommen wird«, meinte Lewydd.

»Natürlich gibt es alle möglichen Gerüchte«, erwiderte Saban. »Sie behaupten, wir werden Götter, die Toten werden wieder auferstehen und der Winter sei für alle Zeit gebannt - aber ich weiß nicht, was geschehen wird.«

»Wir finden es ja bald genug heraus«, tröstete Lewydd.

Die Frauen bereiteten den ganzen Tag über Speisen zu. Camaban hatte keine besonderen Pläne für die Tempelweihe enthüllt; aber der Tag der Wintersonnenwende war schon immer ein Festtag gewesen. Daher kochten und rührten und brieten die Frauen, sodass der gesamte hohe Ringwall von köstlichen Düften erfüllt war. Camaban blieb in seiner Hütte, und Saban war froh darüber; denn er befürchtete, dass sein Bruder Leir vermissen und nach seinem Verbleib forschen würde; doch weder Camaban noch Aurenna erkundigten sich nach dem Grund von Leirs Abwesenheit.

Es gab kaum jemanden, der in dieser Nacht ruhig schlief, denn alle erfüllte fieberhafte Erwartung. Die Wälder waren hell erleuchtet von den Feuern der Besucher, und am westlichen Horizont stand ein Neumond - der bei Tagesanbruch hinter Nebelschwaden verblasste, als die Leute von Ratharryn ihre feinsten Kleider anlegten. Sie kämmten sich die Haare und schmückten sich mit Halsketten aus Knochen, Gagat, Bernstein und Muscheln. Das Wetter war noch immer seltsam warm. Der Nebel löste sich allmählich auf, und ein plötzlicher Regenschauer ließ die Leute zu ihren Hütten zurückstürmen; aber als der Regen nachließ, spannte sich ein prachtvoller Regenbogen am westlichen Himmel. Ein Ende dieses Regenbogens stieß genau auf den Tempel herab, und die Leute kletterten auf den hohen Wall, um über das gute Zeichen zu staunen.

Die Wolken verzogen sich langsam nach Norden, um einen blassen, durchsichtigen Himmel zu hinterlassen. Gegen

Mittag hatten sich Hunderte von Leuten aus Dutzenden von Stämmen auf dem Grasland um den Tempel herum versammelt, und obwohl es eine große Anzahl von Met gab, betrank sich keiner. Einige tanzten, einige sangen, und dazwischen spielten die Kinder; aber niemand wagte sich über den Ringgraben und die Tempelwälle vor, bis auf ein Dutzend Männer, die die zwischen den Steinen grasenden Rinder wegtrieben und dann die Dunghaufen im Inneren des geheiligten Kreises beseitigten. Die Leute standen vor dem flachen äußeren Wall und betrachteten andächtig die Steine, die prachtvoll aussahen, hoch aufragend, und mit ihren klaren, ehernen Linien etwas Erhabenes und Mysteriöses ausstrahlten. Viele gratulierten Saban, und er musste wieder und wieder die Geschichten von der Erbauung des Tempels erzählen: wie sich einige Pfeiler als zu kurz erwiesen hatten; wie er die Decksteine hinaufgehoben hatte und wie viel harte, mühselige Arbeit und Schweiß in jedem einzelnen Stein steckten.

Der Wind legte sich, und die Luft wurde seltsam still und unbewegt, was die Atmosphäre gespannter Erwartung noch verstärkte. Die Sonne hatte ihren höchsten Punkt mittlerweile überschritten und sank am südlichen Himmel; noch immer erschien keine Prozession aus Ratharryn, obwohl einige Leute sagten, dass sich Tänzerinnen und Musiker um den Tempel von Mai und Arryn zu versammeln begannen. Saban führte Lewydd durch den Sonneneingang des Tempels und erklärte ihm, wie die Steine in ihre Gruben versenkt und dann zum Himmel aufgerichtet worden waren. Liebkosend strich er mit der Hand über den Mutterstein, der einzige Findling aus Sarmennyn, der in dem Kreis verblieben war; dann hob er ein paar Gesteinssplitter auf, die noch im Gras um Haraggs Gebeine verstreut lagen. Der Regen hatte das Blut des letzten Opfers weggewaschen, und der Tempel war von einem frischen, süßen Duft erfüllt. Lewydd blickte an dem Torbogen des Sonnenhauses hinauf, und ihm fehlten

offenbar die Worte. »Er ist .«, stotterte er, war jedoch unfähig, den Satz zu beenden.

»Er ist wunderschön«, übernahm Saban das Wort. Jeden einzelnen Stein kannte er. Er wusste, welcher besonders schwierig aufzustellen gewesen und welcher mühelos an seinen Platz geglitten war. Dann wies er auf die Stelle, wo ein Sklave von einer Plattform gestürzt war und sich ein Bein gebrochen hatte und wo ein anderer von einem Stein zerquetscht worden war, als der Block zum Formen hatte umgedreht werden müssen. Aber er wagte zu hoffen, dass alles Leid und alles Elend des Lebens mit diesem Tag enden würden, an dem Slaol sich in seinem neuen Heim niederließ.

Plötzlich rief jemand, dass die Priester kämen, und Saban schob Lewydd eilig aus dem Tempel. Sie drängten sich durch die Menschenmenge und sahen endlich die Prozession von der Siedlung heraufkommen.

Ein Dutzend Tänzerinnen bewegten sich an der Spitze des Festzugs, während sie mit blattlosen Eschenzweigen den Boden fegten; hinter ihnen kamen Trommler und weitere Tänzerinnen, dann folgten die Priester, die ihre nackten Körper mit Kreidemustern bemalt hatten und Hirschgeweihe oder Widderhörner auf dem Kopf trugen. Den Schluss der Prozession bildete ein großer Verband von Kriegern, alle mit Fuchsruten im Haar und mit federgeschmückten Speeren bewaffnet. Saban hatte bisher noch nie erlebt, dass zu einer Tempelweihe Waffen mitgebracht wurden; aber er nahm an, dass nichts an diesem Abend so wie sonst sein würde, denn das klumpfüßige Kind war im Begriff, die Welt in Ordnung zu bringen.

Einer der sich nähernden Priester trug die Schädelstange des Stammes, und Saban sah den weißen Totenschädel auf und nieder hüpfen, während die Priester die Geister beschwichtigten. Sie beteten an der Stelle, wo ein Mann aus heiterem Himmel tot umgefallen war, wehklagten zu dem Bärengott, wo ein großer Bär ein Kind zerfleischt hatte, und hielten dann bei den Gräbern an, um den Ahnen zu

berichten, welch ein Fest an diesem Tag in Ratharryn begangen würde. Der Anblick des Totenschädels erinnerte Saban wieder an seinen Meineid; er berührte seine Lenden und bat die Götter in einem stummen Gebet, ihm zu verzeihen. Hinter den ihre Gesänge schmetternden Priestern stieg der Rauch von der Siedlung senkrecht in den Himmel auf, der noch immer wolkenlos war - obwohl die ersten Vorboten der abendlichen Dunkelheit den nördlichen Horizont schiefergrau färbten.

Die Prozession setzte sich erneut in Bewegung, durchquerte das flache Tal und stieg dann zwischen den Wällen des geheiligten Pfades die Hügelflanke empor. Die Menschenmenge hatte begonnen, zu dem langsam lauter werdenden Trommeln zu tanzen, während sie sich mit schleifenden Schritten nach links und rechts bewegten, vor und zurück, und sich in dem feierlichen Tanz wiegten, der nicht eher enden würde, bis die Trommeln verstummten.

Camaban und Aurenna waren nicht unter den Priestern, die sich jetzt in einem Kreis um den Tempelgraben herum verteilten, während die Tänzerinnen mit ihren Eschenzweigen den gesamten Kreidering fegten, um jegliche böse Geister zu vertreiben. Anschließend stellten sich die Krieger in einem schützenden Kreis um den Kreidegraben herum.

Die Frauen von Ratharryn stimmten das Hochzeitslied von Slaol an. Sie tanzten zu ihrem Gesang, blieben reglos stehen, wenn ein Vers endete, und bewegten sich dann erneut mit gemessenen Schritten, wenn das bewegende Klagelied weiterging. Die Melodie war so getragen und ergreifend, dass Saban spürte, wie ihm die Tränen kamen; er begann ebenfalls zu tanzen, fühlte den göttlichen Geist in sich, und überall um ihn herum wiegte sich die Menschenmenge im Takt des Liedes, während die Stimmen der Frauen anschwollen und wieder verhallten, sich erneut emporschwangen und sangen. Die Sonne stand jetzt tief am

Himmel, war aber immer noch hell und noch nicht von dem Blutrot ihres winterlichen Untergangs überhaucht.

Vom äußeren Rand der Menge erhob sich ein Murmeln, und Saban sah drei Gestalten von der Siedlung heraufschreiten. Die eine war ganz in Schwarz gekleidet, die zweite ganz in Weiß, und die dritte trug ein Hirschlederhemd. Es war Lallic, die Leder trug; sie ging zwischen Camaban und Aurenna, die sich in lange, mit Federn besetzte Umhänge gehüllt hatten. Camabans Umhang war dicht an dicht mit Schwanenfedern benäht, während Aurenna, ihr Haar so hell und golden wie an dem Tag, als Saban ihr zum ersten Mal begegnete, von Kopf bis Fuß in Rabenfedern erschien. Weiß und Schwarz, Slaol und Lahanna, und auf Aurennas Antlitz lag ein Ausdruck entrückter Verzückung. Sie nahm weder die wartende Menschenmenge noch die schweigenden Priester noch die turmhoch aufragenden Steine wahr - denn ihr Geist war bereits in die neue, bessere Welt entflohen, die der Tempel bringen würde. Aus der Menge drang kein Laut.

Camaban hatte Anweisung erteilt, zwei neue Holzstöße zu beiden Seiten des Tempels aufzuschichten, jedoch ein gutes Stück von den Steinen entfernt; und einhundert Mann hatten den ganzen vergangenen Tag geschuftet, um das wieder aufzubauen, was Derrewyn zerstört hatte. Jetzt wurden diese neuen Scheiterhaufen in Brand gesteckt. Die Flammen krochen hungrig durch die riesigen Stöße, auf die ganze Baumstämme gelegt worden waren, damit die Feuer die ganze lange Mittwinternacht hindurch brannten. Ihr Knistern und Prasseln beherrschte jetzt das Schauspiel, denn das Trommeln, Singen und Tanzen hatte abrupt aufgehört, als die drei Gestalten den geheiligten Pfad betraten.

Camaban blieb neben dem Sonnenstein stehen, Lallic gehorchte seinem gemurmelten Befehl und stellte sich vor den Stein, um auf den Tempel zu starren. »Deine Tochter?«, fragte Lewydd leise.

»Meine Tochter«, bestätigte Saban. »Sie soll hier Priesterin sein.« Er wollte auf Lallic zugehen, doch zwei Speerkämpfer versperrten ihm augenblicklich den Weg. »Du musst ganz still sein«, sagte der eine und senkte seine Speerklinge, sodass sie auf Sabans Brust gerichtet war. »Camaban hat vollkommene Stille angeordnet«, erklärte der andere. Aurenna schritt weiter in die langen Schatten der Steine und verschwand dann in dem Tempel selbst.

Die Menschenmenge wartete. Die Sonne stand jetzt tief am Horizont, aber die Schatten des Tempels waren noch nicht so lang, dass sie bis zum Sonnenhaus reichten. Den Himmel überzog ein blasses Rosa, und die südlichsten Steine färbten sich ebenfalls rosig, während es im Inneren des Tempels bereits dunkel war. Das Muster wurde deutlich erkennbar, als die Steine ihre Schatten warfen und Aurenna in dem dunklen Herzen des Tempels zu singen begann.

Sie sang lange Zeit, und die Leute spitzten die Ohren, um sie zu hören; denn ihre Stimme war nicht sonderlich kräftig und wurde noch zusätzlich durch die Barriere der hohen Steinpfeiler gedämpft. Aber diejenigen, die in unmittelbarer Nähe der Speerkämpfer standen, konnten ihre Worte verstehen, und sie gaben sie im Flüsterton an die Leute hinten ihnen weiter. Slaol erschuf die Welt, sang Aurenna, und befahl den Göttern, die Welt zu behüten; und er schuf die Menschen, dass sie auf dieser Welt lebten; und er schuf die Pflanzen und Tiere, damit sie den Menschen Schutz und Nahrung lieferten; und am Anfang dieser Schöpfung gab es nichts als Leben und Liebe und Lachen, denn Männer und Frauen waren die Gefährten der Götter. Aber einige der Götter beneideten Slaol, denn keiner von ihnen war so strahlend und so mächtig wie der Gott der Sonne, und Lahanna hegte den allergrößten Neid von allen; sie hatte versucht, Slaols strahlende Helligkeit zu dämpfen, indem sie sich vor sein Gesicht schob. Und als das nichts nützte, hatte sie die Menschen davon überzeugt, dass sie den Tod bannen könnten, wenn sie nur sie statt Slaol anbeten würden. Erst

daraufhin, sang Aurenna, begann das Elend der Menschheit. Elend und Krankheit und Plage und Tod waren nicht für immer gebannt - denn Lahanna hatte gelogen und Slaol sich von der Erde entfernt, um den Winter das Land verwüsten zu lassen, damit die Menschen wieder seine Macht anerkannten.

Aber jetzt, sang Aurenna, würde die Welt zu ihren Anfängen zurückkehren. Lahanna würde sich Slaol unterwerfen, und Slaol würde zur Erde zurückkehren dann hätten die Not und das Elend doch ein Ende. Es würde keinen Winter mehr geben und keine Traurigkeit; denn Slaol befände sich wieder an seinem richtigen Platz, und die Toten wendeten sich nicht Lahanna, sondern Slaol zu - sie würden in seine strahlende Helligkeit wandern. Aurennas Stimme klang gedämpft und zischend, schien geisterhaft zwischen den Steinen hervorzudringen. Wir werden in Slaols Herrlichkeit leben, sang sie, und uns seiner Gunst erfreuen; mit diesen Worten dehnte sich der Schatten des höchsten Torbogens so weit aus, dass er den Sonnenstein berührte, und Slaol schwebte direkt über seinem Tempel - blendend hell und gewaltig und riesig. Die Abendluft wurde kühler, und die ersten schwachen Böen des Nachtwindes kräuselten die Rauchfahnen, die von den Feuern aufstiegen.

Slaol ist der Lebensspender, sang Aurenna, der einzige Lebensspender, und er wird uns Leben spenden, wenn wir ihm Leben hingeben. Der Schatten kroch jetzt langsam den Sonnenstein hinauf. Der gesamte Boden zwischen diesem Stein und dem Tempel war nun in Dunkelheit getaucht, während der Rest der Hügelflanke noch immer grün im letzten Licht des Jahres schimmerte. Heute Nacht, sang Aurenna, werden wir Slaol eine Erdenbraut schicken, und er wird sie uns zurückgeben.

Es dauerte ein paar Sekunden, bis Saban diese Worte aufnahm — dann begriff er plötzlich, welchem Zweck Lallic dienen sollte; nämlich dem gleichen Zweck, dem Aurenna in dem Meerestempel in Sarmennyn mit knapper Not

entgangen war. Nun musste er also doch die Strafe für seinen Meineid mit Blut bezahlen. »Nein!«, schrie Saban verzweifelt, und sein Schrei zerriss die feierliche Stille der Menschenmenge, aber einer der Speerkämpfer versetzte ihm mit seinem Speerschaft einen kräftigen Schlag gegen den Kopf. Er schlug Saban zu Boden, der andere Mann presste Saban drohend seine Speerklinge in den Nacken. Camaban wandte sich bei der Störung nicht um, auch Lallic rührte sich nicht; und Aurenna fuhr gelassen fort.

Wir werden dem Sonnengott eine Braut schicken, sang Aurenna, und wir werden die Braut lebendig zu uns zurückkehren sehen, und wir werden wissen, dass der Gott uns erhört hat und dass er uns liebt und dass alles gut werden wird. Die Toten werden wieder auferstehen, sang Aurenna, die Toten werden tanzen, und wenn die Braut wieder zum Leben erwacht, wird niemand mehr in der Nacht weinen, und niemand wird mehr vor Trauer schluchzen, denn die Menschen werden mit den Göttern leben und wie sie sein. Saban wehrte sich erbittert und versuchte verzweifelt, wieder auf die Füße zu kommen, aber beide Speerkämpfer drückten ihn mit aller Kraft zu Boden, er sah, dass die Sonne jetzt hinter dem höchsten Torbogen verborgen war und ihr Licht einen hellen Strahlenkranz um den Tempel bildete.

Camaban wandte sich Lallic zu. Lächelnd hob er die Hände unter seinem weiß befiederten Umhang und löste behutsam das Band am Halsausschnitt ihres Kleides. Sie zitterte leicht, und ein gedämpftes Wimmern entrang sich ihrer Kehle. »Du wirst auf eine Reise gehen«, beruhigte Camaban sie, »aber es wird keine lange Reise sein, und du wirst Slaol von Angesicht zu Angesicht begrüßen und dann wieder zurückkehren, um uns seine Botschaft zu überbringen.«

Lallic nickte; Camaban schob das Hirschlederhemd über ihre Schultern herab und ließ sie zu Boden fallen, sodass sich ihr nackter weißer Körper als zitternde Schattenriss gegen das Grau des Sonnensteins abhob. »Er kommt«,

flüsterte Camaban und zog dabei ein Bronzemesser mit einem hölzernen Heft, das mit tausend kleinen goldenen Nägeln beschlagen war, unter seinem Umhang hervor. »Er kommt«, murmelte er abermals und drehte sich halb zu den Steinen um; in diesem Augenblick schien die Sonne durch den höchsten Torbogen des Tempels, um einen Strahl von blendend hellem Licht auf den Sonnenstein zu werfen. Dieser Lichtstrahl, schmal und grell und leuchtend, glitt über den Deckstein auf der gegenüberliegenden Seite des Himmelsrings, durch den höchsten Bogen und unter dem nächsten Deckstein hindurch, um auf Lallic zu treffen, die am ganzen Körper bebte, als Camaban das Messer hob. Die Bronzeklinge blitzte im Sonnenlicht auf.

»Nein!«, schrie Saban wieder, und die Speerkämpfer drückten ihm ihre scharfen Waffen in den Nacken, während die Menschen den Atem anhielten.

Aber das Messer bewegte sich nicht.

Die Menge wartete. Der Lichtstrahl würde nicht mehr lange anhalten. Er wurde bereits schmaler, während die Sonne immer tiefer am Horizont hinter dem Tempel sank; Camaban stand jedoch noch immer vollkommen reglos da, das Messer in der hoch erhobenen Hand, und Saban sah, dass seine Hand zitterte. Lallic schlotterte vor Angst an allen Gliedern, und irgendjemand zischte in Richtung Camaban, endlich mit der Klinge zuzustoßen, bevor die Sonne verschwunden war; aber genauso wie Hirac damals bei dem Anblick der Goldrauten auf Camabans Zunge wie gelähmt gewesen war, so stand auch Camaban jetzt vollkommen versteinert da.

Denn die Toten gingen um.

Die Toten wandelten, genau wie Derrewyn es versprochen hatte.

Am Ende der heiligen Straße stand eine kleine Gruppe von Leuten. Niemand hatte eine Bemerkung über ihre Anwesenheit gemacht, weil alle dachten, sie seien Zuspätkommende, die der Zeremonie beiwohnen wollten; aber die Leute waren auf dem tiefer gelegenen Gelände

geblieben, als Aurenna die Geschichte der Welt anstimmte. Jetzt löste sich eine einzelne Gestalt aus der Gruppe und kam den geheiligten Pfad zwischen den Kreidewällen herauf. Sie ging langsam, zögernd, und es war der Anblick dieser Gestalt, der Camaban mitten in der Bewegung hatte erstarren lassen. Nach wie vor war er unfähig, sich zu rühren, konnte nur wie gebannt auf die Frau starren, die jetzt in den langen Schatten des Tempels trat. Sie war in einen Umhang aus Dachsfellen gehüllt und hatte sich einen wollenen Schal wie eine Kapuze über ihr langes weißes Haar geschlungen - und die Augen, die unter der Kapuze hervorspähten, waren bösartig und schlau und Furcht einflößend. Sie ging langsam, denn sie war alt, so uralt, dass keiner ihre Jahre wusste. Sie war Sannas und gekommen, um sich ihre Seele zurückzuholen. Auf einmal schrie Camaban sie an, sie solle verschwinden. Das Messer in seiner Hand zitterte.

»Jetzt!«, rief Aurenna aus dem Tempel. »Jetzt!« Aber Camaban war gelähmt. Entsetzt starrte er Sannas an, die zu dem Sonnenstein kam. Dann lächelte sie, und in ihrem Mund war nur noch ein einziger Zahn. »Hast du meine Seele sicher aufgehoben?«, fragte sie ihn mit einer Stimme, so brüchig wie Gebeine, die seit Generationen in den dunklen Herzen ihrer Grabhügel ruhten. »Ist meine Seele sicher, Camaban?«, fragte sie.

»Töte mmmich nicht, bbbbitte töte mich nicht«, flehte Camaban. Die alte Frau lächelte erneut, dann schlang sie ihm die Arme um den Hals und küsste ihn. Die Menschenmenge starrte entgeistert auf das Bild; viele von ihnen erkannten die alte Frau, und sie berührten ihre Lenden - zitternd vor Furcht. In dem Moment stieß Lewydd plötzlich die beiden zu Tode erschrockenen Speerkämpfer zur Seite, die Saban zu Boden gedrückt hielten, und Saban rappelte sich hastig auf, riss einem der Krieger den Speer aus der Hand und rannte zu dem Sonnenstein, wo der letzte Strahl von Slaols verlöschendem Licht immer mehr im

Schwinden begriffen war; alle Zuschauer stöhnten und wehklagten aus Angst vor der toten Zauberin in ihrem schwarz-weißen Dachsfellumhang. Die Speerkämpfer wagten es jetzt nicht, einzuschreiten, denn sie hatten Camabans Todesangst wahrgenommen, und diese übertrug sich auf sie.

Sannas löste ihren Mund wieder von Camabans Lippen. »Lahanna!«, betete sie mit krächzender Stimme, »gib mir seinen letzten Atemzug!«; dann küsste sie Camaban abermals, und Saban stieß seinem Bruder mit aller Kraft den Speer in den Rücken. Er zögerte nicht eine Sekunde, denn es war sein Eid, der das Leben seiner Tochter in Gefahr gebracht hatte - nur er allein konnte sie retten, und er stach hoch in Camabans Rücken, sodass sich die schwere Speerklinge durch die Rippen bohrte, geradewegs in sein Herz. Camaban schrie gellend auf, als Saban zustach, und die Wucht seines tödlichen Speerstoßes trieb Camaban vorwärts, sodass er sterbend gegen Sannas taumelte, die Lippen der alten Frau noch immer auf seine gepresst.

Sannas umklammerte Camaban, als sie beide zu Boden stürzten; dann wartete sie, bis ihr Feind wirklich tot war, bevor sie ihre Kapuze zurückschob. Und Saban sah, dass es Derrewyn war, wie er bereits geahnt hatte; schweigend blickten sie einander an, das Gras zwischen ihnen von Blut durchtränkt und das Licht fast von dem Sonnenstein verschwunden. »Ich habe ihm seine Seele geraubt«, flüsterte Derrewyn Saban zu. Ihr Haar war mit Asche weiß gefärbt, und ihr Gaumen waren noch immer blutig an den Stellen, wo sie sich die Zähne herausgezogen hatte. »Ich habe ihm seine Seele geraubt!«, jubelte sie. In diesem Augenblick kam Aurenna schreiend aus dem Tempel gestürmt, und als sie an Saban vorbeirannte, zog sie einen Kupferdolch unter ihrem mit Rabenfedern besetzten Umhang hervor. Auf Lallics Gesicht lag immer noch ein Schimmer. Das Licht der untergehenden Sonne fiel auf die Sonnenbraut und den Stein hinter ihr — den Stein, über

dem Slaol am Tag der Sommersonnenwende aufging und der dazu diente, den Gott an seine sommerliche Kraft zu erinnern. Slaol konnte den Stein sehen, seine Macht erkennen, und indem er erkannte, welches Geschenk an dem Stein auf ihn wartete, würde er wissen, was sein liebendes Volk von ihm erhoffte. Dann würde er ihnen doch sicherlich seine Gnade erweisen? In diesem Glauben riss Aurenna ihre grüne Kupferklinge hoch, stach ihrer Tochter in die Kehle, sodass das Blut in einem Strahl herausschoss und Camabans weiß gefiederten Umhang mit scharlachroten Tropfen bespritzte.

»Nein!«, schrie Saban verzweifelt, aber es war zu spät.

»Jetzt!« Aurenna wandte sich zur Sonne um. »Jetzt!«

Saban starrte voller Entsetzten geradeaus. Er hatte gedacht, Aurenna wäre herbeigerannt, um Lallic zu retten, und nicht, um sie zu töten, aber das Mädchen war leblos am Fuß des Steines zusammengebrochen, und ihr schlanker weißer Körper war mit einem Netz von Blutrinnsalen überzogen. Erstickt keuchte sie nochmals auf und blickte Saban einen Moment lang mit weit aufgerissenen starren Augen an — aber dann war sie tot, und Aurenna warf den Dolch zu Boden, schrie abermals zu Slaol hinauf: »Jetzt! Jetzt!«

Lallic regte sich nicht mehr.

»Jetzt!«, heulte Aurenna. In ihren Augen standen Tränen. »Du hast es versprochen! Du hast es versprochen!« Sie taumelte auf den Tempel zu, ihr Haar wild und zerzaust, ihre Augen weit aufgerissen, ihre Hände rot von dem Blut ihrer Tochter. »Erek!«, kreischte sie. »Erek! Jetzt! Jetzt!«

Saban wandte sich um, um ihr zu folgen, doch Derrewyn hielt ihn mit einer Hand zurück. »Lass sie die Wahrheit herausfinden«, sagte sie, noch immer mit Sannas' Stimme sprechend.

»Jetzt!«, röchelte Aurenna. »Du hast es uns versprochen! Bitte!« Sie weinte jetzt, ihr Körper von heftigem Schluchzen erschüttert. »Bitte, Erek! Bitte!« Sie rannte wieder zwischen

die Steine. Der Lichtstrahl war erloschen, sodass der Tempel jetzt vollkommen von Schatten erfüllt, aber noch von dem schwächer werdenden Licht der untergehenden Sonne umrahmt war; Aurenna fuhr weinend und wehklagend in der Erkenntnis herum, dass ihre Tochter nicht wieder zum Leben erwacht war; sie jagte zwischen den Steinen hindurch, wand sich an den Pfeilern vorbei, die zum Eingang auf der Südseite des Himmelsrings führten, und ließ sich in der breiten Lücke neben dem schlanken, geborstenen Steinpfeiler auf die Knie fallen, während sie flehend die Hände hob und abermals zur Sonne hinaufschrie, die jetzt blutrot und gewaltig und gleichgültig am Horizont schwebte. »Du hast es versprochen! Du hast es versprochen!«

Saban sah es nicht. Er hörte es nur. Er hörte das Knacken, das mahlende, knirschende Geräusch und dann das laute Krachen, das den Erdboden erzittern ließ - nun war doch der letzte Pfeiler von Lahannas Ring geborsten und der Deckstein heruntergestürzt. Abrupt endete Aurennas Schrei.

Slaol verschwand hinter dem Horizont. Auf der Erde herrschte Stille.

Saban wollte nicht Clanführer von Ratharryn sein; dennoch fiel die Wahl der Stammesmitglieder auf ihn, und sie erlaubten ihm nicht, das Amt abzulehnen. Er argumentierte, dass Leir ein sehr viel jüngerer Mann sei und Gundur ein erfahrenerer Krieger — aber die Männer von Ratharryn hatten es satt, von Speerkämpfern oder Träumern angeführt zu werden, deshalb wollten sie Saban. Sie wollten so einen Anführer wie Hengall, und so regierte Saban, wie einst sein Vater in Ratharryn regiert hatte. Er sprach Recht, legte Getreidevorräte an und ließ sich von den Priestern sagen, durch welche Zeichen die Götter ihre Wünsche mitteilten.

Derrewyn ging nach Cathallo zurück und ernannte dort einen neuen Clanführer; aber Leir und Hanna blieben in Ratharryn, wo Kilda Sabans Ehefrau wurde. Slaols Tempel, der Alte Tempel direkt vor den Toren der Siedlung, wurde Lahanna geweiht.

Die Welt war noch genauso, wie sie immer gewesen war, der Winter so kalt wie eh und je. Es schneite. Die Alten, die Kranken und Verfluchten starben. Saban teilte Getreide aus, schickte Jäger in die Wälder und hütete die Schätze des Stammes. Einige der alten Leute sagten, es sei fast so, als ob Hengall niemals gestorben wäre, sondern ganz einfach in Saban wiedergeboren.

Dennoch stand auf dem Hügel ein unterbrochener Kreis von Steinen, umringt von einem Wall aus Kreide.

Die Leichen von Camaban, Aurenna und Lallic wurden in das Totenhaus gelegt, damit sie dort im Schatten des Muttersteins ruhten, und die Raben ernährten sich von ihrem Fleisch, bis schließlich im späten Frühjahr nur noch weiße Knochen im Gras lagen. Haraggs Gebeine hatte man längst begraben.

Der Tempel war niemals leer und verlassen. Selbst in jenem ersten harten Winter kamen ständig Leute herbeigepilgert. Sie brachten ihre Kranken, damit sie geheilt wurden; sie beteten darum, dass sich ihre Wunschträume erfüllten, und sie brachten Geschenke, um Ratharryns Reichtum zu mehren. Saban war überrascht darüber, denn er hatte gedacht, dass der Tempel mit Camabans Tod und dem Sturz des Decksteins gescheitert war. Slaol war nicht zur Erde zurückgekehrt, und der Winter blockierte den Fluss noch immer mit Eisschollen; aber die Menschen, die zu dem Tempel kamen, glaubten fest an die Wunderkraft der Steine. »Und die haben sie ja auch«, sagte Derrewyn im ersten Frühling nach Camabans Tod zu Saban.

»Was denn für eine Wunderkraft?«, fragte Saban.

Derrewyn schnitt eine Grimasse. »Dein Bruder glaubte, die Steine würden Macht über die Götter erlangen. Er bildete sich ein, er sei selbst ein Gott und Aurenna eine Göttin. Und was ist geschehen?«

»Sie sind gestorben«, erwiderte Saban brüsk.

»Die Steine haben sie getötet«, erläuterte Derrewyn. »In jener Nacht sind die Götter tatsächlich in den Tempel

gekommen, haben den Mann getötet und die Frau zerquetscht - wegen ihrer wahnsinnigen Anmaßung.« Nachdenklich starrte sie auf den Tempel. »Es ist ein Ort der Götter, Saban. Wirklich und wahrhaftig!«

»Sie haben auch meine Tochter getötet«, erinnerte Saban sie traurig.

»Die Götter fordern nun einmal Opfer.« Derrewyns Stimme klang scharf. »Das haben sie schon immer getan. Und so wird es auch ewig bleiben!«

Aurenna und Lallic wurden in ein gemeinsames Grab gebettet, und Saban schüttete einen Grabhügel über ihnen auf. Er baute einen weiteren Hügel für Camaban, und es war dieses zweite Grab, das Derrewyn nach Ratharryn geführt hatte. Sie schaute zu, wie Camabans Gebeine in die Grube in der Mitte des Hügels gelegt wurden. »Willst du ihm nicht den Kieferknochen herausbrechen?«, fragte sie Saban.

»Soll er doch mit den Göttern reden, wie er es immer getan hat!« Saban legte den steinernen Streitkolben neben die Gebeine seines Bruders, dann legte er das Messer mit dem goldenen Heft dazu, den Kupferdolch, die massive goldene Gürtelschnalle und als letztes eine Bronzeaxt. »Im Leben nach dem Tod«, erklärte Saban, »kann er arbeiten. Er hat sich immer damit gebrüstet, niemals eine Axt in der Hand gehalten zu haben — also soll er gefälligst im Jenseits eine halten. Er kann auch einmal Bäume fällen, so wie ich es immer getan habe.«

»Und schließlich wird er in Lahannas Obhut gelangen«, sagte Derrewyn mit einem zahnlosen Lächeln.

»Es hat ganz den Anschein«, erwiderte Saban.

»Dann soll er ihr ein Geschenk von mir überreichen.« Derrewyn kletterte in die Grube hinunter und legte Camaban die drei Goldrauten auf die Brust. Die große kam in die Mitte und die beiden kleineren rechts und links davon. Ein Rotkehlchen ließ sich auf dem Rand der Grube nieder — Saban fasste die Ankunft des Vogels als ein Zeichen dafür auf, dass die Götter das Geschenk annahmen.

Saban half Derrewyn, aus dem Grab herauszusteigen. Er warf einen allerletzten Blick auf die Gebeine seines Bruders, dann wandte er sich ab. »Schüttet das Grab zu«, wies er die wartenden Männer an, und so scharrten sie Erde und Kreidegeröll auf Camabans Leichnam und stampften den Grabhügel fest, der zusammen mit den Gräbern der übrigen Ahnen auf der grasbewachsenen Anhöhe oberhalb des Tempels die Jahrhunderte überdauern sollte.

Saban ging nach Hause.

Es war Abend, und die Steine warfen lange Schatten in Richtung Ratharryn. Sie ragten hoch in den Himmel hinauf, grau und wuchtig und Ehrfurcht gebietend, wie nichts sonst auf der ganzen Welt! - aber Saban blickte nicht zurück. Er wusste, dass er etwas Großartiges erbaut hatte und dass die Menschen in diesem Tempel beten würden, bis die Zeit selbst endete - aber er blickte nicht zurück. Mit Derrewyn am Arm ging er davon, hinaus aus den langen Schatten des Tempels.

Es mussten Fischreusen ausgebessert und Waldboden gerodet, Felder bestellt und Streitigkeiten geschlichtet werden.

Hinter Saban und Derrewyn flammte die untergehende Sonne im höchsten Torbogen des Tempels auf. Sie strahlte dort für eine kurze Weile, umrahmte die Steine mit blendend hellem Licht; dann versank sie am Horizont, und in der einfallenden Dämmerung färbte sich der Tempel so schwarz wie die Nacht. Der Tag wich der Dunkelheit, und die Geister ergriffen Besitz von den Steinen. Man sagt, sie herrschen dort auch noch heute.

Historische Anmerkungen

Es liegt natürlich auf der Hand, dass alle Personen und alle Gottheiten in diesem Roman frei erfunden sind. Das Stonehenge, das wir heute sehen, ist die Ruine eines

offenbar sakralen Monuments, das gegen Ende des dritten Jahrtausends v. Chr., zu Beginn der Bronzezeit, in Britannien erbaut wurde; Aufzeichnungen über Könige, Clanführere, Köche oder Zimmerleute aus jenem Zeitalter gibt es nicht. Dennoch sind einige der Einzelheiten in diesem Roman den archäologischen Berichten über diesen Ort entliehen. Tatsächlich hat man einen Bogenschützen mit einem steinernen Armschutz gefunden, der neben dem Nordosteingang von Stonehenge begraben lag und allem Anschein nach mit drei Pfeilen aus nächster Nähe erschossen worden war. Die drei Goldrauten, die goldene Gürtelschnalle, die Messer, Äxte und rituellen Streitkolben wurden in einem der Grabhügel in unmittelbarer Nähe des Monuments entdeckt und sind heute im Devizes Museum ausgestellt. Ratharryn ist der Ort, den wir jetzt Durrington Walls nennen, und sein riesiger Ringwall stellt eine der großen Leistungen der Menschen der Jungsteinzeit dar, obwohl er heute nur mehr als Schatten auf dem Boden zu erkennen ist. Wahrscheinlich gab es zwei Tempel innerhalb des Ringwalls und direkt außerhalb davon noch einen dritten, der jetzt Woodhenge heißt; alle diese Heiligtümer lagen in unmittelbarer Nachbarschaft von Stonehenge, das in diesem Roman der Alte Tempel oder auch der Himmelstempel genannt wird. Cathallo ist heute Avebury; der lang gezogene Hügel, wo Camabans Krieger auf die Gebeine von Cathallos Ahnen urinierten, liegt bei West Kennet; der kleine Tempel am Ende der heiligen Avenue ist das Allerheiligste; und der heilige Grabhügel ist natürlich Silbury Hill — alle diese Stätten können noch immer besichtigt werden. Drewenna ist Stanton Drew, Maden ist heute Marden, und Sarmennyn ist der Südwesten von Wales. In Stonehenge selbst werden die »Mondsteine« jetzt die Station Stones — Stationssteine — genannt, während der »Sonnenstein« der Heel Stone oder Altarstein ist. Das Wort »henge« habe ich ganz bewusst nicht in meinem Roman benutzt, weil es in diesem Zusammenhang keinen Sinn

ergeben hätte. Die Angelsachsen wandten dieses Wort ursprünglich nur auf Stonehenge an, denn nur Stonehenge hatte »hängende« (henge) Steine (womit die Decksteine gemeint sind). Aber wir haben seine Bedeutung im Laufe der Jahre erweitert, um jedes kreisförmige Monument mit einzubeziehen, das aus der Jungsteinzeit und den Anfängen der Bronzezeit übrig geblieben ist.

Was war Stonehenge? Es ist die Frage, die sich wohl den meisten Besuchern stellt, und nur sehr wenig an der Stätte liefert irgendeine Antwort auf diese Frage außer derjenigen, die R. C. Atkinson in seinem beeindruckenden Buch *Stonehenge* vorschlägt. »Es gibt nur eine kurze, simple und absolut korrekte Antwort: Wir wissen es nicht, und wir werden es wahrscheinlich niemals wissen.« Was ziemlich entmutigend ist — denn ohne eine Vorstellung von ihrem Sinn und Zweck sind die Steine herabgewürdigt. Zwar können wir die immense Mühe und Anstrengung würdigen, die mit dem Transport der Steine und dem Bau des Monuments verbunden waren; wir können darüber staunen, dass die damaligen Menschen solch ein Gebilde überhaupt zu Stande brachten; aber ohne eine Ahnung von dem, was in den Köpfen der Erbauer vorging, erscheint es irgendwie ein bisschen belanglos. Zweifellos war es eine Kultstätte, ein Heiligtum - aber wer oder was wurde dort angebetet? Die übliche Antwort lautet, dass der Tempel von Stonehenge nach der Stelle ausgerichtet ist, an dem am Tag der Sommersonnenwende die Sonne aufgeht, was eine Deutung als Sonnenheiligtum zulassen könnte, und dieser Glaube hat zu viel absurdem Missbrauch des Monuments geführt. Der wieder neu ins Leben gerufene Druidenorden verrichtet dort gerne jedes Jahr zur Sommersonnenwende seine Andachten - obwohl Stonehenge nicht das Geringste mit den Druiden zu tun hatte, die erst wirkten, nachdem das Monument längst verfallen war, und die es wahrscheinlich auf jeden Fall vorzogen, ihre Rituale in dunklen, von Wäldern

umstandenen Tempeln zu vollziehen. Die Steine in Stonehenge sind zwar definitiv nach dem Sonnenaufgang am Tag der Sommersonnenwende ausgerichtet, aber das ist nicht die einzige Ausrichtung. John North liefert in seinem faszinierenden Werk *Stonehenge, Neolithic Man and the Cosmos* überzeugende Argumente für eine Ausrichtung nach dem Sonnenuntergang am Tag der Wintersonnenwende. Es ist nun einmal so, dass in Stonehenge die Mittsommersonne über dem nordöstlichen Horizont fast diametral entgegengesetzt der Stelle aufgeht, wo die Mittwintersonne am südwestlichen Himmel untergeht (im Jahre 2000 v. Chr. betrug der Unterschied zwischen den beiden Fluchtlinien weniger als einen halben Grad); daher wird jedes Monument, das nach dem einen Punkt ausgerichtet ist, gleichzeitig den anderen markieren, und da beide Ereignisse - sowohl die Sommersonnenwende als auch die Wintersonnenwende - im jährlichen Zyklus der Jahreszeiten eine wichtige Rolle spielen, können wir vermuten, dass beide mit entsprechenden Riten gefeiert wurden.

Professor North vertritt auch die Ansicht, dass astronomische Phänomene nicht von innerhalb des Monuments mit Blick nach draußen beobachtet wurden, sondern eher umgekehrt: Indem der Beobachter außerhalb des Monuments stand und zwischen den Steinen hindurch auf die Himmelserscheinungen blickte. Sicher waren beide Arten der Betrachtung möglich. Jeder, der den besten Blick auf den Sonnenaufgang am Tag der Sommersonnenwende haben wollte, würde sich in die Mitte des Monuments stellen; aber beim Sonnenuntergang am Tag der Wintersonnenwende würde der Beobachter außerhalb des Tempels stehen, um durch seine Mitte hindurchzuschauen. Diese Hauptachse — die Linie, die sich von der Steinallee ausgehend durch das Monument zieht — scheint das bedeutendste astronomische Merkmal zu sein, das den

Sonnenaufgang im Sommer und den Sonnenuntergang im Winter markiert. Die vier Station Stones, von denen noch zwei stehen, wurden nach den wichtigsten stationären Punkten des Mondzyklus ausgerichtet; aber sie bilden ein Rechteck, und seine beiden kürzeren Seiten verlaufen parallel zu der Hauptsonnenachse des Monuments.

Das wirft wiederum die Frage auf, warum solch ein kompliziertes Monument überhaupt notwendig war. Wenn es lediglich darum gegangen wäre, die beobachteten Extrempunkte der Sonne und des Mondes zu kennzeichnen, dann hätte das schließlich auch mit nur vier oder fünf Steinen erreicht werden können. Dasselbe Prinzip trifft übrigens auch auf neuzeitlichere Religionen zu. Wer zu Gott beten will, so versichert man uns, kann das an einem Küchentisch ebenso wirksam tun wie in der Kirche — aber das ist kein zwingendes Argument dafür, die Kathedrale von Salisbury abzureißen. Und Kathedralen haben uns tatsächlich etwas über Stonehenge zu sagen. Wenn Archäologen heute in viertausend Jahren die Überreste einer Kathedrale entdecken sollten, könnten sie aus den Ruinen des Gebäudes alle möglichen Dinge schließen; aber als Erstes fiele ihnen wahrscheinlich ins Auge, dass das Gebäude der aufgehenden Sonne zugewandt lag — was sie auf die durchaus nicht unlogische Vermutung bringen könnte, dass die Christenheit einen Sonnengott anbetete. In Wahrheit hat die Ost-West-Ausrichtung der meisten christlichen Kirchen jedoch nichts mit der Sonne zu tun. Dennoch würde sich daraus vermutlich die Theorie entwickeln, dass das Christentum eine Sonnenreligion war (während die Häufigkeit von Kruzifixen unsere zukünftigen Archäologen vielleicht davon überzeugen wird, dass die Christen die schreckliche Angewohnheit hatten, ihrem Gott Menschenopfer darzubringen); und niemals kämen sie auf die große Auswahl anderer Aktivitäten — Hochzeiten, Krönungsfeiern, Beerdigungen, Messen, Gottesdienste, Konzerte —, die in dieser Kathedrale stattfanden. Genauso

verhält es sich wohl mit Stonehenge. Wir können zwar die Ausrichtung zur Sonne und zum Mond hin erkennen (und müssen hoffen, dass wir uns im Gegensatz zu unseren imaginären zukünftigen Archäologen in diesem Punkt nicht völlig irren); aber wir können nicht erkennen, welche anderen Aktivitäten zwischen den Steinen stattfanden.

Stonehenge muss auf alle Fälle ein kultisches Zentrum gewesen sein, das für eine Vielzahl von religiösen Aktivitäten genutzt wurde, jedoch trotzdem auf signifikante Ereignisse im Sonnenzyklus ausgerichtet war — Ereignisse, die, für welche Religion jener Epoche auch immer, wichtig gewesen sein mussten. Aber Stonehenge ist nicht aus dem Nichts entsprungen. Das Monument, das wir sehen, ist lediglich die letzte Phase eines sehr langen Entwicklungsprozesses, der hunderte von Jahren dauerte, und Überreste dieses Prozesses sind in ganz England verstreut. Die meisten *henges* sind kreisförmige Einfriedungen, gebildet durch Wälle und Gräben. Das ist ein recht einfaches Konzept und lässt darauf schließen, dass es sich um die Abgrenzung eines geheiligten Ortes handelte; aber es wurde durch den Zusatz von Holzpfeilern innerhalb des Kreises kompliziert, die mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit für die Beobachtung kosmischer Phänomene benutzt wurden. Im Laufe der Zeit waren diese Kreise aus Holzpfeilern immer häufiger anzutreffen, bis es schließlich in ganz Britannien zahlreiche *henges* dieser Art gab: Wahre Wälder von Pfeilern, die sich in konzentrischen Kreisen innerhalb ihrer Erdwälle drängten. Einen solchen Tempel aus Holzpfählen gab es auch in Stonehenge selbst; ein weiterer dieser Art stand gleich nördlich davon, an einem Ort, der heute Woodhenge heißt; mindestens zwei weitere befanden sich in der Nähe von Durrington Walls, und ein vierter, Coneybury Henge (das »Totenhaus«) stand nur eine Meile südöstlich von Stonehenge.

Noch später wurden dann einige der Holzpfeiler durch Steine ersetzt, und diese Steinkreise sind das, was wir heute noch sehen. Sie reichen vom Norden Schottlands bis zum Westen von Wales und zum Süden Englands. Einige sind Doppelkreise, einige haben Straßen, die auf ihren Mittelpunkt zulaufen, andere haben »Buchten« wie diejenigen bei Avebury; keine zwei davon sind gleich; dennoch stechen zwei von ihnen, lediglich zwanzig Meilen voneinander entfernt, obwohl grundverschieden voneinander, durch ihre lang Komplexität hervor: Avebury und Stonehenge. Es überrascht daher nicht zu erfahren, dass diese Monumente den Gipfel der Tradition des Tempelbaus im Süden von Britannien darstellen (im Norden und Westen sollten noch weitere tausend Jahre lang neue Tempel erbaut werden), und diese Tradition ist leicht zu verstehen. Die Menschen der Jungsteinzeit erbauten ihre Tempel größtenteils in Form von Kreisen und benutzten sie, um astronomische Phänomene zu beobachten, die in enger Verbindung zu ihrem religiösen Glauben standen. Der Unterschied zwischen, sagen wir, den Rollright Stones in Oxfordshire und Stonehenge in Wiltshire braucht nicht betont zu werden — der eine Tempel mutet ziemlich simpel an, und der andere ist ein exquisit konstruiertes, Ehrfurcht gebietendes Bauwerk — dennoch sind aber beide im Grunde gleich.

Warum wurden sie als Kreise erbaut? Die einfachste Antwort ist, dass sie am Ende einer langen Tradition von kreisförmigen Bauten errichtet wurden, obwohl das an der eigentlichen Frage vorbeigeht. Manchmal zogen es die Menschen der Jungsteinzeit vor, Reihen von Steinen aufzustellen, so wie diejenigen in Carnac in Frankreich oder die kleineren Reihen in Dartmoor. Gelegentlich schütteten sie mysteriöse Erdwälle auf, die sich meilenweit durch die Landschaft zogen (der Stonehenge Cursus im Norden des Monuments ist ein Beispiel dafür); dennoch entschieden sie sich in der überwältigenden Mehrzahl der Fälle für ein

kreisförmiges Heiligtum — wobei die am häufigsten vertretene Ansicht lautet, dass der Kreis den Himmel symbolisierte, den Horizont oder auch die Natur des Daseins, den ewigen Kreislauf von Leben und Tod. Dennoch erscheint es unwahrscheinlich, dass eine so mächtige Tradition ausschließlich auf Metaphern beruhen sollte; es ist eher wahrscheinlich, dass die Metapher einen praktischen Zweck untermauerte, der dergestalt gewesen sein könnte, dass die frühesten Anhänger der *henge*-Religionen himmlische Phänomene beobachten wollten, die über den gesamten Himmel verstreut auftraten. John North vermutet, dass sie mit den langen Hügelgräbern begannen, jenen eigenartig gratförmig aufgeschütteten Grabhügeln, die man auch heute noch überall in Großbritannien antrifft, und dass die Erbauer dieser Hügelgräber den langen Grat des Hügels als einen künstlichen Horizont benutzten, über den sie Fixsterne, Planeten, die Sonne und den Mond anvisierten. Holzpfeiler dagegen fixierten ihre Beobachtungen. Aber ein Hügelgrab ist für solche Beobachtungen nur von beiden Seiten seiner langen Achse aus brauchbar, während ein kreisförmiger Wall, ein *henge,* bequem für jeden Quadranten des Himmels benutzt werden kann und das Innere des *henge* einen zweckmäßigen Ort zum Aufstellen von Visierpfeilern bildet; damit begann die Tradition kreisförmiger Tempel. Als die Tempelbauer Avebury und Stonehenge errichteten, arbeiteten sie also innerhalb einer Tradition, nur dass sie diese Tradition zu neuen Gipfeln der Erkenntnisse führten. Sie wollten ganz zweifellos beeindrucken. Gott mag zwar von einem Küchentisch aus ebenso angemessen verehrt werden können wie in einer Kirche - aber jemand, der eine Kathedrale betritt, wird wahrscheinlich eher von Ehrfurcht und Erstaunen ergriffen werden, denn die Erbauer schufen etwas Fantastisches, das das Alltägliche und Gewöhnliche weit übertraf; genauso verhält es sich mit Stonehenge und Avebury. Sie sind

Tempel, die das Ehrfurcht gebietende Mysterium des Unbekannten widerspiegeln sollen. Die Menschen der Jungsteinzeit konnten den Stand der Sonne bei ihrem Untergang am Tag der Wintersonnenwende effektiv mit zwei kurzen Holzpfeilern markieren; aber die Pfeiler hätten nicht annähernd die gleiche Wirkung gehabt wie der Anblick von Stonehenge, wenn man sich dem Tempel entlang seinem Prozessionsweg näherte und die mächtigen Trilithen wie dunkle Schemen am Horizont aufragen sähe. Dann würde jener atemberaubende Augenblick kommen, in dem das Land in den langen, von den Steinen geworfenen Schatten eingehüllt war, und in der Mitte dieses Schattens würde ein letzter Strahl der Sonne wie eine Lanze schräg auf den Altarstein fallen. Dieser riesige Schatten sowie jener letzte fahle Lichtstrahl waren das, was die Erbauer von Stonehenge vollbrachten.

Aber genauso wie eine Kathedrale (das Wort stammt aus dem Lateinischen und bedeutet »Thron«) nicht ausschließlich für die hin und wieder stattfindende Inthronisierung eines Bischofs erbaut wird, so wurde auch Stonehenge nicht nur für die größten Augenblicke des Sonnenjahres konstruiert. Es muss einer Vielzahl von Riten und Zeremonien gedient haben, von denen viele mit der tausendjährigen Tradition des *henge*-Bauens untergingen. Wir wissen nicht, welcher Art diese Riten waren, aber wir können es vermuten — denn die Wünsche und Forderungen der Menschheit an die Götter sind sich im Grunde immer ziemlich gleich geblieben. Es gibt Rituale für den Tod (Beerdigungen), für Sex (Hochzeiten), um Dank zum Ausdruck zu bringen (Erntefeste), um etwas zu erbitten (Gebetsversammlungen), für Phasen des Übergangs (Taufe, Erstkommunion oder Konfirmation), um weltliche, nichtkirchliche Macht zu feiern (Krönungen oder große Staatsereignisse), sowie die regulären Gottesdienste, die noch immer das Kirchenjahr durchziehen. Zweifellos spielten

einige dieser Aktivitäten damals eine wichtigere Rolle als heute, zum Beispiel Heilungsrituale oder jene Zeremonien, die mit dem Naturzyklus zusammenhängen. Die beste Erörterung dessen, was hinter diesen Ritualen gesteckt haben könnte, habe ich in Aubrey Burls Werk *Prehistoric Avebury* gefunden; dieses Monument wurde auch zu dem Zweck erbaut, alle religiösen Bedürfnisse einer Gemeinde zu decken. Stonehenge erfüllte die gleiche Funktion, aber im Gegensatz zu Avebury hebt es auch den Sonnenuntergang am Tag der Wintersonnenwende hervor, und das lässt vermuten, dass der Tempel gleichfalls mit dem Tod zu tun hatte: mit dem Tod des alten Jahres sowie den Hoffnungen auf eine Wiederauferstehung im neuen Jahr.

Die *henges* scheinen eng mit Tod und Sterben verknüpft gewesen zu sein. In unmittelbarer Nähe des Zentrums von Woodhenge lag ein Kind begraben, sein Schädel von einer Axt gespalten. Es gibt Begräbnisstätten sowohl in Avebury (einschließlich des Grabes der kleinwüchsigen verkrüppelten Frau im Tempelgraben) als auch in Stonehenge. Die Existenz dieser Gräber, ganz zu schweigen von den klar erkennbaren Ausrichtungen der Tempel nach den Himmelskörpern, sprechen eindeutig gegen die Modetheorie, dass die Erdgöttin die Hauptgottheit war und dass sie über eine friedliebende, matriarchalische Gesellschaft herrschte, unbefleckt von gewalttätigen männlichen Göttern. Im Zusammenhang mit den Monumenten finden sich zu viele Beweise für Gewalttätigkeit und Tod, als dass diese erfreuliche Theorie wahr sein könnte. Dennoch sind die Monumente keine Friedhöfe - obwohl es tatsächlich den Anschein hat, dass Stonehenge während eines Teils seiner Geschichte als Verwahrungsort für die Asche von Totenverbrennungen genutzt wurde; aber die Beerdigungen, die innerhalb der *henges* stattfanden, könnten auch Ritualhandlungen gewesen sein: vielleicht Menschenopfer anlässlich der

Errichtung des Tempels oder andere Todesfälle (wie der des Bogenschützen bei Stonehenge), die zufällig mit irgendeiner Krise in der Geschichte des Tempels zusammenfielen. Man fand einen Hinweis darauf, dass die Toten innerhalb der Monumente aufgebahrt wurden, um dort zu verwesen, und dass die Gebeine anschließend aufgesammelt und anderswo begraben wurden. Im mittelalterlichen Europa herrschte der Glaube, je näher man an den Reliquien eines Heiligen bestattet würde — die gewöhnlich im Altar einer Kirche aufbewahrt wurden —, desto schneller würde man am Tag des Jüngsten Gerichts in den Himmel kommen (diese Theorie beruhte auf dem Glauben, das man von dem Sog des gen Himmel fahrenden Heiligen erfasst und so mit emporgetragen würde); etwas Ähnliches könnte auch auf die großen *henges* zugetroffen haben, die — wie in Stonehenge — inmitten großer Gruppen von Grabhügeln stehen. Diese Übereinstimmung von Tempeln und Gräbern bestätigt die Theorie, dass die kreisförmigen *henges* als eine Verbindung zwischen dem Diesseits und der jenseitigen Welt galten, wohin die Toten gingen — einer Welt, die sich die Menschen der damaligen Zeit mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit als im Himmel liegend vorstellten; denn schon lange bevor es irgendwelche *henges* gab, wurden Gräber bereits nach der Sonne, dem Mond oder nach bedeutenden Sternen ausgerichtet. Das beste Beispiel dafür ist das prachtvolle neusteinzeitliche Hügelgrab bei Newgrange in Irland, wo ein Gang durch den Hügel gegraben wurde, um die Strahlen der aufgehenden Mittwintersonne in die Grabkammer eindringen zu lassen. Dieses imposante Monument, das hervorragend restauriert worden ist, wurde mindestens zweihundert Jahre früher als die ersten simplen Ringwälle und Gräben bei Stonehenge erbaut, was darauf schließen lässt, dass die Beziehung zwischen den Toten und dem Himmel im vierten Jahrtausend v. Chr. bereits sehr gefestigt war.

Dennoch reicht die Geschichte von Stonehenge bis ins achte Jahrtausend v. Chr. zurück. Damals gab es noch keine Kreise und auch keine Steine, sondern nur eine Reihe riesiger Pfähle aus Kiefernholz, vielleicht ähnlich wie Totempfähle, die in einer Waldlichtung aufgestellt waren. (Die Standorte von drei der vier Pfeiler sind heute durch aufgemalte weiße Kreise auf dem Parkplatz gekennzeichnet, aber in Zukunft - wenn wir es jemals schaffen, Stonehenge so zu präsentieren, wie es ihm gebührt - wird man vielleicht auf etwas angemessenere Weise an die Tempelpfeiler erinnern.) Wir wissen fast nichts über diese Pfeiler, außer dass sie zu groß erscheinen, um Teil eines Gebäudes gewesen zu sein; und wir wissen nicht das Geringste darüber, was den Anstoß zu ihrer Aufstellung gegeben haben könnte oder warum diese spezielle Stelle gewählt wurde. Ebenso wenig wissen wir, wie lange sie standen. Fünftausend Jahre später, ungefähr um 3000 v. Chr., wurde mit dem Bau des *henge*-Typus begonnen, den wir kennen. Zuerst war es nur ein Ringgraben mit einem hohen Wall im Inneren und einem flacheren Wall außen herum; innerhalb des höheren Ringwalls befand sich ein Kreis von Löchern, die nach ihrem Entdecker, den im siebzehnten Jahrhundert lebenden Altertumsforscher John Aubrey, benannt wurden. Die Aubrey-Löcher gehören ebenfalls zu den Rätseln von Stonehenge. Es gibt unterschiedliche Ansichten darüber, ob in diesen Löchern irgendwelche Pfeiler gestanden haben; aber falls dem so war, dann existieren zumindest schon lange keine Spuren mehr davon. Noch rätselhafter ist, dass die fünfundsechzig Löcher anscheinend sehr bald, nachdem sie ausgehoben worden waren, wieder gefüllt wurden. Einige der Löcher enthalten die Überreste von Feuerbestattungen, aber nicht alle, und wir haben wirklich nur eine sehr vage Vorstellung von ihrem Zweck. Alles in allem sollen diese Aubrey-Löcher jene populäre Theorie angeregt haben, dass Stonehenge ein »Eklipsen-Prophet« war; es stimmt zwar,

dass man die Jahre der Sonnen- oder Mondfinsternisse durch ein kompliziertes Herumschieben von Markierungen um die fünfundsechzig Löcher vorhersagen kann — aber diese Hypothese erscheint doch mehr als unwahrscheinlich. Wenn es funktionierte, warum wurden die Löcher dann wieder aufgegeben? Und warum wurde das System nicht bei anderen *henges* kopiert? Sehr bald, nachdem die Ringwälle und der Ringgraben angelegt waren, erschienen die ersten Holzpfähle in ihrem Zentrum und am nordöstlichen Eingang, der nach der Stelle zu liegt, wo die Mittsommersonne aufgeht. Dieser *henge* aus Holzpfeilern, ähnlich denjenigen in der Nähe von Durrington Walls oder dem erst kürzlich entdeckten Holztempel, der bei Stanton Drew stand, überdauerte mehrere hundert Jahre — obwohl einige Archäologen glauben, dass der Tempel irgendwann gegen Mitte oder Ende des dritten Jahrtausends v. Chr. nicht mehr benutzt wurde. Dann, vielleicht zweihundert Jahre später, wurde er wieder hergestellt und weiter ausgebaut. Die Station Stones und ein paar andere Steine am Haupteingang wurden zuerst aufgestellt. Höchstwahrscheinlich befand sich auch der Heel Stone (der Sonnenstein bzw. Altarstein) unter diesen zuerst aufgerichteten Granitblöcken, und er steht noch immer, wenn auch etwas schief. Besucher schenken ihm meist keine sonderliche Beachtung, obwohl er wahrscheinlich der Hauptpfeiler für den gesamten Tempel war. Für eine kurze Zeitspanne war der Tempel nur eine simple Anordnung von einigen aufrecht stehenden Steinen, nicht bemerkenswerter als viele andere Tempel dieser Art - aber dann geschah etwas Außergewöhnliches. Blausteine (so genannt wegen ihrer leicht bläulich grünen Färbung) wurden aus dem fernen West-Wales geholt und in einem Doppelkreis aufgestellt, und höchstwahrscheinlich trugen einige dieser Steine noch Decksteine.

Die Blausteine sind ein weiteres Rätsel. Auf Salisbury Plain gab es keine geeigneten Felsbrocken oder Findlinge -

deshalb mussten alle Steine des Monuments aus weit entlegenen Gebieten geholt werden - aber warum ausgerechnet von den Preseli Mountains in Pembrokeshire? In den Hügeln in der Nähe von Avebury, zwanzig Meilen weiter nördlich, gab es einen fast unerschöpflichen Vorrat an Findlingen, dennoch schleppten die Erbauer von Stonehenge die Blausteine hundertfünfunddreißig Meilen weit (tatsächlich sogar noch sehr viel weiter - denn sie waren durch die topographische Beschaffenheit der Landschaft gezwungen, einen Umweg zu ihrem Bauplatz zu machen). Es war ein unglaublicher Kraftakt und eine großartige Leistung, obwohl einige Theoretiker sie abzutun versuchen, indem sie behaupten, dass die Blausteine durch Gletscherbewegungen während einer Eiszeit auf Salisbury Plain abgelagert worden seien. Es ist eine bequeme Theorie, aber sie kann nicht stimmen; denn sonst hätten wir noch andere solcher Blaustein-»Irrläufer« irgendwo anders auf der Ebene oder in ihrer Nachbarschaft finden müssen, was nicht der Fall ist. Die einfachere Erklärung, wie erstaunlich sie auch sein mag, ist, das die Tempelbauer ganz einfach genau diese Steine haben wollten und sie deshalb nach Stonehenge holten.

Auf dem Landweg wäre die weite Reise fast unmöglich zu schaffen gewesen, denn auf der Strecke von den Preseli Mountains bis nach Salisbury Plain liegen zu viele steile Täler, die hätten durchquert werden müssen; daher herrscht unter den Archäologen allgemein Einigkeit darüber, dass die Steine hauptsächlich auf dem Wasserweg transportiert wurden. Sie sind sich auch darüber einig, dass die Steine (die zwischen zwei und sieben Tonnen wiegen) in Einbäumen befördert wurden, die durch eine hölzerne Plattform miteinander verbunden waren, auf der der Stein festgezurrt wurde. Zwei verschiedene Routen bieten sich dafür an: entweder südlich um Land's End herum und dann in östlicher Richtung entlang der Südküste bis nach Christchurch Harbour, von wo aus die Steine den Hampshire

Avon (»Mais Fluss«) stromaufwärts bis zu einer Stelle geflößt werden konnten, die in der Nähe von Stonehenge liegt. Die Alternative, die ich bevorzuge, ist eine kürzere Seereise den Bristol Channel hinauf, dann weiter den Somerset Avon (»Fluss Sul«) entlang, von dort aus über eine flache Wasserscheide und dann wieder per Fluss. Jeder, der schon einmal im Ärmelkanal gesegelt ist und speziell in den Gewässern zwischen Cornwall und Hampshire, wird von den vielen Gefahren wissen, die an dieser Küste drohen - besonders in Form von massiven »Seeschleusen«, wo die schnellen Flutströmungen durch weit in die See ragende Landspitzen wie zum Beispiel Start Point oder Portland Bill so verdichtet werden, dass oft eine tückische Kabbelung herrscht. Auf einer Seereise um die Südwestküste von Großbritannien herum würde man auf diese bedrohlichen Hindernisse stoßen, während ein starker Gezeitenstrom und auflandige Winde die Reise den Bristol Channel hinauf begünstigen. Es gibt keinen Hinweis darauf, dass die jungsteinzeitlichen Bewohner Britanniens Segel besaßen; aber wir wissen, dass diese Schiffsbauweise bereits um 4000 v. Chr. im Mittelmeerraum bekannt war. Daher erscheint es denkbar, dass sich diese Technik innerhalb der nächsten zwei Jahrtausende bis nach Britannien herumgesprochen hatte. Eine Bootsreise nach Bristol Channel hinauf, sogar noch unterstützt durch Segel und unter Ausnutzung der Springfluten, hätte relativ schnell vonstatten gehen können und ohne eine der ernstlichen Gefahren, die auf der längeren Route südlich um die Kornische Halbinsel herum drohten.

Aber wie auch immer die Steine geholt wurden, die außergewöhnliche Reise wurde unternommen, und dann geschah etwas noch Bemerkenswerteres. Nachdem die Tempelbauer die immense Mühe auf sich genommen hatten, die Steine vom heutigen Pembrokeshire bis nach Wiltshire zu befördern, kamen sie zu dem Schluss, dass ihr neuer und immer noch unfertiger Tempel unzulänglich war. Daher

rissen sie ihn wieder ab. Die Steine wurden entfernt (wahrscheinlich alle bis auf den Altarstein, der ebenfalls aus Pembrokeshire, vom Ufer des Flusses Clewydd in der Nähe von Milford Haven stammte), um durch die markanteren Steine ersetzt zu werden, die wir heute noch sehen: die »sarsen stones« — große Sandsteinblöcke. »Sarsen« ist in diesem Fall jedoch nicht die Bezeichnung für Sandstein, sondern ein örtlicher Spitzname, vielleicht von »saracen« — »sarazenisch« — hergeleitet, um das fremdartige und merkwürdig Anmutende dieser riesigen grauen Säulen zum Ausdruck zu bringen, die einst das Hügelland in der Nähe von Avebury bedeckten. Die Steine, die Stonehenge bilden, stammten von den Hügeln gleich östlich von Avebury und mussten über zwanzig Meilen weit zu ihrem jetzigen Standort geschleppt werden. Es war keine derart bemerkenswerte Reise wie die der Blausteine, aber trotzdem eine unerhörte Leistung — denn die Sarsenblöcke waren sehr viel größer und schwerer (die schwersten wogen mehr als vierzig Tonnen). Sie gehören auch zu den relativ harten Steinen in der Natur; dennoch formten die Tempelbauer diese riesigen Klötze in übermenschlicher Anstrengung, um die fünf hoch aufragenden Trilithen und den Kreis aus Sarsenpfeilern mit seinem wunderbaren Ring aus dreißig Decksteinen errichten zu können. Sie ordneten auch die Blöcke im Haupteingang neu an, von denen heute nur noch einer steht, nämlich der sich zurücklehnende Slaughter Stone - der Schlachtstein - der jedoch wahrscheinlich nicht das Geringste mit Abschlachten zu tun hatte. Der Stein erhielt diesen Namen wegen eines rötlichen Flecks auf seiner Oberfläche, von dem einmal angenommen wurde, dass es uraltes Blut sei; aber tatsächlich ist es nichts Dramatischeres als oxidiertes Metall, herausgelöst durch Regenwasser. An diesem Punkt endet mein Roman.

Konnte alles das innerhalb der Lebensspanne eines Menschen geschaffen worden sein? Es ist unmöglich, und die mit der Radiokarbonmethode gewonnenen Daten zur

Altersbestimmung organischer Reste (die hauptsächlich von kleinen Bruchstücken von GeweihGrabstöcken stammen, die in den Steinlöchern gefunden wurden) sind spärlich und verwirrend genug, um diese Möglichkeit in Betracht zu ziehen; aber die meisten Archäologen würden für einen sehr viel längeren Zeitraum plädieren. Ich glaube jedoch nicht, dass die Erbauung von Stonehenge in aller Gemächlichkeit vonstatten ging. Es gibt Hinweise darauf, dass einige Steine ziemlich eilig aufgestellt wurden (indem sie in Löchern verankert wurden, die zu flach waren, um sie zu stützen, wohingegen die Sorgfalt es erfordert hätte, einen längeren Stein herbeizuschaffen und gegen den zu kurzen auszuwechseln; außerdem lässt auch die unveränderliche menschliche Natur darauf schließen, dass - wenn ein großer Bau in Angriff genommen wird - eine gewisse Ungeduld mit im Spiel ist, ihn endlich fertig zu bekommen. Ich bin davon überzeugt, dass die Konstruktion des aus Sarsenblöcken erbauten Stonehenge seinen Architekten verrät. Die Decksteine und Trilithen mögen vielleicht Kopien von hölzernen Originalen gewesen sein; aber das Monument ist dennoch einmalig und gewagt, und lässt darauf schließen, dass es ein Genius entworfen und konstruiert hat — dieser Konstrukteur und Erfinder könnte zweifellos erpicht darauf gewesen sein, seine Idee noch zu seinen Lebzeiten verwirklicht zu sehen. Aus allen diesen Gründen vermute ich, dass der Bau weniger lange dauerte, als allgemein angenommen wird.

Dennoch war Stonehenge selbst noch immer nicht fertig, als die großen Sarsenblöcke aufgerichtet wurden. Zu irgendeinem Zeitpunkt — wir können nicht sagen, wann — wurden Abbildungen von Äxten und Dolchen in einige der Pfeiler eingehämmert. Dann, kurz nach 2000 v. Chr., wurden die ausrangierten Blausteine wieder zurückgeholt. Einige wurden in einem Kreis innerhalb des Rings aus Sarsen aufgestellt, während der Rest ein Hufeisen innerhalb des Halbrunds von Trilithen bildete. Damit endete der

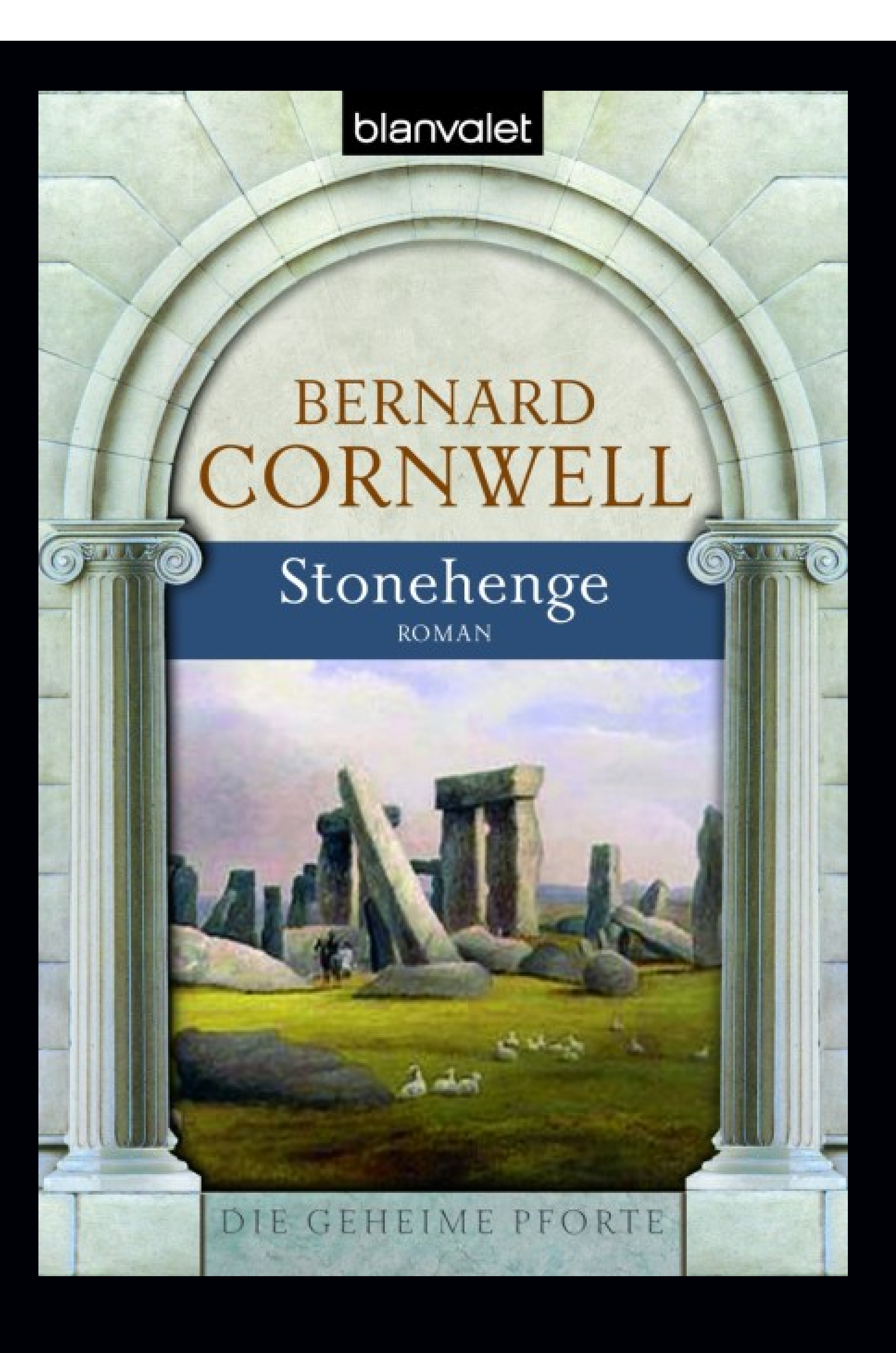
Erbauungsprozess, und die Ruinen, die wir heute sehen, sind die Überreste von jenem Stonehenge — obwohl etwa zwei- oder dreihundert Jahre nach der Rückkehr der Blausteine weitere Löcher für einen ganz neuen Doppelkreis von Steinen ausgehoben wurden, der den mit Decksteinen verbundenen Ring aus Sarsen umschlossen hätte, aber diese Blöcke wurden niemals aufgestellt. Es war ungefähr zur gleichen Zeit, dass der geheiligte Pfad — die auf den Tempel zulaufende Prozessionsstraße, die größtenteils untergepflügt worden ist, sodass sie lange in Vergessenheit war — zu einer großen, bis zum Flussufer reichenden Kurve verlängert wurde. Dann, um 1550 v. Chr., scheint der Tempel schließlich aufgegeben worden zu sein, und seitdem verwitterte und verfiel er.

Ich habe bereits erwähnt, dass ich John North und seinem Werk *Stonehenge, Neolithic Man and the Cosmos* (HarperCollins, l997) großen Dank schulde, und die Gestaltung des verlassenen Blaustein*henge* habe ich seinen Hinweisen und Anregungen entliehen. Ebenso nützlich und hilfreich fand ich Aubrey Burls Bücher, insbesondere *The Stonehenge People* (J. M. Dent, London, l9B7), und *Preshistoric Avebury* (Yale University Press, l979). Die beste Einführung in die Geschichte des Monuments ist David Soudens wundervoll illustriertes und verständliches Buch *Stonehenge, Mysteries of the Stones und Landscape* (Englisch Heritage, l997). Ferner habe ich auch Rodney Castledens *The Making of Stonehenge* (Routledge, London l993) als Quelle verwendet sowie das prachtvolle, unhandliche und schrecklich teure *Stonehenge in its Landscape, Twentiethcentury Excavations,* herausgegeben von R. M. Cleal, K. E. Walker und R. Montague (English Heritage, Archaeological Report l0, l995). Lawrence Keeleys *War Before Civilization* (Oxford University Press, l996) war ebenfalls sehr hilfreich. Es heißt, dass ein Bild tausend

Worte wert ist; aber Rex Nicholls Bilder, die die Titelseiten dieses Buchs illustrieren, sind noch unendlich viel mehr wert. Mein Dank gilt ihm und Elizabeth Cartmale-Freedman, die viel wertvolle Forschungsarbeit für mich erledigt und sich speziell mit dem Getreideanbau und den Lebensbedingungen der späten Jungsteinzeit und den Funden von anderen archäologischen Ausgrabungsstätten beschäftigt hat. Irrtümer, Fehlbeurteilungen und Dummheiten gehen alle auf mein persönliches Konto.

Was macht Stonehenge so besonders? Einige Leute sind von den Ruinen enttäuscht. Nathaniel Hawthorne, der in der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts von seinem Heimatland New England nach Großbritannien herüberkam, um die Anlage zu besichtigen, schrieb damals, dass Stonehenge »wirklich nicht besonders sehenswert ist ... einer der jämmerlichsten Steinhaufen! Und als es vollendet war, muss es sogar noch weniger pittoresk gewesen sein als heute.« Kann sein — dennoch finden die meisten Leute die Steine Ehrfurcht gebietend. Für einige ist es die Verknüpfung von einem Fleck auf unserem Planeten mit den religiösen Sehnsüchten der Menschheit von vor über zehntausend Jahren. Für andere ist es das Wunder der Decksteine, einzigartig für ihre Zeit und noch immer atemberaubend in ihrem architektonischen Wagemut. Dass das Monument überlebt hat, ist ein wahres Wunder; im Laufe der Jahre wurden einige Steine zerbrochen und für Bauvorhaben wegtransportiert, während andere Steine, die ungenügend im Boden verankert waren, in Stürmen umkippten. Dennoch steht der Tempel bis zum heutigen Tag: Die Namen seiner Götter sind vergessen und seine Rituale ein Rätsel — dennoch bleibt es ein Heiligtum für all die Hoffnungen und Sehnsüchte, die wir nicht mit Technologie oder menschlichem Wissen stillen können. Auf dass Stonehenge noch lange erhalten bleiben möge!




blanvalet
BERNARD
CORNWELL
Stonehenge
ROMAN
DIE GEHEIME PFORTE